zur

1 Landwirthschafts-Gesellschaft

Bamberg

pr 1855/56.

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, so wie zu einer bildenden Lectüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet

von

A. W. Grube.

Dritter Theil.

Leipzig:
Verlag von Friedrich Brandstetter.
1855.

Charakterbilder

deutschen

Landes und Lebens

für

Schule und Haus,

bearbeitet und gruppirt

von

A. W. Grube.

Zweiter, unveränderter Abdruck.

Leipzig:
Verlag von **Friedrich Brandstetter.**
1855.

Seinem verehrten Freunde

Herrn Professor Hiecke,

Director des Gymnasiums zu Greifswald,

gewidmet

in dankbarer Liebe

vom Verfasser.

Vorwort.

Die Herausgabe dieses Bandes „deutscher Charakterbilder“ ist von so vielen und achtbaren Seiten her gewünscht worden, daß ich nicht länger damit zögern mochte, sondern frisch Hand ans Werk legte. Zwar enthält bereits die fünfte Auflage der „geographischen Charakterbilder“ einen nicht unbedeutenden Theil von Schilderungen deutschen Landes und Lebens, aber doch nur so viel, als sich mit der Anlage und Oekonomie des ursprünglich auf zwei nicht allzustarke Bände berechneten Werkes vertrug, und nicht so viel, als das Bedürfniß der Schule forderte. So bietet sich denn nun dieses Buch einerseits als Ergänzungstheil des Hauptwerkes, andererseits aber auch als ein selbstständiges Opus dar, das dem Unterricht in der Vaterlandskunde, ich möchte hinzufügen der patriotischen Seite des geographischen Unterrichts ausschließlich Rechnung tragen will. Möge es denn von den Freunden einer tüchtigen geographischen Lectüre, insbesondere aber von der Lehrerwelt eben so willkommen geheißen werden, wie seine Vorgänger! An Mühe und Sorgfalt, das darf ich wohl

sagen *), hab' ich's auch bei der Auswahl und Bearbeitung dieser vaterländischen Schilderungen nicht fehlen lassen, obwohl die Schwierigkeit in Herbeischaffung passenden Materials bei Weitem größer war, als bei den Geographischen Charakterbildern, für die sich eine viel reichere Literatur öffnete. Es mußte dem Herausgeber nicht allein darum zu thun sein, Gediegenes zu bieten, sondern auch dieses in entsprechender Fülle und Allseitigkeit, wobei namentlich auf Parallelen (für ein vergleichendes, zur Beobachtung führendes Anschauen so wichtig!) Bedacht genommen werden konnte; ferner mußte das Geographische überall ethnographisch werthvoll sein, und dabei wiederum jedes einzelne Bild ein abgerundetes Ganze bilden, der Art, daß die Anschauung des Lesenden und Lernenden sich darin vertiefen kann. Endlich durfte die Charakteristik der deutschen Volksstämme nirgends zum stolzen Ueberheben des einen über den andern führen, nicht in eine negative Kritik ausarten, sondern sie mußte auf Liebe und Anerkennung beruhen, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun.

Wo es anging, habe ich den Wortlaut des Originals unangetastet gelassen, übrigens jedoch das pädagogische Interesse dem ästhetischen keineswegs untergeordnet, und an vielen Orten die Bearbeitung nicht gescheuet. Daß ich in der Darstellung der verschiedenen Seiten des deutschen Volks- und der verschiedenen Richtungen des deutschen Kul-

*) Nicht des Werthes oder Erfolges, wohl aber des Fleißes darf sich der Autor rühmen, ja er muß es anonymen Recensenten gegenüber, welche den Werth einer pädagogischen Idee und die Consequenz ihrer Durchführung nicht anerkennen wollen oder nicht anzuerkennen fähig sind, und gewissen eben so matten als neidischen Autoren gegenüber, die, weil sie mit ihren Büchern sitzen bleiben, nun ihrem Aerger in allerlei boshaften Seitenhieben Luft machen.

turlebens die sociale Seite nicht vernachlässigt habe, bedarf jetzt wohl keiner Entschuldigung mehr. Auch der Unterricht sollte sie mehr berücksichtigen, als bisher geschehen ist. Die eindringliche Schilderung einer westphälischen Bauernschaft oder einer Stadt wie Königsberg ist jedenfalls mehr werth, als das Auswendiglernen und Herbeten der preußischen Provinzen und Regierungsbezirke, Städte- und anderer Namen, die bloße Namen bleiben; und wenn der Schüler keine Anschauung einer Leipziger Messe bekommt, mag man ihm Leipzig lieber gar nicht nennen, denn daß Leipzig so und so viel Einwohner hat, am Zusammenfluß der Elster, Pleiße und Parde in einer großen Ebene liegt, ist an sich ganz gleichgültig, und daß die große Schlacht in der leipziger Ebene geschlagen wurde, bekommt er im Geschichtsunterricht zu hören.

Die Anschauung vom Grund und Boden, auf welchem das Menschenleben erwächst, soll nicht zurückgeschoben werden — es ist dies vielmehr die Basis, von welcher ausgegangen wird; aber bloße Landschaftsbilder sind etwas sehr Abstraktes und Todtes, wenn wir vergessen oder es nicht verstehen, sie um den Menschen als ihren lebendigen Mittelpunkt zu gruppiren und sie mit der Schilderung des Menschenlebens in lebendige Wechselwirkung zu setzen. Durch die Anschauung des Menschenlebens wird dem Schüler die Gegend und das Land zugleich verständlich und interessant. Der Mensch bleibt dem Menschen überall das Wichtigste und soll auch für den geographischen Unterricht den Ausgangspunkt bilden. Vor Allem gilt dies von der Kunde des Vaterlandes, und nur dann, wenn der ausgesprochenen Forderung Genüge geschieht, wird der Unterricht in der vaterländischen Geographie auch den ethischen Zweck nicht verfehlen, mit der Kenntniß

Deutschlands auch die Liebe zum großen, schönen Vaterlande ins Herz zu pflanzen, und das begeisternde Gefühl kräftig erblühen zu lassen, daß Oesterreicher und Preußen, Bayern und Schwaben, Sachsen und Thüringer Glieder Eines Leibes und Kinder Eines Blutes sind, verschiedene Zimmer bewohnend des Einen herrlichen Hauses.

Hard am Bodensee, am 17. August 1854.

A. W. Grube.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Da in der kurzen Zeit von vier Wochen die erste Auflage fast vergriffen wurde, blieb dem Verfasser keine Muße, Veränderungen vorzunehmen, und es erscheint die zweite Auflage als unveränderter Abdruck.

Hard, am 1. November 1854.

A. W. Grube.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Deutschland das Land der Mitte.*)

Wir Deutschen können unser Vaterland das Land der europäischen Mitte nennen mit viel größerm Recht, als die Chinesen das ihre in Bezug auf Asien. Welches Lebensverhältniß wir auch immer nehmen mögen, in Deutschland gleicht sich Alles aus, und seien es politische und moralische, oder physikalische und kosmische Extreme, in unserm Vaterlande finden wir das Centrum aller europäischen Linien.

Wir Deutschen bewohnen den mittlern Hauptkörper Europa's, an den sich seine Glieder nach allen Seiten hinaus erstrecken. Von Deutschland geht es nach Italien hinaus zu den heißen Gebieten der südlichen Zonen, und ihnen gegenüber rühmen wir, wenn wir auch seines schönen Himmels entbehren, die größere Frische und Kühle unserer Wälder und Quellen. Nach Norden in die Nachbarschaft der Polargegenden bauen sich Rußland und Skandinavien hinaus, und wenn sie dort im Winter frieren und Baumstämme gegen die grimmige Kälte in ihren Oefen verlodern lassen, so erscheinen wir ihnen gegenüber als Südländer, spalten unser Holz in kleine, zierliche Stückchen und preisen es, daß wir den Frühling vier Wochen früher haben.

Alle Naturformen Europa's finden sich in Deutschland zusammen; wir haben eine wahrhaft griechische Mannigfaltigkeit; wir haben die Plateaubildung Spaniens und die sarmatische Tiefebene; wir haben den eigenthümlichen Wechsel zwischen Bergland und Ebene der britischen Inseln und die Hochgebirgsform Skandinaviens. Dabei ist Deutschland waldreicher, als die drei Südländer Europa's, wo der Wanderer nur zu oft über nackte Höhen und baumlose Landschaften klagt. Haben wir auch keine Pomeranzenhaine und Olivengärten (welche letztere überdies fahl aussehen) und keine Baumarten mit im-

---

*) Vgl. J. G. Kohl, Reisen in Steiermark, die Einl., und Th. Schacht, Lehrb. der Geographie, 2. Aufl. S. 389.

mergrünem Laub: so prangen dafür unsere Wälder mit herrlichen Eichen und Buchen, die nirgends schöner sind als bei uns, und zwar am stattlichsten im Norden (Mecklenburg, Holstein, Insel Rügen), so daß die Dichter nicht ohne Grund das Haupt der Germania mit Eichenlaub bekränzen. Tannen- und Fichtenwälder überziehen die höheren Berge; Linden, Ulmen, wilde Kastanien, Eschen, Akazien und Pappeln verschönern selbst im nördlichen Flachlande die Kirchhöfe, Dorfplätze und Straßen. Sümpfe, deren es in der Urzeit zwischen den Waldungen viele gab, sind größtentheils verschwunden, und nur wenige Gegenden durch Moräste ungesund, nirgends in solchem Maaße, wie die pontinischen Sümpfe und Maremmen Italiens. Die Haiden und Moore des nördlichen Deutschlands sind reizlos, aber bei Weitem nicht so trübselig als die Sandflächen südlich von Bordeaux in Frankreich, und hält man Abrechnung, so ist unser deutsches Vaterland bei Weitem schöner als Frankreich. Die Seine läßt sich weder an Wasserfülle, noch an Herrlichkeit der nächsten Gegenden mit der Elbe vergleichen, nirgends bieten ihre Ufer solche Landschaften wie die der Elbe bei Dresden. Schon daraus, daß sich in Deutschland viel mehr Gebirge verzweigen, als in dem größtentheils flachern Frankreich, kann man schließen, wie viel mannigfaltiger und reizender die Natur der Landschaften in Deutschland sein muß. An der Rhone ist's schön, namentlich bei Lyon, doch nicht reizender als im österreichischen Donauthale, und weder Rhone, noch Loire dürfen sich mit dem Rheinstrom messen, dessen prachtvolle Ufer mit Weinhügeln, Bergen, Städten und Burgruinen von den Reisenden aller Völker Europa's gern besucht und hoch gepriesen werden.

Freilich wendet der unwissende Provençale und der Italiener sein Angesicht hinweg von unserm theuern Vaterlande, und schilt es nebelicht und feucht, — und der vorurtheilsvolle Spanier meint gar, nur in Frankreich könne er es noch allenfalls aushalten, was jenseits liege, sei Alles ein nordisches Land ohne Sonne und Sterne. Mit Recht aber können wir diese Leute auf England verweisen, zu dessen Nebeln sich die unserigen verhalten wie zarte Schleier zu Sackleinwand, — mit Gleichmuth hüllen wir uns eine Zeitlang in unsere Rhein- und Donaunebel und denken, „die Sonne sieht nachher wieder um so schöner aus". Ein stets blauer Himmel, eine ewig blitzende Sonne wie in Spanien, kein Deutscher könnte sie ertragen. Wir haben durchaus die Poesie der Wolken nöthig, in welche sich unser Firmament bald so, bald so alle Tage mit einem andern Costüm vermummt, ohne doch wie im Lande der Hyperboräer für immer in eine Nebelkappe gehüllt, gleich einem alten Greise dazusitzen.

Der schroffe, unzugängliche Engländer hat auf seiner rund vom Meere umwogten Insel außer sich selbst keinen einzigen Nachbar. Der

Franzose hat nur zweierlei Nachbarn, romanische und deutsche. Wir Deutschen aber haben fast alle Europäer zu Nachbarn, germanische, romanische, slavische aller Art, ja sogar auch walachische und türkische. Mit den Slaven im Osten, mit den Russen, Polen, Böhmen, Serben, Kroaten — ja wer nennt diese Racen alle! sind und waren wir in Freundschaft und Feindschaft vermischt. Die Italiener haben, wenn auch wider Willen, in unsere Gemeinschaft treten müssen; mit den Franzosen im Westen haben wir leider! nur zu sehr fraternisirt, und im Norden haben wir uns an Holländer und Normannen angeschlossen. Es ist keine dieser Nationen, deren Sprache und Sitten nicht entweder in ganz Deutschland oder doch in einem Theile desselben verstanden würden, und sie können alle zu uns kommen und irgend eine Gegend bei uns finden, in der sie sich fast wie zu Hause fühlen mögen. Wir haben daher Gelegenheit, alle europäischen Nationen ganz aus der Nähe zu beobachten und das Gute von ihnen anzunehmen. Daher sympathisiren wir auch am Rhein mit den Franzosen, an der Donau mit den Türken, an der Nordsee mit den Engländern, an der Ostsee hie und da sogar noch mit den Russen, — rühmen uns aber zugleich auch allen Nationen gegenüber irgend einer guten Eigenschaft, die sie nicht haben. Dem englischen Stolz setzen wir Duldsamkeit entgegen, dem französischen Leichtsinn gegenüber rühmen wir uns der langsamen Bedächtigkeit, — der italienischen glühenden Rach- und Eifersucht gegenüber zeigen wir Versöhnlichkeit und Ruhe, und dem slavischen gewaltthätigen Despotismus Rechtssinn und Treue.

Alle religiösen und politischen Systeme Europa's ragen mit ihren äußersten Zipfeln und Ausläufern in Deutschland herein, so das constitutionelle System Frankreichs und Englands, das bei uns so viele Anhänger findet; so die Unumschränktheit des Ostens, die bis ins Herz von Deutschland vorgeht, obschon sie hier (wie die österreichische Regierung beweist) unendlich vielfach gemildert ist, eben so wie die oft zügellose, zwischen republikanischer Ausgelassenheit und straffem Soldatenregiment schwankende Freiheit des Westens bei uns gemäßigt und gezügelt wird. Der poetische Katholicismus hat seine Basis in Italien und ragt bis tief nach Deutschland hinauf, so wie der kühle Protestantismus, der im Norden seine Quelle hat, bis tief nach Deutschland hinabgeht.

Reist man von Rußland nach Deutschland, so glaubt man im Lande der Freiheit zu landen; geht man von Frankreich her über die Grenze, so ist es einem zu Muth, als sei man von dem Gipfel eines im Innern stets drohenden, unheilbringenden Kraters auf den Boden der Ordnung, Ruhe und Sicherheit gekommen. Naht man sich von Belgien, so freut man sich, der bigotten, finstern Menschengesichter los zu sein, und lobt im Stillen deutsche Aufklärung und Schulbil-

dung, Offenheit und Freimüthigkeit. Verläßt man Italien, so dankt man Gott, nun mit gutmüthigen und ehrlichen Leuten zu verkehren, und hat man Ungarn im Rücken gelassen, so ist man herzlich froh, das Land der Mitte zu erreichen, in welchem auch so viele ungarische Steine des Anstoßes sich wegpoliren, so viele Knoten ihre Auflösung finden.

Wie alle europäischen Kriege ihre endliche Lösung und Entscheidung in Deutschland gefunden haben, so ist auch andererseits wieder die Ruhe und der Frieden Europa's durch die Haltung Deutschlands bedingt. Unser Vaterland ist das Herz Europa's und darum das Herz der Welt, alle tieferen Lebenssäfte des Geistes und Gemüthes gehen von diesem Lebensmittelpunkte aus und in denselben wieder zurück. Wie Deutschland die Bildung aller Länder und Zonen, Kunst und Wissenschaft aller Völker in sich aufnimmt und verarbeitet, so geht von seinem Geiste, wenn auch oft unmerklich und unsichtbar, der innere Bildungstrieb über die ganze Erde, gleich einem befruchtenden Thau und Regen. Sollte einst dieses Herz Europa's krank werden und dahin siechen, dann wäre es auch mit der europäischen Bildung vorbei. Daraus folgt aber auch, daß der Deutsche seine Freiheit nicht verlieren kann, wofern er nur sich nicht selber verliert. Was ihm aber vor Allem noththut, ist Vertrauen zur eigenen Kraft, die mit Gottes Hilfe schon so Großes geleistet hat und noch Größeres leisten wird, — Kenntniß der eigenen Mittel und hohen Güter des Vaterlandes und Brudersinn, der um alle so mannigfaltigen Lebensrichtungen und Eigenthümlichkeiten im lieben deutschen Vaterlande das Band der Einheit schlingt und stark wird durch „vereinte Kraft“.

Erster Abschnitt.

1. Königsberg. — 2. Mecklenburger Küstenleben.

1. Königsberg. *)

Charakter Königsbergs.

Es ist sehr schwer, so im Allgemeinen den Charakter einer Stadt zu bestimmen, und doch wird unsere Beobachtung erst dann einigermaßen zufrieden gestellt, wenn wir gewisse durchgreifende Punkte finden, die sich in der Modifikation verschiedener Gebiete gleich bleiben. Mir scheint nun der Hauptzug Königsbergs in einer durch den nüchternsten Verstand beherrschten Universalität zu liegen. Die Universalität versammelt in ihm fast alle bedeutenden Kulturelemente, jedoch wegen der Isolirung der Stadt in einer eigenthümlichen Verkürzung. Es fehlt nicht leicht etwas. Jedes Gewerbe, jede Kunst, jede Wissenschaft, jede Lebensart, jede politische oder kirchliche Richtung haben ihre Vertreter. Aber oft ist auch ein Element eben nur repräsentirt. Es wurzelt nicht tiefer, es ist nur da, um an sich zu erinnern. Es ist mehr als eine Möglichkeit, denn als Wirklichkeit vorhanden. Ein Spötter könnte daher Veranlassung nehmen, Königsberg als die Stadt zu bezeichnen, in welcher Alles im Zustande des Beinahe existire. Es sei beinahe Residenz, denn Herzöge hätten darin residirt; Churfürsten, Könige auch zuweilen. Es sei beinahe eine industrielle Stadt, denn es habe einige große Fabriken. Es sei beinahe eine Seestadt, denn Zwei- und Dreimaster können bis mitten hinein, obwohl der eigentliche Hafen das sieben Meilen entfernte Pillau sei. Es sei beinahe eine reiche Stadt, denn es zähle gar manche reiche Kaufleute. Es habe beinahe eine Festung, denn ein kleines Fort am Holländer-Baum werde wenigstens so genannt u. s. w. Nichts desto weniger ist es sehr wichtig, daß Königsberg eine solche Allseitigkeit der Kulturelemente besitzt. Es beweist dadurch seine Anlage zum Fortschritt. Es schließt von vorn herein nichts von sich aus, sondern kommt auch dem Fremdartigsten mit Empfänglichkeit entgegen.

*) Königsberger Skizzen von K. Rosenkranz.

Aber in seiner Universalität ist es zugleich von unerbittlicher Verständigkeit. Die Deutlichkeit der Begriffe, die Klarheit der Urtheile sind eines der ersten Erfordernisse für den Königsberger. Vermöge seines nordischen Phlegma's wird er nicht rasch von einer Erscheinung hingerissen. Es bedarf einer längern Dauer, damit er sich befreunde. Er übereilt sich nicht mit seinem Urtheil. In der Umgangssprache markirt sich dies Anhalten des Urtheils durch den eigenthümlichen Gebrauch einer Vorschlagsinterjection: Na, die in allen möglichen Verbindungen auftritt, so daß selbst Ausruferinnen, die Obst feil bieten, sie hören lassen. Z. B.: „Na, Plume, Plume!“ (Na, Pflaumen, Pflaumen!) Soll aber das Anhalten des Urtheils noch stärker markirt werden, so sagt man: „Na nu?“ Es ist unmöglich, auf dem Papier die unendlichen Variationen zu zeichnen, die eine solche Interjection im lebendigen Verkehr hat, wo sie nicht selten die Stelle eines weitläufigen Raisonnements vertritt. Ist nun aber das, was Jemand sagt, irgend über das Maaß der Gewöhnlichkeit hinaus, klingt es in die hergebrachte Ordnung etwas seltsam hinein, widerspricht es irgendwie der verständigen Einfachheit, so erfolgt gewiß die Redensart: „Mach dich doch nicht zum Narren!“ Diese Phrase schallt Einem allenthalben entgegen, wenn man nur eine Weile lebhaftern Unterredungen des Volkes zuhört.

In dem plattdeutschen Dialekt klingt sie besonders naiv. Wenn eine Magd einem Soldaten, der ihr den Hof macht, zu verstehen geben will, daß er es nicht recht ehrlich mit ihr meine, so sagt sie ihm gewiß: „Ach, maake Se mi dah doch nich tom Narrn!“ Man glaube jedoch nicht, daß nur das Volk diese Wendung liebe. Sie ist eine ganz allgemeine und wird eben so sehr auch von dem gebildetsten Königsberger gebraucht, etwas seinen Verstand Verletzendes von sich abzulehnen.

Diese Verständigkeit ist in Verbindung mit jener Universalität der Grund einer seltenen Gerechtigkeit des Urtheils. Der Verstand allein würde zu dem äußersten Prosa-Rigorismus führen. Alles ihm nicht sogleich Begreifliche würde er von sich abweisen. Aber die Mannigfaltigkeit der Interessen, die sich in Königsberg bewegen, verhindert eine solche Verödung. Wofür der eine mit seinem Verstande nicht ausreicht, dafür findet sich ein anderer. Dieser weiß seinen Gegenstand zu rechtfertigen und vor dem Verstande zur Geltung zu bringen. Man kann daher oft beobachten, wie bei gegebener Veranlassung zu urtheilen zunächst zwei entgegengesetzte Parteien da sind, eine verwerfende und eine anerkennende. Die Dialektik ihres Streits fordert aber bald ein Urtheil heraus, worin die Heftigkeit des Tadels durch bessere Einsicht gemildert, die Uebertreibung der Sache herabgestimmt ist. Dies als Resultat gewonnene Urtheil wird dann gewöhnlich in die allgemeine Tradition aufgenommen. Allerdings ist der eben geschilderte Proceß der, welcher überall in der Welt vorkommt. Aber in Königsberg ist er so zu sagen organisirt.

Auch da, wo man es nicht erwarten sollte, wird in Königsberg eine Opposition laut werden. Künstler, z. B. denen der größte Ruhm voraneilt, dürfen gewiß der achtungsvollsten, gespanntesten Aufmerksamkeit sich erfreuen, allein nicht glauben, nur gelobt zu werden. Man wird ihre Einseitigkeiten auszuspähen wissen. Umgekehrt dürfen solche Menschen, welche durch Sittsamkeit, durch verbrecherischen Leichtsinn, durch intellektuelle und sittliche Monstrosität die Gesellschaft verletzt haben, darauf rechnen, in Königsberg ihren Anwalt zu finden, der sie entschuldigt oder, kann er dies nicht, auf anderweitige tüchtige Eigenschaften, wenn sie da sind, auf frühere Verdienste derselben hinweist und das Bedauern ihrer Verirrung ohne verunglimpfende Härte hervorruft. Diese Gerechtigkeitsliebe erfüllt die Atmosphäre der königsberger Gesellschaft auf erfreuliche Weise. Man kennt sehr wohl die Mängel, ja Untugenden der Einzelnen, aber läßt sich ihnen nur irgend eine positive Seite abgewinnen, so wird ihnen diese überall zur Anrechnung gebracht. Wenn deshalb von Königsberg die kritische Philosophie ausgegangen ist, so hat man in der That darin mehr als einen Zufall zu sehen. Königsberg ist eine Stadt, in welcher das Gleichmaaß des Urtheils so sehr Eigenthum des Lokalgeistes ist, daß sich die Excentricität gleichsam immer daran brechen muß. Zwar läßt es die Individualität völlig frei. Es gibt in Königsberg vielleicht mehr noch als anderwärts Originalitäten, die man in ihrer oft kranken Weise, ist sie nur sonst harmlos, gewähren läßt. Allein im Urtheil läßt man sich nicht binden, und bei schwierigen Fragen wird die Aufregung der Gesellschaft oft sehr groß, bis das vermittelnde Durchschnittsurtheil gefunden ist. — Wenn nun aber der Verstand so gebieterisch herrscht, so fragt es sich, wie es denn mit der Phantasie stehe. Ist Königsberg für den Künstler eine günstige Stadt? Ich glaube nicht. Für den bildenden Künstler zunächst gar nicht; denn die Strenge des Klima's läßt vor allen Dingen das materielle Bedürfniß scharf hervortreten und das ästhetische Interesse erst nachfolgen. Für den Dichter aber ist der Verstand als herrschendes Element nicht zuträglich; er kann in Königsberg die Reflexion schwer los werden. Um sich ihr zu entziehen, stürzt er sich daher gewöhnlich in das Phantastische. Er gibt es ganz auf, dem Verstand eine Befriedigung zu gewähren. Er macht es ihm durch die absoluteste Willkür unmöglich, noch eine Forderung an ihn zu richten. Er ahnt, daß er nur durch einen Absprung sich von der Furcht des Verstandes vor dem Unwahrscheinlichen, Ueberspannten retten könne und fängt daher sogleich mit der Ueberspannung, mit dem Unwahrscheinlichen an. Der Dichter, der auf den Verstand sich einläßt, würde hier nur als Satyriker, als Didaktiker, als Lustspieldichter Glück machen können. Ich habe seit meinem hiesigen Aufenthalt Gelegenheit genug gehabt, hunderte von Dichtungen der verschiedensten Art, die man meinem Urtheil zu unterwerfen das Vertrauen hatte, kennen zu lernen, um zu wissen, daß hier sehr viel und

auch ganz gute Verse gemacht werden. Allein ich habe nur wenig ächte Poesie getroffen. Die besten Sachen aber nehmen sogleich, wie bei A. Hagen, die Tiecksche Richtung, d. h. eine solche, welche das laisser aller zum Princip macht und zum Verstand sich ironisch verhält. Hippel ist nach meiner Meinung noch immer der Dichter, der das preußische Element am glücklichsten zur Darstellung gebracht und mit der Phantasie zugleich den Verstand befriedigt hat. Werner und Hoffmann dagegen zeigen uns die entschiedenste Romantik, die sich endlich kopfüber in einen trüben Abgrund stürzt. Aber diese Schriftsteller sind auch nicht in Königsberg geblieben, sondern ausgewandert, und merkwürdig genug ist selbst Hamann im Auslande, in Westphalen gestorben. Man sehe die geistreiche Charakteristik dieser Schriftsteller in der ersten Abtheilung von A. Jung's Schrift: Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. Weil der Verstand mit seiner kritischen Schärfe hier Alles überwacht, so schlägt die produktive Phantasie, wenn sie nicht zur Einheit mit ihm sich entwickeln kann, leicht in das Gesetzlose und Wüste über. Die dann entstehende nebulose Phantasmagorie wird hier auch das Motiv zu krankhaften religiösen Erscheinungen, weil der Glaube ein Bereich in sich schließt, in welchem die Phantasie sich ungemessen ergehen kann. Hiervon wird noch später besonders die Rede sein. Indem also die Poesie nicht sonderlich gedeiht und eine Erscheinung, wie Lengerke's Lyrik, die hier so vielen Anklang findet, deshalb nicht zählen kann, weil C. v. Lengerke ein Ausländer, ein Hamburger von Geburt ist, tritt die Musik um so mächtiger hervor. Denn der Ton ist dem Verstande direkt unzugänglich und läßt die Phantasie der Empfindung frei. Zwar kenne ich die musikalische Produktivität Königsbergs zu wenig, um darüber urtheilen zu können; aber das weiß ich, daß der Eifer, mit welchem von den gebildeten Ständen Musik in allen Formen betrieben wird, unendlich groß ist. Ja, ich bekenne, daß das Fortepianospiel mir schon oft zur Qual geworden ist, wenn über, unter und neben mir nicht nur in demselben Hause, sondern in der Nachbarschaft rechts und links und gegenüber die Tasten zu hämmern anfingen. Alle Concerte sind hier stark besucht, und es verfließt fast kein Tag, wo nicht ein Concert in oder vor der Stadt gegeben würde. Liedertafeln blühen. Der Orchesterverein bietet uns im Verlauf des Winters im Concertsaal des Schauspielhauses die besten Ouverturen und Symphonien. Es existiren mehrere Gesangvereine unter der Leitung der Musikdirektoren Sämann, Sokolewski und Stiel. Eine eigene Gesangschule besteht unter der Leitung des Fräulein Cartalieri. In allen Schulen wird gesungen, und selbst die Studenten lassen sich in ihren sogenannten Anmeldungsbüchern ihre Gesangfertigkeit bezeugen. Kein Wunder, wenn auf dem Theater die Oper immer das meiste Glück macht. Allein nicht nur die sogenannten gebildeten Stände lieben die Musik so außerordentlich, sondern auch im Volke schlägt der Ton überall heraus. — Abends in den

Gassen wird zu allen Jahreszeiten gepfiffen und gesungen. In Danzig scheint mir der Gesichtssinn ausgebildet zu sein; die plastischen Künste walten in ihm vor. In Königsberg scheint es mehr der Gehörsinn zu sein, der überwiegt. Wenigstens ist es mir so vorgekommen, als ginge es zu Danzig in den Straßen der Stadt Abends sehr still her. Ich habe in verschieden gelegenen Gasthöfen gewohnt, das letzte Mal im Englischen Hause nach dem langen Markt zu. Aber das Plätschern der Röhrbrunnen, das Geschwätz einiger Mägde und das solide Gespräch einiger ehrsamen Bürger abgerechnet, habe ich nichts von Geräusch bemerkt. Ich schweifte absichtlich in den weniger besuchten Straßen der Stadt umher, allein es war überall todt und nur in den Tavernen war nach acht Uhr noch eine größere Munterkeit laut. In Königsberg dagegen schallt es bis um Mitternacht.

Die Universalität und Verständigkeit Königsbergs neigt sich dem Musikalischen so entschieden zu, weil der Ton gesellig stimmt. Die Redelust hat in der Musik ihr gleichartiges Element. Die Aufgeschlossenheit der Sinnesart, welche durch die Vielseitigkeit der Interessen und die Klarheit des Denkens genährt wird, ergießt sich in den Strom der mittheilungsregen Gesprächigkeit. Der provinzielle Ausdruck zur Bezeichnung des Redens um des Redens willen, also des Wohlgefallens am hin- und hergehenden Gespräch als solchem, heißt: K ü k e l e n.

Lage Königsbergs.

Königsberg liegt 1) in einer vollkommnen Ebene; 2) auf sieben Hügeln, wie Rom eine urbs septicollis; 3) an einem schiffbaren Fluß, dem Pregel, der 4) eine nicht unbedeutende Insel, K n e i p h o f genannt, bildet; d. h. seine Lage hat eine offenbare Universalität der Terrainformation und zugleich eine außerordentliche Verständigkeit. Für einen dauernden Aufenthalt ist eine solche Lage vortheilhaft. In Städten, die ganz von Bergen eingeschlossen sind, entsteht bald eine gewisse Befangenheit. Selbst ein hügligtes Terrain kann noch analog wirken. So ist es z. B. der Fall mit Halle. Diese Stadt liegt recht angenehm an einem Strom, dessen Ufer sich sogar zu nicht unbedeutenden Porphyrmassen erheben. Allein der Blick wird sehr oft auf kurze Entfernungen beschränkt, weil das Hügelterrain bald hier bald dort die Weitersicht abschneidet. Man kehrt zu schnell in sich selbst zurück und hat eine Empfindung, wie das Zucken von Fühlhörnern, die im Tasten auf einen Gegenstand stoßen. Die Vereinigung von Berg, Wasser und Ebene, welche Heidelberg und Salzburg so sehr auszeichnet, ist höchst selten. Die Lage aber in einer Ebene ohne ein größeres Wasser macht eine Stadt kleiner als sie an sich ist. So scheint es mir mit Nürnberg und Leipzig der Fall. Beide liegen in einer ganz flachen Gegend, beide haben einen kleinen Fluß durch sich hin-

fließen, aber das Wasser ist gleichsam nur für die Nothdurft da. Es fesselt uns nicht durch sich und ist auch zu fadenartig, um die nachbarliche, oft so reiche und großartige Architektur in sich malerisch abzuspiegeln. Das Terrain von Königsberg ist, wie gesagt, die absolute Plattheit, aber die kleinen Hochpunkte in ihm wirken darum auch viel mehr und lassen das Auge sich über weite Strecken ergehen. Das Wasser aber gibt der Stadt überall große Lebendigkeit. Der Blick von der Promenade auf den Lindenmarkt, den Hauptarm des Pregels hinunter, ist wirklich sehr schön. Links große Holzwiesen, rechts eine Reihe zum Theil alterthümlicher Häuser mit Balkonen und Bäumen, von dem sogenannten blauen Thurme, einem Stadtgefängniß, bis zur Börse sich hinabstreckend, in der Mitte zwei Brücken, über das Geländer der letzten, der grünen, die Masten der zusammengedrängten Schiffe hervorragend. Noch schöner ist die Aussicht von der grünen Brücke selbst nach dem Haff zu. Durch die Einmündung des andern Pregelarms, der hier um die Insel des Kneiphofs herum in den Strom einbiegt, wird die Wasserfläche sehr breit. Zu beiden Seiten des Bohlenwerks ziehen sich die Speicher hinab. Auf der linken Seite schließt unten die Festung, auf der rechten das Zollhaus des Holländer-Baums. Die rechte Seite ist durch die Packhofs- oder Licentgebäude, durch die Balkone des Dampfschifffahrtslokals, durch den jetzt freilich verbrannten rothen Krahn die mannigfaltigere. Der größte Reiz aber wird durch die Schiffe hervorgebracht, welche, wenn der Pregel offen ist, hier einen jeden Augenblick sich verändernde Ansichten gewähren. Hier zur Rechten geht mit Schildkröten-Langsamkeit die Pfennigfähre über den einmündigen Pregelarm am Kai hin und her, dort fliegt ein Boot, von einem Matrosen gerudert, pfeilschnell über den glatten Fluß; dort sucht ein Schiff vor dem Speicher, aus dem es Waaren einnehmen will, zwischen den andern Schiffen sich einzudrängen; da endlich segelt eines mit voller Ladung dem Haff zu und hinter dem Holländer-Baum legen andere vor Anker, den Ballast auszukarren, der hier den Boden Amerika's, Norwegens, Hollands mit preußischer Erde mischt, und wo beständig Schulknaben nach Muscheln und Schneckengehäusen suchen. Dieser Blick in das weite Wasser, dies Fortströmen mit den Wellen in das Meer, dies Vorempfinden des mächtigen Poseidonischen Elements, dies Reiselustige der Wimpel und Segel der Schiffe, dies Verschwimmen der Abendröthe in dem fernen Spiegel ist höchst zauberisch, und über die grüne Brücke schreitend muß man der Schönheit des Moments dankbar huldigen. Dazu kommt noch, daß auch die architektonische Umgebung überaus prächtig ist. Die breite, in modernem Styl erbaute Straße der vordern Vorstadt, das hohe Bankgebäude, der wenigstens schlanke Thurm des grünen Thores, das freilich barrocke, aber doch ansehnliche Börsengebäude geben einen hohen Vordergrund, von dem aus sich die Fernsicht vortrefflich abstuft.

Aber auch der die Stadt durchfließende Pregelarm, über welchen vier

Brücken führen, gewährt viele malerische Prospekte. Auf dem Kai der rechten Seite zieht sich hier ein Fisch- und Krammarkt hin, der ein mehr oder weniger munteres Menschengetreibe unterhält, indessen auf der Gegenseite die Gebäude des Albertinischen Collegiums, über welche der Dom herschauet, einen idyllisch klosterhaften Eindruck machen, der aber durch kleine Gärten und durch die Laubmassen einiger hohen Bäume sehr freundlich ist. Das Wasser selbst wird theils durch die Fischkähne, theils durch die Käse- und Butterschiffe, zur Herbstzeit auch durch die Obstkähne belebt, die hier oft in langen Reihen auf einander folgen. Die Fischkähne sind kastenartig breit. Die Käseschiffe aber haben ein spitzes zeltartiges Bretterdach zum Schutz gegen die Sonne, welcher Contrast das Pittoreske des Ganzen steigert.

Um den Wall der Stadt nach den übrigen Seiten hin zu ist nichts als Blachfeld. Zwischen dem eigentlichen bebauten Acker und dem Wall befindet sich hier theils Wasser, wie am Oberteich, theils sind durch die zur Aufschüttung des Walles fortgenommene Erde Vertiefungen des Erdreichs entstanden, welche erst allmälig durch Füllung mit dem Kehricht und Hausunrath der Stadt, der hier, wie in Berlin, Müll genannt wird, verschwinden. In diesen Kehrichthaufen wühlen unsere Schiffoniers nicht nur, sondern auch fremdländische Nebenbuhler, die polnischen Dschimken, welche hier die Abschnitzel der Kultur, ein Stück Blech, eine Messerschaale, einen Mützenschirm, Papierstücke, zerbrochene Kämme, Glasscherben, Knöpfe, Zeuglappen u. dgl. aufsuchen.

Ein Morgengang am Bohlenwerk.

Das, was Königsberg äußerlich belebt, was ihm seine augenfällige Physiognomie gibt, ist der Handel. Dieser aber verkündet sich hier allenthalben in den Gebäuden der Börse, der Bank, der Speicher, des Packhofs; in den Schiffen aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, England, Schottland, Irland, Nordamerika; in den Lastträgern, Steuerbeamten, Kaufdienern, die sich auf den Brücken und an den Ufern durch einander tummeln. Da kommt ein Schiff den Pregel herauf und schlingt ein ausgeworfenes Tau wie einen Arm um einen der großen Pfähle auf dem Bohlenwerk, oder kettet sich auch an einen der großen Ringe, die in Granitsteinen am Boden befestigt sind. Das Hoehoi der Matrosen, welche die Zugleine abwinden, erfüllt die Luft. Da nimmt ein Schiff Ladung; die Helfer (Sackträger) laufen über Bretter, die von den Speichern ausgelegt sind, mit den Säcken hin und wieder, und man vernimmt den einförmig melodischen Ruf der Messer beim Ab- und Aufschütten des Getreides; da hat ein Schiff geladen, ist segelfertig, und die Matrosen singen zum Abschied, während ein anderes auslabet und die Matrosen beim Aufwinden der Waaren aus dem innern Schiffsraum zum

Ebenmaaß der Bewegung einen Kanon singen. Die größeren Schiffe bleiben allerdings in Pillau und senden ihre Ladung in kleineren Fahrzeugen, den Bordingen, zur Stadt. Es kommen fast nur Zweimaster, aber doch genug, um einen malerischen Prospekt darzubieten. Es ist wunderbar, welche Macht die unmittelbare Wirklichkeit hat. Die Ferne wird zur Nähe, der Begriff bewährt seine Realität. Amerika, England u. s. w. existiren, denn hier steht ein Schiff, hier sind Menschen von dorther. Wenn man so ein Schiff aus New-York, Boston, Dublin, Hull, Navanger, Gröningen, Kopenhagen u. s. w. vor sich hat, so wird man unwillkürlich von der Freude an der Weite und Mannigfaltigkeit der Welt ergriffen. Diese Menschen, da zwei Fuß von Dir auf diesem Schiff, gehorchen ganz andern Gesetzen als Du, haben eine ganz andere Heimath, leben zum Theil in ganz andern Sitten — und doch sind sie Menschen wie Du, sind deine Brüder, sind Christen! Wenn besonders auf den blanken holländischen Schiffen, zwischen den wetterfesten Seeleuten, eine Frauengestalt mit phantastischem Kopfputz, einem breiten Goldblech, das der Haube diademartig eingefugt ist, aus dem Schiffsraum auf das Verdeck kommt, wenn sie ein Kind an der Brust trägt, ein Hund sie bellend umschmeichelt, so hat man das rührendste Bild um sich. Dies schwimmende Holz birgt eine ganze Familie, eine Welt, die, an einer einsamen Insel landend, eine Menschengeschichte für sich anfangen könnte. Dies Kind, in dessen Ohren vom ersten Augenblick an das Geklatsch der Wogen, das Pfeifen des Windes in dem Tauwerk und den Segeln tönten, welches die Städte und Länder stets nur so von dem Wasser aus angesehen hat, wie wir die Schiffe vom Lande aus, muß ein guter Seemann werden. Poseidon ist seine Gottheit.

Es liegt einmal in der Schiffswelt etwas den Geist Beflügelndes. Da fährt ein Schiff uns dicht vorüber, wir könnten vom Bohlenwerk fast hineinspringen. Nach einigen Wochen begrüßt es ganz andere Ufer, gehen ihm ganz andere Menschen vorüber, liegt es in einem ganz andern Hafen und die Erinnerung an Königsberg ist wie ein Traum. Die Namen der Schiffe haben selbst oft etwas Märchenhaftes. Zwar kommen auch sehr viel Elisen, Henrietten, Mathilden u. s. w., vorzüglich auf holländischen Schiffen, vor; aber auch Helden der alten und neuen Geschichte, Cäsar, Washington, Hannibal; aber auch Götter und Göttinnen, Fortuna, Ceres, Pluto u. s. w. blitzen uns ihre goldenen Buchstaben entgegen oder stellen sich auch wohl, mit lebhaften Farben bemalt, in dem Schnitzwerk der Bugsprietseite in effigie dar. Bei den polnischen Fahrzeugen fehlt die Poesie des Namens.

Am Ufer auf dem Bohlenwerk sieht es bunt aus. Waarenballen, Talgglocken, Zuckerhüte, Papierstöße, Roheisen, Eisengeschirr, Flachs- und Hanfballen, Fässer, Häringstonnen u. s. w. bedecken den Boden. Deutsch, Englisch, Holländisch, Polnisch, Dänisch wird durch einander gesprochen. Die Aufseher am Bohlenwerk, die Brückenwärter an den

Durchlassen, reden, glaube ich, schon die allgemeine Mischsprache, welche Karl Nodier als das Resultat des steigenden Verkehrs der Nationen prophezeit hat. Sie wissen in allen Zungen sich mit Allen zu verständigen. Eben so mannigfaltig ist die Tracht. Obwohl die Matrosen aller Nationen viel Gleichartiges haben, so sieht man doch auch merkwürdige Unterschiede; die Holländischen z. B. lieben rothe Jacken, die oft zum Trocknen aushängen, die Nordamerikaner dunkel gestreifte. Die Holländischen scheeren sich den Bart am Kinn glatt weg, die Engländer und Amerikaner lassen sich gern einen Kranzbart wachsen; die Holländer lieben weiße Wäsche; die Engländer, Norweger, Amerikaner gehen außerordentlich solide gekleidet, haben aber oft Hemden, Vorhemden, Halstücher von blau und rosenroth karrirtem Nanking. Silberne Ohrringe tragen fast alle Matrosen, gewöhnlich aber nur in einem Ohrzipfel, was ihnen unter dem breitkrämpigten, schwarzlackirten Sturmhut, der in den Nacken hin wie ein Dach abläuft, ein recht pfiffiges Ansehen gibt. Südamerikanische, spanische und französische Schiffe kommen selten her. Eines Nachmittags holte mich ein Freund zum Spaziergang ab und wollte mir ein großes französisches Schiff zeigen. Er wunderte sich, daß ich noch nichts von demselben gehört, es noch nicht bemerkt hätte. An der Ecke, wo die Schiffe in dem Kanal, der von der Insel Venedig ausläuft, gekartet und kalfatert werden, lag einer der schönsten und größten Zweimaster, die ich je gesehen. Er ging schon tief in Wasser und hatte beinah volle Ladung. Auf den Raaen hingen schon die Matrosen, die Segel zu ordnen. Kräftige untersetzte Gestalten, kernige Gesichter.

Auf dem Kopfe trugen sie von rothem Wollengarn gewebte leichte Mützen. Mit großen Buchstaben lasen wir den Namen: Providence, konnten aber den Namen des Heimathsortes nicht lesen, weil der Spiegel des Schiffs über die Ecke hinaus lag. Nun benahmen wir uns recht albern deutsch. Wir bewunderten Alles an dem Schiffe und den Leuten. Wir bemerkten in den Bewegungen so viel Grazie, in den Augen so viel Feuer, in dem Munde so viel Spirituelles. Wir fanden in den Mützen etwas Jakobinismus, in der ganzen Haltung aber den freien Mann, der die Charte zur Wahrheit macht. Unsere Memeler, Danziger, Stettiner, vollends Königsberger traten uns weit zurück. Auf einmal wurde ich aufmerksam. Von dem einen Mastkorb rief es herunter: „Henerich, mäk doch de Line aff!" „Was", rief ich lachend, „diese Franzosen sprechen ja vortrefflich Plattdeutsch?" Mein Freund war über diese verrätherische Vermuthung, die in diesen Worten dämmerte, halb empört. Er ging auf den Matrosen, der die Leine von dem Pfahl abgeschlungen und über Bord geworfen hatte, zu und sagte sehr höflich zu ihm: «Monsieur, vous êtes Français, n'est-ce pas? De quelle ville venez-vous à présent?» Antwort: „Watt meenen See?" Nun mußte auch mein Freund lächeln und platzte heraus: „Sie kommen nicht aus Frankreich?" „Nee, ût

Memel." — „Aber das Schiff hat doch einen französischen Namen?" — Nun belehrte uns der ehrliche Preuße, daß Providence eben nur so ein Name sei, der allerdings eine Beziehung auf Frankreich habe, weil das Schiff zuweilen auch dahin Ladungen bringe; es sei aber in Memel zu Hause. Was sind wir Deutsche doch für illusionssüchtige Menschen, besonders wenn es Frankreich gilt!

An den beiden Seiten der grünen Brücke liegen die Holzschiffe aus Elbing und andern Orten. Diese Schiffer haben runde Hüte, große lange Westen und tragen über Tuchhosen sehr weite kurze Pluderhosen von Leinewand. Zwischendurch drängen sich kleinere Fahrzeuge mit Käse, Kartoffeln und weißem Sand, die stets ein zahlreiches Publikum von Köchinnen und Hausfrauen aus den unteren Volksklassen um sich versammeln. Die Bordinge haben die Gewohnheit, schwarze Tafeln auszuhängen, auf denen der Name des Schiffers und der Ort, nach dem er fährt, mit dem Beisatz: „Will's Gott!" zu lesen ist. — Vor den Hanf- und Flachsspeichern sind gewöhnlich Juden versammelt in schwarzem Kaftan mit großem, rundem, breitkrämpigem Hut, Stäben in der Hand, mit langem Bart und meist ansprechenden Physiognomien. Zwischen allen diesen Gestalten tauchen nun andere auf, die einen kleinen Verdienst suchen. Hier werden dem Matrosen Schuh und Stiefel, da Bürsten, dort Spiegel, seidene Tücher, kleine Pappkasten u. s. w. angeboten. Endlich schleichen ganz verdächtige Figuren umher, die Holzspäne, verschüttetes Korn, Steinkohlensplitter, Flachsbüschel u. s. w. auffsammeln, gelegentlich aber auch ein Geräth, ein Kleidungsstück entwenden. Mitunter, allein selten, läßt sich auch auf einem Schiff ein Neger sehen. Noch muß ich als eine Eigenthümlichkeit die Weiber erwähnen, die in den Speichern Heede (Werg), Hanf und Flachs zurichten und sortiren. Sie singen häufig, noch mehr aber klatschen sie. Sie haben einen starken esprit de corps.

Weiterhin folgt links und rechts, wo das Bohlenwerk aufhört, die Schiffswerfte. Das Ablaufen eines Schiffes vom Stapel gehört zu den größten Vergnügungen der Königsberger, und wird daher wohl auch zur Ehre fürstlicher Personen veranstaltet. Es ist auch wirklich ein schönes Schauspiel, wenn die Brust des Schiffes sich in den Strom einbohrt, um dann mit einmal sich zu heben und zu wenden. Eine Menge Boote umtanzen es auf den mächtig schaukelnden Wellen, die Nachbarschiffe haben, wie zur Sonntagsfeier, die Flagge aufgezogen und es selbst entfaltet die seinige, indem es abläuft. Bis zu diesem Augenblick hin harrt Alles in stummer Erwartung, die sich dann in einem allgemeinen Geschrei von ihrer Gepreßtheit befreit. Doch gestehe ich, immer Musik, mindestens Flinten- und Pistolenschüsse, vor und während des Aktes vermißt zu haben.

Eine besondere Schattirung haben die Dampfschiffe in unsere Schiffswelt gebracht. Bei dem Dampfer fällt das reiche Segelwerk und die

Kühnheit der Masten fort. Er hat zwar auch Masten und Segel, aber nur klein, niedrig, als Nebenhülfen. Die Hauptmacht sind die Räder und er bekommt daher durch den eisernen Schornstein etwas Hausartiges. Er wirbelt eine drohende Wolke über sich fort, indessen die andern Schiffe innerhalb des Holländers nicht einmal kochen dürfen. Das königsberger Dampfboot, die Gazelle, ein schlankes, rasches Fahrzeug, geht besonders zwischen Königsberg und Pillau, Königsberg und Danzig hin und her. Danzig, Memel, Schaaken, Elbing haben wieder ihre eigenen Dampfschiffe.

Die Fahrt auf der Gazelle nach Holstein, ins Haff nach Pillau gehört nun schon eben so zu den Volksbelustigungen, als eine Fahrt zu Wagen nach Arnau, Juditten, Aaweiden u. s. w. Die allmälige Erweiterung der Wasserfläche, das immer fernere Zurücktreten der Ufer ist sehr schön. Schwarze Tonnen, Birkenäste, an Stricken hängend und mit Steinen im Grunde befestigt, tanzen rechts und links unermüdlich auf den Wellen, die Fahrlinie zu zeichnen. Holstein ist eigentlich ein Schloß, in Form eines H von einem holsteinischen Prinzen, der hier lebte, erbaut. In der Nähe desselben befindet sich ein vielbesuchtes Kaffeehaus, nach welchem man auf einem Damm am Pregelufer zu Wagen fährt. Auf einer Landzungenspitze, die zu einer Mole erweitert worden, stehen hier die Backen, d. h. die Feuerbecken, auf einem Holzgerüst, als Wahrzeichen für die Schiffe auf dem Haff, und von hier beginnen die Reihen der hülfreichen Tonnen und Sträucher, bis weiterhin diese flottenden Symbole auch ausgeworfene Netze bezeichnen. Pillau, der eigentliche Hafen Königsbergs, liegt an der Mündung des Haffs in die freie See und ist ein freundliches, mit holländischer Sauberkeit rein und blank gebautes Städtchen. Die Häuser sind mit dunkeln Oelfarben gestrichen, mit Doppelfenstern geschützt. Messingknöpfe zieren die Thüren; man macht einen Besuch auf dem Leuchtthurm, an dessen Scheiben sich zur winterlichen Zeit oft viele Vögel, vom Lichtschein getäuscht, den Kopf einrennen. Man besieht sich die Festung, auf der gewöhnlich einige Staatsgefangene leben, und geht Kaffee zu trinken auf die Plantage, einer jüngern, trotz des vielen Sandes wohlgedeihenden Baumpflanzung. Die übrige Zeit schlendert man am Ufer umher und sieht dem Kommen und Gehen der Schiffe zu, worin einmal ein unaussprechlicher Zauber liegt. So bringt man einige Stunden ganz angenehm zu und ist nach einer Fahrt von drei Stunden zum Abend wieder in Königsberg, vom Verdeck des Schiffes unter einem Zeltdach das Schauspiel des Sonnenuntergangs, der wechselnden Ufer, der allmäligen Verengung der Wasserfläche und des Hervortretens der Stadt Königsberg genießend. Früherhin galt die Fahrt nach Pillau auf der Post oder zu Wasser schon für eine Reise, es ist bekanntlich die einzige, die Kant gemacht hat; gegenwärtig ist diese Tour zu sieben Meilen hin und her in einen Spaziergang zusammengeschrumpft. Will man sich

über das Schiffswesen orientiren, so muß man auf den Mast achten. Er ist für die Architektur der schwimmenden Bauwerke dasselbe, was die Säule für die Landarchitektur. Die Säule hat ihren Zweck im Tragen. Sie macht zwischen Fundament und Decke den Mittelpunkt aus. Ihre Stärke, Höhe, Anzahl ist daher das wahre Wesen des Gebäudes. In der Wand ist sie, so zu sagen, noch verborgen und muß erst bei weiterer Vervollkommnung aus ihr heraustreten. Alles aber drehte sich um dies Element. Je weniger die Säule entwickelt ist, um so mehr ist die Schönheit einer Architektur zurück, je mehr, je freier und mannigfaltiger zuletzt sogar in Säulenbündeln sie erscheint, um so höher steht die Baukunst. Gerade so ist es mit dem Mast, nur daß er, umgekehrt, wie die Säule, nicht zu tragen hat. Aber er führt das Schiff. An ihm hängen die Segel. Seine Stärke muß mit dem Körper in genauester Proportion stehen, damit er das Gleichgewicht behalte. Ein Fahrzeug ohne Segel muß gerudert werden, aber wie weit kommt man damit! Die Schiffsbaukunst schreitet also von dem Fahrzeug, das ohne Segel ist, so weit fort, daß sie 1—3 Hauptmasten aufstellt.

Land- und Strandleben.

Der nordische Mensch gleicht dem bononischen Stein, der in der Sonne Licht einsaugt, um es im Dunkeln auszustrahlen. In der kurzen Sommerzeit sucht er die Freundlichkeit der Natur so viel wie möglich zu genießen, denn er weiß, daß ein langer, trüber Winter folgt. Königsberg hat viele Häuser mit schönen, großen Gärten, namentlich auf dem Steindamm, auf der Königsstraße und dem Sack und Tragheim, also in den jüngeren Stadttheilen. Aber die älteren entbehren nicht nur der Gärten, sondern selbst der Höfe. Hier wird also das Bedürfniß, der Natur sich zu nähern, zur sommerlichen Zeit, namentlich für die Kinder, um so größer. Und auch ein Garten ist doch nur ein Garten, den Gebäude einengen, oder der früh am Abend kalt und nässig wird, oder worin die Kinder die zierlichen Beete verderben könnten. Daher ist denn in Königsberg der Hang zum Landleben sehr groß geworden und von der Fastnachtzeit an beginnt schon die Frage, ob man auf das Land, besonders an den Strand ziehen werde, ein stehendes Element der Unterhaltung auszumachen. Man miethet Sommerwohnungen in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, auf dem Huben und in den Dörfern Ponarth, Juditten, Aaweiden u. s. w., oder man zieht an die See.

Früherhin sollen die Königsberger gar nicht recht gewußt haben, welch' schöne Gegenden der Strand von Kranz bis Pillau enthält. Erst seit der Franzosenzeit hat man dieselben, so zu sagen, entdeckt und sie zum Gebrauch von Seebädern eingerichtet, die ebenfalls erst am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Deutschen, wenn ich nicht irre, von dem

trefflichen Lichtenberg entdeckt wurden und die Anlegung eines Bades in Dobberan, also eines Ostseebades, zum Ausgangspunkt hatten. Gegenwärtig wird wohl die ganze Ostseeküste von Kiel an bis nach Riga hinauf mit Badehütten besetzt sein. Der Hauptbadeort ist für Königsberger Kranz, ein Dorf, das öfter an 400 Gäste zählt, einen Arzt, eine Apotheke, Badewagen u. s. w. hat.

Der Wellenschlag ist hier am stärksten, das Ufer hoch, die Gegend aber flach. Dann folgt Rantau, Neukuhren, Wangenkrug, Lapöhnen, Sassau, Rauschen, Georgswalde, Warniken mit seiner berühmten Schlucht, Kleinkuhren mit seinen malerischen Bergen u. s. w. Ueberall sieht man hier in den Dörfern Zelte von Leinewand aufgeschlagen, begegnet man Spazierfahrenden, Reitern und Reiterinnen, Lustwandelnden. Am Ufer der See sind Badehütten aus Stroh errichtet, die oft aussehen, als wäre ein Dorf von Negern hierher verpflanzt. Der Eingang der Hütte ist nach der mehrentheils bergigten Landseite zugekehrt, die geschlossene Hinterwand nach der Seeseite, und während man sich entkleidet, vernimmt man hinter sich das wundervolle Rauschen der Wellen als Einladung, in ihnen sich Gesundheit, besonders kräftigen Appetit zu holen. „Tausend Spaß" würzt das Bad. Wer nicht schwimmen kann, muß sich an ein Tau halten, das an mehreren eingerammten Pfählen befestigt ist. Doch ist dies nur bei stärkerm Wellenschlag oder bei unsicher gewordenem oder steinigtem Grunde, der nicht fest zu stehen vergönnt, nothwendig. Die Schwimmer und Schwimmerinnen aber lassen sich von den Wellen schaukeln und bilden die gaukelnde Peripherie des Strickdurchmessers. Ein Lieblingsvergnügen Vieler ist, sich in den Sand der Brandung zu legen und die brechende Welle über sich fortsprühen zu lassen. Eine Welle mit ihrem weißen Kamm und gründunklem Grunde herankommen zu sehen, als ob sie uns in ewige Nacht begraben wolle, sie plötzlich über dem Haupt fortschlagen zu fühlen, in welchem Moment Meer und Berg unserm Blick entschwindet, und im Nu darauf doch wieder frei dazustehen, als ob nichts gewesen wäre, und dieselbe Welle am Ufer zerschäumend zu erblicken, ist in der That ein wonniger Genuß.

Jeder Königsberger hat sein Lieblingsdorf, wohin er zieht, dessen Lage, dessen Bad, Gesellschaft er herausstreicht. Im Bade selbst ist von Nichts als vom Bade, von der See die Rede. Haben Sie heute gebadet? War es nicht ein schönes Bad? Wie viel Grad hatten Sie? Werden Sie heute noch einmal baden? Haben Sie heute, bei diesem Sturm, baden können? Bekommt es Ihnen? Haben Sie gute Gesellschaft? u. s. w. So geht es von Morgen bis Abend. Die Bewunderung der See ist der stete Kanon, den man singt. Mag sie nun lammfromm den Ufersand küssen oder wie ein urweltliches Ungeheuer mit tausend Riesenhäuptern und schauerlichem Gebrüll die Erde zu verschlingen drohen; mag sie wie ein flüssiger hellgrüner Smaragd blitzen oder in

dunkelvioletten Tinten schimmern; mag sie mit anmuthigem Gewimmel einen sanften Wellentanz ausführen oder mit blanken Streifrissen wie zerbrochenes Eis stagnirend daliegen; mag sie sich mit hohlem Gebuller in Schaum zerkochen und ihr Inneres verhüllen, oder mag sie uns aufrichtig dasselbe offenbaren, so daß wir durch den glatten Spiegel die Steine und das Moos auf dem Grunde deutlich erblicken: die See ist immer schön.

Man wird sie nicht müde. Ihre Reize sind, wie ihr Wasser, unerschöpflich. Man kann auf einem Stein oder auf einem der Fischerboote, die am Ufer liegen, stundenlang dasitzen und zuschauen, wie die eine Welle reißend zurückströmt, während schon eine andere, wie es scheint auf derselben Bahn, wieder heranrollt, eben so zu zerschellen und rückstürzend einer andern todessehnsüchtigen Schwester sich unterzubreiten. Stundenlang kann man sitzen und den Wolken über der weiten Wasserfläche, dem Glanz der Sonne und des Mondes und der Sterne, wie sie aus der Tiefe wiederstrahlen, sich hingeben. Wenn man wieder fort ist von dem Schauspiel, so meint man geträumt zu haben, aber von großen, herrlichen Dingen. Es ist uns, als hätten Homer und Shakespeare, diese meervertrautesten Dichter, denen das Wasser all' seine Geheimnisse offenbarte, mit uns eine Zwiesprache gehalten. Der Städter macht hier einen Kultus aus der Natur, in welchem er sich auch in Beschränktheit der Wohnung und andern Dingen so Manches lachend gefallen läßt, was er in der Stadt übel vermissen würde. Er tritt hier auch den Beschäftigungen der Strandbauern näher. Diese sind zu gleicher Zeit 1) Ackerbauer; 2) Fischer, die besonders Dorsche, Flundern und Strömlinge fangen; 3) Bernstein-Fischer und Gräber. Diese letztere Beschäftigung hat etwas sehr Aufregendes zur Folge, weil sie mit einer ähnlichen Spannung verknüpft ist, wie das Spiel in der Lotterie. Wochen vergehen ohne sonderliche Ausbeute und plötzlich bringt eine Stunde einen Gewinn von fünf- bis sechshundert Thalern. Früherhin war der Bernstein Regal, aber die Bauern haben es abgelöst und stehen sich gut dabei. Dazu kommt noch der Miethzins, den sie im Sommer von den Städtern ziehen, nebst den hohen Preisen für Milch und Butter, die sie ihnen verkaufen. Man sieht daher, wie sie die Wohnungen verbessern, wie sie größere Scheiben in die Fenster bringen, die Laden mit freundlichem Grün statt des frühern düstern Roth streichen u. s. w. Möge denn mit dem Wohlstande auch das sittliche Leben emporblühen und nicht der Dämon der Habsucht einerseits, der Genußsucht andererseits sich der Dörfer bemeistern.

Pregelschlittenfahrt.

Das Seebad und das spazierende Umherirren in dem lieblichen Hügellande der samländischen Küste mit seinen schönen Wäldern, worin man

noch Hasen, Rehe, Hirsche, wilde Schweine und Elennthiere findet, macht also für die Königsberger den Gipfel des sommerlichen Naturgenusses aus. Ausgerüstet mit den Erinnerungen an die Strandparthien in Kuhren, Rauschen, nach Kram, Plinken, nach dem Vorstenstein, nach der Finkenmühle, nach der Gausuppschlucht u. s. f., geht man in den langen Winter hinein. Ist dieser nicht ein unausstehliches Schlackerwetter, worin man durch steten Wechsel von Frost und Aufthauen, von Schnee und Regen in endlosem Nebel lebt, mindestens bei bezogenem Himmel, der das Bild der Sonne oft monatelang verschleiert, ist er vielmehr ein guter Winter, so bietet sich abermals ein großer Genuß. Der Pregel friert dann zu; der Schnee fällt schuhhoch und macht gute Schlittenbahn; die Sonne aber scheint so hell und freudig, und der Rauch quillt aus den Schornsteinen so gerade und kraftvoll in den hellblauen Himmel; die Tritte der Menschen und Thiere knirren so vernehmlich auf dem festen Schneeboden; die Raben und Krähen schreien so munter, daß man ganz aufgeräumt wird. Zuweilen hält dies „klare" Winterwetter acht bis neun Wochen, nur von einzelnen Sturm- und Schneetagen unterbrochen, an. Dann ist für die Königsberger die Fahrt auf dem Pregel eine Hauptlust. Zwar läuft man auch, besonders auf dem Schloßteich, viel Schlittschuh, aber doch nicht so viel und nicht so schön, als im nordwestlichen Deutschland. Dagegen stehen unten am Kai, da, wo die Fähre zu gehen pflegt, Hunderte von Schlitten mit Pferden bespannt. Von hier fährt man gewöhnlich nach Holstein, Kaffee zu trinken. Der ganze Strom erklingt dann von den Hufen der Pferde, die mit Pfeilschnelle getrieben werden, es einander zuvor zu thun, von dem Geläut der Schellen und dem Geknall der Peitschen. Neben den Fahrenden schiebt sich die Masse der schaulustigen Spaziergänger hin und her, die gewöhnlich bis zur Kosse, einem Kaffeehause an dem nach Holstein führenden Damm, wallfahrten.

Der Anblick der vielen hin- und hereilenden Schlitten, der flinken Spaziergänger in ihren dunkeln Mänteln und Pelzen auf dem weißen Grunde, von dem sich die Gestalten höchst malerisch abheben, hat viel Eigenthümliches. Dazu kommen große Frachtwagen, die von Pillau und landeinwärts von andern Orten kommen und gehen. Denn der anhaltende Frost befördert den Verkehr des Nordens außerordentlich, und Königsberg seufzt daher oft über das „Stirnwetter", worunter man ein Durcheinander von Schnee, Regen und Wind versteht, und über den im November und December so häufigen Schmuz, weil derselbe die Wege unfahrbar macht und die Zufuhr an Lebensmitteln abschneidet. Ein Frost von 8 bis 10 Grad ist uns daher das angenehmste Winterwetter.

---

2. Küsten- und Seeleben in Mecklenburg. *)

1.

Ja wahrhaftig, an unsern norddeutschen Küsten wohnen so kräftige, tüchtige Seeleute, wie nur ein Land der Erde sie besitzt, obgleich bisher die königl. preußische Corvette „Amazone" unser einziges Kriegsschiff ist und unsere Flaggen (wie gerne schrieben wir Flagge) nicht des mindesten Anhalts und Schutzes in der Ferne genießen. Man muß dies Geschlecht, dem das Meer oft die Wiege und häufiger noch das Grab ist, so recht kennen, muß aus eigener Anschauung wissen, welch' unbezwingliche Neigung es für seinen Beruf hat, wie nur die wogende See sein wahres Element ausmacht, um aus vollem, innigem Herzen es beklagen zu können, daß für eine allgemeine deutsche Marine bisher noch so unendlich wenig gethan worden. Welche Bemannung vermöchten die hannöverschen, oldenburgischen, mecklenburgischen und preußischen Küsten derselben nicht zu liefern, wie könnte sie es darin kühn mit der ganzen Welt, selbst das stolze England nicht ausgenommen, aufnehmen.

Zwei Meilen hinter der alten Hansestadt Rostock, dem wichtigsten Handelsort Mecklenburgs, zieht sich eine mehrere Meilen lange und zwischen $1/4$ und 1 Meile breite Halbinsel weit in das Meer der Insel Rügen, dieser Perle der Ostsee, hinein, die offene See umgibt sie auf der einen, die sogenannte „Ribnitzer Binnensee", ein tief in das Land einschneidender Meeresbusen, auf der andern Seite; zur Hälfte Mecklenburg, zur Hälfte Preußen angehörend, wird sie auf mecklenburgischer Seite das „Fischland", auf preußischer aber „der Darst" genannt; die Natur hat diesen Landstrich gerade nicht besonders mit ihren Gaben begünstigt, und wer so plötzlich aus den schöneren Gegenden Süddeutschlands, z. B. von Linz oder dem Hardtgebirge oder Berchtesgaden, dahin versetzt würde, könnte leicht bei dem Gedanken schaudern, daß hier viele Menschen ewig ihr Leben zubringen müssen. Spärliche Nadelwaldungen, deren kümmerlicher Wuchs von der Sterilität des Bodens zeugt, ziehen sich in langen Strecken, oft nur von leeren Sandstellen unterbrochen, dahin und verleihen der Gegend etwas Einförmiges und Düsteres; hier und da nur ist dem Sandboden ein kleiner Fleck abgetrotzt und mit Hafer, Buchweizen oder Kartoffeln, alle nur von höchst dürftiger Vegetation, bebaut. Magere, zottige Pferde von so kleinem, elendem Aussehen, daß man in ihnen nicht die hochberühmten mecklenburgischen Rosse zu erkennen vermag, mit nicht viel besseren Kühen, oder einigen grobwolligen, schmuzigen Schafen untermischt, laufen wild auf den freien Flächen umher, gierig die wenigen dünnen Grashalmen aufsuchend. Ein schlechtes Loos ist diesen fisch-

---

*) J. v. W. (Europa v. G. Kühne 1847.)

ländischen Pferden zu Theil geworden, denn ist der Winter lang und streng, und reicht der nicht zu große gesammelte Heuvorrath zu ihrer Erhaltung nicht aus, so müssen getrocknete und dann zerstoßene Fischgräten, Tannennadeln und Schilf zur Aushülfe mit dienen. Doch sind sie trotz alledem flink, gewandt und von fast unermüdlicher Ausdauer, daher auch für leichtern Gebrauch im ganzen Lande beliebt, wie auch 1813 die Kosaken viele ihnen abgängig gewordene Pferde durch „Fischländer" wieder ersetzten. Hohe Dünen von ewig lockerm Triebsand, denen ein Windstoß oft eine veränderte Gestalt zu geben vermag, begrenzen den Saum des Meeres, und ihre blendend weiße Farbe contrastirt scharf mit dem dunkeln Grün desselben, hie und da wächst etwas Strandhafer mit seinen schwankenden, stets vom Winde bewegten Halmen auf denselben und dient mehr dazu, den lockern Triebsand zu befestigen, damit er nicht auf die etwa angebauten Felder wehet, als sonst recht reellen Nutzen zu gewähren. Oft aber fehlt auch dieser ganz und in gewaltigem Wirbel hebt sich dann der Sand der Dünen in die Luft, fährt ein Windstoß brausend in dieselben. Und Wind gibt es hier auf dem schmalen, zwischen zwei Meeren gelegenen Fischland gar viel und stark, und Gott Boreas scheint eins seiner Hauptquartiere dort aufgeschlagen zu haben. Zahllose Möven aller Art bewohnen diese Dünen und geben dem sonst öden Bild eine lebendige Staffage. Wäre das widrige, heisere Angstgeschrei dieser Vögel nicht, es wären sonst in jeder Weise schöne Thiere. Wie schneeweiß und dann wieder perl- oder isabellenfarbig ist ihr Gefieder, welche Leichtigkeit, ja selbst Eleganz liegt in ihrem wilden Herumtummeln! Gleich einem Pfeil, so schnell taucht einer in die Fluth, einen armen Fisch als Beute zu erhaschen, kreischend stürzt sich der Gefährtinnen Schaar auf dieselbe, um den Raub ihr wieder zu rauben. Welche Wendungen macht nicht die Verfolgte, ihrer Feindinnen Schaar zu entgehen, bald ist sie tief unter derselben und scheint fast von den Wellen verschlungen, dann wieder hoch oben über den Dünen. Und immer folgt ihr die hungernde Schaar und immer entgeht sie ihr wieder durch neue, unerwartete Wendungen. So treiben sie es ganze Stunden, ja Tage in neuer Abwechslung, nie im Fluge ermüdend, nie im Hunger gestillt, nie in der Kehle verstummt. Wenn aber gar ein Sturm im Anzug ist, wenn dunkle Wolken schon den fernen Horizont bedecken, wie verdoppelt sich dann ihre Thätigkeit, wie schreien sie dann so gellend und kreischend, als ob eine innere Angst ihnen diese Klagetöne auspreßte. Und der kleine fischländer Bube läuft dann nach Haus und ruft: „Moder, et wat weihn, dee Meev dee schriet so doull!" (Mutter, es wird wehen, die Möve schreit so toll.)

Sieht man hie und da auf dem Fischlande einzelne wenige Menschen auf dem Felde mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, so werden es während der Sommermonate gewöhnlich nur Frauen sein. Männer wird man

nur ausnahmsweise erblicken. Wie staunt aber der fremde Reisende, den ein äußerst seltener Zufall, Neugierde oder irgend ein Geschäft in diese entlegene Gegend verschlagen und der bisher, diesen Weg verwünschend, sich Schritt vor Schritt von den keuchenden Pferden durch den tiefen, bis an die Achsen gehenden Sand schleppen ließ, biegt der Wagen um eine Ecke des Waldes und eins der sehr weit zerstreuten Dörfer liegt vor ihm; wie nimmt das Staunen noch zu, fährt er in die breite, ungepflasterte Straße desselben erst ein. Kaum vermag er zu fassen, wie eine solche armselige Gegend so wohnliche, zierliche Häuser hervorzubringen vermag; zwar nur ein Stockwerk hoch und auch nicht von bedeutender Größe, ist sonst das Aeußere derselben, besonders durch seine Zierlichkeit und Sauberkeit, sehr ansprechend. Das gut gehaltene Dach ist gewöhnlich von rothen Ziegelsteinen, selten nur von Stroh, stets jedoch mit einem Schornstein versehen, den man sonst nicht allzu häufig auf den mecklenburgischen Bauerhäusern findet. Die Wände des Hauses sind von Backsteinen und oft ganz, oft aber nur die Balken mit einer hellen Farbe angemalt, die Thüre und Fensterrahmen, in denen große hellgeputzte Scheiben, oft sogar vom besten holländischen Glase, schimmern, sind stets mit grüner Oelfarbe angemalt, und das Beschläge daran ist so blank geputzt, wie es nur auf einem Kriegsschiffe sein könnte. Gewöhnlich ist vor dem Hause, durch einen Zaun oder ein Stacket geschützt, ein kleiner sorgsam gepflegter Blumen- und Gemüsegarten mit einigen Obstbäumen. Alles ist gut erhalten, im höchsten Grade reinlich und keine Spur von Verfall und Vernachlässigung verrathend. So ist die Mehrzahl der Häuser, natürlich etwas mehr oder weniger ansprechend, im Dorfe, und nur einzelne sind zwar größer und mit mehr Stallungen umgeben, sonst aber viel weniger gut gehalten, und auch in ihrer Bauart und Einrichtung mehr den übrigen mecklenburgischen Bauerhäusern gleichend, und im Vergleich zu den andern wüste und ärmlich aussehend. Man wird nach den Quellen fragen, die den Bewohnern es möglich machen, solche Wohnungen sich zu bauen, sie so im Stand zu halten, da der früher gesehene Feldbau und der ärmliche Viehstand es doch gewiß nicht können. Die weite See ist das Ackerfeld derselben, das schnelle Schiff ihr Pflug und Spaten, ihr Alles. Hier ist fast Alles Seemann, nur ein sehr geringer Theil der Bewohner, der in den größeren, aber schmutzigeren Häusern wohnt, treibt ausschließlich den Ackerbau, sonst liegt diese Sorge den Frauen und Greisen ob, und die übrigen Männer legen nur Hand mit an, wenn sie vielleicht in den Wintermonaten, wo das Eis die Schifffahrt hemmt, auf kurze Zeit zu Hause sind. Der größte Theil der Capitäne und Bemannung der 240 Seeschiffe, welche die einzige Stadt Rostock besitzt, wohnt auf dem mecklenburgischen Antheil dieser Halbinsel; der preußische liefert ein Gleiches der Stadt Stralsund. Fehlte dies „Fischland", es würde schlecht mit der mecklenburgischen Schifffahrt aussehen, die jetzt doch trotz

aller ungünstigen Verhältnisse, die auf ihr lasten, so wesentlich zum Wohlstand des ganzen Landes beiträgt. Es ist ein ganz eigenthümlicher Schlag von Menschen, diese „Fischländer", nur zum Dienst auf der See geeignet, darin sich nur auszeichnend. Kaum hat der Knabe die Schule verlassen, so will und muß er fort, weit auf das Meer, das er, sobald er nur gehen konnte, auch schon an der Küste mit dem leichten Nachen befuhr, ein unwiderstehlicher Drang zieht ihn dort hinaus, er würde auf dem Festlande nur verkümmern, dürfte er ihn nicht befriedigen. Was für eine traurige Rolle spielten diese armen fischländer Matrosen früher, wenn das Loos sie zwang, in das Militär einzutreten, und sie gewöhnlich wegen ihrer Größe und Stärke unter das Grenadierbataillon oder die Artillerie in Schwerin eingereiht wurden. Welche Unbeholfenheit, Tölpelhaftigkeit, Verdrossenheit zeigten sie nicht, wie vermochten sie kaum ihre Gliedmaßen zu rühren, wie waren sie oft ein Spott der dümmsten Bauernburschen. Und doch können sie, wie die Katzen, in dunkler Nacht bis auf den höchsten Mastkorb klettern, werden, wenn der Sturm das Schiff wie einen Spielball umherschleudert und es gleich der Tauchente vorn mit dem Kiel in die Wogen taucht, auf die äußerste schwankende Spitze des „Jagers" hinausgetrieben, dort ein Segel zu reffen, werden sich keinen Augenblick bedenken, im winzigen Boot durch die sich hoch aufthürmende Brandung zu steuern, wenn es gilt, ein Menschenleben zu retten. Das ist ihre Lust, ihr Beruf, darum wollen sie leben und sterben. Um dem Joch des Soldatenwesens zu entgehen, mieden Viele für lange, lange Jahre, ja oft für immer, das Vaterland, so schwer ihnen auch sonst die Trennung ist, und dienten auf fremden Fahrzeugen, besonders holländischen Ostindienfahrern, wo sie als in jeder Weise sehr zuverlässige Matrosen gesucht und gut bezahlt wurden. Jetzt ist, wie in Preußen, so auch in Mecklenburg das Gesetz, daß eine bestimmte Reihe von Jahren auf einheimischen Schiffen gedient, vom Militärdienst befreit, was mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde und von dem besten Erfolge ist. Hier holen wir uns einst mit unsere Matrosen für unsere zukünftigen Kriegsschiffe, und sollte die Gefahr des Vaterlandes es fordern, werden sie mit freudigerm Eifer und größerm Nutzen ihr Blut auf denselben für dessen Rettung verspritzen, als sie es jemals in dessen Landheeren vermöchten.

Man braucht nicht selbst auf langen Seereisen mit diesen Fischländern gewesen zu sein, um ihre Tüchtigkeit und Beherztheit auf dem Meere zu erkennen; man hat auch bisweilen Gelegenheit, dies vom Lande aus zu beobachten. Ein schwerer Sturm ist losgebrochen, tiefschwarz sind die Wolken des Horizonts, fast von gleicher Farbe am untern Theile, nur an der Spitze sich in weißen gischenden Schaum zerschellend, die hoch auf einander sich thürmenden Wogen des Meeres, ängstlich klopft dem Landbewohner, der vielleicht vom sichern Hause diesen Kampf der Elemente mit ansieht, das Herz bei dem Gedanken an die Tausende, die auf wildem Ocean ihn

bestehen müssen, und er ist hoch erfreut, nicht zur Zahl derselben zu gehören. Da wird im fischländischen Dorfe die Klage laut, ein dänischer Westindienfahrer sei auf dem langen Sandriff, was sich längs dem Fischlande in der See hinzieht und schon so manches Opfer gefordert, auf den Strand gerathen, und die Mannschaft gebe Hülfszeichen. Wie wird die ganze Bevölkerung dadurch aufgeregt, welch' Leben kommt in dieselbe. Alles, was nur irgend vermag, eilt der Düne zu, nicht achtend des Sturmes Wehen und des sie fast blendenden aufgewirbelten Sandes. Es sind nur wenige kräftige Seeleute, die aus Zufall oder Krankheit von der Reise zurückgehalten waren; im Dorf aber, was nur irgend vermag, springt in die kleinen Fischerböte, dem Schiff zu Hülfe zu eilen. Selbst schwache Greise und kleine Buben, die kaum die Hosen angezogen, wollen sich nicht ausschließen, und letztere klatschen vor Freude in die Hände, haben sie die Erlaubniß dazu bekommen. Fehlt es an Händen, fahren selbst die Frauen, die eben so geschickt wie die Männer die Ruder zu handhaben wissen, mit, um ja recht schnelle Hülfe zu bringen. So wagen sie freudig ihr Leben, lenken kühn den schwachen Kahn durch die wilde Brandung, um so viel Menschen und, geht es an, auch Schiffsgut, wofür ihnen nachher ein Bergelohn bezahlt wird, zu retten. Und wie gastfreundlich pflegen und beherbergen sie nachher die Gescheiterten, wie suchen sie den Kummer derselben auf alle Weise zu mildern. Freilich, es ist so leicht keine Familie, in der nicht irgend ein Mitglied schon Schiffbruch gelitten, keine, die nicht stündlich einer gleichen Nachricht entgegensehen kann. Oder der harte nordische Winter hat die Ostsee, so weit das Auge reicht, mit mächtigen, theils verbundenen, theils freischwimmenden Eisschollen bedeckt, ein schneidender Nordwind pfeift dabei durch die Luft, und dunkle Wolken verkünden ein baldiges Schneegestöber. Da wird ein Schiff, zwischen diesen Eisschollen eingefroren, sichtbar, was durch Nothzeichen andeutet, daß ihm der Proviant ausgegangen. Oft in strengen Wintern geschieht es in den nördlichen Meeren, daß Schiffe in große Eisfelder gerathen, darin einfrieren und dann oft wochenlang mit ihnen herumtreiben müssen. Unendliche Beschwerden muß dann bisweilen die Mannschaft solcher Fahrzeuge ertragen, das hartgefrorene Tauwerk zerschneidet den Matrosen, die damit umgehen müssen, die Hände, Proviant und Feuerung beginnen oft auszugehen, und man hat schon Beispiele, daß sämmtliche Leute darauf vor Hunger und Kälte umgekommen sind. So wie die Matrosen im Dorfe, die im Winter in großer Zahl zu Hause sind, dies sehen, bereiten sie sich vor, Hülfe zu bringen. Trotz Kälte und Sturm ziehen 20 — 30 junge Burschen, alle einen Sack mit Kohlen, Brot, Fleisch und Rumflaschen auf den Nacken gebunden, aus, um das Schiff zu erreichen. Es ist dies oft ein sehr gefährliches, langwieriges Unternehmen. Mit Eissporen an den großen Wasserstiefeln, die das Ausgleiten verhindern, müssen sie oft von Scholle zu Scholle springen, stets in Gefahr abzugleiten oder den

Sprung zu kurz zu machen. Sind die Schollen zu weit von einander entfernt, um den Sprung zu wagen, so legen sie Bretter hinüber, deren sie zu diesem Zwecke stets einige bei sich führen. So erreichen sie oft erst nach vielen mühevollen Stunden das Schiff, bringen der Mannschaft darauf die ersehnte Zufuhr, wofür sie blos den Preis, den sie selbst dafür bezahlt haben, sonst aber weiter keinen Vortheil nehmen, sprechen derselben Muth zu, wenn sie dessen bedarf, und treten dann getrost den Heimweg wieder an. Oft überfällt ein Alles verdunkelndes Schneegestöber sie dabei, was die Gefährlichkeit des Weges, den sie dann nur vermittelst ihrer Taschencompasse zu finden vermögen, sehr erhöht. Mitunter hat es sich auch wohl schon ereignet, daß die Eismasse sich unterdeß vom festen Lande trennte, und so die Abgeschnittenen mehrere Tage darauf herumtrieben, bevor sie wieder die Heimath erreichen konnten, ja selbst Alle darauf erfroren sind. Alles dies wird aber die jungen Burschen des Fischlandes nie abhalten, eingefrornen Schiffen im Winter alle mögliche Hülfe zu bringen, sobald nur irgend wie eine Aussicht vorhanden, dieselben zu erreichen.

2.

Der an Jahren gereiftere, wohlhabendere und gebildetere Theil der Bewohner der fischländischen Dörfer, deren es etwa 5—6 dort gibt, führt rostocker Schiffe als Capitäne, die jüngeren Burschen oder die auch im Alter nicht Vermögen und Kenntnisse genug haben, um diese Würde zu erlangen, dienen als Steuermann, Matrose oder Schiffsjunge auf denselben. Stets muß er aber von unten als Schiffsjunge anfangen und mehrere Jahre in solchen Stellen zubringen, bevor ein junger Mann Steuermann oder gar Capitän werden kann. Die Capitäne, ja selbst die Steuermänner und oft gar die ganze Mannschaft bis zum Jungen herab, haben fast immer einen Antheil, „Part" genannt, an dem Schiffe, welches sie führen, das sonst einen Kaufmann in Rostock als „Correspondent-Rheder", der den größten Antheil daran hat und die sonstigen Geldgeschäfte dafür besorgt, besitzt. In diesen Schiffsparten steckt außer dem kleinen Hause und einigen wenigen unfruchtbaren Ländereien das ganze Vermögen dieser Leute, und sie verwenden alle ihre Ersparnisse dazu, um solche zu vergrößern. Dies gibt nun sowohl dem Führer wie auch der Mannschaft eine so außerordentliche Sorgfalt um die Erhaltung des Schiffes, als auch, daß dasselbe ja recht viel verdient, da ihnen dies selbst Vortheil bringt. Versichert ist fast nie ein solches Schiff, was die Capitäne auch für eine Art von Feigheit halten, und in solchem Fall zu sagen pflegen: „He truht sich nich up sien eegen Fööt up dee See." (Er traut sich nicht auf seinen eigenen Füßen auf die See.) Scheitert daher dasselbe, und bei der besonders im Herbst so sehr gefährlichen Schifffahrt auf der Ostsee geschieht dies nicht selten, so verliert Capitän wie oft sämmtliche Mannschaft fast das ganze Vermögen. Dann zeigt sich aber der edle Charakter

der „Fischländer" in vollem Lichte. Ist ihnen nur irgend bekannt, daß der Capitän beim Untergang keine Schuld trug, so ruhen sie nicht eher und legen so viel zusammen, bis sie ihm wieder ein neues Schiff und daran auch einen „Part" verschafft haben. Alles dies trägt sehr viel dazu bei, die rostocker Schiffe und besonders diejenigen derselben, welche „Fischländer" zum Führer haben, so allgemein beliebt in fremden Häfen zu machen und ihnen so leicht Fracht zu verschaffen, da der Verlader die Ueberzeugung hat, daß Führer wie Mannschaft, und sehr oft dient eine ganze Verwandtschaft vom Großvater als Capitän bis zum Enkel als Schiffsjungen zusammen, schon aus eigenem Interesse Alles anwenden, um in jeder Weise ihn zufrieden zu stellen. Uns sagte noch kürzlich in einem süddeutschen Bade ein angesehener Assecurateur aus Amsterdam, wie sie dort an der Börse vorzugsweise gern Assecuranzen auf Waaren, die in von fischländischen Capitänen geführten Schiffen verladen würden, zeichneten, da sie sicher wären, daß diese auf alle mögliche Weise dieselben in Obhut behielten.

In der Regel kommen die meisten Ostseefahrzeuge, die nicht auf sehr entfernten Reisen sind, für einige Wintermonate nach Hause und entlassen dann ihre Leute, um das Winterlohn zu sparen. So kommen oft Ende October und im November 20—30 Schiffe an einem Tage im rostocker Hafen an, die alle so schnell wie möglich abgetakelt und an den Pfahl gelegt werden. Dann herrscht in den fischländischen Dörfern gar ein munteres, reges Leben, was sehr von der Stille des Sommers absticht. Die verheiratheten Capitäne und älteren Männer besorgen ihre kleine Wirthschaft, streichen ihre Häuser und Hausgeräthschaften selbst mit Oelfarbe an und versammeln sich am Abend im Wirthshause beim Glas Grog, um sich die Abenteuer und Ergebnisse der letzten Reisen zu erzählen. Das junge Volk, was gerade nicht stets häusliche Arbeiten genug hat, treibt vielerlei Kurzweil, wozu besonders auch die Jagd auf wilde Schwäne und Enten gehört, die sich beim Frost zahlreich an den offenen Stellen der Küsten einfinden. Sonntags ertönt stets die Violine, um zum Tanzen aufzuspielen, was die Jugend beiderlei Geschlechts eifrig treibt. Bisweilen wird diese Ruhe auch wohl unterbrochen, weil irgend ein rostocker Kaufmann eine günstige Handelsconjunktur in England benutzen und mitten im Winter ein Schiff mit Korn dahin befrachten will, was dann oft mehrere Meilen weit durch das Eis durchgehauen werden muß. Froh, etwas zu verdienen und wieder in die See zu kommen, eilt die dazu bestimmte Mannschaft fort, obgleich die Beschwerden und Gefahren einer solchen Winterreise doppelt groß sind. Die Mehrzahl bricht aber erst im März, wo die Schifffahrt wieder beginnt, auf. Zu dieser Zeit herrscht im rostocker Hafen ein gar reges Leben, denn 40—50 Schiffe werden oft zu gleicher Zeit segelfertig gemacht und mit Korn oder Ballast beladen. Es kommen dann zum „Ribnitzer Thor" lange Reihen von mit den kleinen verküm-

merten Pferden bespannten Wagen herein, jeder von 8—12 lustigen kräftigen Matrosen begleitet, die die Schiffskisten derselben herbeiführen. Jubelnd trifft man dann auf den Straßen die ganze Bemannung eines Schiffes vereint, den Steuermann an der Spitze, die vom Rathhause kommen, wo die Musterung verlesen und die Namen eingezeichnet sind. Wohin die Reise geht, ist dem Matrosen ganz gleichgültig, ob das Schiff nach Konstantinopel oder Rio de Janeiro segelt, oder ob er Dienste auf einem „Grönlandfahrer" bekommt und bei Spitzbergen mit Wallrossen und Eisbären kämpfen muß, was kümmerts ihn, wenn er nur wieder hinaus in die See kommt und die „Heuer" (Monatsgeld), gewöhnlich 12 Thaler (= 24 Gulden) betragend, hoch ist. Auch ein großer Theil der Schiffe, die in Rostock nicht zur Hälfte beladen werden können, geht mit Ballast in die hohe See und sucht sich erst mühsam in fremden, besonders russischen Häfen, Fracht und Verdienst. Reisen, die vorzugsweise viel von rostocker Schiffen gemacht werden, sind nach Riga, Antwerpen, Amsterdam, in das nördliche Eismeer, nach Archangel, oder auch nach Konstantinopel und von dort in das schwarze Meer nach Odessa und nach Alexandrien, weniger im Allgemeinen nach Amerika und dann besonders nach Brasilien und Westindien für hamburger Rechnung. Oft kommt es vor, daß so ein Schiff immer von fremden zu fremden Häfen fährt und bisweilen in 4—5 Jahren nicht wieder die Heimath begrüßt. Und der kleine Bube des Capitäns, den beim Weggang noch die Mutter als Säugling auf dem Arme trug, springt jetzt munter dem Vater, von dem ihm so viel erzählt worden, entgegen und weiß schon die Schiffsleiter flink wie eine Katze zu erklimmen, und der Braut des Steuermanns sind in den langen Jahren die Rosen der Wangen verblüht, und die Zeit hat ihre Stirn mit Runzeln bedeckt. Aber mit gleicher Inbrunst wird er doch die Geliebte umfassen, und ob ihm auch des Südens feurige Töchter gewinkt, er ist zu der Braut auf dem Fischlande zurückgekehrt. Treu sind alle diese Fischländer, eben so im Erfüllen ihres Versprechens, wobei der Handschlag Brief und Siegel vertritt, wie im Bunde der Liebe, und es wird nie der Fall vorkommen, daß ein dortiger Bursch das einmal angelobte Mädchen böswillig verlassen hätte. Oft freilich kommt statt des heißersehnten Fahrzeuges die Trauerpost, daß es im letzten Sturm mit „Mann und Maus verloren gegangen", und man findet in den fischländischen Dörfern gar manche junge Wittwe, manche verlobte Braut, die für das Leben den untergegangenen Geliebten in stiller Abgeschiedenheit betrauert. Das ist die Poesie des Seelebens, in wenigen Stunden im Arm der heißen Liebe, oder im Schooß des kühlen Meeres.

Als der Großherzog von Mecklenburg vor einigen Jahren auf seiner größern Reise im Orient auch in Konstantinopel verweilte, ward im dortigen Hafen sein Auge durch den Anblick der mecklenburgischen Flagge erfreut, die auf den Masten zweier stattlichen Schiffe, von denen eins ein

sehr schöner Dreimaster war, wehte. Er fuhr an den Bord derselben, unterhielt sich lange mit den Capitänen, beide ächte „Fischländer", und erbot sich Briefe und Grüße an ihre Frauen zu überbringen, da er doch wohl früher wie sie, die noch nach dem schwarzen Meere wollten, die Heimath wieder erreichte, was denn auch von denselben dankbar angenommen wurde. Bei seiner Rückkehr nach Mecklenburg hielt er auch getreulich Wort, machte gleich einen Ausflug nach dem „Fischland", besuchte die Familien der Capitäne und schenkte jeder einen silbernen Becher mit dem Datum, an dem er in Konstantinopel bei ihren Männern am Bord gewesen war, zum Andenken.

Ist das Aeußere der Wohnungen auf dem „Fischlande" schon im hohen Grade ansprechend und gut gepflegt, so ist es noch mehr das Innere. Die sauber geweißte Diele, auf der gewöhnlich einige blank polirte Schränke stehen, ist mit zierlichen holländischen Klinken, stets rein gewaschen, in bunten Mustern belegt. Das Wohnzimmer ist ganz wie eine Schiffskajüte, nur in vergrößerter Weise eingerichtet, mit vielen Wandschränken in den Wänden, die oft ganz mit gefirnißtem Holz ausgetäfelt sind. An der Decke hängt gewöhnlich ein gut geschnitztes, bis auf das kleinste Tauwerk getreues Modell des Schiffes, auf dem der Mann fährt, von diesem in müssigen Winterstunden zur Freude und Belehrung ausgeschnitzt, sonst aber noch Kokosnüsse, große Muscheln, ausgetrocknete Delphine, kurz ähnliche von den Reisen mitgebrachte Merkwürdigkeiten. Kommt man als Fremder in eine solche Capitänswohnung, so wird man auf eben so dringende wie gutmüthige Weise eingeladen, eine Tasse Kaffee oder Thee, oder ein Gläschen Rum, wenn es kalt ist, zu trinken, daß man es unmöglich abschlagen kann, was auch sehr übel genommen würde. Man bekommt dann so guten, starken Kaffee, oder so feinen Zucker, so ächten Rum, was Alles der Mann von seinen Reisen mitbringt, wie man es nur selten in einer deutschen Binnenstadt finden wird. Was aber sehr überrascht, ist das vollständige Service vom feinsten englischen Porzellan, die krystallene, mit Silber eingefaßte Zuckerdose, die schweren, gut gearbeiteten silbernen Löffel. Es ist nämlich Sitte, daß jeder fischländische Seemann bei der Heimkehr im Herbst seiner Frau oder Braut irgend ein derartiges Geschenk für den Hausstand mitbringt, und so sammelt sich denn in den Wohnungen der wohlhabenderen Capitäne allmälig eine Menge solcher oft ganz werthvoller Sachen. Sonst sind die „Fischländer" selbst bis auf die gemeinen Matrosen herab in der Regel sehr sparsam, ordentlich, nicht zu Exceß geneigt und dem Trunke nicht sehr ergeben, Eigenschaften, die man nicht allzu häufig an Seeleuten findet. Kommen im rostocker Hafen Schlägereien vor, so sind es gewöhnlich geborne Rostocker oder fremde Matrosen, die dabei betheiligt sind, selten „Fischländer", obgleich ihrer an 1000 auf dortigen Schiffen dienen. In der Kleidung unterscheiden sie sich gar nicht von andern Matrosen, und

auch wohlhabende Capitäne gehen am Bord in kurzer Jacke von grobem blauem Tuch und essen mit ihrer Mannschaft aus gleicher Schüssel. Eigentlich Arme gibt es unter ihnen nicht, denn wird ein Matrose alt und schwach und kann nichts mehr verdienen, hat auch vielleicht nichts erspart, so nimmt die ganze Gemeinde sich seiner und seiner Familie auf das Bereitwilligste an. Ueberhaupt herrscht ein enges Zusammenhalten unter allen „Fischländern", sie werden sowohl in der Heimath wie in der Ferne stets bei einander zusammen sein und sich auf jede Weise mit Rath und That unterstützen.

Dies das mecklenburgische „Fischland" und seine Bewohner. Man sieht, trotz seiner Oede und Rauhheit wohnen so glückliche, rechtschaffene Menschen auf demselben, wie nur auf irgend einem Punkte der Welt. Die Erde gibt ihnen wenig, desto mehr aber das weite, unendliche Meer.

Zweiter Abschnitt.

1. Die Insel Wangeroge. — 2. Oldenburger Land und Leute. — 3. Insel Rügen.

1. Die Insel Wangeroge.*)

Wangeroge hat seinen Namen von dem Küstenstriche „Wangerland", mit dem es einst verbunden war. Die großen Cimbrischen Fluthen, welche zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung große Strecken von den Nordseeküsten abrissen und durch weitere Vertiefung der Strömung eine Menge selbstständiger Inseln bildeten, mögen auch Wangeroge zur Insel gemacht haben.

Die Endung „Oge", welche sich bei mehreren nahe liegenden Inseln (Langeroge, Spikeroge) wieder findet, heißt so viel als Auge. Denn Augen des Meeres nannten die Friesen diese Inseln. Eye heißt im Englischen, wahrscheinlich aus dem Angelsächsischen oder Friesischen, das Auge, cf. G. W. v. Halem „Die Insel Norderney", 1822, S. 22. So wäre Norderney so viel als Norderoge.

Der Wangeroger selbst nennt seine Insel nur das „Eiland", altfriesisch „Euland", d. h. Wasserland, während Andere diesen Namen von den Eiern der Seevögel ableiten, die sich auf dieser Inselgruppe in zahlloser Menge finden.

Die Insel Wangeroge, welche gegenwärtig ohngefähr fünf bis acht Minuten breit und von Westen nach Osten eine Stunde lang ist, hatte vor fünfhundert Jahren einen wohl zehnfach größern Umfang. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts finden wir ihre Rhede bedeckt mit Raubschiffen des kühnen friesischen Häuptlings Edo Wiemken, und die Thürme ihrer beiden Kirchen zur Aufbewahrung der Beute und Gefangenen dienend, die der wilde Seekönig den Holländern abgenommen. Denn diesen Myn heers hatte er ewigen Haß geschworen, seitdem ihn die List eines holländischen Kaufmanns in Gefangenschaft gelockt, aus der ihn nur ein für jene Zeiten ungeheures Lösegeld von 14,000 baierschen Gulden

*) Wanderungen a. d. Nord = und Ostsee von Th. v. Kobbe.

losgekauft hatte, die seine Unterthanen hatten aufbringen müssen. Endlich überfielen die Holländer Wangeroge. Sie verbrannten die Dörfer und äscherten die Kirchen ein, nachdem sie Alles rein ausgeplündert; die wenigen auf der Insel befindlichen wehrhaften Männer wurden erschlagen, Weiber, Kinder und Mägde gefangen weggeschleppt.

Zwar erholte sich die Insel allmälig von diesem Unglück, die Kirchen wurden wieder aufgebaut, und Ackerbau und Viehzucht, die der fruchtbare Boden außerordentlich begünstigte, verbunden mit den Vortheilen des Seeraubes, stellten bald die alte Wohlhabenheit wieder her. Allein wiederholte kriegerische Ueberfälle und vor Allem die Gewalt des Meeres, welches durch die immer weiter vorrückenden Deiche des gegenüber liegenden Festlandes mit stets anwachsender Gewalt gegen die Nord- und Westseite, die fruchtbarsten und cultivirtesten Theile der Insel, getrieben wurde, vernichteten langsam, aber sicher das Gewonnene. Heftige Nordweststürme zerrissen die Sanddünen, welche die blühenden Felder des Kirchdorfs **Oldenoge**, im Norden der Insel, schützten, und bald wälzte die wilde See ihre sturmgepeitschten Fluthen hoch über den Wohnungen der unglücklichen Bewohner. Nicht besser erging es bald darauf dem westlichen Kirchdorf. Die Einwohner, erzählt Dr. Chemnitz, der verdienstvolle Badearzt der Insel, in seiner kleinen Schrift: „Wangeroge und das Seebad", sahen sich gezwungen, ihre Häuser bei Zeiten abzubrechen und sie weiter südostwärts hinter den neu entstandenen Dünen wieder aufzubauen. Bald darauf ward die verlassene Stätte sammt der Kirche ein Raub der Wellen. Noch im Jahre 1760 waren zur Ebbezeit die Trümmern der Kirchen und die Abtheilungen der Aecker zu sehen; im Jahre 1806 noch ganz deutlich die Brunnen und Häuserstellen und selbst vor zwanzig Jahren noch eine Menge von Backsteintrümmern. Gegenwärtig sind auch noch diese letzten Spuren verschwunden, die Fluth bietet dem Auge nur Wasser und die Ebbe gelbweiße platte Sandflächen dar.

Als Ersatz für die beiden Kirchthürme, die den Seefahrern als Signal gedient hatten, erbaute Graf Johann von Oldenburg, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, einen länglich viereckigen, über 200 Fuß hohen Thurm mit zwei Seiten und einer hohen Mittelspitze. Auf der letztern brannte zur Nachtzeit eine große eiserne, mit Rüböl gefüllte Lampe, die ihren Schein durch 48 Fenster weit hinaus auf das Meer warf. Außer der oben erwähnten Bestimmung, die jetzt durch einen eigenen Leuchtthurm ersetzt ist, hatte der Thurm, oder hat er vielmehr noch zwei andere. Das obere Stockwerk nämlich diente als Verwahrungsort des Strandgutes, auch wohl als Gefängniß, das mittlere aber bildete die Kirche, in welcher noch vor gar nicht langer Zeit der Pastor jedes Mal im Schlußgebete Gott die Bitte vorlegte, „daß er den Strand segnen", d. h. recht viel Schiffe in der Nähe stranden lassen möge. Denn was von solchen die Wellen an das Ufer trieben, oder die Insulaner auffischten, war gute Prise. In

neuester Zeit fand man dies Gebet unchristlich und schaffte es ab. Gegenwärtig hat übrigens die Regierung das Strandrecht an sich gezogen, und während früher die Einwohner noch ein Drittel des Betrags erhielten, nimmt jetzt der Vogt Alles für herrschaftliche Rechnung, nur die Pastorei wird in Gelde entschädigt.

Eben so compendiös wie der Thurm war auch die Verwaltung der Insel eingerichtet. Denn der Vogt, welcher sie repräsentirte, war nicht nur die höchste und alleinige Justiz- und Polizeiperson, sondern auch zugleich der einzige Kaufmann und Gastwirth auf der Insel. Und, wenn die Burschen des Winters in seiner Trinkstube Händel anfingen, die mit blutigen Köpfen endeten, so verwandelte sich flugs der Schenkwirth in Schaarwache, Zeuge und Richter, und der Proceß war jedenfalls auf diesem Wege der kürzeste, der sich denken läßt.

Bei dem gedachten Thurmbau, dessen Kosten ohne Fuhren und Frohnen über 24,000 Thaler betrugen, wurden übrigens verschiedene römische Münzen und Aschenkrüge gefunden, woraus der schon erwähnte Monograph von Wangeroge folgert, daß Germanicus mit seiner vom Sturm übel zugerichteten Flotte sich hier eine Zeitlang aufgehalten haben möge.

Nach allen jenen Verwüstungen war indessen die Insel um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, zur Zeit des noch im gesegneten Andenken seines Volkes lebenden Grafen Anton Günther von Oldenburg, sehr verschieden von ihrem jetzigen verödeten Zustande. Ihre Breite betrug damals noch $1/4$, ihre Länge $1 1/2$ Meile. Statt der jetzigen öden, von Sanddünen umgebenen Fläche, deren spärliche Vegetation kaum für ein paar Hundert Schafe die nothdürftige Nahrung gewährt, boten ihre reichen Wiesengründe (deren Pracht der damalige Pastor Johann Hoffmann in seinem „geistlichen Ehrengedächtniß von Wangeroge" preiset) die üppigste Weide für zahlreiche Heerden, die man sogar vom gegenüberliegenden Festlande nach der Insel hinüber brachte, um sie hier zu mästen.

Eine noch vorhandene Karte der Insel vom Jahre 1730 verzeichnet über 200 Matten üppige Weide und 70 Matten geringere. Allein von da an nahm die Insel in dem Maaß an Umfang ab, als sich die Eindeichungen an der Küste des Festlandes gegenüber vermehrten. Es schien, als wolle sich das Meer für das ihm dort Entrissene hier schadlos halten. Vorzüglich richtete es seine Angriffe gegen den Norden und Westen der Insel, deren Bewohner endlich, da bei dem allmäligen Verschwinden des fruchtbaren Landes die Viehzucht aufhören mußte, mehr und mehr in die größte Armuth geriethen. Ja die Insel verdankte die Bewahrung vor gänzlicher Vernichtung nur den Bemühungen des Fürsten Friedrich August von Anhalt-Zerbst, in dessen Besitz Wangeroge mit der Herrschaft Jever durch russische Vermittlung gelangt war. Um die Gefahr abzuwenden, welche durch gänzliche Vernichtung des Eilandes für das feste Land entstehen mußte, verwandte er auf die Erhaltung der Insel die

größte Sorgfalt. An den Stellen, wo stürmische Winde und hohe Wasserfluthen Oeffnungen und Verstäubungen verursacht hatten, wurden quer gegen den Windstrich in schlängelnder Richtung aus belaubtem Strauchholz geflochtene Zäune befestigt, um den Sand aufzufangen und den Verlust wieder zu ersetzen.

Zur Anlage neuer, oder zur Erhöhung alter Sanddünen, die den einzigen Schutz des Eilandes bilden, pflanzte man Strohdocken mit dem Kopf in den Strand, damit sich an dem obern rauhen und breiten Ende der Sand sammeln konnte. An der dem Festlande zugekehrten Seite (Wadseite — Wad heißt der seichtere Meerstrich), zwischen der Insel und dem Festlande, hatte dies Erfolg, nicht so auf der dem heftigsten Wogendrange ausgesetzten Nordseite. Am wirksamsten erwies sich zur Befestigung und Erhöhung der Dünen die Anpflanzung des Helm- oder Sandhafers (Elymus europaeus), ein hohes binsichtes Seegras, welches auf dem Seesande wild wächst und oft durch seine zwanzig Ellen lange in einander vernarbten, mit unendlich vielen Fasern und Häkchen versehenen Wurzeln den Sand festhält. Zu gleichem Zwecke dienten Anpflanzungen von Seestrandsdorn und Bitterweide. Dagegen zerstörte eine einzige Sturmnacht zwei, an gefährlichen Orten der Nordseite mit großen Kosten aufgeführte Querdeiche so vollständig, daß am nächsten Morgen auch jede Spur davon verschwunden war. Auch Anpflanzungen von Tannen, Pappeln und Heckensträuchern, die derselbe Fürst veranstaltete, gediehen zwar anfangs, wurden aber bald theils im Flugsande begraben, theils von der See weggespült, und im Jahre 1776 verschwand der letzte Strich fruchtbaren Wiesenbodens.

Da ihnen der Boden, der sie ernährte, so entzogen wurde, sahen sich die Wangeroger auf das Meer angewiesen. Auch hier bewährte sich die Fürsorge des Fürsten. Nur wenige Einwohner besaßen Schiffe zur Seefahrt. Der Fürst schoß Denen, die sich darum bewarben, zinsfrei die nöthigen Kapitalien vor und erließ oft die Rückzahlung gänzlich. So ward der Grund zu dem jetzigen Wohlstande der Insel gelegt, deren Bewohner gegenwärtig über dreißig Seeschiffe besitzen, mit denen sie Frachten für Bremen und Hamburg nach der Ostsee, Holland, England und Frankreich verführen.

Im Jahre 1806 ward die Insel nebst der ganzen Herrschaft Jever auf Napoleon's Befehl dem neuen Königreich Holland einverleibt, und nun ward Wangeroge ein Hauptpunkt des Schleichhandels, den die Engländer von Helgoland aus über Wangeroge und die jeversche Küste hin zu eröffnen wußten. Der gutmüthige König Ludwig, welcher sich dem Continentalsystem seines Bruders nur mit großem Widerstreben angeschlossen hatte, begünstigte diesen Schmuggelhandel, der für die Insel außerordentliche Vortheile abwarf. Aber im Jahre 1810, wo die Franzosen nach Occupation des Herzogthums auch die Insel besetzten, ward

diese Art des Erwerbes höchst gefährlich. Eine Batterie schweren Geschützes beherrschte die Meerespässe, und eine starke Besatzung gab den strengen Gesetzen Nachdruck. Um die verborgenen englischen Waaren, welche mit unglaublicher Verwegenheit immer noch von Zeit zu Zeit eingeschmuggelt wurden, aufzufinden, durchgruben die Douanen die Sanddünen und confiscirten das Gefundene. Viele Familien verließen damals ihre Wohnungen und die ihnen so theure Heimathinsel, um dem Hungertode zu entgehen. Im Frühjahr 1813 mußten zwar die Franzosen die Insel und die ganze Umgebung verlassen, allein nur zu bald kehrten sie wieder zurück, sperrten alle männlichen Bewohner in den Kirchthurm ein, und erzwangen von ihnen durch die Drohung, den Thurm in die Luft zu sprengen, die Angabe einer verborgenen Waarenniederlage. So verloren die Armen in wenigen Minuten die mühsam erworbenen Früchte ihres gefahrvollen Gewerbes. Zwei Schiffer, die zu voreilig und zu laut ihre Freude über die kurze Befreiung von den verhaßten Unterdrückern an den Tag gelegt, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. „Zu bewundern ist es übrigens", bemerkt hier Chemnitz, „daß während dieser Regierung, wo kein Prediger noch Schullehrer sich auf der Insel befand, deren Wohnungen, so wie die Kirchen zu militärischen Zwecken gebraucht wurden, dennoch die Insulaner die Reinheit ihrer Sitten und ihre Eigenthümlichkeiten bewahrten."

Mit dem Ende des Jahres 1813, wo die Franzosen die Insel verließen, und diese, sammt dem ganzen Herzogthum Oldenburg, wieder ihren angestammten Herrscher erhielt, begann auch das Wiederaufblühen des Wohlstandes auf dem kleinen Eilande. Prediger, Schullehrer und Vogt wurden wieder eingesetzt, die Kirche hergestellt, eine Austerbank in der Nähe der Insel angelegt, neue Häuser aus Backsteinen — die alten bestanden zumeist aus getrockneter Schlammerde (Kleie) — erbaut, und im Jahre 1819 das Seebad vom Herzog Peter Friedrich Ludwig eingerichtet. Schon früher hatten Fremde die Insel zu diesem Zwecke besucht, und die letzte Anhalt-Zerbstische Regentin zu Anfang dieses Jahrhunderts ihr zu diesem Gebrauch eine Badekutsche und ein Zelt geschenkt. Allein die darauf folgenden Kriegsjahre vernichteten diese Anfänge des Seebades, welches jetzt durch eine zwanzig Jahre unausgesetzt thätige Fürsorge der Regierung mit den vorzüglichsten seiner Art wetteifert, ja dieselben in vieler Beziehung und namentlich hinsichtlich seines Badestrandes, seiner Luft und des gemüthlichen Zusammenlebens der ohne Zwang und steife Etiquette nur Eine Familie ausmachenden Badegäste übertrifft. Die Oberaufsicht über Küche und Oekonomie ist der umsichtigen und liebenswürdigen Gattin des wackern Badedirektors, des Geheimen Hofraths Westing, anvertraut, und hat sich bis jetzt nach dem Urtheil aller Kenner bei weitem des Vorzugs vor ihren Nebenbuhlerinnen in den benachbarten Seebädern erfreut.

Der letzte furchtbare Schlag traf die Insel während der großen Wasserfluthen des Jahres 1825, welche auch die Schutzdeiche des Festlandes durchbrachen und meilenweite Strecken des fruchtbarsten Marschlandes in eine öde Wüstenei verwandelten, Häuser und Stallungen zertrümmerten, ja, manche sammt Grund und Boden fortrissen und weithin wieder absetzten, Schiffe über die Deiche weit in das Land hineinschleuderten und Hunderte von Menschen und zahlreiche Heerden in den Fluthen begruben, oder die auf Deichtrümmer Geretteten vor Hunger und Kälte umkommen ließen. Die Gewalt des Wasserschwalles, der von Norden her auf die Insel einstürmte, durchriß die hohen Sanddünen, verschlang Gärten und Wiesen und den Kirchhof an der Nordseite, zertrümmerte den festen Feuerthurm (Feuerbaake) und schleuderte die Trümmer bis in die Mitte der östlichen Dünen. Noch jetzt sind zwei Stellen dieses Einbruchs durch eine Lücke in den Dünen bezeichnet. Die Gärten wurden an die Wadseite verlegt, und obschon der fruchtbare Kleiboden jetzt bis auf die letzte Spur unter einer mehrere Fuß hohen Sanddecke verschwunden ist, so gedeihen doch in diesen kleineren, zum Schutz gegen die Ueberstäubung mit Plankenzäunen von Schiffstrümmern umgebenen Gärten, bei einiger Pflege, die Gemüse und Küchengewächse vortrefflich. Auch Obstbäume, z. B. die portugiesische Kirsche, erhalten sich, wenn sie vor den Winden geschützt sind, was freilich nur an wenigen Stellen möglich ist. Die Anlagen, welche das Conversationshaus umgeben, der Vogtei- und Predigergarten beweisen dies. Die Insulaner selbst aber haben für Baumpflanzungen und Gartenanlagen wenig Sinn und scheuen die nöthige Mühe.

Gegenwärtig besteht die Insel aus lauter wellenförmig sich hebenden und senkenden Sandhügeln und Niederungen. Die ersteren erhöhen sich gegen das Ostende hin mehr und mehr. Der höchste befindet sich am Nordstrande. Von ihm übersieht man auf der einen Seite die rauschende Nordsee, die fernen Inseln Spikeroge, Langeroge, und an hellen Tagen taucht selbst Helgolands rother Felsblock am Horizonte, dem scharfen Auge auch unbewaffnet erkennbar, hervor. Nach Osten hin bietet sich zur Ebbezeit der Anblick einer unabsehbaren Sandfläche, die uns in die afrikanische Wüste versetzt und deren Stille nur von dem fernen Rauschen des Meeres und dem heisern Schrillen der Möven und Seeschwalben unterbrochen wird. Südlich und westlich erblickt man die ganze Insel mit ihren Häusergruppen und Thürmen, die Küsten des Festlandes mit ihren Mühlen und grün umbuschten Häusern, das Wad (Watt), die Rhede, die zur Zeit ungünstiger Winde mit zahlreichen Schiffen bedeckt ist, zu denen man während der Ebbe fast trockenen Fußes gelangen kann. Die äußersten Dünen sind nur mit Helm- (Sand-Hafer) bewachsen, und die spärlich umgrünten Kuppen sind von weißgelblichen Sandwellen umschlossen, auf deren fester Kruste man oft kaum die Spur der Tritte bemerkt. Die mehr innerhalb liegenden Hügel überdeckt ein spärlicher Rasen, der nur

in den tiefen Thalschluchten und Gründen zu einem dichtern, reich beblümten Teppich anwächst. Diese Dünengegend ist das Ziel gemeinsamer Spaziergänge oder Fahrten der Badegesellschaft. Auf den Hügeln oder in den Thälern lagern sich die bunten Gruppen; von den höchsten Kuppen wehen die Fahnen und Flaggen, erschallt Musik und Hörnerklang und schreckt die silberweißen Seeschwalben und die grauen Möven aus ihren Nestern, die dann hoch über den bunten Gruppen der Friedensstörer ihrer einsamen Oede, schillernd und blitzend im Sonnenglanze, ihr melancholisches Schrillen ertönen lassen, bis mit der sinkenden Sonne die Gesellschaft aufbricht und zu Wagen, zu Esel oder zu Fuß den Heimweg ins Dorf antritt.

Diese Seevögel, Möven, Seeschwalben und einige Landvögel sind das einzige Wild, welches die Insel bietet. Die wilden Kaninchen, die auf den benachbarten Inseln Langeroge und Norderney sich so zahlreich finden, sind auf Wangeroge von dem früher hier stationirten Militär und später von den Insulanern ausgerottet worden. Auch die Zahl der Möven hat sich sehr vermindert, da die Insulaner ihren Eiern nachspüren, deren Schaalen sie an Badegäste verkaufen.

In den Niederungen zwischen der Osterdüne und dem am Westende gelegenen Dorfe finden die Schafheerden der Insulaner, sowie ein halbes Dutzend Kühe und die vier Pferde des Vogts, die einzigen auf der Insel, die zum Transport der Reisenden und ihres Gepäcks an die Fahrschiffe, so wie zu Spazierfahrten dienen, ihre Weide, die gegen das Dorf hin, wo die Hügel allgemach verschwinden, mit weißblumigem Klee geschmückt ist. Die Zahl der Häuser des Dorfes beträgt, mit Ausschluß einer im Jahre 1832 von einem oldenburger Kaufmann in der Mitte der Insel angelegten Salzsiederei, gegenwärtig 56, zu welchen die Gebäude des alten und neuen Conversations- und Logirhauses gehören. Das Dorf selbst liegt auf der höchsten Sandfläche, deren Veränderlichkeit durch Wind und Sturm man mittelst künstlicher Vorrichtungen, Besteckung des Bodens mit Stroh, Besäung mit Grassaamen und Belegung mit festem Kleiboden, überwunden hat. Backsteinerne Fußsteige führen seit 1821 durch alle Sandgassen des Dorfs. Die Häuser selbst haben, trotz der in Folge des Seebades seit zwanzig Jahren herbeigeführten Veränderungen, dennoch an Bauart und Einrichtung manches Eigenthümliche. Freilich sind sie jetzt nicht mehr mit Stroh, sondern mit Ziegeln gedeckt; von den drei Thüren, die ehemals hineinführten und von denen jedes Mal die dem Winde abgewandte geöffnet wurde, findet man jetzt meistens nur noch eine an der West- oder Südseite, und die ehemalige große altsächsische Hausflur, die über $^2/_3$ des ganzen Hausraumes einnahm und in deren Mitte das gastliche Feuer des niedrigen Heerdes loderte, ist jetzt zum großen Theil zu Logirzimmerchen verwendet. Auch gibt es schon außer den herrschaftlichen Gebäuden des Logirhauses mehrere moderne, von Speculanten erbaute Wohnhäuser.

Beim Eingange in ein ächtes Insulanerhaus, das noch einige Züge seiner charakteristischen Physiognomie bewahrt hat, tritt man durch einen kleinen, fast ganz zu Schlafstellen benutzten Vorraum, der indessen zuweilen auch fehlt, sogleich in die Küche, die jedoch für die Insulaner, zumal während der Badezeit, auch als Wohn- und Schlafzimmer dient. Der Rest der Familie schläft, wenn alle Zimmer vermiethet sind, entweder in der bezeichneten kleinen Vorflur oder auf dem Dachboden. An der Küche befinden sich die Eingänge zu zwei bis drei Stuben, deren hölzerne braune und holzgetäfelte, mit Gardinen verhangene Bettverschläge, so wie die zwischen den beiden Bettverschlägen befindliche Schrankthür durchaus das Ganze als eine Kajüte erscheinen lassen.

Eine hängende Wanduhr mit hell geputzten Messingketten und Gewichten, bunte Tassen und Gläser auf Oefen und Schränken, bunte grobe schwarze Bilder, meist holländische Naturschönheiten und Lustschlösser, aber auch Seehäfen, Schlachten und Scenen aus dem alten und neuen Testament darstellend, — an deren Stelle leider! seit den letzten Jahren Steindrücke mit modernisirten Rahmen zu treten beginnen — bilden neben einem kleinen Spiegel den Hauptschmuck und die Luxusgegenstände der Wohnung. Die breiten zwei- und dreischläfrigen Betten, ein paar Holz- oder Schilfstühle und ein buntgemalter Holztisch vervollständigen das Ameublement. Eine Kommode, ein Sopha und ein Kleiderschrank oder auch nur Kleiderrechen gehören zu den Seltenheiten und Luxusgegenständen, deren Existenz auf den Wohnungslisten eigens aufgeführt ist und den Miethpreis erhöht.

An der einen Seite des Hauses, oder wenn dasselbe, wie oft, von zwei Familien bewohnt ist, an beiden, befinden sich die kleinen Schafställe, welche früher unmittelbar an die Küche grenzten. Fast jedes Häuschen ist von einem kleinen eingefriedigten Gemüsegarten oder einem grünen Rasenplätzchen umgeben. Auch Blumen zieren diese Duodezgärtchen. Die größeren Gartenplätzchen liegen ostwärts außerhalb des Dorfs, dem Leuchtthurme zu, und sind durch Erdwälle und Plankenzäune gegen die Uebersandungen geschirmt.

Obgleich die ganze Insel aus Sand besteht, so ist doch die Unbequemlichkeit des Staubes der sandigen Gegenden des Festlandes (man denke an Berlin und seine Umgebungen) so gut wie gar nicht vorhanden. Denn der Meersand ist äußerst grobkörnig, frei von der feinern Auflösung des Eisensteines oder Raseneisens, die der gewöhnliche Landsand mit sich führt. Auch weht er am Strande, namentlich an dem, der von Ebbe zu Ebbe abtrocknet, beständig horizontal nahe dem Boden entlang, bis er endlich einen festen Körper berührt, der ihn anzieht. So sind die Dünenhügel entstanden, und oft bemerkt man, daß sich um einen Stock oder Reisholzzweig am andern Tage der Anfang einer Sanddüne gebildet hat. Auch ist, wie wir schon sahen, der Dünensand bei weitem nicht so un-

fruchtbar wie der Sand des Festlandes, wie das die Floren von Wangeroge und Norderney lehren, welche man bei Dr. Chemnitz findet und die alle Erwartung übertreffen.

---

2. Oldenburger Land und Leute.*)

Wir haben es hier natürlich nur mit den Bewohnern des Herzogthums, nicht des Großherzogthums zu thun, also mit dem von Hannover und der Nordsee eingeschlossenen Hauptlande, ohne die Fürstenthümer Eutin und Birkenfeld, die unnatürlich an dasselbe gefesselt sind. Die Bevölkerung des Herzogthums ist eine sehr dünne, denn es wohnen wenig über 2000 Menschen auf der Quadratmeile; dazu ist sie ungleich vertheilt, denn während man in der besten Marschgegend (Kreis Ovelgönne im Butjadinger Lande) 3300 Köpfe auf der Quadratmeile zählt, rechnet man im Kreise Kloppenburg, von dem zwei Drittheile mit Haide bedeckt sind, nur 1100.

Wir begegnen hier dem Gegensatze zwischen Geest und Marsch, der für das ganze oldenburger Land charakteristisch und auch für unsern Zweck von Wichtigkeit ist, indem die Art und Lebensweise der Bevölkerung wesentlich aus einander geht, je nachdem sie dem magern oder fetten Boden angehört, wie denn auch die Volksstämme verschieden sind; denn während in der Marsch sich überall Friesen niedergelassen haben, werden die Geestdistrikte von dem alten Stamme der Sachsen bewohnt.

Berg und Ebene, Haide und Sumpfland bedingen nicht allein die Natur der Pflanzen und Thiere, die ihnen entstammen, sondern auch der Menschen. Der Tyroler und Schweizer ist das, was er ist, nicht allein durch gewisse Abstammung und Racenkreuzung, sondern wesentlich auch durch die Alpennatur, die sein Lebenselement ist. Will man ihn verstehen, so muß man die Landschaft verstehen, in die ihn der Künstler „überm Sternenzelt" als Staffage gesetzt hat. Eben so wird sich uns der Oldenburger aus seinem Lande und dessen Gegensätzen, der Geest und der Marsch, entwickeln.

Unter Geest versteht man in dem ganzen nordwestlichen Deutschland, das von ähnlicher Beschaffenheit wie Oldenburg ist, das höher gelegene, meist sandige, mehr oder weniger magere und trockene Land, wie denn geest oder güst in der plattdeutschen Sprache trocken bedeutet. Es tritt dieser Ausdruck nur im Gegensatze zu den von der Geest überall scharf abgegrenzten Niederungen jener Länder, zu Marsch und Moor, auf. Die oldenburger Geest hat im Süden des Herzogthums ihre größte Mäch-

*) Grenzboten. 1852. II. S. 177 ff.

tigkeit; von da zieht sie, durch große Moore zur Rechten und besonders zur Linken eingeengt, in Gestalt einer niedrigen Hügelkette nordwärts an der Stadt Oldenburg vorbei, und läuft, den Jahdebusen zur Rechten lassend, auf die Stadt Jever zu, welche, auf einer schmalen Geesthalbinsel gelegen, wie von einer Zinne in die üppige Marschfläche von Jeverland hinabschaut. Die Aehnlichkeit dieser Hügelkette mit Dünen ist ganz augenscheinlich; ja, die Dünengestalt ist an vielen Orten, wie z. B. in den Osenbergen, noch vollkommen erhalten, und es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Geest das ältere, die Marsch das jüngere Land ist, dem die Fische eine gute Zeit später Valet gesagt haben, als jenem. Die großen Haideflächen, die einen beträchtlichen Theil des oldenburger Landes ausmachen, gehören sowohl den Geest= als den Moorgegenden oder ihren Uebergängen an; denn viele Strecken bilden Zwischenstufen von Geest zu Moor, von Moor zu Marsch, wie denn z. B. die Stadt Oldenburg auf sogenanntem anmoorigem Boden, der zwischen Geest und Moor die Mitte hält, gelegen ist. Besonders bekannt und verrufen in Deutschland ist die lüneburger Haide, und allerdings ist sie eine der ausgedehntesten; Hannover und Oldenburg haben jedoch eine Menge Haiden aufzuweisen, die nicht minder öde und abschreckend sind. Allerdings wird ihr Gebiet durch regelmäßig fortgesetzte Kultivirung, durch Gründung kleiner Haidecolonien von Jahr zu Jahr geschmälert; aber bei der geringen Bevölkerung und der Masse der zu vertilgenden Wüste ist dies im Ganzen und Großen so wenig bemerkbar, wie das Fehlen eines Haars, das aus einem vollen Barte gerauft wird. Man hat die kahle, in schwacher Wellenbewegung bis zum Horizont gebreitete Ebene mit dem Meere verglichen. Beide erwecken die Idee der Unbegrenztheit; allein das Meer ist endloses Leben, und die Haide endloser Tod. Ungehemmt saust der Wind über den nackten Boden, ohne Baum oder Busch zu finden, in dem er wühlen könnte; statt dessen fegt er die dürren Grashalme und das struppige Haidekraut, oder kräuselt den Sand, der an vielen Blößen wie weißes Todtengebein hervorstarrt. Einzelne Häuser am Wege, mit dickem, tief herabgehendem Rohrdach bekleidet, von ein paar Birken und einem Fleckchen grünen Landes umgeben, mehren inmitten der unendlichen Wüste noch den Eindruck der Einsamkeit. Die Natur, die sonst überall tausendfaches Leben hervorruft, scheint hier einem ewigen Tode verfallen. Man kann stundenlang der Straße folgen, ohne einem Wagen, einem Wanderer zu begegnen; kaum läßt ein einsamer Vogel seine Stimme hören, die wie eine Klage durch die Oede schallt. Doch dort zeigt sich ein Schäfer, der, in weißwollenem Mantelkragen auf einem Erdwalle sitzend, langsam strickend die rothen Finger bewegt. Winzige Schafe von struppigem und schmuzigem Aussehen bewegen sich in possierlichen Sprüngen um ihn her. Es sind dies die Haideschnucken, deren Wolle einst ein leipziger Kaufherr für Hundshaar erklärte. Du redest den Master, so heißt der

Schäfer im Münsterlande, an. Er wendet sein rothbackiges, eben nicht reines Gesicht, seine blauen, starren Augen auf dich; aber er öffnet den Mund nicht, um Dir zu sagen, daß er Dich nicht versteht. Sprechen ist eine Kunst, die er so selten übt, daß er vor einem Fremden die Anstrengung nicht machen will. Hier in diesen Gegenden wird, wenn irgendwo, die Eisenbahn eine unendliche Wohlthat sein; sie wird, in weit höherm Grade als die öden Landstraßen, als Brennpunkt des Verkehrs und der Kultur dienen, und nebenbei wird der Reisende den Vortheil haben, in möglichst schneller Zeit die braune Oede zu überwinden.

Man könnte den Großherzog von Oldenburg den Pharao mit den sieben fetten und den sieben mageren Kühen nennen; die sieben mageren sind die Geest, die sieben fetten die Marsch. Marsch, ein Wort, das sprachlich und sachlich an das lateinische mare und das französische marais erinnert, heißen die fetten Niederungen an den Flußmündungen und Meeresküsten, die jenen Mündungen benachbart sind. Ein eigenthümlicher, durch Anschwemmung gebildeter, schwerer Thonboden, Klei genannt, der neben Thon, Lehm und Sand auch Torf und andere Pflanzentheile, Muscheln, Infusorien und überhaupt verschiedene thierische Ueberreste enthält, verleiht der Marsch die außerordentlichste Fruchtbarkeit, wovon Weiden und Fruchtfelder ein glänzendes Zeugniß ablegen.

Ist der Süden des Herzogthums das Hauptgebiet der Geest, so ist der Norden das der Marsch. Der großen, im Nordwesten und Nordosten gelegenen Marschen Jeverland und Butjadingen ist schon oben gedacht. Ein dritter Marschdistrikt ist das Stedinger Land an der Weser und untern Hunte, das, im Gegensatz zu jenen, bloße Flußmarsch ist. In alten Zeiten erstreckte sich die Wesermündung über dieses dem Wasser abgetrotzte Gebiet.

Alles Marschland muß durch hohe, sehr kostbare Dämme, Deiche genannt, gegen das andringende Meer geschützt werden. Besondere Gefahr bringt das Zusammentreffen von Spring- und Sturmfluth, wenn nämlich der höchste Standpunkt der Fluth, der beim Voll- und beim Neumond ungewöhnlich schnell eintritt, durch einen auf das Land wehenden Sturm noch gesteigert wird. Zu verschiedenen Zeiten sind Sturmfluthen für das oldenburger Tiefland verderblich gewesen, ja der ganze Jahdebusen ist ein ungeheures Grab, worin eine Menge Ortschaften, deren Namen noch bekannt sind, seit drei, vier und sechs Jahrhunderten versunken liegen.

Um die Marsch zu entwässern, sind eine Menge Kanäle, sogenannte Sieltiefen, die sich in immer kleinere Gräben verzweigen, ins Land geschnitten und mit Sielen d. h. mit Schleusen versehen, die sich dem abfließenden Binnenwasser öffnen, dem von der Fluth aufwärtsgetriebenen Meer- oder Flußwasser aber schließen, das die Entwässerung vergeblich machen würde. Diese Deich- und Sielanlagen müssen natürlich von gan-

zen Distrikten, Deichverbänden, gemeinschaftlich unternommen und unterhalten werden; ein von der Regierung gesetzter Deichgräfe und zahlreiche Unterbeamte überwachen und leiten die Deicharbeiten. Dennoch bieten die Schutzmittel, obgleich sie immer weiter vervollkommnet werden, keine vollständige Sicherheit, und das Meer, die Marsch als altes Eigenthum betrachtend, pocht mahnend jeden Winter an und scheidet selten, ohne nicht wenigstens kleine Opfer mit sich zu führen. Jeden Winter hört man von Deichbrüchen. Da die Häuser nicht selten landeinwärts dicht hinter dem Deiche, wo sie Schutz vor dem Winde suchen, erbaut sind, hat ein solcher Deichbruch den unmittelbaren Untergang jener Wohnungen zur Folge. Da gilt es verzweifelte Gegenwehr, wenn der Sturm heranbraust, um sich zu den Opfern auf der See auch Opfer auf dem Lande zu holen. Ist es doch in einem der letzten Winter vorgekommen, daß eine oldenburger Gemeinde einen gefährdeten Deich an einer schwachen Stelle stundenlang mit den eigenen Leibern bedeckt hat, damit nicht die Kappe, d. i. der Rücken des Dammes, hinweggespült werde, und ein Deichbruch Verderben über Felder, Vieh und Menschen bringe. Eine der furchtbarsten Sturmfluthen der neuern Zeit war die von Weihnachten 1717. Der Wind hatte 24 Stunden lang aus Südwest geweht, und das Wasser aus dem atlantischen Ocean durch den Kanal in die Nordsee gepeitscht; darauf war der Südwest plötzlich in Nordwest umgeschlagen und hatte das Wasser, das so schnell nicht durch den Kanal ablaufen konnte, mit furchtbarer Gewalt gegen die Küste geschleudert. Halem, ein oldenburger Schriftsteller, der uns eine Schilderung jener Weihnachtsfluth hinterlassen hat, sagt, die See sei mit der Geschwindigkeit des Wassers in einem Topfe, das zu sieden beginnt, aufgelaufen. Schon um 3 Uhr in der Nacht zerrissen die Deiche von Butjadingen, und das Wasser stieg innerhalb einer Viertelstunde 8—16 Fuß im niedrigen Lande. Das Vieh ertrank in den Häusern; viele Menschen fanden in den Betten, oder auf Tischen und Schränken, wohin sie geflüchtet waren, den Tod; viele, die halb nackt auf Böden und Dächer geklettert waren, kamen durch Zusammensturz der Gebäude um, oder starben vor Frost und Hunger. In den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, also in einem kleinen Theile des Herzogthums, wurden allein 150 Häuser zerstört; 2471 Menschen und fast doppelt so viel Pferde und Hornvieh kamen ums Leben; wie groß mag erst die Zahl der Opfer in der butjadinger Marsch gewesen sein! Ist die Deichlast in gewöhnlichen Zeiten schon beträchtlich, so steigt sie in solchen Unglücksjahren ins Unerschwingliche. Darum pflegt auch der Marschbewohner zu sagen, ohne die Deichlast könne er mit einem silbernen Pfluge pflügen. Den Deich selber aber nennt er seinen goldenen Ring, um den Werth, den er auf ihn legt, zu bezeichnen.

Während die Geest einzelne Waldungen besitzt und reich an schönen

Baumparthien ist, die dem wellenförmigen Lande zu einiger Zierde gereichen, zeigt sich die Marsch fast baumlos und flach wie eine Tafel; dennoch geben ihr die weit zahlreicheren, sehr stattlichen Häusergruppen, die üppigen Fruchtfelder und vor Allem das reinliche Vieh, das Tag und Nacht bis zum Winter auf der Weide geht, ein lachendes, wenn auch einförmiges Ansehen. Es ist eine holländische Landschaft, ungemein reizend, wenn die Weiden mit frischem Grün bedeckt sind, aber ermüdend durch beständige Wiederholung. Man denke sich den saftig grünen Rasenteppich bis zum fernsten Horizont aufgeschlagen, gestickt mit bunten Blumen und durch blinkende Wassergräben in Hunderte von Feldern getheilt; man denke sich auf diesen Feldern die stattlichsten Rosse in wilder Freiheit, schwarz und weiß geflecktes Hornvieh, gegen das Helios seine Rinder tauschen würde; riesige Schafe, deren Vließ an Weiße dem Schnee nicht nachsteht, und um die Wohnungen noch anderes Vieh in gleicher Größe und Schönheit; man denke sich diese Thiere, wie sie, einzeln oder gruppenweise vertheilt, die schöne Trift als Weide-, Tummel- oder Ruheplatz benutzen, die Rinder behaglich gelagert oder, wo es die Lokalität erlaubt, bis ans Knie im Wasser stehend; die Pferde, von munteren Füllen umschwärmt, umhergaloppirend und den Rossen Deines Wagens mit lautem Gewieher einen guten Tag zurufend, und an den Deichen hinauf und hinab die schimmernden Schafe mit ihren Lämmern, die aus dem Euter der Mutter gierig saugend die leckere Kost sich holen:

Ist irgendwo ein Paradies
Bestellt für Thiere, so ist es dies.

Die Studenten gebrauchen das Wort *ochsen* im tadelnden Sinne; von dem Oldenburger kann man aber nicht verlangen, daß er ein Thier, dem er so manchen schönen Thaler verdankt, in Redensarten mißhandle. Ochsig groß heißt bei ihm nur gewaltig groß, und wer von starkem Körperbau ist, muß es sich schon gefallen lassen, ein ochsiger Kerl genannt zu werden. Vergleichen sich doch die Bauersleute selbst unter einander sehr oft mit Thieren. In Goldschmidt's „Kleinen Lebensbildern aus der Mappe eines deutschen Arztes", welche reich an oldenburger Skizzen sind, äußert eine Bauersfrau gegen ihn: „*As ick jung weer, sä min Mann to mi: Deern, Deern, wat bist du minn um 'n Kneep! Man kunn di wol affpusten. Ick heww di as Faselswin krägen; — un nu bist doch rein so fett as 'n Masswin.*" („Dirne, Dirne, was bist Du so schmal um die Taille! Man kann Dich wohl abblasen. Ich habe Dich als ein ungemästetes Schwein bekommen; — und nun bist Du völlig so fett wie ein Mastschwein.")

Schließlich bemerke ich noch, und damit wollen wir den Bestien Valet sagen, daß in der baumlosen Marsch der getrocknete Dünger häufig ein Brennmaterial für die ärmere Klasse bildet, ein Gebrauch, der bekanntlich in Steppenländern allgemein ist.

Neben Geest und Marsch stellt sich ein dritter Gegensatz: das Moor. Unter diesem Worte, das, wie Marsch, an mare und marais erinnert, versteht man diejenigen sumpfigen Niederungen voll stockender Gewässer, in denen eine eigenthümliche, mit verwitterten Baumresten durchschossene Pflanzenwelt eine schwammigfilzige Masse von hellbrauner, dunkelbrauner und schwärzlicher Farbe bildet, die als Torf das allgemeine Brennmaterial des Landes liefert, und zwar schon seit Plinius Zeiten, der von den Bewohnern jener Gegenden sagt, daß sie Erde brennen. Das Herzogthum ist sehr reich an Mooren. Eins zieht im Süden vom Dümmer See auf der Grenze des Kreises Vechta und der hannöverschen Grafschaft Diepholz. Andere Moore schließen die stedinger und butjadinger Marsch von der Südwest- und Westseite ein, an vielen Orten den Uebergang von Marsch zu Geest bildend. Hier ist durch Ausdehnung der Abwässerung die Möglichkeit gegeben, den moorigen Boden für die Geest zu gewinnen. Ferner zieht sich ein wahres Riesenmoor, das zu den größten Norddeutschlands gehört, durch den ganzen Westen des Herzogthums nach Ostfriesland hinüber.

Das Moorland wird im Oldenburgischen, wie in vielen andern Gegenden des nordwestlichen Deutschlands, stellenweise im Frühjahr abgebrannt und mit Buchweizen (Haidekorn), der mit magerm Boden fürlieb nimmt, besäet. Das Land wird zu diesem Zwecke zuerst trocken gelegt und der Rasen abgeschält. Der angezündete Torfboden brennt einen Zoll tief hinab und liefert so eine Asche, die den eingestreuten Körnern als trefflicher Dünger dient. Der durch den Brand erzeugte dicke, schwere Rauch verpestet dem Oldenburger seinen Frühling. Vom Winde in das mittlere und südliche Deutschland geführt, figurirt er dort als Höhen- oder Heerrauch. Da der arme Mann bei mäßiger Arbeit, ohne Dünger, von dem Buchweizenbau, wenn er einschlägt, reichen Gewinn zieht, so ist derselbe von großer Wichtigkeit für ihn; es kommt dabei aber ganz besonders auf Glück an. Auch pflegen die reichen Bauern ihren Söhnen Buchweizenland als eine Art von Taschengeld zuzuweisen. Was sie daraus ziehen, dürfen sie zu ihrem Vergnügen verwenden.

Ich wende mich jetzt von dem Lande zu den Menschen. Wer als Neuling das oldenburger Land betritt, dem muß es nothwendig auffallen, daß dort das Wort Bauer von schwerem Gewicht ist. Dies hat seinen Grund darin, daß der Bauernstand der herrschende, fast, möcht' ich sagen, der einzige Stand ist. Außer Oldenburg, der Residenz, die an 8000 Einwohner zählt, gibt es nur Landstädtchen, die im Allgemeinen eine sehr geringe gewerbliche Thätigkeit entwickeln. Ackerbau und Viehzucht sind daher die Hauptnahrungszweige. „Ich will Bauer werden", sagt der Sohn des Beamten oder Offiziers, der nicht Lust hat, den Stand des Vaters zu ergreifen. In Süddeutschland würde man in demselben Falle die Ausdrücke: Landwirth, Gutsbesitzer gebrauchen. Der oldenbur-

ger Bauer oder Hausmann (im Münsterland auch Wehrfester, Zeller und Kolonus genannt) ist aber auch wirklich Gutsbesitzer, indem seine ansehnliche Stelle — so heißt sein Gut — nach uraltem, heiligem Gebrauche ungetheilt als Majorat oder Minorat auf den ältesten oder jüngsten Sohn übergeht. Er bildet im Gegensatz zu den Köthern und Brinksitzern, die nur kleinere Stellen besitzen, zu den Heuerleuten, die in den Nebengebäuden des Hofes zur Miethe (Heuer) wohnen, zu den Handwerkern, Tagelöhnern und Dienstboten, die Aristokratie des Dorfes. „Ick bin 'n Buer", sagt er mit Stolz; „de Annern sind all lütje Lü" (die Andern sind alle kleine Leute).

Das Bauerngut geht auf einen Sohn, und im Fall keiner vorhanden ist, auf eine Tochter über, und die andern Kinder erhalten zusammen nur 20 Proc. vom Werth der Stelle. Die Ungerechtigkeit einer solchen Theilung wird weniger gefühlt als begriffen, wie denn das Sprichwort: De Buur het man een ächt Kind; de annern sind alle Hoorkinner, sich derb genug darüber ausspricht. Auf dem Gedeihen der Stelle, und sie kann nur gedeihen, wenn sie unverletzt bleibt, ruht die Ehre und der Stolz der Familie. Mag es dem Vater auch schwer ankommen, ein Kind, das er vielleicht weniger liebt, auf Unkosten der andern in diesem Grade bevorzugen zu müssen; mag auch dieser oder jener Abfindling im Herzen über das karge Loos, das ihm zufällt, murren: man findet sich doch zuletzt in den tyrannischen Gebrauch, und tröstet sich mit einem 't is mal nich anners. Da die Erhaltung der Stelle Gewissenssache der Familie ist, so gilt umgekehrt die Verkleinerung oder Belastung derselben für einen Frevel. Wer die Stelle verletzt, findet nicht Ruhe im Grabe und muß umgehen. Aus diesem Gesichtspunkte ist folgende Handlungsweise eines oldenburger Landmanns zu beurtheilen. Dieser Bauer hatte durch Meineid eine Wiese an sich gebracht und zu seiner Stelle geschlagen. Ich füge die letzten Worte ausdrücklich hinzu, weil ein Stellenbesitzer die Güter, die er erwirbt, nicht gerade der Stelle einzuverleiben braucht, in welchem Falle sie zu gleichen Theilen an die Kinder vererben. Als nun unser Bauer auf dem Todbette lag, drückte ihn das Verbrechen, und er ließ seinen ältesten Sohn und Erben vor sich kommen, legte ein Geständniß vor ihm ab und ermahnte ihn, das Grundstück dem rechtmäßigen Besitzer wieder zuzustellen. Der Sohn hingegen gab dem Vater zu bedenken, wie die Wiese der Stelle unentbehrlich sei, da das Vieh ohne sie kein Futter habe, das Gut aber bei vermindertem Vieh nicht bewirthschaftet werden könne. Der Alte hörte ihn aufmerksam an und sagte dann tiefseufzend: „Behol de Wisch, min Jung. Mine unstarfliche Seele mag sehn, wo se rakt." (Behalte die Wiese, mein Sohn. Meine unsterbliche Seele mag sehen, wie sie fertig wird.)

In wiefern die Untheilbarkeit der Güter, die Viele einen Mißbrauch

und bloßen Ueberrest bäuerlichen Feudalwesens nennen werden, in der Natur des Landes eine Rechtfertigung findet, mögen Andere entscheiden. Die große Mehrzahl der oldenburger Beamten vertheidigt sie eifrig, und oft gerade die am meisten, welche im Fürstenthume Birkenfeld Gelegenheit gehabt haben, das aus der völlig unbeschränkten Theilbarkeit der Güter entspringende Proletariat kennen zu lernen. Da die Friesen weder Adel, noch Hörigkeit, noch geschlossene Stellen gehabt haben, so gibt es in denjenigen Theilen des Kreises Kloppenburg, die von diesem Völkerstamme bewohnt werden, keine Untheilbarkeit der Güter; wohl aber findet man sie in den großen Marschen des Jever, Butjadinger und Stedinger Landes, obgleich sie ebenfalls alte Friesensitze sind. Freilich sind die reichen Marschbauern oft in der Lage, diejenigen ihrer Söhne, welche das Stammgut nicht erben, mit andern Stellen, die sie zusammenkaufen, auszustatten. Minorate sind in manchen Gegenden des Butjadinger Landes und des Kreises Delmenhorst gebräuchlich. Sie haben wohl darin ihren Grund, daß bei des Vaters Tode der jüngste Sohn am ersten der Hilfe bedarf; sie verstoßen aber am meisten gegen das Gefühl, indem dann oft ein Knabe Herr über Männer, seine Brüder, wird.

Man wird fragen, was denn aus den Brüdern des bevorzugten Sohnes werde. Sie bleiben, wofern sie nicht als Handwerker oder Schiffer, oder vielleicht durch Erwerb eines kleinen Eigenthums in der Haide zur Selbstständigkeit gelangen, als Knechte auf der Stelle, und leben unter der Bezeichnung ole Jungens (alte Jungen) mit dem Volke, d. i. dem Gesinde, auf gleichem Fuße. Hat sich der „ole Jung“ von dem kleinen Erbtheil, das ihm zugefallen, und seinem Lohne ein Sümmchen zusammengespart, so vermacht er es oft nicht, wie man denken sollte, denjenigen Söhnen seines Bruders und Herrn, die dem bescheidenen Loose entgegensehen, auch „ole Jungens“ zu werden, sondern dem künftigen Erben, damit sich der Glanz der Stelle, an der ja auch er, wenn auch nur als Dienender, Theil hat, mehre. Im Gespräche mit Fremden pflegt er seine Abkunft gern zu erwähnen; denn, ist er auch nicht mehr als ein Knecht, so hat er doch edleres Blut in den Adern.

Das Haus des oldenburger Bauers liegt, nach altsächsischem Brauche, in der Regel einsam mit seinen Nebengebäuden inmitten des Gutes, oder es bildet mit Häusern ähnlicher Art eine lose Gruppe, Bauerschaft genannt. Eigentliche Dörfer findet man nur selten. Nicht allein die Felder, Kampe, sind zum Schutz gegen die heftigen Winde mit Hecken auf Erdwällen umgeben, auch der Bauerhof erscheint in dieser Verschanzung; auch zu ihm führt, wie zu jenem, ein niedriges Gitterthor, das Heck, dessen Hauptbestandtheil ein schwerer, auf zwei Pfosten horizontal ruhender Balken ist, der auf der einen Seite ausgehoben wird. Hat man diese Schranke hinter sich, so betritt man einen weiten Rasenplatz, auf dem sich ein Eichenhain erhebt. Beides, der frischgrüne Rasen und die gewaltigen

Eichen, gehören zu den Vorzügen des oldenburger Landes. Der Rasen verdankt seine Schönheit der Feuchtigkeit des Klimas, die Eiche der Eigenthümlichkeit des Bodens und den Stürmen, welche die Faser durch spiralförmige Drehung kräftigen. Während schwächere Bäume, wie die Ulmen, mitten in ihrem kräftigsten Wachsthum plötzlich gehemmt werden und absterben, weil sie eine sehr häufig vorkommende unfruchtbare und eisenhaltige Thonschicht, Two genannt, nicht mit ihren Wurzeln zu durchbrechen vermögen, so überwinden die Eichen dieses Hinderniß. Nirgends habe ich so gewaltige Bäume gesehen, als auf der oldenburger Geest, und mancher Bauernhof bewahrt, neben jungen schlanken Stämmen, noch manches Prachtexemplar aus alter Zeit, das den patriarchalischen Eindruck des Ganzen nicht wenig erhöht. Die knorrigen Aeste derselben tragen häufig das Nest der Elster, während Gevatter Storch auf dem Dach des Bauernhauses sich eingerichtet hat. Ein kleiner, von den Eichen umstandener Teich auf dem grünen Hofe dient dem Kleinvieh, das hier weidet, als Tränke und den Enten als Schwimmplatz, so lange es nicht einem der riesigen Schweine gefällt, sie daraus zu vertreiben. Auf der Hochebene des Düngerhaufens ergeht sich Sultan Hahn mit seinen Weibern; er weiß, daß er des Hausmanns und Wehrfesters Hahn ist, und kräht stolzer als die Hähne der umwohnenden Heuerleute.

Jedem Fremden wird die Größe und das ungemein stattliche Aussehen der oldenburger Bauerhäuser auffallen. Inmitten des Eichenkamps, zu beiden Seiten umgeben von sehr stattlichen Schaf- und Schweinställen, die sich oft in langer Reihe fortsetzen, mit den geringeren Heuerwohnungen, die halb im Grünen versteckt sind, im Hintergrunde, machen sie entschieden den Eindruck behaglichen Wohlstandes. Die Seitenwände des Hauses, zu dessen Erbauung nicht selten der eigene Grund und Boden das Holz liefert, sind ganz niedrig und aus Ziegelsteinen, im Münsterlande aus Fachwerk mit Lehm, aufgeführt. Das aus Ried oder Stroh, bei neueren Häusern auch wohl aus Ziegeln bestehende Dach steigt tief herab. Die dicke Lage von Ried gibt dem Hause das Aussehen eines Bären, der sich tief in seinen Pelz steckt. Die große Thür oder Einfahrt, über welcher besonders im Münsterlande, unter bunten Holzverzierungen, die Namen des Erbauers und seiner Frau mit einem frommen Spruche zu lesen stehen, liegt auf der Giebelseite, meist nach Westen sehend. Von da gelangt man auf eine breite Tenne, die, ganz wie die Tenne unserer Scheunen, zum Dreschen dient. Rechts und links ist dieselbe von hölzernen Verschlägen eingeschlossen, in welchen Winters die Pferde und das Rindvieh, letzteres mit dem Kopfe nach innen, stehen. So ist das Haus des oldenburger Bauers Wohnung, Stallung und Scheune zugleich. Es ist auch Hühnerstall, um Nichts zu vergessen; denn über den Verschlägen für das große Vieh haben Hahn und Hennen ihr Quartier.

Gehen wir auf der Tenne weiter, so folgen die Milch- und Speise-

kammern und die offenen oder auch geschlossenen, oft kojenartigen Räume, wo die Dienstboten und einzelne Familienglieder des Nachts ein hochgethürmtes Bett empfängt. In der Mitte des Hauses, wo die Tenne in ihrer ganzen Breite frei ist, brennt auf ganz niedriger, runder Herdmauer das Feuer, dem Vorübergehenden durch die meist offenstehende Einfahrt sichtbar. Auf der einen Seite des Feuers ist der Spül- und Waschort, auf der andern ein großer Eichentisch, der Mannsiedel, wo der Bauer mit seiner Familie und dem „Volk" Mahlzeit hält. Sowohl in der Richtung des Spülorts, als des Mannsiedels führen Seitenthüren aus dem Hause.

Hinter dem Feuer ist, nach alter Einrichtung, die Schlafstelle des Hausvaters und seiner Frau. Hier stehen auch die Kisten mit den Kleidungsstücken der Hausbewohner und die künstlich geschnitzten Schränke; hier hängt der Spiegel, vor dem sich Mutter und Tochter zur Kirche schmücken. Hier, auf der Ostseite, finden sich auch, zumal in neueren Häusern, wirkliche Stuben; von dieser Seite beginnt überhaupt die moderne Kultur die alten Sachsenwohnungen umzugestalten. Neben einer schmuzigen Wohnstube, Döns genannt, findet man hier nicht selten Prunkzimmer mit Mahagonihausrath und feinem Geschirr, die freilich dumpfig genug sind, da man sich ihrer nur bei außerordentlicher Gelegenheit bedient.

Das ungeheure Dach, unter dem der Segen des Feldes aufgespeichert wird, gewährt im Sommer Kühle, im Winter Wärme, die noch durch das zu dieser Jahreszeit anwesende Vieh vermehrt wird, daher die Bewohner des Hauses, selbst bei scharfem Frost, sich nur selten in den Stuben aufhalten. Treibt sie die strenge Kälte doch zuletzt hinein, so heizen dieselben Menschen, welche monatelang mit blauen Fingern, den Hauch vor dem Munde, auf der Hausflur ausgedauert, so gründlich ein, daß ihnen die Köpfe glühen. In den älteren Gebäuden ist kein Schornstein vorhanden, und der Rauch zieht unter dem Dache her durch die Einfahrt, indem er die schweren Speckstücke, Schinken und Würste bestreicht, die in unendlicher Menge umherhängen — ein lachender Anblick für Jeden, der ihre Güte erprobt hat.

Diese Häuser haben eine länglich viereckte Form. Denkt man sich ein Kreuz durch sie gelegt, so geht der Stamm desselben in der Richtung von Westen nach Osten, von dem Eingangsthor nach den Stuben im Hinterhause; der Querbalken aber, der den Stamm auf der Feuerstelle schneidet, endet rechts und links mit den Seitenausgängen und Seitenthüren.

An dem Herde sitzt, ihr Kind auf dem Schooße oder die Arbeit in der Hand, die Hausfrau, während die Feldarbeit den Mann und das Gesinde nach außen ruft. Hier kann ihr wachsames Auge Alles erreichen, ohne daß sie sich vom Stuhl erhebt. Vor sich hat sie das Thor, rechts und links die Seitenthüren, so daß Niemand, von ihr unbemerkt, aus- und eingeht. Die Kinder, die vor ihr auf der Tenne spielen, die Pferde und Kühe zu beiden Seiten der Flur, der große, mit Heu und

Getreide gefüllte Dachboden, Alles steht unter ihrer Hut, indeß sie ruhig das Spinnrad tritt oder den weiten schwarzbauchigen Kessel beschickt, der über dem Feuer hängt. Von der Schlafstelle hinter dem Herde — und sie liegt immer vorn im Bette — hat sie ungefähr denselben Anblick; sie sieht Kinder und Gesinde aufstehen und zu Bette gehen; sie kann die Fütterung des Viehs in der Frühe überwachen und hört es in der Nacht fressen. Selbst als Kindbetterin oder Kranke bleibt sie noch die Hüterin ihres Hauses.

Der Sitz am Herd in diesen alterthümlichen Häusern ist mit Recht der Lieblingsplatz Aller; hier sammeln sich die arbeitsmüden Hausbewohner am Abend um das glimmende Feuer; hier wird dem Gastfreunde und einkehrenden Wanderer ein Stuhl gestellt. Abends, wenn draußen der Sturm die Haide fegt, ist es doppelt schön in der weiten, behaglich warmen Halle, inmitten eines Kreises seltsam beleuchteter Menschen, die um das Feuer gruppirt sind. Vielleicht berichtet Einer von dem Zuge nach Schleswig-Holstein, den er in den oldenburger Regimentern mitgemacht, oder von den Abenteuern, die er als Matrose auf der See und in fremden Landen erlebt, indeß die Andern, ihr Pfeifchen schmauchend, sitzend und stehend um ihn lauschen, indeß das Vieh, theils aufrecht, theils auf den Knien ruhend, die Köpfe nach den Menschen wendet, als ob es auch an der Erzählung Theil nähme.

Die wichtige Rolle, die das Feuer in diesen Häusern spielt, drückt sich auch im Sprichwort aus. „Er geht mir vor's Feuer", sagt der Vater von einem Freier, der geradezu um die Tochter wirbt. Oft bedingt sich der abtretende Kolonus von dem neuen Hausbesitzer „einen Platz beim Feuer". Dies ist nicht wie der coin du feu der Franzosen zu verstehen, sondern bedeutet den freien Aufenthalt im ganzen Hause.

Das Herdfeuer brennt oder glimmt wenigstens Tag und Nacht; ist doch der Torf ein sehr billiges Brennmaterial. Ueberdies haben sehr viele Bauern ein Stück Land auf ihrer Stelle, von dem sie den nöthigen Torf gewinnen; selbst in der Marsch sind, wo dies irgend angeht, die Stellen so angelegt, daß sie bis ins Moor reichen, damit der Bauer seinen Brandbedarf nicht zu kaufen nöthig habe, wie denn überhaupt die Verbindung der Marsch-, Moor- und Geestkultur der Landwirthschaft den meisten Vortheil bringt. Nur bei des Hausherrn Tode wird nach altem Brauch das Feuer gelöscht; selbst die Heuerleute thun dies und fordern den Erben auf, die Gluth auf ihrem Herde wieder zu wecken. Der Wehrfester selber führt dann im Münsterlande seinen Heuermann dreimal ums Feuer, um ihn einzufesten.

Vor der Ostseite des Hauses, also vor den Stuben, wenn solche vorhanden sind, liegt der Gemüsegarten, worin auch einem paar Blumen eine Stelle vergönnt ist. Weiterhin umschließen den Hof die Ackerfelder, Wiesen, Weiden und Holzungen der Stelle. Die Gemeindeflur führt den

Namen Esch; unter Mark versteht man dagegen das ungetheilte, meist unangebaute Land der Gemeinde, das durch Wall und Graben abgegrenzt zu sein pflegt.

Die oben gegebene Beschreibung der oldenburger Bauerwohnungen paßt übrigens auch auf viele Pfarren und andere Häuser auf dem Lande, die eben nicht Bauern angehören, wenigstens dem Grundcharakter nach, in so fern Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dache vereinigt sind. Ich habe indessen bei dieser Beschreibung mehr die Geest als die Marsch, und besonders das Münsterland im Auge gehabt. Mancherlei Variationen und Neuerungen kommen natürlich hier, wie in andern Dingen, vor; besonders weicht die Marsch, die überhaupt vornehmer und hoffärtiger als die Geest ist, von dem aufgestellten Typus ab, und natürlich wird die Modernisirung, besonders in so weit sie Verbesserung ist, noch weiter greifen. In der Marsch erheben sich die Mauern, die das dicke Rieddach tragen, schon höher, und sind immer massiv aus Ziegelsteinen erbaut, die niemals verputzt, sondern nur in den Fugen mit weißen, sorgfältig gezogenen Mörtelstreifen ausgefüllt sind, was sich recht gut ausnimmt. Die anstoßenden Schwein- und Schafställe möchten manchem armen Teufel, der, aus Schwaben durch Hunger vertrieben, an diesen Marschen vorüber auf dem Dampfschiffe die Weser hinabschwimmt, um sich in Bremerhaven nach Amerika einzuschiffen, eine sehr schöne, einladende Wohnung dünken. Das Holzwerk des Dachs ist meist mit grüner Oelfarbe bemalt, die, wie auch aller Anstrich und Verputz in der Stadt, sehr oft erneuert wird. Die Fenster sind größer, und ihre Scheiben glänzen rein und neu. Oft läuft eine Bretterwand quer durchs Haus, um den Wind von der Feuerstelle abzuhalten. Sind Stallung und Scheune gar neben das Wohnhaus gestellt, wie das der größere Vorrath, der hier aufzuspeichern ist, oft gebietet, und nur etwa durch ein gebrochenes Dach mit ihm vereinigt, so ist der uralte Charakter dieser Wohnungen zerstört. — Mehrere Häuser in den Marschen sind, wie Burgen, ganz mit Wassergräben umgeben, worüber niedliche Brücken führen.

In dem Gange des Menschen spricht sich vorzugsweise die Lebendigkeit seines Naturells aus. Franzosen, Italiener, Spanier, Polen, Griechen zeichnen sich vor dem Deutschen und überhaupt vor den Völkern germanischer Abstammung — man denke nur an den Grenadierschritt der Engländerinnen — durch leichtern Gang und gefälligere Haltung aus. Unter den Deutschen weiß der Tyroler seinen Körper gut zu tragen; er ist eben so frei von dem steifen Nacken des Soldaten, wie von der hohlen Brust der meisten Landleute. Der Oldenburger ist sein volles Gegentheil. Nicht blos der Marschbewohner, auch der Geestländer schreitet wie mit bleiernen Füßen. Es mag dies zum Theil von den Holzschuhen herrühren, die von der ärmern Klasse von klein auf die ganze Woche hindurch — Barfüßige sieht man fast nie — häufig getragen werden.

Aber auch in Frankreich gibt es viele Gegenden, wo beide Geschlechter von klein auf Holzschuhe tragen, wo sogar, was man im Oldenburgischen niemals sieht, in Holzschuhen getanzt wird, und zwar der Tanz der Grazie, die Quadrille; aber dort hat es nicht dieselbe Wirkung, weil queck silberne Glieder in den sabots stecken.

Rasch zu gehen erlaubt dem Oldenburger sein Naturell nicht, wie man ihn denn auch höchst selten laufen sieht. „Jetzt wollen wir einmal auskratzen", hörte ich neulich zwei pfälzer Landmädchen sagen, die Abends von Mannheim aus nach ihrem Dorfe zurückkehrten; und nun fegten sie, ohne ihr Geplauder zu unterbrechen, auf dem Fußwege die Straße dahin, als ob sie Flügel an den Sohlen hätten. Zwei Oldenburgerinnen an ihrer Stelle, zu derselben Eile gezwungen, wären in der ersten Viertelstunde ohne Athem gewesen und in Butter zerronnen.

Das Temperament der Menschen, welche feuchte Niederungen bewohnen, ist das phlegmatische. Dieses Phlegma zeigt sich zunächst in einer großen Mundfaulheit. Stundenlang sitzen die Bauern ums Feuer, starren, ihre Pfeife rauchend, stumm vor sich hin und spucken hin und wieder in die Gluth, wobei sie sich nach ihrer Meinung gut unterhalten. Das viele Sprechen ist ihnen sogar an Andern lästig; denn, sagen sie, väl Spräken giwwt väl totohären, und ein Mensch, der häufige Fragen an sie stellt und ihnen so die Pflicht der Antwort auferlegt, ist ihnen ganz zuwider. He fragt noch de Koh dat Kalf ab, heißt es. Selbst bei Stadtkindern braucht der Lehrer das doppelte oder dreifache Quantum von Fragen, um zu erfahren, was er wissen will. Die Jungen sind wie Pumpen mit wenig Wasser, bei denen man den Schwengel immer bewegen muß. Läßt es sich der Lehrer gar einfallen, eine Frage zu stellen, die ein Entweder — Oder in sich schließt, so wird der Schüler ihm regelmäßig nur das Entweder bringen.

Wenn der Südländer redet, so spricht jeder Muskel des Gesichts, so sprechen der Kopf, die Schultern und die Hände mit; der Lazzarone nennt kaum eine Zahl, ohne daß seine Finger wenigstens nicht die Einer in die Luft schreiben. Kein Sterblicher ist weiter von solchem Telegraphiren entfernt, als der oldenburger Landmann. Sein ganzer Körper, ja selbst das Auge, bleibt theilnahmslos bei seiner Rede. Wie redselige, so machen ihm überhaupt bewegliche Naturen Mißbehagen; er nennt sie Quicksteerte (Bachstelzen, von quick, lebendig, und Steert, Schwanz), und wer gar seiner Lust durch Jauchzen Luft macht, gilt ihm für einen ahnwäten (d. h. tollen, eigentlich unwissenden) Keerl; denn er mag es nicht, daß sich Fröhlichkeit oder Schmerz laut äußere, und prophezeihet den Jubelnden einen schlimmen Ausgang: De Vägels, de froh Morgens singt, halt Abends de Katte (Die Vögel, die Morgens früh singen, holt Abends die Katze). Nirgends geht es stiller zu, als auf einem

oldenburger Bauernhofe; indessen wenn man dort wenig Gesang und Gelächter vernimmt, so ist dafür auch der Zank selten.

Bei solchem Temperamente, das durch das vereinzelte Wohnen der Landleute nur noch gesteigert wird, darf man bei dem Oldenburger keine geselligen, wohl aber Familientugenden suchen. Sein stummes, zugeknöpftes und verlegenes Wesen, das durch alle Stände geht, macht ihn eben nicht liebenswürdig. Seine Hand ist schwer zum Gruße, seine Lippe schwer zur Anrede; er läßt den Fremden mißtrauisch an sich herankommen. — Die wenigen Deputirten, welche sich auf dem Landtage durch Redefertigkeit ausgezeichnet haben, sind, etwa mit einer Ausnahme, keine ächten Söhne des Herzogthums gewesen. Die tüchtigsten Männer dagegen, Männer, die durch Verstand, Wissen, Unabhängigkeit der Gesinnung und Charakter jeder deutschen Kammer zur Zierde gereichen würden, haben wenig Eloquenz; ja einer derselben, vielleicht der bedeutendste von allen, murmelt nur in den Bart, ohne eigentlich zu sprechen.

Der Oldenburger hat Nichts von der Ader des Franzosen, der arbeitet und zusammenspart, um im Alter von einer kleinen Rente müssig zu leben, Nichts von der Ader des Amerikaners, der Unternehmung und Wagniß um ihrer selbst willen liebt. Der Oldenburger ist nicht geizig, nicht habsüchtig, leider auch nicht irgendwie speculativ. Sieht er Jemanden durch kühne Combination reich werden, so staunt er ihn an, ohne sich versucht zu fühlen, ein Gleiches zu thun. Wem 't Glück will, den kalwt 'n Oß (Wem das Glück wohlwill, dem kalbt der Ochse), sagt der Bauer. Hastiges Arbeiten ist ihm überhaupt widerwärtig. Ick mag woll arbein, sagt er, abers min eegen Sweet nich rucken (Ich mag wohl arbeiten, aber meinen eigenen Schweiß nicht riechen), und der Knecht, der von seinem Herrn gehetzt wird, gibt ihm trotzig zur Antwort: Ja! ick will maken, dat 'k dervon kam, har Jan seggt: da hing he sick upp (Ja! ich will machen, daß ich davon komme, sagte Johann: da hing er sich auf). Was der Oldenburger thut, das will er mit Behagen und guter Ueberlegung thun; ist ja doch nach seinem Sprichwort „Besinnen das Beste am Menschen".

Wie Ségur von den russischen Verwundeten auf den Schlachtfeldern erzählt, sie hätten sich weit weniger beklagt, als die feiner organisirten nervösen Franzosen: so wird man auch bei dem Oldenburger finden, daß er schmerzhafte Verletzungen ohne Jammer erträgt. „Ist es ab?" sagte ein Mann, der auf dem Eise gefallen war, in Bezug auf sein Bein zu dem untersuchenden Arzte mit einer Ruhe, als ob es sich um das Bein des Großtürken handle, und wandte sich, auf dessen Bejahung, zu seiner Frau mit den Worten: „Es ist doch gut, daß es Winter ist, wo doch nicht viel zu thun ist." Einen andern Bauer, zu dem der Arzt gerufen wurde, weil die Frau vom Boden gestürzt war, fand dieser, in das Haus tretend, im Kreise seiner Kinder um das Feuer sitzen. „Er kommt zu

spät", sagte ihm der Bauer ruhig; „sie ist schon todt." „Todt!" ruft der Arzt bestürzt, der die brave Frau, die Mutter zahlreicher Kinder, gekannt und geschätzt hatte. „Ja, so ist es", erwiderte der Wittwer. „Was ist da zu thun? Der liebe Gott hat sie wohl lieber gehabt, als ich."

Daß in der Gegenwart von Brustkranken von dem hoffnungslosen Zustande, in dem sie sich befinden, unter der Familie die Rede ist, kommt auf dem Lande oft genug vor. „Verschreiben Sie dem Vater Etwas zur Linderung", sagte der Sohn zum Arzte, „Etwas, was nicht viel kostet; denn es wird ja doch nicht besser." — „Ja", fällt der Kranke ein, „mit mir ist's vorbei, an mich ist nicht viel mehr zu wenden." — „Wenn unser Herr Gott doch nur bald ein Ende machen wollte", sagte dann wieder der naive Sohn. — Der oldenburger Landmann zeigt überhaupt nicht selten eine gewisse Virtuosität des Sterbens. Wenn ein zum Tode Erkrankter dem Arzte sein wassersüchtiges Bein aus der Decke hervorstreckt, und ihn mit heiterm Gesicht bittet, sich weiter nicht um ihn zu bemühen, er habe ja, wie er sehe, schon die dicken Reisestiefeln zur Fahrt angezogen, so darf das doch wohl Tapferkeit heißen? Und dergleichen Fälle sind gar nichts Seltenes.

Charakteristisch ist auch das Wort jener Landhebamme, die nicht wollte, daß ein Beamter, dem, nach langem Harren auf Kinder, prächtige Zwillinge geboren worden waren, dieselben in harter Winterszeit, gegen die Sitte, im Hause statt in der entfernten Kirche taufen ließe. „Lassen Sie sie ja nicht im Hause taufen", sagte sie; „Sie kommen ins Gerede der Leute. Und was riskiren Sie? Sie haben ja zwei." (He het ja eent for't Bräken, eigentlich: Er hat ja eines zum Brechen.)

In dem köstlichen plattdeutschen Mährchen: Dat Wettlopen twüschen den Hasen und den Swinegel, besiegt der Schweinigel den Hasen dadurch im Wettlauf, daß er sich am obern, und seine ihm ganz ähnliche Frau am untern Ende des Ackers aufstellt und so den Hasen, der in einer Furche des Ackers auf und nieder jagt, jedesmal glauben macht, daß er vor ihm ans Ziel gelangt sei. Dieser Triumph der schlauen Ruhe über die rastlose Eile ist so recht aus der Seele des Oldenburgers genommen.

Wenn ich hier ein Wort über die platte Sprache einschalte, so geschieht es nur, um den Charakter des Oldenburgers auch von dieser Seite zu beleuchten; sein Dialekt ist wesentlich ein Ausfluß seines Phlegmas. Wie dem Munde des Engländers, sieht man auch seinem Munde nicht an, wenn er spricht. Nach dem Princip der Bequemlichkeit läßt er sich nur auf Sätze, Worte, Sylben und Buchstaben ein, die keine Anstrengung kosten, und selbst diese werden mehr gemurmelt als gesprochen. Aus Pfeifer, Schneider, Schnauze, Gesellschaft macht er Piper, Snider, Snute, Sellschupp; dabei können die Organe auf der Faulbank liegen bleiben. Daß dabei die Consonanten dutzendweis über Bord fallen,

versteht sich, und fürs Ohr ist wahrlich kein Schade dabei. Schlimmer wird den Vokalen mitgespielt; diese trüben sich, wie im Englischen. In „Licht" steht das i zwischen i und e; „Dieb" lautet beinahe Däf; in „Adler" klingt der erste Selbstlauter zwischen a und o; dabei wird dieses Wort jambisch gesprochen, so daß der Hauptton auf die zweite Sylbe fällt. In „Anna" stehen beide a zwischen a und o, jedoch so, daß das anlautende dem a, das auslautende dem o näher kommt. Die Aussprache anderer Vokale ist gar nicht zu beschreiben; sie erinnern, indem a, e, i, o, u in einen Laut verschmelzen, an die Scheiben mit den sieben Farben, welche, rasch gedreht, schmuzig weiß erscheinen. Diphthonge werden natürlich als Luxus erachtet; also Ule statt „Eule", Spiker (s scharf und spitz gesprochen, wie in Westphalen) statt „Speicher", Tun statt „Zaun". Je größer das Phlegma, desto gedehnter, schleppender, schlottriger und murmelnder die Sprache. So ist die Zunge der Oldenburger weit träger als die der umwohnenden Bremer und Hannoveraner, die im Gegentheil sehr mundfertig sind. In dem Herzogthum selbst sprechen die Friesen, besonders die Jeveraner, das faulste Platt. Während bei den Mittel- und Süddeutschen, besonders im Königreich Sachsen, die Tonhöhe der Rede lebhaft auf und nieder steigt, wodurch leicht das sogenannte Singen entsteht, läuft die Rede des Niederdeutschen beinahe auf einer Note fort, und wechselt nur am Schlusse, so daß sie klang- und tonlos zugleich ist. Weit mehr Kraft und Mark ist in dem Platt der Westphalen, Holsteiner und Mecklenburger, wie denn auch mehr Energie in den Menschen ist.

Mit dem Englischen hat das oldenburger Platt viel Aehnlichkeit. Eine Menge Wörter sind gemeinschaftlich; ganze Phrasen stimmen fast buchstäblich überein, wie z. B. die Frage nach der Uhr: Wat is de Glock? Auch lernt der Oldenburger das Englische leicht und gut, da ihm der Mund von Haus aus englisch gerichtet ist. Mit dem Nachbar Holländer verständigt er sich ebenfalls leicht, so daß die Hollandgänger, die dort in Arbeit stehen, ganz gut verstehen und verstanden werden.

Auffallend sind die vielen Fremdwörter, namentlich die französischen, im oldenburger Platt. Sollten sie vielleicht durch die Schiffer eingeschwärzt sein? Von den Franken entlehnt sind nicht allein die zahlreichen Zeitwörter auf eren, dem hochdeutschen ieren (iren) entsprechend, wie mankeren (manquer), streitparleren (Streit und parler) u. s. w., sondern auch Adjective und Substantive, wie bredal (brutal), kuntant (content, in der Bedeutung von gesund, wohl, wofür auch tofreen [zufrieden], die wörtliche Uebersetzung von content, gesagt wird), Klör (couleur), Lewei (levée, in der Bedeutung von Aufstand, Einstellung der Arbeit), Plüm (plume, in der Bedeutung von Bettfeder u. s. w.; die Schreibfeder wird mit dem englischen Worte Penn bezeichnet), Beck (bec, in der Bedeutung von Schnabel und Mund), Kurasche (courage). Dieses „Kurasche" ist merkwürdiger Weise das einzige Wort, womit der

Oldenburger das Wort „Muth" ausdrückt; denn sein Mood heißt „Lust" oder „Geschmack". In ähnlicher Weise werden die Adjective „muthig", „entschlossen" durch resolut, resolveert, also durch umgemünzte Franzosen, gegeben, wogegen an Originalwörtern kein Mangel ist, die Hartnäckigkeit, Halsstarrigkeit, Eigensinn u. s. w. ausdrücken, wie hartnackt, hallstürig, disig, egensinnig, wedderhaarig. Es hat dies einen tiefen Sinn: der Oldenburger ist wohl so beherzt und, wenn es gilt, auch so tapfer als ein Anderer; aber er besitzt von vornherein nicht jenes Vertrauen auf seine Kräfte, das man Muth nennt, weil es ihm überhaupt an Selbstvertrauen fehlt. Dagegen ist er mit einem zähen passiven Widerstande ausgerüstet, der ganz geeignet ist, einen weniger geduldigen Feind mürbe zu machen.

Nach Allem, was bisher gesagt worden, wird man in der Mundart des Oldenburgers nichts Anmuthiges, Graziöses, Schmeichelndes suchen, da er dies selbst nicht hat. Gleich der nüchternen französischen Sprache kennt deshalb auch sein Platt keine Diminutiva, während die italienische z. B. selbst ihre Adjectiva mehrfach verkleinern, und Diminutiva von ihren Diminutiven bilden kann. In dem Platt des geschmeidigern Münsterländers treten schon gleich die Verkleinerungsformen hervor.

Im Gegensatze zu dem Holländischen, welches ein Plattdeutsch ist, das sich als Sprache fortgebildet hat, ist das Platt, welches in Niederdeutschland von dem Volke und, neben dem Hochdeutschen, zum Theil auch von den gebildeten Ständen gesprochen wird, eine verwilderte oder versumpfte Mundart, die nicht unverdient von dem Schicksale, das sie erleidet, betroffen wird, nämlich täglich immer mehr Boden zu verlieren. Während der zwölf Jahre, die ich in der Stadt Oldenburg verlebte, habe ich den Gebrauch des Platts sehr zusammenschrumpfen sehen; schwerer hält es in den Landstädtchen, am schwersten vielleicht bei den zähen Jeveranern. Von Letzteren habe ich sogar Disputationen über die schwierigsten Sätze aus Hegel's Logik auf Platt führen hören, wobei natürlich alle wissenschaftlichen Ausdrücke aus dem Hochdeutschen geborgt werden mußten, so daß sich ein solcher Discours ungefähr ausnahm, wie eine alte Jacke mit hundert Flicken von anderm Stoff und anderer Farbe. In den Städten sind übrigens alle Klassen, auch die Handwerker und Dienstboten, im Besitze zweier Zungen, des Hochs und des Platts, woher es erklärbar ist, daß ihr Hochdeutsch, als ein künstlich Erlerntes, reiner ist, als das der oberdeutschen Länder, wo Hochdeutsch und Dialekt sich meist näher stehen und zusammenfließen. Eine zweite Folge ist, daß die niedern Stände im Allgemeinen sehr orthographisch schreiben, so daß manches Dienstmädchen in Oldenburg mancher süddeutschen Dame in dieser Kunst — bei den im Allgemeinen recht guten Schulen — an die Seite gesetzt werden kann.

Um eine Probe des oldenburger Platts zu geben, setze ich Goethe's

Schneider-Courage in der Uebersetzung hierher, wie sie ein Bekannter von mir einem Mädchen von Esenshamm (Butjadingen), das darüber weiter keine Auskunft zu geben wußte, nachschrieb:

Puff! Ha! Hört! Wat deit knallen?
Kiek (Guck)! Rüükt (Riecht) den Pulverstoff!
Dat deit de junge Jäger,
De schutt (schießt) in den Appelhoff.

De Lüünken (Spazen) in den Fruchthoff,
De maakten väl Verdreet un Noth.
Twen Lüünken un en Snieder
De füllen, als he schoot (schoß).

De Lüünken von den Hagel,
De Snieder von den Schreck,
De Lüünken in de Arfken (Erbsen),
De Snieder in den Dreck.

Es gibt Oldenburger, welche behaupten, diese esenshammer Schneider-Courage sei Original, die Goethe'sche Uebersetzung.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß überall im Herzogthume die friesische Sprache bis auf geringe Reste von der niederdeutschen (altsächsischen) verdrängt worden ist, so daß sich von ersterer nur noch Wörter, nicht aber Wortformen erhalten haben. Auf der Insel Wangeroge und im Saterlande (auf der Westseite des Herzogthums) werden zwei vom oldenburger Platt stark abweichende, unter sich verwandte Dialekte gesprochen, die dem Altfriesischen verwandt sind.

Der Oldenburger gehört nicht zu den deutschen Volksstämmen, die sich, wie die Schwaben z. B., durch Reichthum der Phantasie auszeichnen. Einst theilte mir ein auf dem Lande wohnender Kaufmann, bei dem ich zum Besuche war, mit, daß seine Tochter ihn auf den Geburtstag mit artigen Versen beschenkt habe. Sein Knecht, der neben uns stand, ergriff hierauf das Wort, indem er trocken sagte: „Ja, das kann sie wohl; sie hat ja nichts zu schaffen." Es war dies eine kleine Verwechslung von Muse und Muße, die Niemandem widerfahren wird, der, wenn auch nur eine leise Ahnung von der Sache hat. Oldenburg ist überhaupt kein Boden für Kunst irgend einer Art, wenn auch Ausnahmen, wie der Maler Willers in Rom, vorkommen. Volkslieder von poetischem Werthe gibt es wenige oder keine — woher sollten sie auch kommen, da das Volk nicht singt? — und auch der Mährchen- und Sagenforscher findet wenig Ausbeute. Das Schauspiel, das nun eine Reihe von Jahren von Seiten des Großherzogs in der Hauptstadt gepflegt wird, zählt in seinem Personale auch nicht einen Oldenburger, welcher der Rede werth wäre, und ich glaube nicht, daß eine auswärtige Bühne einen aufzuweisen hat.

Sinn für Naturschönheit kann natürlich auch nur in geringem Maße bei Leuten vorhanden sein, denen so wenig Gelegenheit gegeben ist, ihn

zu üben. Ein wohlhabender Kirchspielsvogt meiner Bekanntschaft machte vor einigen Jahren eine Rheinreise, um neben dem Wirthe seines Dorfes, der durch jene Gegenden gekommen war, und Abends beim Biere in seiner Gegenwart davon zu erzählen pflegte, ebenfalls als Weitgereister auftreten zu können. Die Tasche voll von Goldfüchsen setzte er sich in guter Gesellschaft in Bewegung; aber schon in Hannover wandelte ihn das Heimweh an. Als er nun in die Felsenparthien St.-Goars kam, wo so viel Raum für Romantik, so wenig für Kornfelder ist, kehrte er stracks um, und spricht seitdem mit wahrem Ingrimm von der Heimath der Lurlei. Aber nicht allein der Ungebildete oder Halbgebildete zeigt, wie vielleicht auch anderswo, diese Gleichgültigkeit. Wenn die Stadtoldenburger vors Thor gehen, so ist es fast nie ein eigentliches Lustwandeln, sondern sie ziehen aus, um die Kegelbahn oder ein Kaffeehaus zu besuchen, oder sie laufen um der Gesundheit willen, was besonders von den Juristen gilt. Noch mehr: Ich kenne einen feinfühlenden Kunstfreund und Sammler, der die Schönheit des Gebirges vollständig in Abrede stellt. Ueberhaupt habe ich schon oft Menschen, deren Heimath die Ebene war und die im Gebirge gewohnt hatten, klagen hören, das Gebirge habe wie ein Alp auf ihnen gelastet. — Daß die gebildeten Oldenburger dennoch gern und viel reisen, ist vielleicht mehr ein Bedürfniß nach größerm Weltverkehr.

Sinn für Naturschönheit im Kleinen offenbart der Oldenburger jedoch, so gut wie der Holländer, in seiner außerordentlichen Liebe für Blumen, wenn er auch in der Blumenzucht und namentlich in der Blumenindustrie weit gegen diesen zurücksteht. Die Kinder Flora's werden von ihm nicht allein in sehr reinlichen und nett gehaltenen Gärtchen, die, wo es irgend angeht, das Haus umgeben, gepflanzt, sondern meist sind auch alle Fenstergesimse von oben bis unten damit bedeckt, das Küchenfenster etwa ausgenommen, und auch das nicht einmal; denn das Küchenmädchen zieht sich auch ein Heliotrop und ein Myrthenbäumchen. Da die Fensterbänke breit sind, und, der heftigen Winde wegen, die Fenster alle nach außen schlagen, so ist ein bequemer Raum zu diesem Zimmerschmuck gegeben. Wäre es nur keine förmliche Blumenbelagerung, welcher die blumenselige Hausfrau alle Zimmer unterwirft; denn nur sehr selbstständige Ehemänner halten sich ein Fenster in ihrer Arbeitsstube frei.

Diese Blumenliebe erstreckt sich von den reichsten Häusern der Städte bis zur ärmsten Hütte des Tagelöhners. Nicht ohne Rührung gedenke ich eines Häuschens in einer Vorstadt Oldenburgs, an dem mich meine Spaziergänge oft vorüberführten. Der ganze Bau war nicht größer als die Wohnstube eines geringen Handwerkers und diente, ohne Zwischenwände, als Wohnstube, Schlafkammer und Küche zugleich. Ein einziges Fenster gab dem engen Raume Licht; aber selbst dieses war, trotz seiner Kleinheit, dicht mit Blumen besetzt und mit einem kleinen weißen Vorhange geschmückt.

Hat der Oldenburger nicht die poetische Ader des Schwaben, so zeichnet ihn eine andere Eigenschaft aus, die dem Schwaben abgeht: er ist witzig. Es ist dies „der langsame Spaß und die fortspielende Ironie", die Arndt einen hervorstechenden Zug des Niedersachsen nennt, und der auch in dem niederdeutschen Reineke Fuchs ein Denkmal gesetzt ist. Kurzen treffenden Antworten, wie man sie den Spartanern nachrühmte, wird man in diesem Lande leicht begegnen, ja, es gibt Witzbolde, wie der Förster Frerichs, welche um dieser Eigenschaft willen einer gewissen Berühmtheit durch das ganze Herzogthum genießen. Beispielsweise führe ich die dem französischen Präfecten von Kaversberg ertheilte Antwort eines Bauers an. Der genannte Präfect hatte den Oldenburgern bei der Occupation von 1810 in einer pomphaften Proclamation alles Heil unter dem glorreichen Scepter des Kaisers zugesagt, und in Bezug auf die Haidestrecken sich wörtlich so geäußert: „Ces landes arides, ces déserts affreux qui couvrent encore la moitié de votre sol, seront rendus à la culture, et ne tarderont pas à se parer de bois et de moissons." Zugleich fragte er bei jenem Bauer, der als erfahrener Landwirth bekannt war, nach, wie die Aufgabe zu lösen sei. Der Bauer antwortete: „Lassen Sie vierundzwanzig Stunden lang Mist regnen, und dann fragen Sie wieder nach." — Als vor längeren Jahren die Köhrungscommission sich die Hengste im oldenburger Münsterlande vorführen ließ und über die geringe Beschaffenheit derselben in großen Eifer gerieth, ohne zu bedenken, daß sich das Münsterland zur Pferdezucht wenig eignet, und daß nichts von Seiten der Commission geschehen war, um die Zucht zu veredlen, unterbrach ein Bauer das Schelten mit den trockenen Worten: „Es wird dem Uebel, so weit es möglich ist, bald abgeholfen sein, wenn der Großherzog künftig, statt der Herren von der Commission eben so viel gute Hengste schickt."

Der Leser wird Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß auch in den Sprichwörtern des Oldenburgers der Witz sich überall geltend macht; zugleich blickt aus ihnen ein klarer Verstand, der scharfen Auges um sich schaut. Will der Oldenburger ausdrücken, daß er gegen eine höhere Macht, etwa gegen die Behörde, Nichts vermag, so sagt er sehr bezeichnend: W e r k a n n g e g e n B a c k a w e n j a h n e n ? (Wer kann gegen den Backofen angähnen?) Auch hat ein solches Wort, an der rechten Stelle angebracht, über den oldenburger Landmann mehr Macht als die schönsten Reden. Besonders beliebt ist eine Art von Witzworten, wodurch die directe Rede einer Person mit ihrem Thun oder Leiden contrastirt wird, z. B.: I s m a n 'n Ä w e r g a n g, s ä d e V o ß: d a t r u k k e n s e e m d a t F e l l ä w e r d e O h r e n. (Es ist nur ein Uebergang, sagte der Fuchs: da zogen sie ihm das Fell über die Ohren.) W a t o l t i s, d a t r i t, s ä d e D ü w e l: d a r e e t h e s i n G r o t m o e r 'n O o r a w w. (Was alt ist, das reißt, sagte der Teufel: da riß er seiner Großmutter ein Ohr ab.) D i c k d u h n i s m i n L e w e n. B r o e r, l e h m i 'n h a l w e n G r o t e n. (Dickthun

ist mein Leben. Bruder, leih mir einen halben Groten, d. h. 1/2 Kreuzer.) Up de Viglin let sick good spälen, sä de Afkat: do kreeg he 'n Schinken. (Auf der Violine ist gut spielen, sagte der Advocat: da kriegte er einen Schinken.) It is nich ganz miß, harr de Jung seegt, da harr he na'n Hund smäten un sin Stiefmoer rakt. (Es ist nicht ganz übel, hat der Junge gesagt: da hat er nach einem Hund geworfen und seine Stiefmutter getroffen.) Dat holt hart, sä de Buck: do schull he lammen. Aehnlich ist: He is so egensinnig as Jan Fink, de an den Galgen schull, und wull nich (der an den Galgen sollte und wollte nicht).

Daß das oldenburger Volk kein frohes Zechen, wie in Weinländern, kennt, habe ich oben gesagt. Andere öffentliche Lustbarkeiten, wie Kirchweihen, Jahrmärkte, Tanz (oder Ball, wie der Oldenburger vornehm sagt), bieten sich einsam hausenden, der Geselligkeit ungewohnten Menschen seltener dar. Das Phlegma des Oldenburgers zeigt sich auch im Wirthshause darin, daß er, wenn er einmal sitzt, nicht leicht wieder zum Aufstehen kommen kann; namentlich gilt dies, auch in höheren Ständen, von den Jeveranern. Wie Fische auf dem Trocknen, werden sie erst lebendig und cordial, wenn sie gründlich angefeuchtet sind. Die Aristokratie des Landes, die reichen Bauern, schlagen bei solcher Gelegenheit furchtbare Schlachten, und die Zahl der leeren Franzweinflaschen, die den Morgen nach der Festlichkeit aufgeschichtet liegen, ist ungeheuer.

Eine durch alle Stände sehr beliebte Unterhaltung ist das Kegeln, das auf wohlgepflegten Bahnen, deren Brett die ganze Tenne hinabläuft, mit außerordentlich großen und schweren Kugeln in allen Jahreszeiten betrieben wird. Es bestehen, besonders in den Städten, zahlreiche Kegelgesellschaften, deren Mitglieder auf ihrer Bahn so wohl eingekegelt sind, daß ein Fremder, Wilder genannt, unmöglich mithalten kann. Sie haben eine Menge Kunstausdrücke und entwickeln in ihrem Holz-auf-Holz-Spiel eine Feinheit und, was wirklich merkwürdig ist, einen Enthusiasmus, daß ich oft darüber erstaunt gewesen bin. Daß das Kegelspiel als eine Art Orakel benutzt wird, mag zu den Ausnahmen gehören; doch ist in der Stadt Oldenburg der Fall vorgekommen, daß zwei Kegelfreunde, die dasselbe Mädchen liebten, eine Parthie Kegel mit einander spielten mit der Bedingung, daß der Verlierende von dem Mädchen abstehen sollte.

Leider kenne ich nicht aus eigener Anschauung das sogenannte Klotschießen im Jeverlande zur Winterszeit. Der Klotschießer hat die Aufgabe, eine metallene Kugel möglichst weit über den Boden fortzuschnellen; hierzu ist nicht allein Kraft und Gewandtheit, sondern auch viele Uebung erforderlich. Die Kugel wird durch einen ganz eigenthümlichen Schwung des Armes in Bewegung gesetzt. Ganze Gemeinden stellen Klotschießen gegen einander auf; die Ortschaften rücken, Groß und Klein, mit aus,

und es ist, ganz abgesehen von dem ausgesetzten Gewinn, eine hohe Ehre, den Sieg davonzutragen.

Von den Schützengesellschaften und Schützenfesten — letztere werden besonders im Münsterlande festlich begangen — rede ich nicht, weil sie nichts Eigenthümliches darbieten, und sage schließlich noch ein Wort über das Schlittschuhlaufen, das beinahe wie in Holland zu den Volksvergnügungen gehört, weil hier wie dort das schöne Eis, das die überschwemmten Niederungen oft in unübersehbarer Weite bedeckt, eine Gelegenheit bietet, die nicht günstiger gedacht werden kann. Auf den Weiden, welche die Stadt Oldenburg, die Nordseite ausgenommen, umgeben, kommen dann die Knaben, die Morgens die Milch bringen, auf Schlittschuhen angefahren, und mancher Landmann, der ein Geschäft in der Stadt hat, kehrt Abends Stunden weit auf dem Stahlschuh nach Hause zurück. Unter den schlittschuhfahrenden Herren gibt es natürlich viele Virtuosen; mitunter thut sich auch eine kleine Gesellschaft zusammen und macht, wenn das Eis von guter Beschaffenheit und der Wind günstig ist, mit Eisenbahnschnelle eine Tour nach Ostfriesland. Schlittenparthien nach den benachbarten Dörfern werden jeden Winter ausgeführt. Die Damen werden dann in Stuhlschlitten von schlittschuhlaufenden Matrosen geschoben; die Herren umschwärmen sie in kühnen Bogen, und Abends kehrt man mit Fackeln zurück. Wie an den mannheimer Schulen das Turnen während der Badezeit ausgesetzt wird, so an den oldenburger Schulen während der Periode des Schlittschuhlaufens. In der That sieht man Knaben, die kaum aus dem Ei gekrochen sind, mit unternehmenden Mienen die eben so gesunde als ergötzliche Uebung treiben. Seit einigen Jahren liegen auch die Damen der Stadt Oldenburg diesem Vergnügen ob; man sieht die junge Welt in Mantel und Muff sich schaarenweis auf der Bahn tummeln, nachdem sie auf einem entlegenen Teiche die Rudimenta überstanden hat, und selbst Schöne von reiferm Alter schreiben Schnörkel ins Eis. Es ist aber für das weibliche Geschlecht — von dem Muff, der die Hände bindet, abgesehen — in dem langen Kleide ein großes Hinderniß gegeben, und ich muß gestehen, daß ich nur wenige Frauen habe anmuthig dahinschweben sehen. Wenn erst die türkisch-amerikanische Tracht in den größeren Städten Deutschlands, und von da, etwa nach Jahresfrist, in Oldenburg eingewandert und das Kleid gekürzt haben wird, dann werden die Schlittschuhläuferinnen leichteres Spiel haben.

Ueber den Gesang der Oldenburger habe ich oben schon andeutend gesprochen. Trotz Luther's Reimspruch von den Narren, welche Wein, Weiber und Gesang verachten, trotz Methfessel's Motto:

> Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder:
> Böse Menschen haben keine Lieder.

sind die gesanglosen Oldenburger weder Narren noch böse Menschen. Das feuchte Klima, bei dem die Stimmen nicht gedeihen, und das Phlegma,

das dem Gesang beinahe gram ist, mögen die Schuld tragen. Zwar prosperiren seit einiger Zeit in den Städten und größeren Orten die Liedertafeln, es sind dies aber nur Treibhauspflanzen; das Volk, das den Gesang nicht künstlich erlernt hat, singt auch nicht, und wenn sich einmal junge Leute bei außerordentlicher Gelegenheit, etwa bei einer Brautfahrt, in größerer Anzahl zusammenfinden und, vielleicht vom Branntwein aufgeregt, ausnahmsweise ein Lied anstimmen, so singen die Mädchen meist mit so schrillen Kehlstimmen, und die jungen Männer murren und knurren in so tiefem Baß dazu, daß man sich die Ohren verstopfen möchte. Wenn die oldenburger Soldaten auf dem Marsch singen, so geschieht es ebenfalls weniger aus freiem Antrieb, als auf Veranlassung eines Vorgesetzten, der den Gesang bei seinen Leuten als ein Kulturmittel pflegt. Die Mehrzahl verhält sich dabei schweigend, denn es ist ihnen eine Arbeit mehr; und stimmt einmal Einer auf eigene Faust eine frohe Weise an, so ist es ein Münsterländer oder ein Jude.

Kann der Oldenburger nicht singen, so kann er auch nicht fluchen: er ist zu ruhig dazu. Zu ausgeführten Verwünschungen, woran lebhafte Völker so reich sind, fehlt ihm die Phantasie. Die wenigen Schimpfwörter, die er gebraucht, sind fast alle von Fremden geborgt, wie Kujohn (cochon), Kanaille, Beest. Plattdeutsche Schimpfwörter sind Donnerslag und Dummsnut (Dummschnauze, du dummer Schwätzer), wovon man besonders das erstere, das noch mit dem Gotte Thor oder Donar zusammenhängen mag, auch als Ausdruck der Verwunderung hört. Sla mi de Donner! Gah na'n Satan! welche kurzen, zahmen, ich möchte sagen unschuldigen Formeln sind das nicht neben den nicht nur rein scherzhaften, sondern oft auch wirklich infernalischen, aber meist humoristischen Productionen, die wie ein Feuerwerk aus dem Munde der Italiener rauschen. Freilich hat Oldenburg auch keinen Pöbel, der natürlich das Fluchen vorzugsweise kultivirt.

---

3. Insel Rügen.*)

1.

Die Insel Rügen ist auf eine moderne Tagreise Wegs vor die Grenzen der Mark Brandenburg gesetzt, auf daß der Wanderer, der in den Marken nur Sand und verdorrtes Gras und niederes Nadelgebüsch gesehen, wogegen ihm vielleicht die Gänseweiden und Erlenhaine Neu-Vorpommerns bereits paradiesisch erschienen sind, wieder einmal erfahre, wie grundgewaltig die ganze Fülle einer frischen und fröhlichen Pflanzen-

*) W. H. Riehl. (S. Beilage zu Nr. 286 der A. A. Z. 1851.)

welt des Menschen Gemüth zu ergreifen vermag. Die Hälfte des Zaubers, mit dem es diese glückselige Insel fast jeglichem Besucher anthut, liegt in der Reizlosigkeit ihrer festländischen Nachbarschaft. Und dieser Effect des Contrastes wirkt nicht nur beim Land, auch bei den Leuten. Man hat in Berlin nur Menschen jeden Stempels erblickt, Gesichter von allerlei Schnitt, keine geschlossene Gruppe eines bestimmt geprägten Volksschlages. Das beunruhigt förmlich, gleichwie wenn man nur bunte Töne hört, keine geschlossene Melodie. Auf Rügen tritt uns eine bestimmte Volksindividualität in der sichersten Charakterzeichnung entgegen. Wie überschleicht uns diese Wahrnehmung so beruhigend und erquickend! Darum pilgern solche Schaaren von Berlinern nach Rügen, nicht blos um natürliche Buchenwälder zu schauen, sondern auch natürliche Menschen; nicht blos um sich im Seebad, sondern auch im Kreise dieses eigenthümlichen Volkslebens als in einem stählenden Bade zu erfrischen. Aber die Buchenwälder können die Touristen nicht wegschauen und die See nicht ausbaden; die Natürlichkeit dieser frischen Menschen hingegen wird allmählig von den Besuchern weggeschaut und wegbeobachtet, ihre Sitte ausgebadet werden. Das Schweizervolk weiß von Aehnlichem zu erzählen.

Wer bei Putbus auf Rügen landet, dem stellt sich dieses Städtchen selbst sofort als das Wahrzeichen einer noch höchst patriarchalischen Gegenwart dar. Lauter neue Häuser reihen sich in einem Halbkreis zur Seite der fürstlichen Gärten. Dies ist nicht sowohl die Stadt Putbus, als die Stadt des Fürsten von Putbus, jedes Haus von ihm selber gebaut, ihm eigenthümlich zugehörig. Die Bewohner sind seine Lehnsleute, Pachter, Miether oder dergleichen. Im Hintergrund, in einer mäßigen Bodenfalte versteckt, liegt dann das alte in natürlicher Ausbildung entstandene Dorf Putbus. Diese halbkreisförmige fürstliche Stadt bildet den ersten Ring, um welchen sich mit der Zeit in weiteren concentrischen Kreisen ein rügensches Karlsruhe ansetzen könnte. Ein Gedanke des achtzehnten Jahrhunderts hat hier noch in der Mitte des neunzehnten fruchtbaren Boden gefunden, und das ist nur auf Rügen möglich.

Aber selbst in der Chronik dieser Leute, denen der Fürst die Stadt baut, steht doch ein Jahr 1848 eingeschrieben. Auch auf dieser Insel beginnt der Widerstreit einer alten und neuen Ordnung der Dinge in den Seelen der Menschen aufzudämmern. Die nunmehr freigegebene Ablösung der Grundherrlichkeit der zahlreichen ritterschaftlichen Gutsbesitzer versetzt die Bauern zwar nicht in „Aufregung", wohl aber in Zweifel und Rathlosigkeit. Wo man im südlichen Theil der Insel mit einem Bauern ins Gespräch kommt, da wird einem die Frage brennend zugeschoben, was klüger sei: ablösen oder nicht? Man merke wohl, diese naiven Bauern begehren noch einen Rath von dem fremden Wanderer. Unsere mitteldeutschen Bauern würden im Gegentheil in solchem Fall ihre feste, unumstößliche Meinung dem Besucher aufdrängen, sie würden uns wie im

Harnisch entgegentreten, uns im Nothfall mit Prügeln bekehren — die Rügener wollen sich noch bekehren lassen. Es ist von rügenschen Bauern sogar noch hie und da zu hören, daß sie nicht ablösen wollen, um den Gutsherrn nicht zu kränken!

Dabei erwäge man, was es heißen mag, wenn Leute wie diese Inselbewohner, welche seit Menschengedenken stets nach der Richtschnur einer festen Ueberlieferung gehandelt haben, plötzlich auf einen Fall stoßen, für den es gar keine Ueberlieferung, keine Norm des Herkommens gibt. Wenn ich den Bauern, die mir ihre Zweifel vorlegten, erwiderte: daß mir zu einem begründeten Urtheil die genaue Kenntniß ihrer Sonderverhältnisse abgehe, daß ihre Stellung zum Gutsherrn eine ganz eigenthümliche sei, für welche es bei uns zu Lande gar kein rechtes Gleichniß gebe, so wollten sie das nicht glauben, und lächelten schlau, als ob sie meine ausweichende Finte wohl verständen. Sie konnten es nicht begreifen, daß es drüben auf dem Festlande ganz anders geartete Bauern geben solle, als hier auf der Insel, ja daß sie streng genommen noch gar nicht in die große Kategorie des modernen deutschen Bauern, als des freien kleinen Grundbesitzers eingezählt werden könnten.

Häufig wird der Wanderer in den abgelegenen Dörfern und Gehöften Rügens mit der Frage empfangen: Wie sieht es in der Welt aus? Die Frage ist sehr ernstlich gemeint. Ein alter Häringsfischer auf Mönchgut, dem abgeschlossensten Winkel der ganzen Insel, der dieselbe Frage an mich richtete, hatte, wie sich's bald ergab, von dem gegenwärtigen politischen „Aussehen der Welt" nicht die dunkelste Ahnung, nur eines interessirte ihn: ob die Franzosen schon wieder losgeschlagen hätten, oder ob es bald geschehen werde? Sein ganzes Wissen von der europäischen Politik beschränkte sich auf den einzigen Gedanken, daß, zeitungsmäßig gesprochen, Frankreich der europäische Revolutionsherd sei. Die „Revue des deux Mondes" bezeichnete vor kurzem diese Auffassung als ein künstliches Werk der europäischen Reaction. Aber sie ist in Deutschland eine tief im Volk gewurzelte, ein wirklicher Volksglauben, oder nach Umständen ein Volksaberglauben. Dieser Häringsfischer an den entlegensten Nordostmarken unsers Vaterlandes, der von der ganzen außerrügenschen Welt nichts weiß, der von dem Lande Frankreich gewiß höchst abenteuerliche Begriffe hat, ist von der europäischen Reaction in Petersburg, Wien und Berlin vermuthlich nicht bearbeitet worden, und doch wurzelt jener Gedanke als ein Glaubenssatz in seiner Ueberzeugung. Und der gemeine Mann in ganz Deutschland schwört auf denselben Glauben. Ein solcher allgemeiner Volksglaube steht aber nie ganz in der Luft. Ich möchte der Revue des deux Mondes zur Modificirung ihrer Ansichten die Adresse jenes mönchguter Häringsfischers schicken.

Demselben Mann erzählte ich von Süddeutschland — es war ihm ein weit fremderes Land, als das revolutionäre Frankreich seiner Phan-

tasie. Ich schilderte ihm die Hochgebirge, die Gletscher und den ewigen Schnee — und nahm dabei wohl wahr, daß er mich im Stillen für einen Aufschneider hielt. Ich sprach ihm von den reißenden Gießbächen, im Gegensatz zu den zahmen, schleichenden Sumpfgräben der Insel und des Küstenlandes, von den verheerenden Ueberschwemmungen, die wir dort bei dem kleinsten Bache zu gewärtigen hätten, während die Leute hier, umringt von der unermeßlichen Fluth des Meeres, sicher vor dem Wasser wohnten, von Hagelschlag und Gewittern, die im Binnenland so furchtbaren Schaden anrichteten, während es hier eine wahre Rarität ist, wenn es einmal donnert, und fügte hinzu, wie bei den vorsorglichen Schwaben schier auf jedem Gartenhäuschen ein Blitzableiter stecke und die Stadt Stuttgart — von oben betrachtet — aussehe wie ein Stachelschwein, so gespickt sei jedes Dach mit Wetterstangen, da doch an diesen flachen Meeresküsten die höchsten Thürme, Fabrikschornsteine und Paläste meist schutzlos und ungefährdet zum Himmel ragten. Dem zweifelnden Alten gegenüber mochten sich diese meine höchst einfachen Schilderungen fast wie die Reiseberichte des Shakspeare'schen Othello ausnehmen:

„Wo's von gewalt'gen Höhlen, todten Wüsten,
Von Brüchen, Felsen, himmelhohen Bergen
Zu reden im Verlauf der Dinge galt,
Von Kannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, Leuten, deren Kopf
Hervorwächst unterm Arm." — —

Aber der Eindruck bei dem Alten schlug völlig um, als ich ihm die bäuerlichen Verhältnisse im Innern Deutschlands darstellte. Ich erzählte ihm von der unbegrenzten Theilbarkeit der Güter, die dort alljährlich Tausende von kerngesunden, arbeitsfähigen Bettlern ins Land setze, während man auf Rügen nur Krüppel und Lahme betteln sehe. Ich machte ihm anschaulich, wie dort die Morgenzahl der einzelnen Bauerngüter in derselben Proportion abnehme, in welcher die Zahl dieser kleinen im Elende freien Gutsbesitzer wachse. Ich führte ihm als Exempel die mir genauer bekannte Lage von sechs zu einer gemeinsamen Herrschaft gehörigen Dörfern im Hohenzollernschen an. Dort hatten vor 40 Jahren noch 77 Hofbauern gesessen, deren Güter je über hundert Morgen umfaßten, während jetzt in allen sechs Ortschaften kein einziger Bauer mehr hundert Morgen besitzt. Das erklärt sich leicht, denn jetzt müssen sich 5000 Menschen in denselben Gütercomplex theilen, worin sich damals nur 3000 getheilt hatten. Vor 40 Jahren gab es in diesen sechs Dörfern 360 Pferde, jetzt gibt es noch 60; früher waren dort 830 Zugochsen vorhanden, jetzt besitzen die dortigen Bauern gar keinen mehr und pflügen mit den Kühen. Wollte man vordem in Mitteldeutschland einem recht armseligen Bauern einen Schimpfnamen aufheften, so nannte man ihn einen „Kuhbauern", d. h. einen Bauern, der so heruntergekommen ist, daß er mit den

Milchkühen pflügt und diese im Zug abmelkt. Bald wird dieser Schimpfname ein prahlerischer Ehrentitel geworden sein, denn schon beginnt man da und dort auf den winzig zusammengeschrumpften Bauerngütern die ganze Ernte mit Menschenhänden nach Hause zu schaffen, und wer es noch mit einer Kuh kann, der gilt so viel als weiland ein zweispänniger Pferdebauer. Ich bat den Häringsfischer, nun einen Vergleich mit seiner heimathlichen Insel zu ziehen, wo der Ueberschuß der jungen Mannschaft, statt das väterliche Gut zu zerfetzen, hinaus aufs Meer geht und — oft genug auf englischen Schiffen unter der Firma eines „dänischen" Matrosen — den Engländern Respect vor der Seetüchtigkeit des Volkes an der Ostsee beibringt, mit seiner Insel, wo die bäuerliche Abgeschlossenheit so schroff ist, daß die Mönchguter nicht einmal von einem andern Theil Rügens sich eine Frau holen und so „auswärtige" Familien in ihren väterlichen Gutsbesitz hineinziehen mögen. Als der Alte das gehört, da begann er meinen vorhergegangenen Schilderungen einer großartigen Berg- und Flußnatur, für die ihm seine Hügel und Bäche keinen Maaßstab abgegeben, Glauben beizumessen und meinte: so etwas Schlimmes müsse freilich bei unserm Land dahinterstecken; gleich als wäre der Gedanke des Dichters in ihm aufgestiegen, daß es auch Länder gebe, die zu schön sind, als daß dort die Menschen glücklich sein könnten!

Wo ich in Altpreußen den Fragenden gestand, daß ich aus Bayern komme, fuhr es den Leuten wie ein elektrischer Schlag über das Gesicht. Sie können dort den Bayern den Spätherbst 1850 schlechterdings noch nicht vergessen. Nur mein mönchguter Häringsfischer blieb ganz kalt bei dem Gedanken, einen Bayern vor sich zu haben. Als ich ihm dieses Land nannte, nahm er seinen Pfeifenstummel aus dem Mund, und sagte mit unnachahmlichem Phlegma: „Ich möchte wohl auch mal auf Eurer Insel sein." Dieser Mann also, der nichts von Gletschern, Wetterstangen und dem Königreich Bayern wußte, der von dem tiefen Bruch zwischen Nord- und Süddeutschland keine Ahnung hatte, zu dessen Ohr der preußisch-österreichische Kriegslärm des vorigen Jahres nicht gedrungen war und der Bayern für eine Insel hielt, dieser Mann hielt doch dafür, daß Frankreich der „europäische Revolutionsherd" sei!

So muß der Besucher Rügens zwar das Studium der großen Politik ruhen lassen, denn politische Zeitungen sind fast eben so selten auf der Insel, wie reines süßes Quellwasser; aber politische Naturstudien an Land und Leuten kann man gerade hier in rechter Fülle machen.

Ich bemerkte schon oben, daß auch Rügen sein Jahr 1848 gehabt. Damals wurden hier wie anderwärts die Hirsche in den Forsten weidlich zusammengeschossen, und seit Menschengedenken sah man die ersten Soldaten in diesen grünen Thälern, am Saum dieser unaussprechlich friedlichen Buchten ihr Biwak aufschlagen. Auf dem „Pehrd", dem weitschauenden höchsten Vorgebirge der Halbinsel Mönchgut, war eine Theer-

tonne aufgepflanzt, die angezündet werden sollte, wenn Nachts eine feindliche Landung versucht würde. Ein loser Gesell machte sich den schlechten Spaß und steckte in einer stürmischen Nacht die Theertonne in Brand, und die ganze Insel gerieth in Allarm. Es sollen dabei dieselben drolligen Scenen aufgeführt worden sein, wie sie Walter Scott in seinem „Alterthümler" bei dem falschen Lärm wegen vermeintlicher Landung der Franzosen so meisterhaft schildert. Die rügenschen Seeleute können einem heute noch nicht ohne Lächeln von den damaligen militärischen Vertheidigungsmaaßregeln erzählen, und doch ist ihnen jene Anwesenheit von einer Handvoll Landsoldaten ein großartiges Ereigniß, welches in glänzenden Zügen der Ueberlieferung noch über mehr als ein Menschenalter sich fortpflanzen wird. Für Kinder und ein kindlich Volk sind die brennende Theertonne und die biwakirenden Soldaten „Revolutionserinnerungen" genug, um bis zur nächsten Revolution davon zehren zu können.

Welch ungeheurer Contrast gegen das kriegerische Treiben der Rügener in alter Zeit, wo sie noch im Verein mit den Pommern Kriegsflotten gegen Dänemark sandten, dessen Küsten verheerten, Kopenhagen eroberten und selbst Norwegen bedrohten! Und doch ist das rügensche Volk nicht entnervt und entartet, es fehlen ihm nur die Schiffe. Es gibt viele Leute in Preußen, die nicht mehr gern von der preußischen Kriegsmarine sprechen, weil ihre bescheidenen Anfänge wesentlich dem bösen Jahre 1848 angehören. Man spürt etwas Revolutionäres in diesen paar Kanonenbooten und Korvetten. Dem liegt ein ganz richtiger Instinct zu Grunde. In dem Maße, als Preußen seine Seemacht ausbildet, wird es mit einem guten Stück der bisher überlieferten Politik brechen müssen. So knüpfen sich bedeutungsvoll an die zwei entscheidendsten Momente in der neuern Geschichte Preußens, an die Regierungszeit des großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen, auch die besten historischen Erinnerungen der preußischen Marine. Die kühnen, wenn auch in noch so enge Schranken festgebannten Plane des großen Kurfürsten, Preußen zu einer Seemacht zu erheben, sind neuerdings in Tausenden von Zeitungsartikeln und Flugschriften dem modernen Preußen als ein stolzes und beschämendes Exempel wieder vorgehalten worden.

Am Südrande der Insel Rügen, nicht weit von Putbus, liegt Neuenkamp; dort landete der große Kurfürst im Jahre 1678 und eroberte die Insel und die Festung Stralsund dazu, deren Bewohner heute noch alljährlich ein Fest feiern zum Gedächtniß der frühern sprichwörtlichen Unbezwinglichkeit ihres Meerbollwerks und der langen Nase, welche sich weiland Wallenstein davor geholt. Und wiederum nicht weit von Putbus, an der Südküste gegen Mönchgut hinüber, liegt ein anderer Ort, Stresow, dort landete König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1715, um im entscheidenden Kampfe die Macht Schwedens an den pommerschen Küsten zu brechen. An beiden Orten, zu Neuenkamp und Stresow, will jetzt König

Friedrich Wilhelm IV. Denksteine aufrichten lassen. Diese neuen rügenschen Monumente werden Erinnerungszeichen zweier, die künftige Seemächtigkeit Preußens vordeutender Tage sein. Man wird die fürchterliche Selbstironie nicht über sich kommen lassen, daß zu gleicher Zeit diese Denksteine aufgerichtet werden — und die ersten paar Schiffe einer werdenden preußischen Kriegsmarine im Hafen von Swinemünde verfaulen, weil sie mißliebig sein könnten als Monumente der Ideale und Idole des bösen Jahres 1848.

Und weiterfort war es Friedrich der Große, der entschiedenste Bewegungsmann in der ganzen preußischen Geschichte, der just vor hundert Jahren dieses Swinemünde sammt dem Swinekanal und dem Hafen anlegte, den künftigen ersten preußischen Kriegshafen. Es war diesmal nicht der geniale Kriegsheld Friedrich gewesen, wie ihn Rauch in seiner kolossalen Erzgruppe in Berlin gebildet, sondern der praktische, scharfblickende Fürst, wie ihn Schadow für die Metropole der preußischen Ostsee, für Stettin, in Marmor gehauen; er dachte schwerlich an eine künftige Seemacht, als er Swinemünde schuf, sondern zunächst an den Aufschwung des Oderhandels. Aber es bleibt immerhin ein wunderbares Omen, daß sich in Friedrich's Regierung die Gründung der Wiege der neuen preußischen Marine eingewebt findet. Die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt eine Denkschrift von Hertzberg, dem Minister Friedrich's, in welcher der historische Nachweis versucht wird, daß vornehmlich die maritimen Bestrebungen des großen Kurfürsten und, damit zusammenhängend, die Erwerbung Ostfrieslands es gewesen, wodurch die Erlangung der Königswürde für das Haus Hohenzollern vorbereitet worden sei. Wie eine neue Politik in Preußen begann, drängte sich die Seefrage in den Vordergrund. Es ist ein feinfühliger Instinct, der etwas Revolutionäres in den Kanonenbooten wittert, die jetzt so harmlos zwischen den Hafendämmen von Swinemünde vor Anker liegen. So ging auch in Oesterreich der Eifer für Triest, für die Flotte Hand in Hand mit der großen politischen Krise.

Die Bewohner der preußischen Ostseeküsten, namentlich Pommerns, haben sich bekanntlich in ihrer überwiegenden Masse den politischen Doctrinen der letzten Jahre schwer zugänglich gezeigt. Ihre Loyalität ist schon lange sprichwörtlich. Aber diese Leute sehen die Bruchstücke der preußischen Marine vor den Mauern ihrer Städte schwimmen. Es ist ein Ereigniß, wenn ein stattliches Kriegsschiff, wie gegenwärtig der „Merkur", da und dort vor den Häfen erscheint. Auch der rügensche Häringsfischer, der gar nichts Weiteres von Politik weiß, als daß Frankreich der Herd der europäischen Revolution sei, sieht doch zu Zeiten eines dieser Schiffe von der hohen See herabkommen, und sie sind für ihn der thatsächliche Beweis, daß seit der Zeit, wo die Soldaten auf der Insel lagen, wo die Dänen landen sollten und die Theertonne zur unrechten Stunde in Brand

gesteckt wurde, Manches anders geworden sein müsse in Preußen. So findet man auch in den abgeschlossensten Winkeln Deutschlands, wo alle politische Kultur aufhört, doch immer die Spuren der Eindrücke des Jahres 1848.

Als der König im vergangenen Sommer die Ostseeküsten bereiste, illuminirte die Stadt Stralsund. Mehrere Bürger sollen — so wurde mir erzählt — Transparente aufgestellt haben mit den kategorischen Worten: „Marine! — Hafenbaggerung! Eisenbahn!“ — Das ist der letzte Nachklang der ehemaligen „Volksforderungen“. Eine Sturmpetition, die in der Schreibart von 1851 als loyales Transparent in bunten Lämpchen flimmert. Und obenan steht die Marine und die Baggerung. Die Marine ist der letzte Gedanke der Bewegung, der Neugestaltung, der Reform — der ökonomischen wie der politischen — an der preußischen Ostseeküste.

2.

Vom Fuße der Alpen war ich wie im Sprung nach dieser Ostseeinsel gekommen, und nichts mochte mich tiefer überraschen, als die Wahrnehmung, wie nahe das Volksleben hier am äußersten Rande Norddeutschlands dem Volksleben unsers äußersten Südens verwandt ist. Sieht man von den Zufälligkeiten, von der Decoration, dem äußern Costüm des Volksthums ab, dann stehen die Ostfriesen, Schleswig-Holsteiner, Mecklenburger, Pommern den Altbayern, Tyrolern, Steiermärkern unendlich näher als beide den Sachsen, Thüringern, Rheinfranken &c.

Der Norden und Süden zeigt entschieden wahlverwandte Gruppen von Volksindividualitäten, Mitteldeutschland bildet den Gegensatz dazu. Im Norden und Süden sitzen noch Volksstämme in großen und ganzen Gebilden, im Binnenland sind die Trümmer originaler Stämme aufgelöst und bunt durch einander geworfen. Im Norden und Süden findet sich noch eine rein bäuerliche Bevölkerung, reine Dörfer, dazwischen aber auch reine Städte. In der Mitte ist bäuerliches und städtisches Wesen fast durchweg verwischt und in einander getrieben, die Bauern sind städtisch, die Kleinstädter bäuerisch, bei Hunderten von kleinen Städten und großen Dörfern läßt es sich gar nicht genau bestimmen, ob sie mehr das Eine oder das Andere sind. Rein bäuerliche Bezirke sind da nur noch als Enclaven eingestreut. Reine Großstädte, wie etwa Hamburg, Berlin, Wien, hat Mitteldeutschland nicht aufzuweisen, eben so wenig so reine Bauerndörfer, wie die am Fuß der Alpen und an der Meeresküste gelegenen. In Ober- und Niederdeutschland herrschen noch reine Volksdialekte vor; die Auflösung und Verwitterung des Volksdialekts charakterisirt Mitteldeutschland. Im Süden und Norden wurzelt vorzugsweise noch ein strenges Kirchenthum im Volk, und der Pommer sieht noch eben so gut im Papst den wirklichen Antichrist, wie ihn der Tyroler im Dr. Luther sieht. Im Binnenlande mischen sich die Confessionen, und Toleranz und Indifferentismus

haben selbst im Volksthum fast nur noch gebrochene und gedämpfte Tinten des kirchlichen Lebens übrig gelassen.

Im Norden und Süden wohnen noch einsame Menschen, der Kultur entrückte Volksgruppen, in der Mitte sind alle Pfade aufgeschlossen und jedes Einzelnen Haus steht an der großen Heerstraße.

Norddeutsches und süddeutsches Volksthum unterscheidet sich in vielen Aeußerlichkeiten; im Kern und Wesen steht sich beides erstaunlich nahe. Schon in der landschaftlichen Natur ist diese Verwandtschaft im Gegensatz zu Mitteldeutschland aufs schärfste herausgekehrt. Im Norden und Süden herrschen die massenhaften geographischen Gebilde vor, große Ebenen, das Meer, große Ströme, große Gebirge; in Mitteldeutschland der bunteste Wechsel kleiner Hügel- und Flachlandparthien, Mittelgebirge der mannigfaltigsten geognostischen Zusammensetzung, eine Ueberfülle kleiner Gewässer. Dem entspricht massenhaft centralisirtes Volksthum auf der einen Seite, zersplittertes auf der andern.

Betrachtet man die Silhouette der Insel Rügen auf der Landkarte, diese spinnenartig ausgespreizte Zusammensetzung von Vorgebirgen, Halbinseln und Isthmen, der kleine Kern selber wieder von Binnenseen durchlöchert, dann sollte man glauben, hier könne nur ein höchst individualisirtes, zerrissenes Volksthum seinen Sitz haben. Wirklich tritt auch die entschiedene Anlage zu dieser Zersplitterung überall hervor. Und doch ist der Volkscharakter dieser Insulaner zugleich wieder in den Hauptzügen aufs straffste zusammengehalten und in sich abgeschlossen. Diese doppelseitige Natur macht das Eiland zu einem ethnologischen Beobachtungspunkt, der wohl ohne Gleichen in Deutschland ist. Wie es besonders bevorzugte meteorologische Stationen gibt, so auch ethnologische Hauptstationen, auf denen sich je ein steter Beobachter der Entwickelungen im Volksleben festsetzen müßte.

Seine Bewohner sind so particularistisch, daß sie in der gemeinen Redeweise ihre Insel gar nicht einmal als ein einheitliches Ganzes gelten lassen. Von den Halbinseln Wittow, Jasmund, Mönchgut, Zudar spricht man hier, als ob das lauter selbstständige Länder seien. Rügen ist nur die Bezeichnung für einen kleinen Theil, und wollte man den Namen für die ganze Insel gebrauchen, so würde der gemeine Mann aus dieser geographischen Abstraction so wenig klug werden, wie andere Leute aus der Abstraction eines Gesammtdeutschlands.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln ist erstaunlich gering, und auf den beiden verbindenden großen Isthmen, der „Schabe" und der „smalen Haide", hört fast alle Kultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf sogenannten Straßen bis über die Knöchel in Dünensand und Geröll waten, ohne einer sterblichen Seele zu begegnen. Wie in den Hochalpen ein Felsrücken, ein Gletscher zwei nachbarliche Thäler wie zwei ferne Welten von einander abscheidet, so halten hier die Landengen die selbst-

ständigen Gestaltungen des Volkslebens aus einander. Jede Halbinsel hat ihre besondere Schattirung des Dialekts, Mönchgut namentlich seine ganz originelle Sprache. Hier herrscht auch eine besondere Volkstracht, während sich sonst überall an der Ostsee bei dem außerdem so zäh beharrenden Volke nur kümmerliche Reste der alten Trachten erhalten haben. Die Leute in diesen Landen haben wenig Sinn für künstlerische Formen und Farben. Frisia non cantat, sagt man auch auf der andern Seite der schleswig-dänischen Landzunge. Charakteristisch für den farb- und klanglosen Norden ist bei der Fischertracht auf Mönchgut, daß das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe liegt, die als ein wahres sans-couleur, als ein abscheuliches Gemisch von Schmuzgrau und Theerbraun sich darstellt. Nur die Frauen tragen noch derbe reine Farben an Rock und Mieder. Die Mönchguter haben anderes Herkommen, als die Leute von Jasmund, von Wittow. Man spricht auf Mönchgut noch von dem Bußplatz der gefallenen Mädchen, von dem Schemel der Wittwen in den Kirchen. Davon weiß man auf andern Theilen der Insel nichts mehr. So herrscht hier überall das eigensinnigste Sonderthum, aber das Volksleben fällt darum doch nicht aus einander, wie im Binnenland. Das würde nur dann möglich gewesen sein, wenn dieses so reich individualisirte Land nicht eine Insel wäre, und zwar eine Insel im Meer.

Was dieser bunte unruhige Wechsel von Berg und Thal, Feld und Wald, Haideland, Dünenland, Sumpfland, Felsland in der Natur der Eingebornen zersplittern mochte, das hielt das ringsum fluthende Meer wieder mit starkem Arm zusammen. Das Meer ist die oberste social erhaltende Macht für Rügen. Im Großen wiederholt sich die gleiche Erscheinung bei den britischen Inseln. Deutschland liegt an drei Meeren, aber der handelspolitische Gewinn, welcher ihm dadurch zugefallen, war durchaus nicht von einem entsprechenden socialpolitischen begleitet. Unsere Meeresküsten haben Deutschland nicht centralisirt, sie haben gegentheils, in ihrer Dreitheiligkeit und ihrer neben den ungeheuren binnenländischen Grenzlinien zu geringen Ausdehnung, wesentlich die Zersplitterung mehren helfen. Auch zur Zeit der größten Seemächtigkeit, im Mittelalter, war Deutschland im Großen und Ganzen dennoch keine Seemacht, und die Süßwasserpolitiker sind bei uns so alt wie die Politik selber.

Auf dem festen Boden der Insel sind die Interessen der Rügener mannigfach gestuft und gekreuzt, auf der See sind sie gleichartig. Die See erzeugt hier jene Einseitigkeit, die eine wesentliche Vorbedingung alles Genies ist beim Einzelnen wie bei einer Volkspersönlichkeit.

Der Ausfall der Häringsfanges ist eine „brennende Frage" für die ganze Insel. Kommen im Frühjahr die Häringe in zahllosen Schwärmen angeschwommen, dann sind die Leute auf Rügen fürs ganze Jahr lustig, wie die Weinbauern nach einem guten Herbst. Beide beten um volle

Fässer, und das volle Häringsfaß läßt sich so wenig mit Sicherheit prophezeihen, wied as volle Weinfaß. Die rügensche Chronologie zählt nach guten Häringsjahrgängen, wie die rheingausche nach guten Weinjahrgängen. Aber die Olympiaden der guten Häringsjahre sind glücklicherweise nicht so lang, wie die Olympiaden der guten Weinjahre. Selbst der Bauer auf Rügen, der keinen Fischfang treibt, ist wenigstens stolz darauf, eine Tonne „selbst eingemachter" Häringe, die er „grün" aufgekauft, im Hause zu haben, und setzt sie dem Fremden mit den nämlichen selbstgefälligen Randbemerkungen vor, wie der Weinbauer seinen Haustrunk als eigenes Wachsthum.

Die ganze Art der Bildung, der Stoff des Wissens ist bei diesen Küstenbewohnern bedingt durch das Meer. Ein rügenscher Bauer weiß sich in der Regel auf einer Landkarte ganz gut zu orientiren. Am Meere fehlt auch dem gemeinen Mann selten einige Anschauung von den gewöhnlichsten geographischen Hülfsmitteln. Ueberdies braucht der Rügener nur auf den Rugard, das Pehrd oder die Höhenpunkte der Granitz zu steigen, so hat er seine Insel gleich als Landkarte im Original vor sich liegen. Zieht dagegen bei abgelegenen süddeutschen Bauern der Wanderer eine Karte aus der Tasche, so kann er noch in den Verdacht kommen, ein Hexenmeister zu sein, oder ein Beamter, der die Grund- und Hypothekenbücher zu revidiren komme. Von der Bedeutung einer Karte als Reisehülfsmittel haben diese Leute noch keinen Begriff. Die Rügener erschrecken auch nicht, wenn man ein Fernrohr ans Auge setzt, denn sie halten das Ding nicht, wie so oft unsere binnenländischen Bauern, für eine Schießwaffe. Daraus aber zu schließen, daß dieses Inselvolk gebildeter sei als das binnenländische, wäre sehr verkehrt. Die oberdeutschen Gebirgsbauern, welche von den niederdeutschen Küstenbewohnern in allerlei Kenntniß und Wissen weit überflügelt werden, besitzen wiederum für sich einen Schatz technischer und künstlerischer Fertigkeiten, von welchen jene keine Ahnung haben. Wenn in den bayerischen und tyrolischen Dörfern hübsche Heiligenbilder gemalt, niedliche Holzschnitzereien gemacht werden, wenn dort vor allen Feldern sinnige Volkslieder in hundertfacher Auswahl erklingen, wenn auf dem Schwarzwald in Strohflechterei und Uhrmacherei Treffliches geleistet wird, so ist das auch Volksbildung. Es gehört zu den größten modernen Verkehrtheiten, daß man die Volksbildung blos darnach mißt, wie viel Procent von Artikeln des Conversationslexikons der gemeine Mann im Kopfe hat.

Dem Küstenbewohner wird seine Intelligenz gleichsam vom Meere an den Strand geworfen; das Meer macht ihn zum Genie der Volkspersönlichkeit, aber nur — weil es ihn zur Einseitigkeit zwingt. Die Thierfabel der Rügener spielt unter den Wasserthieren, wie die Thierfabel der Binnenlandsbewohner unter den Thieren des Waldes. Die Flunder z. B., ein kleiner plattgedrückter, possirlicher Fisch mit zur Seite gezoge-

nem aufgeworfenem Maul, ist den rügener Fischern der hohle Renommist in der Fischgesellschaft. Als die Flunder den ersten Häring sah, zog sie ein schiefes Maul und sagte hochmüthig-spöttisch: „Ist der Häring auch ein Fisch?“ Da blieb ihr zum Wahrzeichen ihres Hochmuths für alle Zeiten das Maul schief stehen. Vielleicht schreibt einmal ein Volkspoet an der Ostsee einen Reineke Fuchs, der in der Meerestiefe seine Ränke und Schliche entfaltet, und Kaulbach zeichnet die Charakterbilder der menschlich närrischen Fische dazu.

Selbst die Poesie des volksthümlichen Sagenschatzes hat hier ihre lautersten Heiligthümer in die Tiefe des Meeres versenkt. Der Nibelungenhort dieser Ostsee-Insulaner ist Vineta, die versunkene Stadt an der Küste von Usedom, das Traumbild unter den goldglitzernden Wasserwogen. Wisby auf Gothland, die mährchenhafte Trümmerstadt, das skandinavische Pompeji, ist gleichsam ein über den Wellen stehen gebliebenes Vineta. Auf Arcona, der am weitesten in die offene See vorgeschobenen rügenschen Inselspitze, stand der Tempel Swantowit's, des großen Slavengottes. Der Punkt, wo das Meer, das „alte, ewige, heilige Meeer“, ringsum brandet, wo die schmale Spitze Landes Dem, der lange sinnend über die Fluth hinausschaut, unter den Füßen schwindet, daß er mitten in den Wogen zu stehen vermeint — dieser Punkt und kein anderer mußte das Mekka der Insel sein. Mir ist die tiefpoetische Erzählung des Evangeliums, wie Christus auf dem Meere wandelt, nie großartiger und so ganz in ihrer anschaulichen und plastischen Fülle erschienen, als hier auf der Tempelstätte des Swantowit. Wäre ich Pastor auf Rügen, ich würde dem Inselvolk fleißig über diese Perikope predigen. Saxo Grammaticus beschreibt den vierköpfigen Götzen Swantowit. Die Gesichtszüge waren ernst und tiefsinnig, der Bart herabhängend, die Haare nach Art der Wenden gescheitelt. Das gestrehlt herabhängende Haar zeichnet heute noch die Fischer auf Rügen aus. Statt die Haare aus der Stirn zu streichen, lassen sie dieselben niederfallen, wie man wohl bei Meergöttern die Blätter des Schilfkranzes über die Stirne niederhängend malt. Die Sitte ist wiederum, wie fast Alles auf dieser Insel, vom Meere dictirt; Wasser und Wind sind die einzigen Haarkräusler dieser Leute.

Der ganze Entwicklungsproceß von Rügen ruht gleichsam auf einem fortwährend ausgebeuteten Strandrecht. Nicht blos „Bildung“ wirft den Küstenbewohnern die See aus, nicht blos Muscheln und verwesenden Seetang, den die Bauern zu wirthschaftlichen Zwecken heimfahren, nicht blos Quallen und vornehme Badegäste, auch die Granitblöcke, mit denen die Kirchen gefundamentet, die Landstraßen unterbaut sind, wurden in einem großen Weltschiffbruch auf dieses Land geschleudert. Die räthselhaften erratischen Blöcke aus den skandinavischen Gebirgen liegen auf Rügen noch in ungezählter Menge, obgleich doch schon Jahrhunderte an diesem gefundenen Kapital gezehrt haben. Sie sind vielfach so groß, daß man sie mit

Pulver sprengen muß, um die Bruchstücke zur weitern Benutzung fortzuschaffen. Höchst charakteristisch nehmen sich diese Granitsteine an den Untermauern und Sockeln der zahlreichen gothischen Kirchen der Ostseeländer aus. In bunter Farbenmischung, grün, grau, roth durch einander, sind die verschiedenartigen formlosen Steintrümmer zu einem cyklopischen Bau zusammengesetzt, wie sie gerade eine Sündfluth von den Wracks der verschiedensten Urgebirgsfelsen abgerissen hat. In scharfem Gegensatz erhebt sich dann darüber der Oberbau aus gleichgeformten, gleichfarbigen Backsteinen. So sind auch auf Rügen die mannigfaltigsten Steinbrocken, wie man sie nur aus Dutzenden von Steinbrüchen zusammentragen könnte, zu buntscheckigen trockenen Gartenmauern aufgeschichtet, während überhängende Dornbüsche diese Granitmusterkarte malerisch bekrönen. Man muß eine von den pommerischen aus Granit gebauten Landstraßen, die gleich den norwegischen fast wie aus Eisen gegossen sind, einmal auf einen Tagemarsch unter den Füßen gehabt haben, um in dem brennenden Schmerz der Sohlen, für welche die granitene Solidität des Guten zu viel ist, eindringlich belehrt zu werden, welch königliches Geschenk das Meer dem steinlosen Flachlande mit diesen gestrandeten Steinblöcken gemacht hat. So muß das Strandrecht den Ostseevölkern wohl als das erste Naturrecht erschienen sein, und es ist kein Wunder, daß sie sich angesichts ihrer Kirchen, ihrer Straßen, ihrer Gartenmauern so schwer von seiner Unmenschlichkeit überzeugen konnten.

Dritter Abschnitt.

1. Die lüneburger Haide. — 2. Westphälische und 3. pommersche Bauernschaft.

1. Die lüneburger Haide. *)

Die uralte Sehnsucht der germanischen Völkerstämme nach den blüthenreichen Fluren des Südens, die vor Zeiten Tausende aus der ernsten nordischen Heimath fortzog, offenbart sich noch heutigen Tages darin, daß die Bewohner der einzelnen deutschen Länder sich meistens mehr um ihre südlichen, als um ihre nördlichen Nachbarn kümmern und gegen die letzteren, sowie gegen deren Wohnsitze mancherlei Vorurtheile hegen. Kalte Schauer durchrieseln den fröhlichen Rheinländer, wenn er den Namen „lüneburger Haide" hört, und leise spricht er wohl vor sich hin: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht wohne in Sibirien oder auch in der lüneburger Haide", und schaut mit zweifacher Wonne in den klaren Wein, welcher in dem vor ihm stehenden Römer funkelt. Nach süddeutschen Begriffen sind die Haidebewohner äußerst arme, beklagenswerthe Leute; in Wahrheit aber führen sie durchschnittlich ein viel zufriedeneres und glücklicheres Leben, als die Bewohner der meisten mittel- und süddeutschen Dörfer. Den besten Beleg zu dieser Behauptung liefern die Auswandererlisten. Im Fürstenthum Lüneburg kommt es sehr selten vor, daß mehrere Familien eines Dorfes zu gleicher Zeit nach Amerika auswandern, was doch in Mittel- und Süddeutschland eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist und jedenfalls der gedrückten Lage der dortigen Landleute zugeschrieben werden muß.

Daß die so verrufenen Haide- und Moorflächen bei weitem nicht so öde und unfruchtbar sind, als man gemeiniglich glaubt, beweisen die vielen Kolonien, die jährlich daselbst angelegt werden. Manche Strecken, welche ein oberflächlicher Beobachter vor zehn oder zwanzig Jahren für eine unwirthbare Wüste erklärt hätte, sind jetzt in blühende Fruchtfelder verwandelt, deren Ertrag vielen Hunderten hinreichende Mittel zu ihrem Unterhalt bietet.

*) Morgenblatt 1849.

Der Süden gleicht einem glänzend gebundenen, goldgeschmückten Buche mit scharfem, klarem Druck, dessen Schönheiten Jedem sofort in die Augen fallen; eine nordische Haide dagegen ist wie ein uraltes Buch mit düsterm Einband und voll von seltsamen Charakteren, welches in seinem Innern Schätze birgt, die nicht Jeder zu heben versteht.

1.

Die Physiognomie des etwa zweihundert Quadratmeilen umfassenden Fürstenthums Lüneburg hat viel Auffallendes im Vergleich mit den südlichen Provinzen des Königreichs Hannover und mit den benachbarten Ländern. Wenn man in Westphalen fast durchgängig nur einzelne Gehöfte in der Mitte der dazu gehörigen Wiesen, Felder und Holzungen gewahrt, wenn die weite Ebene an der mittlern Elbe und untern Saale und Mulde wie ein endloses Getreidefeld anzusehen ist, wenn in den Fürstenthümern Calenberg, Hildesheim, Göttingen und Grubenhagen, so wie im Herzogthum Braunschweig üppige Fruchtgefilde mit bewaldeten Bergen, blühenden Gärten und freundlichen Städten und Dörfern abwechseln und nirgends eine wüste Gegend zu finden ist, so herrschen dagegen im größten Theil des Fürstenthums Lüneburg durchgehends plötzliche Uebergänge; ursprüngliche Wildniß und Kultur grenzen unmittelbar an einander. In einem einsamen Thal der Haide wandernd glaubt man meilenweit von den Wohnungen der Menschen entfernt zu sein; kaum aber hat man des Thales Ausgang erreicht, so steht man überrascht vor einem traulichen Dorfe, ringsum von Wiesen, Gärten und Feldern umgeben. Hinter demselben scheint ein undurchdringlicher Föhrenwald alle Hügel weithin zu bedecken; man wandert auf dem schmalen Pfade einige hundert Schritte durch das düstere Holz bergan, und plötzlich schaut man in ein weites grünes Thal hinab, in dessen Mitte sich ein klarer Fluß durch lachende Wiesen, dichte Erlengebüsche und wogende Kornfelder schlängelt, aus dem mancher Kirchthurm mit seinem rothen Dache und manches Dorf mit seinen weißgetünchten Häusern hervorschimmert.

Dieser plötzliche Wechsel findet sich hauptsächlich in dem Theil des Fürstenthums, der zwischen den Marschgegenden und dem unfruchtbarsten und höchsten Landstriche liegt. Obwohl das ganze Fürstenthum zu dem großen norddeutschen Tieflande gehört, so läßt sich dasselbe nach der relativ höhern oder tiefern Lage doch wieder in drei Theile zerlegen: in das Tiefland am Ufer der Elbe, Jeetze und Aller, welches fast durchgängig aus fruchtbarem Marschboden besteht; in das von mehreren Flüssen durchschnittene Mittelland, wo Haiden, Wälder und Moore mit bebauten Gegenden wechseln, und in das Hochland, die eigentliche lüneburger Haide, wo das Auge meilenweit oft nichts als düstere Föhrenwälder, Wachholdergebüsche und fußhohes Haidekraut erblickt. Der höchste Punkt dieses Landstrichs, der ungefähr vierhundert Fuß über dem Meere gelegen ist,

heißt die „Oster-Höhe" und ist von einem umfangreichen, dichten Walde, der sogenannten „Raubkammer", bedeckt. Dieses Hochland bildet zugleich die Wasserscheide zwischen der Niederelbe und Niederweser; auf demselben entspringen fast alle Flüsse des Fürstenthums, die sich in einen der beiden Ströme ergießen. Der nordwestliche Rand des Tieflandes an der Elbe ist jedoch wieder von mehreren Hügelketten durchzogen, deren eine im „schwarzen Berge" bei der Stadt Harburg ziemlich steil zur Elbe abfällt.

Eine eigenthümliche Erscheinung in diesem ganzen verhältnißmäßig ebenen, meistens wellenförmig ansteigenden Landstriche ist der schroff aus der Ebene emporragende Kalkberg bei der Stadt Lüneburg, ein Gipsfelsen von 180 Fuß Höhe, auf dessen kreisähnlichem Plateau sich vor Zeiten eine umfangreiche Burg erhob, der aber in den letzten funfzig Jahren durch die darin befindlichen Kalk- und Gipsbrüche so an Ausdehnung verloren hat, daß sein Gipfel an manchen Stellen nur noch eine schmale Wand bildet. In mineralogischer Hinsicht hat dieser Kalkberg einige Berühmtheit erlangt, weil sich in seinem Gipfel die sogenannten Boraziten finden, cubische, glasglänzende, durchscheinende Krystalle von weißgrauer Farbe, die außerdem nur noch in kleineren Krystallen im Gipssteinfelsen bei Segeberg im Holsteinischen und nicht krystallisirt bei Lüneville angetroffen werden.

Einen ganz besondern Charakter erhält das Land durch die zahlreichen Hünengräber oder Hünenbetten, die sich an vielen Punkten der Haide erheben. In auffallender Menge trifft man dieselben bei den Dörfern Alt-Ebstorf und Wittenwarter unweit der Oster-Höhe an, wo nach den alten Chronisten die bekannte große Schlacht bei Ebbekestorp im Jahre 880 zwischen Sachsen und Normannen stattgefunden haben soll. Neuere Untersuchungen sprechen indessen dafür, daß dieser für die Sachsen so unglückliche Kampf bei Eppendorf in der Nähe von Hamburg vorgefallen ist und jene Gräber einer frühern Zeit angehören. — Da jährlich große Strecken der Haide urbar gemacht werden, so ereignet es sich oft, daß die jahrtausendalten Hünengräber zerstört und in das Bereich der Kultur gezogen werden. Wenn man dieselben öffnet, findet man eine Art von Gewölbe, welches meistens länglich rund und von größeren oder kleineren Granitblöcken roh zusammengefügt oder vielmehr zusammengelegt ist. In der Mitte desselben stehen Urnen von gelblich grauer Farbe, die mit Asche und Knochen angefüllt sind; daneben liegen mancherlei Waffenstücke aus Stein oder Metall, Schmucksachen und anderes Geräthe. In den ersten Stunden nach der Oeffnung des Hügels sind die Urnen so zerbrechlich, daß man äußerst vorsichtig damit umgehen muß; an der Luft erhärten sie indessen sehr bald. Aermere Landleute pflegen dieselben mitunter als Koch- und Trinkgeschirre zu benutzen. Häufig läßt der Landmann jedoch aus einer Art von Pietät diese ehrwürdigen Denkmäler der Vergangenheit unversehrt und pflügt um dieselben weg, so daß aus einer

überall angebauten Dorfgemarkung manchmal zehn bis zwanzig Hünengräber mit ihrem braunen Haidegewande einsam hervorschauen.

Der begeisterte Wunsch einzelner Patrioten, die weiten Wildnisse des deutschen Nordens bis auf den letzten Morgen Landes angebaut zu sehen, möchte an den hannöverschen und oldenburgschen Bauern, falls man Miene machte, denselben zu verwirklichen, ungeahnte kräftige Gegner finden. Ein nordhannöverscher Landmann würde sich ohne Haide und Moor höchst unglücklich fühlen, da man ihm mit diesen seine wichtigsten Erwerbsquellen entzöge. Vor Allem ist der lüneburgische Bauer auf die Haide und deren Produkte hingewiesen. Unter diesen stehen die Schafe, der Buchweizen und der Honig oben an.

Was dem Lappländer das Rennthier, dem Grönländer der Seehund, dem Marschbewohner das Rind ist, das sind dem Landmann der Haidedistricte die sogenannten Haidschnucken, Schafe von kleiner, dauerhafter Race. Das schmackhafte Fleisch liefert ihm manchen Braten, und aus der groben, meistens schwarzbraunen Wolle verfertigt er fast alle seine Kleidungsstücke. Diese Haidschnucken sind zwar um die Hälfte kleiner als die spanischen Schafe, erfordern dafür aber auch nur geringe Pflege. Sobald der Frühling ins Land gekommen ist, zieht der Schäfer allmorgendlich mit seiner Heerde hinaus auf die Haide, deren junge Sprossen den genügsamen Thieren reichliche Nahrung bieten. Erst mit der einbrechenden Dunkelheit kehren Hirt und Heerde heim.

Der Buchweizen, in südlichen Ländern eine seltene Erscheinung, liefert dem Haidebewohner eine Hauptnahrung. Die Art, denselben zu bauen, ist eine höchst einfache. Auf dem dazu bestimmten Stück Haideland wird das hohe Haidekraut angezündet, die fruchtbare Asche untergepflügt und die Saat ausgestreut. Der dürrste Boden liefert bei diesem Verfahren eine ergiebige Ernte. Der Buchweizen wird theils zu Mehl, theils zu Grütze verarbeitet. Letztere, mit Milch zu einer Suppe gekocht, wird meistentheils anstatt des ersten Frühstücks genossen, und ersteres zu Pfannkuchen und einer eigenthümlichen Art von Klößen benutzt, welche „Boukwäitenklüten" heißen. Diese dürfen bei keinem Mittagsmahl fehlen, und sehr häufig erscheinen sie auch als Abendgericht. Als die Franzosen zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Deutschland kamen, konnten sie sich nicht genug über die seltsam großen grauen Kugeln wundern, welche Alt und Jung mit immer neuem Appetit Tag für Tag in Riesenportionen zu sich nahmen. Ein französischer General, der einst beim Pfarrer eines kleinen Haidedorfes einquartirt war und von seinem Adjutanten von dieser eigenthümlichen Speise gehört hatte, sandte seinen Reitknecht zu dem nächsten Bauernhause und ließ sich ein paar dieser grauen Kugeln holen. Auf einem silbernen Teller wurden dieselben dem Herrn General vorgesetzt, der sich erwartungsvoll davon vorlegte. Ihre gewaltige Consistenz und völlige Geschmacklosigkeit versetzten aber den Sohn der schönen Pro-

vence in das höchste Erstaunen: es schien, als halte er die Identificirung von Menschen und Schafen, wie sie in der berühmten französischen Reisenotiz: „un peuple sauvage, nommé Haidschnuck", vorkommt, für ganz natürlich.

Eine andere Quelle, aus der dem Landmann ein ansehnlicher Erwerb zufließt, sind die Blüthen der Haide und des Buchweizens. In ihnen finden die Bienen einen äußerst reichlichen Honigstoff. Weil der aus der Haide gewonnene Honig doppelt geschätzt wird, so beschäftigen sich die Bewohner der eigentlichen lüneburger Haide hauptsächlich mit der Bienenzucht, vor Allem die des Amtes Ebstorf zwischen den Städten Lüneburg und Celle. Eine kluge Benutzung der Oertlichkeiten ist dabei die Hauptsache. Da die Haide erst im Juli zu blühen beginnt, so werden die Bienenstöcke im Frühling wo möglich zuerst in die Rübsaamenfelder gestellt. Sobald diese abgeblüht haben, sucht der „Imker" mit seinen Körben die Nachbarschaft weiter Buchweizenfelder auf und bleibt dort bis zum Juli, wo er seinen „Immenzaun" mitten in der blühenden Haide errichtet und sich dann nicht eher wieder um die Bienen bekümmert, als bis die Stöcke mit Honig gefüllt sind.

Viele gehen Jahr aus Jahr ein ausschließlich diesem Erwerbszweige nach, Andere treiben die Imkerei neben ihrer Ackerwirthschaft und verkaufen ihre Ausbeute dann den ersteren, welche einen förmlichen Großhandel mit Honig und Wachs treiben. Besonders ist Hamburg der Ort, wo der Imker starken Absatz für seine Waare findet. Ganze Fuder bringt er zu Anfang des Herbstes dorthin und kehrt mit gefülltem Beutel in sein Haidedorf zurück.

Als eine auffallende Erscheinung in der Haide verdienen noch die Perlmuscheln bemerkt zu werden, die sich in den Quellflüssen der Ilmenau, der Gerdau, Wipperau und Hartau, in der Este und einigen andern kleinen Haidebächen finden und oft ziemlich große Perlen enthalten. Da diese indessen meistens nicht ganz regelmäßig geformt sind und selten eine ganz reine weiße Farbe haben, so werden sie wenig gesucht. — Eigenthümlich sind ferner die Erdölquellen bei den Dörfern Edamissen und Hänigsen im Amte Meinersen. Hart am Ufer eines Nebenflusses der Aller, des Schwarzwassers, hat man mehrere lange, tiefe, trichterförmige Gruben gegraben, in denen zugleich mit dem Wasser das Erdöl hervorquillt und sich auf der Oberfläche sammelt. Mehrmals am Tage wird dasselbe mit breiten, fächerartigen Besen von Binsen abgeschöpft und unter dem Namen Theer in den Handel gegeben. Durchschnittlich liefern die Gruben, deren Zahl sich ungefähr auf zwanzig belaufen mag, täglich etwa dreißig Pfund. — Die Niederungen an der Aller und den Nebenflüssen der Elbe enthalten unerschöpfliche Torflager, und der dort gestochene Torf wird in großen Massen ausgeführt, namentlich nach Hamburg und Hannover. Viele Tausende leben ausschließlich vom Torfstechen, und

manche der westlichen Bewohner wandern alljährlich beim Beginn des Frühlings nach den Niederlanden, wo sie sich erkleckliche Summen damit verdienen. Diese Leute — man nennt sie die Hollandsgänger — bilden im Herzogthum Bremen und in Ostfriesland eine eigene Klasse.

Die Marschdistrikte bieten dagegen ganz andere Erwerbsquellen dar als die Haide. Hier herrschen Viehzucht, Acker- und Gartenbau dergestalt vor, daß alle übrigen Industriezweige, in so fern sie nicht unmittelbar zu den genannten Beschäftigungen gehören, nur als Nebensachen betrieben werden. Die Bewohner der nordwestlichen, an der Elbe gelegenen Landstriche sind darin besonders begünstigt, weil sie die dem Boden abgewonnenen Früchte täglich und stündlich nach dem nahen Hamburg führen können, wo sie schweres Geld dafür lösen. Allein der Verkauf der Erd- und Heidelbeeren, welche letzteren sich in den ansehnlichen Waldungen der dortigen Gegend in außerordentlicher Menge finden, bringt den Einwohnern des Amtes Harburg jährlich manche Tausend Thaler ein. Eine Angabe aus dem vorigen Jahrhundert besagt, „daß das ganze Land (d. h. das Fürstenthum Lüneburg) im Zeitraume von 1780 bis 1787 für den Verkauf genannter Beeren in der Stadt Hamburg nicht weniger als 67,832 Thaler löste."

In Hinsicht auf die übrigen Produkte zeichnet sich das Fürstenthum vor den andern Gebieten des norddeutschen Tieflandes nicht aus, steht im Gegentheil einigen Nachbarstaaten in manchen Erzeugnissen nach. — Von großen Fabriken ist nirgends die Rede, und wenn man die Verhältnisse der Bewohner der Fabrikländer betrachtet, kann man sich nur freuen, daß diese Vernichterinnen der Gesundheit und Kraft schwerlich Eingang in das Land finden werden.

2.

Wie der Boden des Fürstenthums mit seinen Erzeugnissen einen auffallenden Contrast mit den mittel- und süddeutschen Ländern bildet, so unterscheiden sich auch die Städte und namentlich die Dörfer durch ihr Aeußeres wesentlich von denen im Süden. Während hier die Bauart einer Stadt, eines Fleckens und eines Dorfes fast überall dieselbe ist und man in einiger Entfernung oft im Zweifel bleibt, ob man vor einer kleinen Stadt oder einem großen Dorfe steht, so genügt dagegen im ganzen nördlichen Theil des Königreichs Hannover ein Blick, um dem fraglichen Ort seine Klasse anzuweisen. Alle Städte und Flecken des Fürstenthums Lüneburg haben regelmäßige Straßen und Dächer von rothen Steinziegeln, während sämmtliche Dörfer, mit Ausnahme der wendischen, unregelmäßig gebaut und mit Strohdächern versehen sind. Die verschiedene Nationalität, welche sich in der Bauart der germanischen und wendischen Dörfer offenbart, tritt in den Städten und Flecken durchaus nicht hervor; eine Stadt in den von Wenden bewohnten östlichen Distrikten an der

Elbe gleicht einer andern im Süden, Norden oder Westen des Fürstenthums vollkommen. — Da alle Städte ohne Ausnahme an einem Flusse erbaut sind, so hat die nächste Umgebung derselben durchgängig ein freundliches Ansehen, was bei einigen, die mitten in der Einsamkeit weiter, düsterer, fichtenbewachsener Haiden liegen, doppelt überrascht. Grüne Wiesen ziehen sich an den Ufern des Flusses hin, die Hügel ringsum sind mit wogenden Kornfeldern bedeckt, hie und da erhebt sich ein kleines Eichen- oder Buchenwäldchen, und bei den größeren Städten blicken freundliche Vorstädte und Gartenhäuser aus Blumenfeldern und Obstbaumpflanzungen hervor. Die kleineren Orte dagegen bestehen nur aus einer Hauptstraße und einigen Nebengassen und haben weder Vorstädte noch Thore, so daß Wiese, Feld und Wald manchmal bis an die ersten Häuser stoßen.

Das Innere der Stadt gleicht im Ganzen dem der mittel- und süddeutschen, nur daß sich häufiger hohe, gerade geschnittene Linden vor der Hausthür erheben, unter welchen man an schönen Frühlings- und Sommerabenden sämmtliche Bewohner eines Hauses versammelt sieht. Einige der älteren Städte des Fürstenthums zeichnen sich indessen durch eine Bauart aus, welche von der in Süddeutschland üblichen bedeutend abweicht. So namentlich die Hauptstadt der Provinz, Lüneburg, deren Ursprung in die Zeit der ersten sächsischen Kaiser fällt, da bereits im Jahre 957 der Name Lüneburg in einer Urkunde Otto's des Großen vorkommt. Die Mehrzahl der Häuser hat weit vorspringende Erker und spitze, mit vielen Luken versehene, nach der Straße gerichtete Giebel von bedeutender Höhe. Das gewöhnliche Baumaterial sind rothe Backsteine, deren Fugen sorgfältig mit weißem Kalk ausgestrichen werden, was dem Ganzen ein eigenthümliches niederländisches Ansehen gibt. Da die hohen Giebel hauptsächlich aus dem Bedürfniß entstanden sind, viele Bodenräume zu besitzen, so ist auch das ganze Haus demgemäß eingerichtet und enthält trotz seiner Größe und Höhe verhältnißmäßig wenig Zimmer; Speicher, Vorrathskammern, Keller und Waarengewölbe nehmen mindestens zwei Drittheile des Raums ein. An der äußersten Spitze des Giebels, hart unter dem Dache, befindet sich eine Winde, um die Kaufmannsgüter, Früchte, Getreide-, Salz- und Mehlsäcke unmittelbar vom Wagen auf den Boden und von dem Boden auf den Wagen schaffen zu können. In den Häusern mancher Kaufleute, Kornhändler, Brauer und Bäcker sieht man oft vier bis fünf Bodenräume über einander.

Herrschte vor Zeiten ein reges Leben in den Städten, welche an den großen Landstraßen liegen, die den Norden und Süden mit einander verbinden, so hat dies seit der Eröffnung der harburg-hannöverschen Eisenbahn gänzlich aufgehört. Die Stadt Lüneburg, vormals ein ansehnliches Glied der Hansa, die früher das Stapelrecht besaß und in alten Zeiten unermeßlichen Gewinn davon gezogen hatte, sah sich gezwungen, dasselbe aufzugeben, wenn sie von der Bahnlinie berührt sein wollte. Damit war

die wichtigste der drei Hauptnahrungsquellen, welche der uralte lüneburger Trinkspruch: Mons, Pons, Fons treffend bezeichnet, für immer dahin. Die Ilmenaubrücke neben dem Kaufhause, die einst ein fröhliches Gewimmel belebte und von den kräftigen Stimmen der Schiffer und Packer wiederhallte, welche vom frühen Morgen bis zum späten Abend Waaren aus- und einluden, steht jetzt verlassen. Im geräumigen Hafen liegen kaum ein paar Fahrzeuge mit Obst oder Gemüse befrachtet, und in den weiten Hallen des großen Kaufhauses ist Alles öde und leer. Das alte fröhliche Leben ist dahin; ein neues erscheint dann und wann für wenige Minuten auf dem Bahnhofe draußen vor der Stadt. Der Telegraph erhebt seinen Arm — in der Ferne ertönt ein gellender Pfiff — ein riesiger Zug braust daher, und urplötzlich rennen Hunderte von Menschen auf einem engen Raume in wilder Eile durch einander. Wieder tönt ein gellender Pfiff — und ringsum ist Alles still und todt, nur daß manchmal der Ruf eines Bahnwärters oder eines verspäteten Reisenden aus der Ferne herüberschallt.

Dieses Geschick theilen mehr oder weniger fast alle übrigen Städte des Fürstenthums, hauptsächlich diejenigen, welche an den das Land von Norden nach Süden durchschneidenden Landstraßen liegen. Waren dieselben auch keine Hauptexpeditionsplätze, besaßen sie auch nicht die großen Privilegien Lüneburgs, alle Waaren, die nach Süddeutschland bestimmt waren, alle Reisenden, welche von Hamburg dem Süden zueilten, mußten doch ihre Straßen passiren. Das fröhliche Posthorn schmetterte bei Tag und Nacht, und brachte Kunde und Gruß von der Welt da draußen. Jetzt braust Alles mit Windeseile auf der eisernen Bahn dahin, und in den Straßen der kleinen freundlichen Städte und Flecken schallt nur dann und wann das Gerassel eines Ackerwagens oder das eintönige Hämmern und Klopfen der Handwerker, die sich seufzend die alte gute Zeit zurückwünschen.

Eine Stadt des Fürstenthums ist dagegen im raschen Aufblühen begriffen, Harburg. Alles was die übrigen Städte verlieren, kommt dieser zu gute, da ihre Lage am Nordendpunkte der großen hannöverschen Eisenbahn und an einem Arme der Elbe — der sogenannten Süderelbe — eine äußerst günstige ist. Der im Jahre 1848 vollendete Hafen, dem die Regierung die Rechte eines Freihafens verliehen hat, wird zwar den ausgebreiteten Handelsverkehr, den der hamburgische besitzt, nicht an sich zu reißen vermögen, dennoch aber für den überseeischen Gütertransport von großer Bedeutung werden, da die Waaren unmittelbar aus dem Schiff in den Güterwagen der Eisenbahn geladen werden können. Schon der starke Durchzug der Fremden bringt Harburg jährlich beträchtliche Summen ein, da Alle, welche direkt vom Süden und Westen in die nördlich von der Elbe gelegenen Länder reisen, Harburg berühren müssen. Unablässig brausen die kleinen, schnellfahrenden Dampfboote zwischen den

drei Elbstädten Hamburg, Altona und Harburg hin und her und befördern täglich Hunderte und Tausende von Passagieren, die während ihrer kurzen Rast in Harburg manchen Thaler dort sitzen lassen.

Ein Seitenstück zu der aufblühenden Stadt Harburg ist das Dorf Lehrte, in der äußersten Südspitze des Fürstenthums und zwei Meilen von der Residenz Hannover gelegen. Unmittelbar neben demselben befindet sich der Kreuzpunkt der hildesheim-harburgischen und braunschweig-hannöverschen Eisenbahn, wodurch das kleine, ungefähr 600 Einwohner zählende Dorf seit einigen Jahren ein allbekannter Ort geworden ist, der mit der Verlängerung der Bahn gegen Süden noch um ein Bedeutendes wichtiger werden muß. Der dortige Bahnhof ist der sich täglich mehrmals kreuzenden Züge wegen sehr umfangreich und wird fortwährend durch neue Gebäude und Anlagen verschönert.

Aeußerst interessant ist es, dort einen Tag lang das plötzlich daherstürmende und eben so plötzlich wieder verschwindende Leben zu beobachten. Friedliche Stille waltet in den weiten, hie und da mit Blumen und Bäumen geschmückten Bahnhofsräumen, und die Kornfelder und die Haide rings umher säuseln leise im hellen Sonnenschein. Da tönt vom Thürmchen des Stationshauses die Glocke. Bahnwärter schreiten über die sauber gehaltenen Kieswege und spähen in die Ferne. Ein Telegraphenarm nach dem andern erhebt sich — ein leiser Donner hallt durch die stille Luft — ein fernes, lang anhaltendes Pfeifen läßt sich vernehmen — dann ein Brausen und ein wachsendes Donnergeroll; noch wenige Minuten, und von Osten und Westen, von Süden und Norden sausen vier Riesenzüge daher. Die Thüren der Waggons fliegen auf und den Bahnhof überfluthet eine zahllose Menschenmenge. Ueberall tönen Commandoworte, Begrüßungen, Signalpfiffe, Gelächter, Geschrei, Abschiedsworte und Flüche durch einander. Die Gefahr, bei der Kreuzung der Bahnlinien in einen falschen Zug zu gerathen, treibt Alt und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering zu fieberhafter Eile an. Ohne die mächtigen Schilder zu beachten, welche die Ortsbestimmungen jedes Zugs auf das deutlichste angeben, bestürmen tausend Fragen die Conducteurs, ob dies der „rechte Zug" sei, ob man die Wagen wechsle u. dgl., und manchmal ereignet es sich dennoch, daß ein unglücklicher Passagier im Augenblick, wo sein Zug sich in Bewegung setzt, zu seiner Verzweiflung entdeckt, daß er einer Weltgegend zueilt, welche dem Ziele seiner Reise durchaus fern liegt. Nach und nach verbraust das Getümmel; ein Zug nach dem andern fliegt davon, und für einige Stunden herrscht wieder die alte Ruhe in den sonnebeglänzten Bahnhofsräumen.

Wir haben oben den Unterschied angedeutet, der zwischen den germanischen und wendischen Dörfern besteht; zunächst ist nun Einiges vom Charakter der ersten zu erwähnen. Ein lüneburgisches, so wie überhaupt ein nordhannöversches Dorf hat, im Vergleich zu den südlicheren, von wei-

tem ein viel unscheinbareres Ansehen. Durch die schwarzen Strohdächer und die mächtigen dunkeln Eichen und Buchen, welche hoch über alle Häuser emporragen, erhält das Ganze ein eigenthümlich ernstes Gepräge, während im Süden rothe Dächer, Reben und blühende Gärten selbst dem kleinsten Orte aus einiger Entfernung einen heitern, lieblichen Anstrich verleihen. Dieser erste Eindruck, den das Aeußere eines mittel- und süddeutschen Dorfes auf den Beschauer macht, pflegt jedoch nur zu häufig zu verschwinden, sobald man einen Blick auf das Innere wirft. Gar oft sieht man hier eine Masse kleiner, niedriger, eng zusammengedrängter Häuser, deren regellose Bauart und ärmliche Einrichtung höchst unangenehm überraschen. Ganz anders verhält es sich mit einem lüneburgischen Dorfe. Sei es mitten in der Haide oder in fruchtbarer Marschgegend, überall herrscht im Innern trauliche Behaglichkeit. Die Häuser liegen weit aus einander; unter den hohen Eichen, welche ihre laubigen Zweige über das Strohdach breiten, zieht sich ein kurz geschorner, dunkelgrüner Rasengrund hin, der je nach der Lage des Hauses ringsum frei oder von einem Zaun eingeschlossen ist. Ein Theil dieses Rains wird gewöhnlich als Hofraum benutzt und ist mit Wagen, Ackergeräthschaften, Haidehaufen und Holzvorräthen bedeckt. Hinter dem Hause liegt der kleine Garten, dessen Hauptbestandtheil Gemüsepflanzungen bilden, aus denen sich einige Obstbäume erheben. Blumenfelder gibt es meist nur zwei bis drei, aber der Rosenstrauch, der unter dem Fenster grünt und blüht und duftet, erfreut den stillen Dörfler mehr, als es Hunderte der prächtigsten Wunderblumen zu thun vermöchten. Jenseits des Gartens breitet sich eine blumige Wiese aus, an deren Rande Hagedorn- oder Hainbuchenhecken, halbhohe Weiden oder Erlen stehen, die zugleich die Grenze gegen das Gebiet des Nachbars bilden. Obgleich sich ein Theil der Häuser zu beiden Seiten der durch das Dorf führenden Hauptstraße befindet, so ist doch dabei niemals ein bestimmter Plan zu bemerken. Jeder hat sein Wohnhaus erbaut, wo es ihm gefiel, was in den rein wendischen Dörfern nicht der Fall ist. Nur in Kirchdörfern pflegen Kirche, Pfarre und Schule, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, nahe bei einander zu liegen.

Die Dörfer der Marschgegenden, namentlich die an der Elbe im nordwestlichen Theile des Fürstenthums, zeichnen sich durch ihre eigenthümliche Lage und durch ihr stattliches Aeußere aus. Da die Ufer der Elbe sehr flach sind und der Strom im Frühjahr mächtig anzuschwellen pflegt, so hat man mit ungeheuren Kosten längs des Ufers Sanddämme — die sogenannten Deiche — aufgeführt, die funfzehn bis fünfundzwanzig Fuß hoch sind und das Land gegen verheerende Ueberschwemmungen schützen. Hinter diesen Deichen liegen nun die Dörfer mit ihren hübschen Häusern und üppigen Gärten und Feldern, deren Eigenthümer sämmtlich sehr wohlhabend sind.

Entscheidend für den Charakter eines Dorfes ist es, ob sich eine Kirche darin befindet oder nicht. Durch die Kirche wird es zu einem Centralpunkte für alle umliegenden eingepfarrten Orte und Höfe, und übt eine Art von Oberhoheit über dieselben aus, selbst dann, wenn das Kirchdorf kleiner ist als eines der eingepfarrten. Denn in dem letztern sieht man in der Regel, das Schulgebäude abgerechnet, nur Bauernhäuser, das erstere dagegen pflegt meistens der Sitz mehrerer „Honoratioren" zu sein. Außer der Pfarrwohnung, welche durchgängig das ansehnlichste Gebäude des Dorfes ist, und dem Hause des Organisten oder Küsters findet man stets einige Kaufläden und eine Amtsvogtei, oft auch eine Postspedition und Posthalterei. Einige Wirthshäuser, Werkstätten, Bäckerladen u. dgl. bilden dann den Uebergang zu den Bauernhäusern.

In einem solchen Pfarrdorfe, und liegt es auch in der tiefsten Einsamkeit der Haide, herrscht immer ein viel bewegteres Leben als in den eingepfarrten Orten. Besonders ist dies an Sonntagen der Fall. Während in den kleineren Dörfern zu dieser Zeit Alles leer und öde ist, sieht man am Centralpunkte derselben ein buntes Gewimmel. Dieses beginnt jedoch im Sommer erst gegen neun oder zehn Uhr; während der ersten Stunden waltet tiefer Sonntagsfriede. Sobald die Morgenglocke den Tag des Herrn eingeläutet hat, erscheinen einzelne Bewohner, die bereits ihren halben Feststaat angelegt haben, in der Hausthür, wandeln durch den kleinen Garten oder über die weite blumige Wiese und reden einige freundliche Worte mit den Nachbarn. In den hohen Bäumen aber jauchzen die Vögel, und von Wald und Haide weht würziger Duft herüber. Hoch oben glänzt der Sonntagsmorgenhimmel im prächtigsten tiefsten Blau, und im milden Schein der Sonne tummeln sich die Kinder auf dem grünen Rain und jubeln mit den Lerchen um die Wette, die aus Feldern und Wiesen in die klare Luft emporsteigen.

Gegen neun Uhr sieht man den Küster aus seinem Hause treten und langsam der Pfarre zuschreiten, um die Nummern der Gesänge, die während des Gottesdienstes gesungen werden sollen, und das Abendmahlsgeräth zu holen, welches meistens der Prediger in Verwahrung hat. Einige Zeit darauf erschallt der helle Ton eines Glöckleins, die sogenannte Beichtglocke, welche Diejenigen, die nach dem Schlusse der Predigt das Abendmahl feiern wollen, zu einer kurzen Andacht zusammenruft. — Allgemach erscheint ein Kirchgänger nach dem andern. Bejahrte Männer und Frauen aus entfernten Dörfern, die den weiten „Kirchweg" zu Fuß nicht würden zurücklegen können, kommen auf rasselnden Wagen angefahren, während die jungen Männer, Frauen und Mädchen im schmucksten Sonntagsstaat von allen Seiten dem Platze zuwandern, wo die Kirche liegt. In feierlicher Stille stehen nun Alle vor den Kirchthüren und erwarten das „Predigtgeläut" und den Pfarrer. Auf allen Gesichtern liegt der Ausdruck des Friedens und der Ruhe. Sechs Tage hindurch hat Jeder

unter Mühe und Arbeit den Sonntag erwartet, nun ist er mit Sonnenschein, Vogelsang und Glockenklang ins Land gekommen; sollte da nicht jedes Herz freudiger schlagen? — Und wenn dann die klaren Orgeltöne aus dem Innern der Kirche hervordringen und weit über den Kirchhof, über Wiese, Garten und Rain ins stille Dorf hineinschallen, da eilt Alles von nah und fern in das Gotteshaus und stimmt mit andächtigem Sinn in das feierliche Sonntagslied ein. — Ist der Morgen der Andacht und Erholung gewidmet, so werden Nachmittag und Abend mit Gesang, Tanz und Spiel hingebracht. Manche Bewohner der eingepfarrten Orte bleiben im Kirchdorfe und theilen Lust und Freude mit Verwandten und Freunden.

Obwohl sämmtliche im Fürstenthum Lüneburg wohnende Wenden ohne Ausnahme die Sprache ihrer Vorfahren aufgegeben haben, so sind sie doch unbewußt manchen Stammeseigenthümlichkeiten treu geblieben. Dahin gehört die Regel, welche bei der Anlegung eines Dorfes beobachtet wird. Ein rein wendischer Ort im Fürstenthum Lüneburg ist auf dieselbe Weise gebaut, wie ein Dorf in der Ober- und Niederlausitz, dem einzigen Lande, wo der Stamm der alten Wenden Sprache und Sitte bis zum heutigen Tage möglichst treu bewahrt hat. Alle Häuser liegen zu beiden Seiten des breiten Hauptfahrwegs, der das Dorf in zwei gleiche Theile theilt und bald schmaler, bald breiter ist. Obgleich die so gebildete Gasse meistens in einer geraden Linie fortläuft, so sieht man doch häufig Dörfer, die in der Gestalt eines Hufeisens, eines Halbkreises oder eines flachen Bogens erbaut sind. Die einzelnen Häuser stehen ziemlich nahe an einander, kehren stets die spitzen Giebel nach der Straße und haben von hier aus den Haupteingang, eine große hohe Bogenthür, über welcher allerlei fromme Sprüche geschrieben stehen. Zwei Nebenthüren befinden sich rechts und links an den langen Seiten des Hauses. Die Nebengebäude liegen theils hinter, theils neben oder vor dem Hauptgebäude. Der Garten, in welchem meistens auch der Backofen seine Stelle hat, liegt mit seltenen Ausnahmen stets hinter dem Hause.

Ein lüneburgisch-germanisches Bauernhaus zeigt in seinem Aeußern und Innern überall denselben Typus. Es ist ein langes, einstöckiges Gebäude und stets mit einem Strohdache versehen, dessen höchster Stand mit einer fußhohen Schicht Haide, der sogenannten Dachhaide, bedeckt ist und an beiden Enden eine hölzerne Giebelverzierung trägt. Ein Schornstein fehlt den älteren Häusern gänzlich; der Rauch findet durch die Bodenluke, die Oeffnung des Dachs und durch die drei Thüren seinen Abzug; bei den neueren Gebäuden begegnet man diesem Uebelstand nicht mehr. Die erwähnte Giebelverzierung findet sich an jedem Hause und bietet eine äußerst interessante Erscheinung dar. Die Gestalt der Giebelhölzer soll nämlich noch heutigen Tages andeuten, ob die Bewohner von den alten Sachsen oder von einem andern eingewanderten, oder nach Niedersachsen

verpflanzten Volke abstammen. Im erstern Falle laufen die kreuzweise über einander genagelten Bretter oben in Pferdeköpfe aus, das uralte Symbol von Hengist und Horsa; im andern Falle sind dieselben entweder ganz einfach abgerundet oder mit beliebigem Schnitzwerk verziert. Daß diese Stammesunterscheidung jedenfalls den meisten Bewohnern und namentlich der jüngern Generation unbekannt ist, läßt sich mit Gewißheit annehmen; da den lüneburgischen Landmann indessen eine übergroße Anhänglichkeit am Althergebrachten auszeichnet, so ist leicht erklärlich, warum er bei einem Neubau seines Hauses, wobei die vorgefundenen Einrichtungen möglichst beibehalten werden, auch unbewußt das alte Stammzeichen wieder auffrischt.

Den Haupteingang bildet die schon erwähnte große Bogenthür mit zwei Flügeln, von denen der eine wiederum aus zwei Theilen, der Ober- und der Unterthür, besteht, welche letztere gemeiniglich geschlossen wird, während die erstere den Tag über offen bleibt. Damit beladene Wagen ohne Schwierigkeit ins Haus fahren können, ist die Schwelle, so wie das in der Mitte desselben senkrecht eingefügte „Dösselt" beweglich. Letzteres ist ein sechs Zoll breites, drei Zoll dickes und zwölf bis sechzehn Fuß hohes Stück Holz, an welchem die beiden Flügel durch einen Riegel befestigt werden.

Das ganze Haus läßt sich am natürlichsten in zwei große Theile zerlegen. Tritt man durch die Bogenthür in dasselbe ein, so befindet man sich auf einer geräumigen Tenne, der sogenannten Lehmdiele, die auf beiden Seiten von Stallungen, Futter- und Vorrathskammern eingeschlossen ist. Eine schmale Treppe oder Leiter seitwärts am äußersten Ende dieser Diele führt auf den weiten Boden, wo die unausgedroschenen Garben, das Stroh und Heu aufbewahrt werden. Von der Tenne gelangt man in das eigentliche Wohnhaus, dessen eine Hälfte aus der mit Steinen gepflasterten Flur, die andere aus mehreren Zimmern und Kammern besteht. In diesem Theile des Hauses sind auch die beiden kleinen Seiteneingänge, die in Hof und Garten führen, und in älteren Gebäuden stets in Ober- und Unterthür abgetheilt, in neueren dagegen meistens aus Einem Stück verfertigt sind. Inmitten der Flur befindet sich die Feuerstelle, eine unmerkliche Erhöhung von Steinen, und über derselben in ziemlicher Höhe ein Gerüst von Balken, von welchem eine lange Eisenkette herabhängt, deren letztes, in einen Haken auslaufendes Glied den Kessel oder eisernen „Grapen" trägt, worin alle Hauptspeisen gekocht werden. Das Gerüst dient zugleich als Räucherkammer. Jeder Hausbesitzer schlachtet gegen den Winter, und sämmtliche Schinken, Speckseiten und Würste werden dann an die hohen Balken über der Feuerstelle gehängt, wo sie dermaßen durchgeräuchert werden, daß auch die stärkste Sommerhitze ihnen nichts anhaben kann.

Ein solches Dielfeuer gewährt einen gar freundlichen Anblick, wenn

man durch die hohe Bogenthür ins Haus schaut und sieht, wie die Flammen so ruhig emporlodern und die blanken Kupfer-, Messing-, Zinn- und Blechgeschirre auf den Wandborden mit hellem Schein beglänzen. Steht zufällig eine der Thüren ganz offen, so gewahrt man dieses trauliche Feuer oft aus weiter Ferne, und dem müden Wanderer, der am späten Abend einsam über die dunkle Haide schreitet und dasselbe plötzlich zwischen den hohen Eichen erblickt, däucht beim freundlichen Schimmer der Stab in seiner Hand nicht mehr so schwer. — In neueren Häusern sieht man diese Feuerstellen nicht mehr. Da dieselben einen Rauchfang haben, so wird in Kaminen gekocht, welche an der Stelle der Wand errichtet sind, wo sich die Mauerlöcher befinden, durch welche die Oefen in den Zimmern geheizt werden.

Da wo sich Hausflur und Lehmdiele scheiden, sind gewöhnlich einige Schlafstellen, sogenannte „Butzen", für die Knechte und Mägde angebracht: schrankähnliche Verschläge von Brettern, die ein Schieber öffnet und verschließt. Die Butzen für die Familienglieder sieht man gleich beim Eintritt in das Wohnzimmer in einer der Wände; eigentliche Schlafzimmer gibt es in den älteren Häusern nicht. — Das Innere der Wohnstube, auf gut niedersächsisch „Dönz" geheißen, ist äußerst gemüthlich. Unweit der Thür erhebt sich der umfangreiche, aber niedrige Ofen, meistens aus kleinen, bunt bemalten Kacheln zusammengesetzt, der, einmal geheizt, den ganzen Tag das Zimmer warm erhält. Daneben steht ein großer Armstuhl, dessen aus Rohr oder dünnen Holzstreifen geflochtener Sitz mit einem weichen Kissen belegt ist. Zwischen Fenster und Thür hängt die hölzerne Uhr mit buntem Zifferblatt, die nebst ihren Gewichten bei wohlhabenden Bauern ganz von einem Brettergehäuse eingeschlossen ist. Den Raum zwischen Ofen und Hinterwand nimmt eine kurze Bank ein, die im Sommer eine kühle Nachmittagsruhestätte und im Winter einen warmen Faulenzerplatz abgibt. Ein Viertheil des Zimmers füllt der große schwere Tisch, von Tannen- oder Lindenholz verfertigt, der entweder weiß gescheuert oder roth angestrichen ist. Denselben umgeben mehrere Holzstühle, und hinter ihm in der Ecke sind unbewegliche Bänke angebracht, welche häufig ganz längs der beiden Wände hinlaufen. An der Decke über dem Tische ist eine Art von Zeiger angebracht: eine lange Stange, deren Spitze sich zur Rechten und Linken wenden läßt. Von derselben hängt der beleuchtende „Krüsel" herab, der durch die angegebene Einrichtung bald dem Einen, bald dem Andern näher gerückt werden kann. Die Fensterpfosten zieren die runden hölzernen Eßlöffel, die reihenweise in kleinen schmalen Lederhülsen stecken. Unter dem Spiegel mit bunter Rahme hängt der Kalender und auf einem hohen Wandborde stehen Bibeln, Gesangbücher, Kinderfreunde, Katechismen, Postillen u. dgl. — Stößt an das Hauptzimmer ein kleineres, so befinden sich in diesem die sogenannten Laden, kofferähnliche hölzerne Kisten, in denen Gold, Kleider und Schmuck-

sachen aufbewahrt werden, so wie mancherlei werthvollere Vorräthe und eingekaufte Waaren.

Je nach der Lage des Dorfes oder der Wohlhabenheit des Besitzers ist eine solche Haus- und Zimmereinrichtung mehr oder weniger stattlich. In einigen abgelegenen Dörfern herrscht mitunter in den kleinen Häusern ein vollständiges Naturleben, welches indessen weniger die Armuth als den harmlosen Sinn der Bewohner beurkundet. Daß ein sogenannter „Dälhamel" — ein großer zahmer Hammel, der von seinem steten Aufenthaltsorte, der Diele, so heißt —, ein jugendliches Ferkel oder ein rothkammiger bunter Hahn sich mitunter die Zimmerräume betrachten, hat nichts Auffallendes für die „Herren der Schöpfung"; im Gegentheil freuen sich diese über die Zutraulichkeit ihrer Unterthanen und lassen sie ruhig in den Regionen der Menschen umherwandern, so lange Friede und Eintracht dadurch nicht gestört werden. — Die Häuser in den Marschdistrikten sind dagegen bedeutend zierlicher; dort würde die Erscheinung eines Ferkels im Zimmer eine unerhörte Begebenheit sein. Alles hat einen mehr städtischen Anstrich. Die Fenster sind mit Vorhängen versehen; man schläft nicht in Butzen, sondern in Kammern; man brennt keine Krüsel, sondern Lichter u. s. f.

Die Einrichtung der Häuser in den wendischen Dörfern ist der Hauptsache nach dieselbe, wie die oben beschriebene. Liegt der Ort der lüneburger Haide näher, so ist Alles den dortigen Verhältnissen ähnlicher; weiter nach der Elbe zu ist das Innere jedoch eleganter und entspricht mehr den germanischen Bauernwohnungen der Marschgegenden. Es finden sich mehr Zimmer und Kammern, die Tenne und die obere Flur zwischen den beiden Nebenthüren sind seitwärts mit bequemen hölzernen Treppen und balkonähnlichen hölzernen Gängen versehen, die Wände der Zimmer sind getäfelt und häufig mit hohen Holzschränken besetzt, wie denn überhaupt das Holz eine große Rolle bei den lüneburgischen Wenden spielt, welche Eigenthümlichkeit sie mit ihren Stammgenossen in der Ober- und Niederlausitz theilen, die ebenfalls große Vorliebe für Holzbauten hegen.

Außer den Dörfern verdienen noch die zerstreut liegenden adeligen Höfe, Klöster, Forsthäuser und Mühlen einige Erwähnung. Die adeligen Güter, deren Zahl ziemlich bedeutend ist, zeichnen sich, was die Gebaulichkeiten und Gärten betrifft, durch eine gewisse Eleganz aus, welche der Größe und der Lage des Gutes und dem Range des Besitzers angemessen ist. Auch der zu einem solchen Hofe gehörige Ort, besonders wenn die herrschaftlichen Gebäude darin oder unmittelbar daneben liegen, zeigt in der Regel größere Wohlhabenheit als ein gewöhnliches Dorf, da die besitzlose Klasse, welche in andern Dörfern in schlechten Jahren vor allen Noth leidet und dann den Höflern zur Last fällt, für gute Bezahlung stets mannigfache Beschäftigung auf dem Gute findet und daher bei einigem

Fleiße leicht zu einem kleinen Besitzthum gelangt. — In dem oben erwähnten Mittellande, wo Wildniß und Kultur mit einander wechseln, wird man oft angenehm überrascht, wenn man, nach langer Wanderung in der einsamen Haide in einen dichten Eichen- oder Buchenwald tretend, in der Mitte desselben plötzlich ein stattliches Schlößchen erblickt, welches von blühenden Gärten und saubern Bauerhäusern umgeben ist. Mitunter aber verkünden lange Pappelalleen dem Wanderer schon von ferne die Nähe eines Gutes, wie denn überhaupt die Pappeln im Fürstenthum Lüneburg einen vornehmen Schmuck abzugeben pflegen, namentlich für Amt- und Pfarrhäuser, und sich äußerst selten in einem Dorfe finden, in welchem nur Bauern wohnen; diese lieben mehr die Eichen, Buchen und Tannen.

Da die Edelgüter im Mittellande mehrfach in einem der kleinen Flußthäler liegen, so ist mit den meisten derselben eine Mühle verbunden, die auf Kosten des Gutsherrn gebaut, auf eine bestimmte Anzahl Jahre oder auf „Erbzins" an den Müller verpachtet ist. Im letztern Falle, wo die Mühle nur dann von dem Gutsherrn an einen Andern verpachtet werden darf, wenn die Familie des ersten Pächters ausgestorben ist, verwendet der jedesmalige Inhaber derselben bedeutend mehr auf die Verbesserung und Verschönerung seines Besitzthums, da Kind und Kindeskinder die Früchte seiner Arbeit genießen werden. Die Spuren dieser Bestrebungen erblickt man überall. Längs des Mühlbaches grünen üppige Wiesen, der große Mühlteich ist von hohen Eichen, Pappeln, Linden, Erlen und Weiden eingefaßt, und am Hause im traulichen Garten blühen die herrlichsten Bäume und Blumen. Da rauschen und brausen dann die Mühlräder lustig vom Morgen bis zum Abend, und behaglich lehnt der Müller droben in der Thür, die zum Getriebe führt, und schaut fröhlich auf sein kleines Reich hinab. — Windmühlen sind im Ganzen eine seltene Erscheinung; nur in den höher gelegenen oder wasserarmen Gegenden sieht man deren hie und da auf einem künstlichen oder natürlichen Hügel.

Vor allen zeichnen sich aber die Fräuleinklöster des Fürstenthums, deren Zahl sich auf sechs beläuft, durch höchst anmuthige Lage aus. Da die Stiftung derselben in eine sehr frühe Periode des Mittelalters fällt, so ist trotz der Alles umgestaltenden Zeit den meisten ein eigenthümliches Gepräge des Alterthums geblieben. Dieser Rest von mittelalterlicher Romantik, der in einer süddeutschen Gegend kaum beachtet würde, macht in einem Lande, welches in dem letzten Jahrhundert fast alle derartigen Denkmäler verloren hat, einen wundersamen Eindruck. Das Aeußere dieser Klöster ist freilich mannigfach modernisirt, das Innere dagegen hat die Züge einer längst entschwundenen Zeit treu bewahrt. Die malerischen Umgebungen tragen nicht wenig dazu bei, diesen Eindruck zu erhöhen. Ein dunkler Haidefluß schlängelt sich durch ein grünes Wiesenthal; an

dem einen Ufer breitet sich ein hoher Eichenwald aus, am andern ein freundliches Städtchen mit rothen Dächern und zierlichen Gärten. Eine Strecke von diesem entfernt, in der stillen Waldeinsamkeit erheben sich die Klostergebäude mit dem kleinen Glockenthurm. Den weiten Hof beschatten uralte Linden oder Kastanien, und im friedlichen Garten blüht es auf den langen, von Buchsbaum eingefaßten Beeten in immer gleicher Ordnung einen Frühling, Sommer und Herbst wie den andern. Am Saum des Gartens aber rauscht leise der Fluß unter tief herabhängenden Weidenzweigen vorbei, und aus der Ferne schallt manchmal das Getümmel vom Städtchen herüber.

Was endlich die zahlreichen Forst- und Jägerhäuser betrifft, so sind dieselben von einem wahrhaft poetischen Hauche umweht. Fernab vom Leben und Treiben der Städte und Dörfer liegen sie in der tiefsten Einsamkeit eines uralten Eichen- oder Tannenwaldes. Ueber dem niedern Dache rauschen bei Tag und Nacht die dunkeln Bäume und reden den biedern Menschen, die darunter wohnen, mit wunderbaren Stimmen zum Herzen; über der kleinen Thür aber erhebt sich ein Hirschgeweih und daran hinauf laufen die grünen Ranken des Weinstocks, dessen Früchte an der sonnenbeschienenen Wand des rings von Wald umhegten Hauses herrlich gedeihen. Der kleine trauliche Garten, der das Gebäude umschließt, blüht und duftet an stillen Frühlings- und Sommerabenden gar lieblich, und manchmal kommen die Rehe, die Nachts vom Wald zur Wiese niedersteigen, und schauen mit den klaren Augen neugierig ins mondbeglänzte Blumenrevier herein. Drüben aber, am Ausgang des Forstes, liegt die düstere Haide mit ihren Hügeln und halbversunkenen Hünengräbern wie ein sagenhaftes Riesenreich; kein Laut schallt durch die unermeßliche Stille, als der Schrei des Wildes im Walde oder das Gebell der Hunde fernab in den Dörfern.

---

2. Westphälische und 3. pommersche Bauernschaft.

a) Streifzüge durch Westphalen.

Die Provinz Westphalen ist unverdienter Weise dem Gespött anheimgefallen. Man nennt sie höhnend „das deutsche Böotien", oder „die Vendée des deutschen Reichs", indem man sich durch einige Züge täuschen läßt, deren Verhältniß zum Ganzen man nicht begreift. Westphalen wurde ignorirt und wird es theilweise noch, obwohl in der letzten Zeit die aufsteigenden Ideen des sich entwickelnden Selbstbewußtseins nicht mehr verkannt werden können. Der Grundcharakterzug der Westphalen ist der Conservatismus im ächten Sinne des Wortes. Aus diesem lassen sich alle geschichtlichen Ereignisse begreifen, die Westphalen von seinem ersten

Bekanntwerden an aufzuweisen hat. Jenes Festhalten am Gewohnten, am Bestehenden, für welches man Gut und Leben zu opfern bereit war, ist der tiefere Grund, weshalb die römischen Heere einst in Westphalen einen so energischen Widerstand fanden. Kein Volksstamm Germaniens kämpfte in dem Maße für seine einheimischen Zustände, wie die Bewohner des Lippe- und Weserufers. Die Westphalen bekämpften die Römer nicht, um Deutschland von den fremden Eindringlingen zu befreien, sie stellten sich ihnen entgegen, weil man ihnen ihre Einrichtungen entreißen wollte, weil ihre Zustände gefährdet waren, mit denen man so verschmolzen war, daß man ohne sie nicht leben konnte. Nach der Vertreibung der Römer aus Westphalen, als man wieder seinen Sitten und Gewohnheiten gemäß leben konnte, war man zufrieden, und erst dann trat Westphalen wieder in der Geschichte auf, als seine Zustände zum zweiten Male gefährdet waren. Die Römer wurden bald vergessen; nur einige Ortsnamen erinnern noch an jene Kämpfe und an Hermann, und wenige Strophen scheinen Klänge aus einem alten Volksliede zu sein, das diese Kämpfe verherrlichte. Sie leben in Westphalen im Munde der Jugend, und man hört sie nur auf der Straße in der originell und ungeschliffen klingenden plattdeutschen Mundart:

„Hermann,
Schlag Lärm an,
Schlag Pauken und Trommeln,
Der Kaiser will kommen,
Mit Schippen und Stangen,
Und Hermann einfangen."

Das zweite Auftreten der Westphalen in der Geschichte bilden die sogenannten Sachsenkriege. Die muthigen Kämpfe für den Glauben der Väter, das tapfere Auftreten gegen den welterobernden Zug des Christenthums ist wieder nur das Produkt der Nothwendigkeit, die mehr Aehnlichkeit hat mit der Treue des Hundes, der auf dem Grabe seines Herrn stirbt, als mit dem selbstbewußten Kampfe eines Volkes für die Geltung seiner freien Nationalität.

Die Liebe zum Fremden, welche Gervinus den Germanen als einen Charakterzug vindicirt, ist auf Westphalen nicht anzuwenden. Nirgends gibt es eine größere Anhänglichkeit an die Scholle, nirgends eine kräftigere Absperrung gegen das Neue und Fremde, als gerade hier. Die Reformation fand hier nur einen ungünstigen Boden, obgleich auch keinen fanatischen Widerstand. Dieser trat erst ein, als der alte Glaube gefährdet schien. Nirgends hielten die altdeutschen Rechtsinstitute länger aus, als in Westphalen, nirgends existirte die Schöffengerichtsverfassung länger, als hier; ihre verwitterten Spitzen ragen noch bis in das vorige Jahrhundert hinein.

Eine Folge der Liebe zum Bestehenden ist auch der Rechtssinn.

Schon auf der Gasse bei den Spielen der Jugend tritt er in unendlich vielen Sprichwörtern zu Tage. Die Rechtswissenschaft wird in Preußen meistens von Westphalen vertreten. Den westphälischen Scharfsinn weiß die Regierung wohl zu würdigen: die höchsten Stellen der Rechtssphären sind von Westphalen besetzt.

Ein anderer Grundzug der Westphalen, der übrigens nicht ohne alle Verbindung mit der Liebe für das Bestehende dasteht, ist der Hang zum Particulären, der Mangel an Interesse für das Allgemeine. Schon in der äußern Erscheinung gibt sich dieser Zug zu erkennen. Man besteige nur einen Hügel, von dem aus man einen Ueberblick über eine westphälische Gegend hat. Ringsum liegen einzeln und zerstreut unzählige Häuser, die mit ihren rothen Ziegeldächern aus dem umschattenden Pappelgrün hervorleuchten. Tacitus spricht schon von diesen einzeln liegenden Gehöften. Der Landmann mag lieber allein wohnen und auf seinem Hofe „eigener Herr" sein, als in Gemeinschaft mit Andern in Dörfern und Städten leben. Diese Separationssucht hat sich in zwei Richtungen manifestirt. Sie wurde erstens der Keim des Bewußtseins der freien Persönlichkeit, des Aufsichgestelltseins, andererseits aber auch der Grund der Trennung vom großen Ganzen, der Gleichgültigkeit gegen das Gemeinsame.

Wer Tacitus Germania praktisch studiren will, muß das westphälische Land kennen lernen. Es ist dort Weniges geändert, noch existiren die nämlichen Verhältnisse wie vor Jahrtausenden. Der fortschreitende Geist der Volksentwickelung hat hier nur geringen Eingang gefunden. Münster ist der Sitz des Conservatismus in seiner schroffsten Gestalt, mehr jedoch in kirchlicher als in politischer Beziehung.

Die Aristokratie Münsters ist wegen ihres schroff sich abschließenden Wesens bekannt. Der Bürger hat Ehrfurcht vor ihr; das historische Recht und die Anmaßung imponiren ihm. Dazu kommt der Reichthum, der auch kein geringes Mittel ist, die Ehrfurcht zu sichern. Das patriarchalische Leben, das die Aristokratie in Münster führen darf, muß ihr gefallen — sie gibt sich daher alle Mühe, dieses Verhältniß aufrecht zu erhalten. Dies wollte sie einerseits dadurch erreichen, daß sie sich selbst kräftigte und so ihr Ansehen erhöhte; andererseits dadurch, daß sie vom Bürgerstande allen Einfluß von außen abhielt. Doch die Anstrengungen beider Art blieben fruchtlos. Die Regierung schlug die Bitte um Gewährung corporativer Rechte ab, und eben so wurden ihre Hoffnungen, von Münster die Eisenbahn fern zu halten, vereitelt.

Dem Münsterlande steht an Bildung zunächst das sogenannte Sauerland, der bergige Theil Westphalens, reich an Naturschönheiten, aber arm an geistigem Streben. Die Stadt, welche diesen Distrikt vor Allem repräsentirt, ist Arnsberg, die zweite Regierungsstadt der Provinz. Dunkle Berge mit verfallenen Ruinen, die öde und leblos in die frische Gegenwart hineinstarren, klare, die engen Thäler durchrauschende Bergströme

bilden das Gepräge der Gegend. Nur selten sieht man noch einzeln stehende Häuser, die Menschheit hat sich in kleine schmuzige Dörfer zusammengeflüchtet, deren niedrige Häuser, mit schwarzen Schindeln gedeckt, dem Ganzen ein trauriges Aussehen geben. Arnsberg ist, wie schon gesagt, die Hauptstadt dieses Bezirks. Während in Münster der Adel Alles gilt, gibt hier der Beamte allein den Ton an. Wer nicht Beamter ist, wird schwerlich beachtet. Rang und Orden entscheiden überall, sowohl bei den Soirées und auf Bällen, wie auf der Straße und in der Familie.

Ein Bürgerstand, welcher diese Beamtenaristokratie paralysiren könnte, existirt nicht. Der Mangel an Produktion der Lebensmittel in den engen Thälern läßt ihn nicht aufkommen. Sollten sich einige Nichtbeamte durch zufälligen Einfluß hervorthun, so bemüht sich die Beamtenherrschaft, sie niederzudrücken. Wie die münstersche Aristokratie durch Absperrung der Stadt gegen allen Einfluß von außen ihre Herrschaft zu erhalten sich bemühte, so strebt hier die Bureaukratie darnach, alle mißliebigen Tendenzen, die den Mechanismus des Geschäftsganges irgendwie stören könnten, in ihrem Aufkeimen zu erdrücken, wenn sich dieselben zeigen sollten.

Das Wesen des Sauerlandes ist die Abgeschlossenheit. Schon die Natur trennt es von allem Verkehr; die steilen Berge machen den geringsten Transport beschwerlich. Die wuchernden Ideen des fortschreitenden Volksbewußtseins finden hier keinen Boden; es fehlt ihnen an Organen, welche sie weiter tragen sollten. Dem Sauerlande läßt sich nur ein trauriges Prognostikon stellen: abgeschlossen, wie es schon ist, wird es noch immer mehr seiner Verödung entgegengehen. Die Eisenbahnzüge, welche die europäischen Hauptstädte mit einander vereinigen, lassen es unbekümmert zur Seite liegen.

Die Intelligenz Westphalens wird besonders durch die frühere Grafschaft Mark und das sogenannte Ravensbergische vertreten. Es ist dies wesentlich der Distrikt, welchen die Köln-Mindener Eisenbahn durchschneidet, wenn man den Theil abrechnet, der zum Regierungsbezirk Münster gehört. Der Kohlenbetrieb der Ruhrgegend, die Industrie auf der sogenannten Enneger Straße, der Chaussée zwischen Hagen und Schwelm, die Kornproduktion und die Salzwerke des Hellwegs, die Schifffahrt der Lippe, der Handel mit der berühmten bielefelder Leinwand vermittelten schon früh den Verkehr dieses Bezirks mit den umliegenden Provinzen. Deshalb herrscht hier schon eine größere Lebendigkeit; das berüchtigte westphälische Phlegma hat so ziemlich aufgehört, man bekümmert sich auch um das, was in der Außenwelt vor sich geht. Gute Schulanstalten befördern dies günstige Verhältniß. Die Söhne der Beamten besuchen entfernte Universitäten und kehren, von neuen Ideen getragen, nach Hause zurück. In einzelnen Städten findet sich unter der jungen Generation eine verhältnißmäßig zufriedenstellende Intelligenz, die Unterhaltungen sind allgemeinern Inhalts, sie drehen sich nicht allein um die Qualität des Biers

und den Vorzug einzelner Speisen, obwohl auch dies nicht vergessen wird — es ist zu wichtig für den westphälischen Magen.

Das platte Land ist ungeheuer bevölkert, aber meistens fehlt es den Bewohnern an aller Bildung. Schon ihre äußere Erscheinung ist roh und ungeschliffen. Die schweren, beim Gehen weithin klappernden Holzschuhe lassen wohl einen Vergleich des westphälischen Landvolks mit den schwer hinwandelnden Thieren der homerischen Gesänge zu. Uebrigens ragen die Landbewohner dieses Bezirks weit über die des Münsterlandes an Intelligenz hervor. Ein Factum wird genügen, den geistigen Zustand dieser letzteren aufzudecken. Es war in einem Dorfe seit einer langen Reihe von Jahren üblich gewesen, daß der Charfreitag dadurch gefeiert wurde, daß ein vierschrötiges Gemeindeglied auf ein großes Kreuz geschnallt und in dieser Lage durch das Dorf getragen wurde. Der Gekreuzigte mußte die Leidensworte Christi der Reihenfolge nach ausrufen; bei dem „Mich dürstet!" wurde ihm ein in Branntwein eingetauchter Schwamm hingehalten, den er auszusaugen sich bemühte. Das Volk ging andächtig hinterher. Die preußische Regierung wollte dem während des Episcopats aufgekommenen, frommen Unwesen steuern. Es gelang ihr dies aber erst nach mehrmaligen Zusammenrottungen der Dorfbewohner und nach mehrmaligen Attentaten auf die Fensterscheiben des Rathhauses. Die Bemühungen der preußischen Regierung für erhöhte Schulbildung können nicht genug anerkannt werden. Die Elementarkenntnisse sind jetzt fast Jedem geläufig, während sie noch vor zwanzig Jahren selten gefunden wurden.

Der Kern des westphälischen Volkes ist gesund, die Verhältnisse sind noch natürlich, der Geschmack durch Verschrobenheit noch nicht verbildet; der westphälische Scharfsinn ist bekannt. Es kommt nur darauf an, diesen kräftigen Boden zu bebauen. Durch die eiserne Kette der Schienen ist Westphalen jetzt an die übrige Welt gefesselt; es ist gezwungen, in den Weltverkehr zu treten. Seine Bequemlichkeit muß auf etwas Anderes gerichtet werden, als auf bloße Erhaltung der Zustände. Wie es für diese immer Leben und Gut aufs Spiel setzte, wie es mit bewunderswerther Treue an dem Angestammten festhielt, so möge es, vom fortschreitenden Geiste befruchtet, auf diesen seine Treue werfen, und die Treue für die Idee wird ihm die Sympathie seiner deutschen Mitbürger wieder erwerben.

— o —

---

b) Das sociale Leben der westphälischen Bauernschaft.*)

Die bestimmende Grundlage für das sociale Leben geben die Gehöfte ab, jetzt schlechtweg Bauernhöfe genannt. Eine Anzahl solcher Höfe, etwa zwanzig bis siebzig, machen eine „Biuerskop" (Bauernschaft) aus, mehrere Bauernschaften oder Dörfer ein „Kaspel" (Kirchspiel). Mit dem Kirch-

*) Morgenblatt 1849.

spiele, mit der gemeinsamen Kirche und dem gemeinsamen Friedhofe nimmt die Centralisation ein Ende, so daß selbst die Vereinigung mehrerer Kirchspiele zu einem Gerichtsbezirke und zu einem landräthlichen Kreise von unwesentlichem Einflusse auf die Denkungsweise geblieben ist. Die Einigung im Kirchspiele ist eine durch die Religion hervorgerufene, deshalb dauernde und feste, und es liegt in der Natur der Sache, daß das römische Recht der Gerichte darüber nicht hinauszugehen vermag. Analysiren wir ein Kirchspiel, so erhalten wir folgende Elemente: die Geistlichen, die Kaufleute des Dorfes oder Marktfleckens, in welchem sich die Kirche befindet, zwei oder mehrere adelige Güter, Bauern, d. h. Besitzer von Bauernhöfen, Neubauern, Erbpächter, Kötter, Knechte und Mägde, beide noch mit dem alten Namen „Gesinde" benannt, und endlich Handwerker. Die letzteren sind entweder Kötter oder Erbpächter, seltener Neubauern. Aus der Analyse eines Bauernhofes ergeben sich hinsichtlich der Bewohner desselben folgende Elemente: 1) die Besitzer; 2) die Kinder des Hauses; 3) die Leibpächter, falls solche vorhanden; 4) das Gesinde; 5) die Kötter; 6) die Erbpächter, falls solche vorhanden. Die Gebäude des Hofes bestehen aus der Hauptwohnung für den Besitzer und das Gesinde, aus einem, höchstens zwei Häusern für die Leibzüchtner; aus den Scheunen, Speichern, Kotten und Erbpachtswohnungen. Die organische Gliederung der Dorfbewohner ergibt sich im Allgemeinen schon aus dem Gesagten. Voran stehen die Bauern, deren Höfe eine Nummer führen, so daß aus dieser Nummer mit ziemlicher Sicherheit auf die Größe des Hofes geschlossen werden kann. Die erste Nummer führt also der Hof, der das größte Areal besitzt, mithin die meisten Pferde halten kann und über die meisten Kötter gebietet. Ihm folgt der schon kleinere Hof mit der zweiten Nummer, dann der dritte u. s. f. Sammeln der Geistliche, der Küster oder Cantor des Kirchdorfes, der Schullehrer und Feldhüter („Feldschütter") des Dorfes im Frühling oder zur Erntezeit den zum Theil schuldigen, zum Theil freiwilligen Beitrag an Eiern und Korn, so richtet sich die Größe der Gabe nach der Hofnummer, eine Norm, die offenbar nur auf Grund der Unveränderlichkeit des Hofes möglich ist. Hie und da kommt allerdings der Fall vor, daß von einem Hofe in Folge schlechter Bewirthschaftung und der daraus entstandenen Schuldenlast einzelne Grundstücke verkauft worden sind, aber ein solcher Verkauf gilt als eine Schande, die das Dorf nicht leicht vergißt. Ist ein Hof vollständig parcellirt worden und auf diese Weise aus der Reihe der Lebenden gestrichen, so werden die von andern Bauern angekauften Ländereien gleichwohl noch sorgfältig von den geerbten Grundstücken unterschieden. Ich erwähne dies, weil es jeder tüchtige Bauer für seine erste Pflicht hält, den Hof wenigstens in keinem schlechtern Zustande seinen Nachkommen zu übergeben, als er ihn selbst von seinen Vätern überkommen hat. Daher in Westphalen der Widerwille gegen die Eisenbahnen, daher die Heiligkeit der „Schnat"

(Grenze), daher die furchtbaren Strafen, die den falschen Landmesser oder Den nach dem Tode treffen, der im Leben den Schnatstein verrückt hat. Wie wir für den Staat leben und sterben, wie wir in ihm die Unvergänglichkeit unsers Thuns anschauen sollen, so steht und fällt ein wahrer westphälischer Bauer mit seinem Hofe. Es ist das Unvergängliche in den Wogen der Zeit; er war schon vorhanden zu Tacitus' Zeiten, als der Besitzer das Priesteramt ausübte und zu Gericht ging; Urgroßväter, Großväter und Väter haben, wie es der Vater dem Sohne erzählt, diese und jene Verbesserungen getroffen; wie dürfte da der Sohn, alle fromme Scheu bei Seite setzend, zerstören, wo jene gebaut? Würden da nicht Kinder und Kindeskinder Dem fluchen im Grabe, der so freventlich das Erbe der Väter geschmälert? Der westphälische Bauernhof hat also eine sittliche Bedeutung, ist ein Ganzes nicht nur in seinen äußern Verhältnissen, sondern auch in geistiger Beziehung, in der Denk- und Anschauungsweise der Besitzer. Bevor wir auf die sich hieraus für das Verhältniß der Dorfbewohner unter einander ergebenden Folgerungen näher eingehen, noch einige Worte über die äußere Form des Hofes. Die Lage des Haupthauses ist verschieden, wie das schon Tacitus berichtet: hier liegt es auf einer Anhöhe, dort in der Ebene, im Grunde, an der Heerstraße, am Waldessaume u. s. f. Allgemein ist jedoch, daß dasselbe von Obstbäumen, Linden, Eichen oder Buchen umgeben ist. An das Haus schließt sich, außer dem Garten, der durch einen Zaun oder wohl auch durch eine Mauer eingefriedigte Hofraum, auf dem sich die Scheune, der Kornspeicher und der eine oder andere Kotten (Kotte, Schnitt, un coupon, cut, cutter, ein segmen, das zu einem tegmen benutzt ist) befinden. Ein Fischteich ist wenigstens nicht selten. Die einfriedigende Mauer ist ein Produkt neuerer Zeit, eben so ist die Sitte neu, die Kotten in einer Linie neben einander auf den Hofraum zu bauen. Der Raum des Hofes, den Gebäude und Fischteich übrig lassen, dient zur Weide für das Vieh. Das Haupthaus selbst trägt in seiner Bauart noch manche Züge, die uns an die ältesten Wohnungen der Deutschen erinnern. Zur Vergegenwärtigung des äußern Umrisses denke man sich ein Oblongum von sechzig bis einhundertundzwanzig Fuß Länge, so daß die eine schmale Seite nach Süden, die andere nach Norden gewendet ist. Von dem südlichen Theile des Oblongum ist ein Theil (dreißig bis fünfunddreißig Fuß) abgeschnitten, Kammerfach genannt, in welchem sich befinden: die Wohnstube mit Fenstern nach Osten, Süden und der Hausflur; die Kammer des Besitzers mit Fenstern nach Süden und mit einem Laden nach der Hausflur, das letztere, damit der Besitzer von seinem Bette aus, wenn er will, Nachts die Hausflur übersehen kann; endlich die bei festlichen Gelegenheiten, bei Verwandtenbesuch u. s. f. benutzte „kleine Stube" mit Fenstern nach Süden und Westen. Ueber diesen drei Zimmern befinden sich die geräumigen Kornkammern, so daß das Kammerfach zwei Stockwerke hat, während

der übrige Theil des Hauses mit seinem schon zehn bis zwölf Fuß von der Erde beginnenden Dache nur einstöckig ist. Da wo der Einschnitt des Kammerfaches beginnt, führt sowohl an der Ost- wie an der Westseite eine Thür in das Haus, „die Siudduirs" (Seitenthüren), neben welchen sich ein hohes und breites Gefach Fenster, „Jutluchte", befindet. Auf der Grenze zwischen Hausflur und Kammerfach, das bei älteren Häusern etwas schmaler, so daß das ganze Haus die Gestalt der alten Kirchenbasilika hat und der Chorraum hier durch das Kammerfach vertreten wird, bei neueren etwas breiter gebaut ist, als der übrige Theil des Hauses, damit das Wohnzimmer noch ein Fenster zur Ueberwachung des Hofraums erhalten kann — auf der Scheide also zwischen Hausflur und Kammerfach treffen wir auf den Herd, von welchem aus die Hausfrau das Haus übersieht und auf eine äußerst bequeme Weise, wie schon Justus Möser bemerkt, das ganze Ministerium des Innern verwalten kann. Auf die breite Hausflur — zwei Wagen müssen auf derselben bequem neben einander stehen können — führt das große nördliche Thor, „Nuienduier" (die niedere Thür), zum Einfahren der Früchte. Längs der Hausflur finden sich etwa folgende Räume, wenn wir mit dem Südende beginnen: an der einen Seite eine Polterkammer, eine Kammer für die Knechte, eine Schneidekammer (zum Schneiden des Häckerlings) und endlich die Pferdeställe; an der andern Seite Schlafzimmer für die Mägde und sodann die zahlreichen Kuhställe. Ueber den Kuh- und Pferdeställen erheben sich bis zum Kornboden die „Huilen", zur bequemen Aufbewahrung des nöthigen Bedarfs an Futter, daher sie auch nach der Hausflur hin ganz offen sind. Der Keller ist unter dem Kammerfache. In der Mitte der Hausflur hat der „Balken" eine Oeffnung „Liuke", die aber nicht mehr, wie in alten Zeiten, durch das Dach hindurch geht, da ja der Hausherr nicht mehr das Priesteramt ausübt, also auch nicht von seinem Sitze aus den freien Himmel zu sehen braucht. Gänse und Schweine u. s. w. besitzen ihre Gemächer in Nebengebäuden. Die Kotten haben niemals ein Kammerfach, eben so nicht die älteren Wohnungen der Erbpächter und Neubauern. Es ist bereits gesagt, welche Stellung der jedesmalige Besitzer eines Bauernhofes in der Geschichte desselben einnimmt, daß er sich nämlich als einen nur Gott und seinem Gewissen verantwortlichen Verwalter des väterlichen Erbes ansieht, als ein Glied in der Kette der Hofbesitzer, das nicht befugt ist, willkürlich zu handeln. Diese Stellung prägt sich in der ganzen Haltung des Bauern seiner Umgebung gegenüber aus, und erzeugt das Gegentheil von dem, was sie beim ersten Nachdenken erzeugen zu müssen scheint: sie erzeugt nämlich eine feste, sichere Haltung, eine Energie und Beständigkeit des Charakters und endlich ein Selbstgefühl, das nicht selten in starres und herrisches Wesen ausartet. Im Allgemeinen ist sein Verhältniß zum Gesinde und zu den Köttern ein patriarchalisches. Er wird von den Knechten, Mägden, Kindern und Köt-

tern zwar mit dem Taufnamen genannt, niemals mit dem Familiennamen, aber in der Rede mit „Yui" angeredet, während er sich gegen seine Umgebung des Taufnamens und des „Diu" bedient. Ist eine genauere Bezeichnung als der Taufname erforderlich, so tritt der Familienname als Genitiv vor den Taufnamen. Heißt also der Bauer Gerhard Haltkamp, seine Tochter Marie, sein Knecht Albert, einer seiner Kötter Heinrich Vogelsang, so nennt man diese Personen im Dorfe: „Haltkamp's Geierd", „H. Marie", „H. Alwert", „H. Hinnack". Ist der Bauer bereits bei Jahren, so wird er von den Kindern der Kötter „Hiusvah" (Hausvater), seine Frau „Hiusmoime" genannt. Die Knaben des Bauern helfen, sobald das Alter es zuläßt, auf dem Acker oder in der Scheune, die Töchter zu Hause den Mägden. Wo noch alte Sitte herrscht, nehmen die Kinder, selbst dem Gesinde gegenüber, eine höchst untergeordnete Stellung ein. In die Tisch- und Abendgespräche dürfen sie sich nicht einmischen. Kinder müssen auf das achtzehnte Wort passen, heißt ein altes Sprichwort. Den Anordnungen des Gesindes haben sie stets Folge zu leisten. Kommen sie dagegen mit Kindern ihres Alters von geringeren Bauern, von Neubauern, Erbpächtern und Köttern in Berührung, so macht sich das Bewußtsein, daß sie Kinder großer Bauern sind, ebenfalls nicht selten in einer höchst schroffen Weise geltend, so daß die Geistlichen beim Confirmationsunterricht sich oft dieserhalb zu Ermahnungen veranlaßt sehen. Die Verheirathung der Mädchen geschieht in der Regel schon im frühen Alter. Der Wille der Kinder ist dabei unwesentlich. Die Eltern treten mit ihren beiderseitigen Verwandten in Berathung, markten und feilschen oft Tage lang um die Mitgift und theilen nach abgemachter Sache den Beschluß ihren Kindern mit. Gemildert wird die hierin liegende Härte nur einigermaßen dadurch, daß auch die Hausfrau ein gewichtiges Wort zu reden hat, und zu ihrem Herzen die Tochter leichter einen Weg findet, als zu dem des Vaters. Das Hauptstreben geht natürlich dahin, daß die Kinder auf Bauernhöfe ausgebracht werden. Daß der Erbe des Hofes — der jüngste Sohn, oder in Ermangelung von Söhnen die jüngste Tochter, deren Mann dann den Namen des Hofes annehmen muß — nur eine Bauerntochter mit einer genau der Größe des Hofes entsprechenden Mitgift heirathen darf, versteht sich bei dem nüchternen Sinne, mit dem das Heirathen betrieben wird, von selbst. Die Mitgift besteht in baarem Gelde und im „Briutwagen". Zu letzterm gehören Pferde, Wagen, Kühe, Vorräthe von Leinenzeug und eine genau bestimmte Summe von Hausgeräthen, während die Vorräthe an Lebensmitteln und Flachs zum Spinnen von den Nachbarn und Verwandten am Morgen des Hochzeitstags als freiwillige Gabe dargebracht werden. Das Gesinde eines Hofes ersten Ranges besteht der Reihe nach in folgenden Personen: aus dem Kuhhirten, dem Schweppen- oder Pferdejungen (Schweppe, Peitsche), dem kleinen und dem großen Knechte, der kleinen und der großen Magd.

Beide Reihen gipfeln zwar in dem Hausherrn und der Hausfrau, in deren Abwesenheit aber im großen Knecht und in der großen Magd. Das Fortrücken zu diesen höchsten Stufen hin richtet sich nach der Länge der Dienstzeit, nach der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit im Arbeiten. Namentlich hat das Gesinde auch nach außen hin die Ehre des Hauses zu wahren. Ein Knecht, der nicht stiehlt, taugt nichts, d. h. ein Knecht, der nicht seinem Herrn das Korn zu stehlen sucht, um damit die Pferde zu füttern, strebt nicht darnach, mit den besten Pferden des Dorfes zu fahren, hat keine Ehre im Leibe. Fährt gleichwohl ein Knecht mit magern Pferden, gibt er dem Geiz seines Herrn nach, statt ihm den Dienst aufzukündigen, so hat er wenig Aussicht auf einen anderweitigen guten Dienst, wenn er solchen zu suchen in den Fall kommt. Belohnt wird das Gesinde mit baarem Gelde, mit Leinwand und mit einer „Luinsaat", welche letztere darin besteht, daß der Bauer den Knechten und Mägden ein Stück Land von bestimmter Größe mit Leinsaamen zu besäen und ihnen den Ertrag an Flachs zu überliefern hat. Dieser wird an den langen Winterabenden zu Garn versponnen und dadurch ein guter Nebenverdienst möglich gemacht. Wird die Gelegenheit nicht benutzt, bleibt der Flachs liegen oder wird er gar verkauft, so ist das in hohem Grade schimpflich und bringt der Magd nimmermehr einen Mann. Uebrigens ißt der Bauer mit dem Gesinde an demselben Tische, während der wärmern Zeit auf der Hausflur, während der kältern am großen Tische auf der Hauptstube. Tafelt dagegen der Bauer mit seiner Frau am „lütken" (kleinen) Tische hinter dem Ofen, welche Sitte in neuerer Zeit überhand genommen hat, so wird das vom Gesinde sehr übel bemerkt und gibt selbst im Dorfe zu vielfachen gehässigen Bemerkungen Anlaß. Sicher gereicht ein solches Vornehmthun dem Bauer zum Nachtheil. Haben ein Knecht und eine Magd sich während des Dienstes den für eine kleine Haushaltung erforderlichen Bedarf an Kleidungsstoffen zurückgelegt, dazu noch so viel Geld, daß eine Kuh und das nöthigste Hausgeräth gekauft werden kann, so steht die öffentliche Meinung der Heirath nicht entgegen und sie können auf die Unterstützung ihrer Brodherren rechnen. Die „jungen Leute" miethen sich nach der Trauung auf irgend einem Hofe als Kötter ein, und wenn ihnen das Glück besonders wohl will, können sie es zu einer Erbpacht oder gar zu einer Neubauerei bringen. Letzteres kommt am häufigsten bei Bauernkindern vor, die als Kötter mit einem verhältnißmäßig großen Vermögen ihre Ehezeit beginnen können. Der Kötter muß, so oft es gefordert wird, auf dem Hofe arbeiten. Eine Weigerung würde die Kündigung der Wohnung zur Folge haben und gegen allen Gebrauch streiten. Das Verhältniß, das er zum Bauern einnimmt, ist nicht unähnlich dem Verhältnisse des Clienten zum Patricius. Hat er eine Kuh zu kaufen, so kauft sie in der Regel der Bauer für ihn, oder überläßt ihm dieselbe aus seinem eigenen Stalle. Hat er einen Proceß zu führen,

so führt ihn der Bauer, wenigstens that er dies in früheren Zeiten. Ist endlich das dem Kötter zur Miethe übergebene Land zu bearbeiten, so geschieht dies abermals mit dem Pfluge des Bauern. Nahrungsmittel, Geldvorschuß bei vorkommenden Verlegenheiten, Weide für die Kuh u. s. f., alles das wird dem Kötter nach Maaßgabe des Bedürfnisses zugestanden und am Ende des Jahres auf billige Weise in Gegenrechnung zu dem verdienten Tagelohn gebracht. Außerordentliche Fuhren werden auch wohl umsonst vom Bauern besorgt; von dem Fortführen der Leichen versteht es sich von selbst. Arbeitet der Kötter zugleich mit der Frau auf dem Hofe, so essen und trinken dort auch die „Kötterkinder", und ohnedies immer, wenn der „Hiusvah" und die „Hiusmoime" gerade große Kinderfreunde sind. Sind die Kötterkinder zu Jahren gekommen, so dienen sie ihrem zweiten Vater und ihrer zweiten Mutter als Mägde, als Kuhhirten, als „Schweppenjungen", als kleine und große Knechte. Für alle diese Vortheile, so wie dafür, daß er nur einen geringen Zins aus seiner Wohnung und seinen Ländereien zahlt, hat der Kötter allerwege den Vortheil seines Bauern wahrzunehmen. Er muß um geringen Lohn arbeiten, muß sich bereit finden lassen zu außerordentlichen Dienstleistungen, ohne dafür außerordentliche Vergütungen beanspruchen zu können. Im Fall der Kötter reich ist, so gilt das als ein böses Zeichen, da dann die Versuchung sehr nahe liegt, daß der Bauer sich mit Geld von demselben aushelfen läßt. Je reicher der Kötter, desto ärmer der Bauer, sagt daher ein Sprichwort mit Recht; denn der Kötter kann mit seinem dem Bauer geliehenen Gelde dadurch wuchern, daß er sich als Gläubiger desselben an allen Ecken und Enden den üblichen Verpflichtungen entzieht.

Die bisher näher aufgeführten Elemente geben die nothwendige Grundlage für den Bestand eines Bauernhofes, sind Glieder eines Organismus, richten ihre Thätigkeit auf einen gemeinsamen Zweck, wenn sie auch mit dieser Thätigkeit lediglich ihr eigenes Interesse im Auge zu haben scheinen. Dagegen sind die Leibzüchtner und Erbpächter zufälligere Elemente. Leibzüchtner im weitesten Sinne ist der Bauer, sobald sich der Anerbe verheirathet und diesem, was damit in der Regel verknüpft ist, der Hof übergeben wird. Nach dieser Uebergabe können nun die bisherigen Besitzer im Haupthause bleiben, sich nach Belieben um diese oder jene Arbeit kümmern und am kleinen Tische hinter dem Ofen essen und trinken, oder sie können die auf jedem Hofe sich befindende Leibzucht beziehen, und sie sind dann Leibzüchtner im engern Sinne. Die Größe der Leibzucht richtet sich genau nach der Größe des Bauernhofes. Sie besteht aus einer Wohnung, aus einem Garten und aus Ackerland, aus Lieferungen des Bauern an Holz, an baarem Gelde und Korn. Zugleich hat der Bauer alle Leibzuchtsländereien umsonst zu bewirthschaften.

Die Erbpächter sind, wie schon erwähnt worden, dadurch unabhängiger

geworden, daß sie ihre Kühe zum Ziehen verwenden. Die „Ehrenfuhren", wie das Führen der Leiche, des Hochzeitwagens u. s. f., besorgt indeß nach wie vor der Bauer. Auch bequemt sich derselbe wohl gegen gute Bewirthung zu außerordentlichen Fahrten. Die Neubauern sind ganz unabhängig, nehmen aber, wie sich das von selbst versteht, eine untergeordnete Stellung in der Gemeinde ein, da ja die Wucht der Lasten und Abgaben auf den Schultern der Bauern ruht und der westphälische Bauer die moderne Schätzung nach Köpfen nicht kennt. Die Handwerker arbeiten gegen Tagelohn und Kost in den einzelnen Häusern. Die geehrtesten von ihnen sind Tischler und Schmiede. Letztere arbeiten aber nicht gegen Tagelohn, sind in der Regel kleinere, jedoch vermögende Bauern und stehen im Ruf der Zauberei, ein Loos, das sie mit den Schäfern theilen. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß der Schäfer seine geheimnißvollen Künste zur Heilung von Krankheiten und zu Entzauberungen verwendet, der Schmied dagegen Rath weiß, um den Dieb ausfindig zu machen und auf eine eben so geheimnißvolle Weise zu züchtigen. Ein merkwürdiger Glaube, der so oft erschüttert worden ist und sich immer von neuem wieder geltend gemacht hat.

Allgemeinen Zwecken des Dorfes dienen hauptsächlich folgende Personen. Zuerst der Schulmeister. Wie ich häufig aus den Erzählungen alter Leute habe schließen können, haben die Schulmeister des vorigen Jahrhunderts nicht selten tiefere Blicke in die Schwarzkunst gethan. Jetzt sind sie ganz moderne Figuren und für den Beobachter des Volksthümlichen nur in so weit von Interesse, als sie bei der Dorfjugend auf Ausrottung alles Volksthümlichen, als da sind alte Sagen, Mährchen, Lieder, Gebräuche u. s. f., hinarbeiten. Bei den Hochzeiten, zu welchen sie von den Bauern meist eingeladen werden, haben sie das Amt, die freiwilligen Gaben der Gäste zu verzeichnen. — Der „Feldschütter" wird gewählt aus der Zahl der Neubauern oder Erbpächter, und hat zum Lohn für seine Mühen das Recht, nach der Ernte zu sammeln. Hat er seinen Dienst gut verwaltet, so wird es mit dem Geben nicht so genau genommen; ist er hier oder da nachlässig gewesen, so wird ihm sogar das Schuldige nicht ohne handgreifliche Ermahnungen verabreicht. Der Koch des Dorfes, d. h. derjenige Einwohner, der bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Schmausereien die Küche zu besorgen hat, ist gewöhnlich zugleich Leichen- und Hochzeitbitter, ein Kötter, und wenn es sein muß, die lustige Person bei den Schmausereien. Zu seinem Amt ist eine gewisse Gewandtheit und Geistesgegenwart erforderlich, weil er sich sehr oft als Volksredner bewähren muß. Sobald nämlich bei den hochzeitlichen Gelagen das Essen beendet und das Trinken im besten Zuge ist, nimmt er die eiserne Feuerschüppe, schlägt damit an die „Wendesäule" des Herdes und beginnt, sobald die Gäste die erforderliche Aufmerksamkeit beweisen, eine drollige Rede des Inhalts, daß man nunmehr, nachdem man sich satt gegessen und ziemlich

vollgetrunken habe, auch des Kochs, der Alles so tadellos bestellt, durch freiwillige Gaben zu gedenken habe. Weiß er seine Worte zu setzen, daß er allgemeinen Beifall erntet, so ist sein Lohn ansehnlich, weil der eine oder andere Bauer beim Trinkgelage nicht so genau rechnet, als er sonst zu thun pflegt.

Das Amt des Schulzen oder „Vorstehers" wechselt unter den Altbauern und trägt nichts ein. Seine Boten sind oft originelle Individuen, die ihr Amt mehr der Ehre, als des Verdienstes halber gewählt haben. Die Hebamme des Dorfes ist meist eine Säuferin, oder wird dazu allmälig herangebildet. So erhält sie bei den Kindtaufen von jedem der Gevattern ein Stück Geld, das dieser in ein großes Glas Branntwein wirft und das sie nicht eher in Besitz nehmen kann, als bis sie das Glas geleert hat. Eine eben so liederliche Person ist der „Musikant", obwohl nicht jedes Dorf einen solchen hat. Vor allen Dingen muß er im Lügen und Aufschneiden zu Hause sein. Nachtwächter sind bis jetzt noch nicht üblich geworden.

Wir haben im Bisherigen die verschiedenen Elemente der Bewohnerschaft eines Dorfes aufgezählt und das sociale Verhältniß des Hauptelements zu den übrigen Elementen nüchtern und prosaisch dargelegt, wie denn das Verhältniß selbst ein höchst nüchternes und prosaisches ist. Es kommt aber auch noch das Verhältniß der Haupthöfe zu einander in Betracht, die Art und Weise, wie der Bauer durch Sitte und Herkommen an den Bauern gefesselt ist. Diese gegenseitige Beziehung der Hofatome zu einander ist aber mehr eine geistige, eine mehr gesellige als sociale. So hat jeder Bauer für seinen Nachbar, für seine Verwandten, ja für jeden Bauern des Dorfes gewisse Dienstleistungen zu verrichten, ohne daß diese Dienstleistungen als Hauptsache den damit verbundenen traurigen oder freudigen Ereignissen gegenüber in den Vordergrund zu treten vermöchten.

Das gesellige Leben ist die Frucht des socialen, ist als ein reiches und mannigfaltiges nur auf einer tüchtigen socialen Basis möglich; aber es ist das gesellige Leben auch hinwiederum der das sociale Leben bestimmende Geist, also daß das sociale Element ohne das gesellige die wahre Weihe und damit den Grund seines Daseins verliert. In der socialen Welt wird in unsern Tagen viel reformirt, wenigstens mit Worten, aber Eines wird stets vergessen, das nämlich, daß eine Reform socialer Verhältnisse von einem gesunden nationalen Leben getragen sein will. Das mechanische Zurechtlegen des Lebens ist der Uebergang des Lebens zum Tode, deutet auf den beginnenden Zersetzungsproceß hin, der bekanntlich erst mit dem Tode seinen Anfang nimmt. Lehrt das Volk fröhlich sein und sich seines eigenen Daseins freuen, und die socialen Mißverhältnisse werden sich von selbst heben.

---

c) Streifzüge durch Pommern.*)

Dem Reisenden in Pommern fallen zuerst die vielen wendischen Dorf- und Stadtnamen, von denen manche verstümmelt noch deutlich die slavische Wurzel verrathen, auf. Auf der Straße von Stettin bis Lauenburg längs der Chaussée führen sämmtliche Städte wendische Namen, eben so wenigstens zwei Drittel der Dörfer. Ein gebildeter Serbe drückte nur sein Erstaunen aus, so fern von seiner Heimath im breitesten Plattdeutsch heimische Klänge zu vernehmen, er betrachtete die Landkarte von Pommern als eine slavische Stammtafel, die später durch deutsche Ortsnamen verunreinigt sei. In Böhmen, der Mark, in der Lausitz, in Mecklenburg macht man dieselbe Beobachtung; wollte man aber von den Einwohnern die Erklärung über den Ursprung dieser sprachlichen Erscheinung erfahren, so würde man öfter die uns von einem pommerschen Fischer gegebene Deutnng hören: „t mut doch en' Noahmen habben" (es muß doch einen Namen haben!) Wie viele Roggow's, Suckow's, Storckow's, Knessow's, Grabow's mag es überhaupt außer den häufig vorkommenden Dorfendungen auf ig und wig geben. Die früheren pommerschen Chronikenschreiber waren mit dem Wendischen zu wenig bekannt, als daß sie eine glückliche Deutung dieser Namen gegeben hätten. Pommern, das am Meere gelegene, erklärt Einer als gleichbedeutend mit Bohwherrn, d. h. Baumbesitzern; ähnliche abenteuerliche Deutungen finden sich mehrere. Viele Familiennamen sind ebenfalls wendisch, wie ja auch die pommerschen Herzöge, die Bogislaffe, auf Deutsch Gottesruhm, einen solchen führten. Als der Bischof Otto im 12. Jahrhundert auf Wollin einen Bauern taufte, der ihn erschlagen wollte, sprach dieser die Worte: „Bog daht rc.", Gott sei gelobt, daß ich dich nicht getödtet habe, weshalb er den Namen Bogdaht erhielt; noch heute gibt es diesen Bauernnamen auf Wollin. Auf Rügen starb die letzte wendischredende Bauerfrau in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und heute findet man nur hinter Stolpe in einem kleinen Striche, in Kassuben, die letzten Wenden in Pommern, die durch eine wendische Bibel, wendischen Katechismus, wendische Gebräuche und Trachten ihren slavischen Ursprung erhalten und bekunden. Sie sind besonders mit Erdarbeiten vertraut und tüchtige Gartenarbeiter. Wer sich auf Physiognomien versteht, findet häufig in den Gesichtszügen wendische Abstammung ausgesprochen. Die vielen vorhandenen Gräber und Wendenkirchhöfe, von den Bauern Pottberge genannt, sind ebenfalls wendische Merkzeichen.

Seit dem 12. Jahrhunderte, wo das Christenthum nach Pommern kam, begann mit der Gründung deutscher Klöster die Germanisirung des Landes durch niedersächsische Ansiedler aus Ostfriesland, Westphalen rc., welche mit eiserner Zunge, d. h. mit dem eisernen Pfluge, das Evangelium

*) Grenzboten 1851.

eines verständigen Ackerbaues verpflanzten. Die Jägerdörfer an der Ostsee sind von ihnen bevölkert, sie führen hochdeutsche Namen, welche sich auf „hagen" endigen, wie Sassenhagen, Arndtshagen, so daß die Vorsylben gewöhnlich den Namen des ersten Anbauers ausdrücken.

Während in Thüringen, Sachsen ꝛc. Stadt- und Landbewohner dieselbe Sprache reden, ist in Pommern Stadt und Land durch die hoch- und plattdeutsche Sprache getrennt. Das pommersche Hochdeutsch läßt die Diphthongen nicht zu ihrer vollen Bedeutung kommen, verkürzt und verstümmelt die Endsylben, ein Gebrauch, der sich fortsetzt, je mehr man der Stadt der reinen Vernunft und Deutsch-Rußland sich nähert, wo das Hochdeutsche immer karger und tonloser wird. Unser Gesanglehrer, ein Sachse, war stets in Verzweiflung, wenn seine Schüler „Himmel" schlechtweg und nicht Hihmel sangen; er strich verzweifelnd seine Geige, um die fehlende Dehnung des i herauszubringen, aber den Knaben erschien dies als eine gezierte Dehnung, sie machten Opposition, weil sie von der Wiege an ihr kurzes i nicht anders gehört und gesprochen hatten. Der jetzige Bischof von Pommern, ein geborner Erfurter, pflegt bei den Prüfungspredigten der Candidaten auf die Einseitigkeit dieser pommerschen Aussprache aufmerksam zu machen, ohne zu wissen, daß der erfurter Dialekt den Pommern eben so provinziell erscheint. Das verdorbene pommersche Hochdeutsch mit seinem ick (ich), wat, so ick (soll ich), weeß nich (weiß nicht) pflegte in anderen Provinzen einen komischen Eindruck zu machen, wenigstens machten wir diese Erfahrung in Schlesien, wo ein Pommer mit diesem provinziell-lokalen Deutsch mehrere Stunden eine Gesellschaft angenehm erheiterte.

Das Plattdeutsche ist zuerst nach der Scheidung der Provinz in Vor- und Hinterpommern, nach den Flußgrenzen, selbst nach Dörfern, die kaum eine „Tabak" oder einen Hundebleff aus einander liegen, verschieden. Auf Rügen in Neuvorpommern bis zur Peene spricht Jeder ohne Ausnahme, wie in Mecklenburg, am liebsten platt; aber dieses Platt ist rund, leicht rollend, behend, gewandt, traulich und gemüthlich, während das hinterpommersche Platt breit, gedehnt, voll und träge klingt. In jenem arbeiten Zunge und Lippe, in diesem Brust, Kehle und Kinnbacken. Der Vorpommer sagt: de, Pierd, Steen, Koh, klook; der Hinterpommer: dei, Peird, Steihn, Kauh, klauk (der, Pferd, Stein, Kuh, klug). Bekannt ist, daß erst mit der lutherischen Bibelübersetzung, den hochdeutschen Gesangbüchern und Kalendern der hochdeutsche Dialekt auch auf dem Lande sich verbreitete; da in demselben gepredigt, unterrichtet und Recht gesprochen wird, so hält ihn der Landbewohner für feierlicher, obwohl er sich selber nur schwer darin ausdrücken kann. Auf dem platten Lande gehören die Lieder durchschnittlich dem hochdeutschen Dialekt an, während Sagen und Mährchen in Platt sich erhalten haben. Das Hochdeutsche gilt auf dem Lande wie fremdes Gold- und Silbergeld, das der Landmann erst in

plattdeutsche Scheidemünze verwandeln muß. Richter aus fremden Provinzen nach Pommern versetzt, können sich nur schwer den Bauern verständlich machen; bei Verhören und Zeugenaussagen sahen wir oft die Verhandlung stocken, weil Richter und Zeugen einander nicht verstanden. Auch von der hochdeutschen Predigt behält der Dorfbewohner meist nur die angeführten Bibelsprüche und die handgreiflichsten Bilder, die Sprache mit abstrakten Schulausdrücken geht über seinen Gesichtskreis hinaus; eine Rede in seiner eigenen Sprache würde ihn ganz anders aufmerken lassen. Das breiteste hinterpommersche Platt fanden wir in den Dörfern Ball und Rehwinkel, deren Bewohner Viehhandel treiben und Holzwaaren verfertigen. Der verstorbene Pfarrer Meinhold, Verfasser der „Bernsteinhexe", war dort im Amte, aber mit seinem Hochdeutschen konnte er eben keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken.

Die pommerschen Dörfer haben seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, seit der Verbesserung der Viehzucht und Landwirthschaft überhaupt sich wesentlich verändert. Damals meist verfallene Gebäude, ohne Schornsteine, hohe, schwer herabhängende, mit Moos bewachsene Strohdächer, die Wände ohne Anstrich, während jetzt die angestrichenen Wände der Tagelöhnerwohnungen schon ein freundlicheres Bild gewähren. Freilich ist die Farbe nicht das Wesentliche, aber sie verräth doch schon einen gewissen Sinn für das Aeußere, das eine Folge von verbesserter Lage ist. Die vielen Gänse, welche man sonst auf den Feldern und auf der Dorfstraße an Pfühlen, Bächen und Seen fand, sieht man heute nicht mehr, da die Gemeindeweiden getheilt und die Aufsicht und Hütung der Gans auf einzelnen Feldern zu umständlich ist. In Vorpommern sehen wir noch viele Gänse, in Hinterpommern ziehen die kleineren Leute noch die meisten auf, da sie an den Gutsbesitzer, an den Prediger bei Einsegnungen solche zu liefern haben. Seit zwanzig Jahren hat sich der Preis einer magern lebendigen Gans fast um zwei Drittel erhöht. Nächst den Dorfhunden, welche einen Knüttel zwischen den Beinen führen, wird man von diesen Gänsen zuerst in den Dörfern begrüßt, und im Frühjahr, wo die Zuchtgänse mit ihren Gänschen auf der Dorfstraße sich aufhalten, sieht man um diese zugleich die ganze kleine Dorfjugend versammelt, die mit den älteren Geschwistern die junge Brut bewachen müssen. Die kleinen Kinder kriechen oft ohne Strümpfe mit einem kleinen Unterrocke auf dem Boden herum, aber die rothen Backen beweisen, daß Abhärtung gegen die Einflüsse der Witterung von Jugend auf geübt wird. Mancher dieser Flachsköpfe kriecht auf allen Vieren umher, und der Blick zeigt nicht selten an, daß Vater und Mutter noch nicht Zeit gehabt haben, den Geist durch Fragen, Vorsprechen rc. zu beschäftigen. Der Sand ist das Hauptspielwerk dieser Kinder, indem sie allerlei Figuren bilden, bis allmälig der Schulmeister sie mit dem Katechismus, dem Tafelrechnen und Schreiben bekannt macht. In der Kirschenernte fanden wir einst die ganze Dorf-

jugend am Abend um die gefüllten Körbe stehen, die sie für den Gutsbesitzer hatten pflücken müssen. Die Backen und der Mund waren vollständig mit Kirschsaft geröthet, so daß man leicht bemerken konnte, welchen Festtag die Kinder gefeiert hatten. Die älteren Kinder bis zum vierzehnten Jahre müssen die kleineren warten und beaufsichtigen und sonstige Dienste verrichten. Nicht selten sahen wir die Kinder einer Familie im Walde dürres Holz lesen, das dann auf einer Karre mit Mühe nach Hause gebracht wurde. Solch' ein Dorfjunge von acht Jahren wirft meist einen Stadtknaben, der vier, sechs Jahre älter ist; Arbeit ist sein frühes Loos, sieht man aber den Lehrapparat manches Schulhauses, ein zerbrochenes Federmesser, eine vergelbte Karte von Palästina, nebst einigen frisch geschnittenen Haselstöcken, so macht man bald den Schluß, welche Stärke der Geist erhalten muß.

Das Aeußere der pommerschen Dörfer ist nach dem Wohlstande, nach der Ackerfläche verschieden. Am meisten fallen die Güter mit ihren großen Wirthschaftsgebäuden, dem Brennereischornsteine, dem Herrnhause in die Augen, die kleinen Tagelöhnerwohnungen heben den Contrast. Bei der großen Linnenfabrikation findet man an jedem Dorfe Bleichen, deren weiße Streifen im grünen Grase am Wasser sich malerisch ausnehmen. In Vorpommern fällt es namentlich unangenehm auf, daß der größere Grundbesitz den bäuerlichen immer mehr verschlungen hat. Wo Gutsbesitzer und Bauern in einem Dorfe wohnen, da endete in vielen Dörfern das nachbarliche Zusammenwohnen damit, daß die Bauernhöfe in die Hände des Gutsbesitzers übergingen und die Nachkommen ihrer früheren Besitzer als Arbeitsleute in freier Leibeigenschaft zum Hofdienste verpflichtet sind. In Vorpommern fanden wir diese Vernichtung des Bauernstandes am weitesten ausgeführt, in Hinterpommern annähernd. Im Dorfe Schöneberg bei Stargard gab es im Anfange dieses Jahrhunderts noch vierzig Bauern, jetzt nur noch einen, der trotz aller Anerbietungen, trotzdem, daß beim Baue einer Chaussée diese zweimal über seinen Acker geführt wurde, standhaft seinen kleinen bäuerlichen Besitz bewahrt hat.

Wer in Pommern den Bauern in seiner Kraft und Stärke, seiner Einfalt und Wunderlichkeit genießen will, der suche die Kämmerei- und Amtsdörfer auf, wo der vernichtende Kampf zwischen dem großen und kleinen Grundbesitz sich noch nicht geltend gemacht hat. In Weitzacker bei Pyritz, im Amte Treptow und Rügenwalde, auf den Kämmereidörfern bei Stargard kann man noch heute diesen eigenthümlichen Menschenschlag auffinden, vor dessen breitschultriger, markiger Gestalt man sinnend, wie vor einem tiefen Wasser, stehen bleibt, dessen Grund man nicht erblicken kann. Ein „Willkommen" mit einem Händedruck empfängt den Eintretenden, ein braun angestrichener hölzerner Stuhl wird dem Gaste hingestellt, und nun hat man Zeit, sich im kleinen Zimmer umzusehen, welches im Spätsommer oben auf einem Rande längs der Wände mit einer

Reihe der schönsten Aepfel geschmückt ist, welcher Rand sonst von einer Reihe Teller eingenommen wird. Eins oder mehrere Spinnräder stehen in der Stube, so wie ein Webestuhl; denn Spinnen und Weben sind Hauptbeschäftigung der Frau, wenn die Wirthschaft sie sonst nicht in Anspruch nimmt. Die Mägde müssen eine gewisse Anzahl von Stücken spinnen, und wenn Einlieger zum Bauernhofe gehören, so liefern diese auch eine bestimmte Anzahl von Stücken ab. Nachdem der eigene Bedarf gedeckt ist, verkauft manche Bauerfrau noch für 20 Thaler Leinwand auf den großen Leinwandmärkten zu Damm und Stargard; jedoch ist in jüngster Zeit auch Baumwolle beim Weben so stark benutzt worden, daß der Werth der Leinwand dadurch gesunken ist.

Die Mahlzeit ist einfach. Im Sommer sieht man Knecht und Magd, die ganze Bauernfamilie aus einer großen Schüssel Kartoffeln essen, die mit dem Löffel erst zum Munde gebracht werden, nachdem sie in einer daneben stehenden Schüssel voll Butter- oder süßer Milch befeuchtet sind. Grobes schwarzes Brot, das bei der Arbeit länger den Magen füllen soll, als weißes, liegt auf dem Tische; Fleisch gibt es nur an gewissen Tagen, besonders in der Erntezeit, wo auch die Frau des Tagelöhners die Tafel ihres Mannes mit einem Stücke Speck zu füllen pflegt. In der Erntezeit ißt man, wie beim Schlachten, am besten. Als Lieblingsessen gilt in Milch gekochter dicker Reis und braun gekochte Fische, die bei Hochzeiten, Begräbnissen und Kindelbier verspeiset werden. Zu einem Gastessen bringt sich Jeder sein Messer mit; die Fischköpfe und Gräten werden unter den Tisch geworfen, weshalb beim Aufheben der Tafel erst die Mägde mit Besen die Stube auskehren. Das Essen ist für den Städter nicht schmackhaft bereitet. Bei Aufhebung des alten Jagdrechts befanden wir uns auf der Taufe bei einem Bauer, der zum ersten Male Hasenbraten auftischte. Seine Frau, die wohl nicht als Köchin auf einem Hofe gedient, hatte den guten Lampe wie Hammelfleisch gekocht; trotzdem fanden die Bauern den Hasen in der Wonkersuppe sehr schmackhaft und stellten Betrachtungen darüber an, daß der gnädige Herr solche Bissen doch nicht mehr allein genieße. Kliebensuppe gibt es des Morgens, Kartoffeln mit Häringen des Abends, jedoch verdrängt das schmacklose Cichorienwasser in manchen Gegenden die weit kräftigere und nahrhaftere Frühsuppe. Honigbrod gibt es nur selten, da die Bienenzucht abnimmt; ein gutes Stück Speck oder Schinken zum schwarzen Brode gilt als Leckerbissen.

Der Bauer trägt gewöhnlich einen blauen Rock, Kniehosen in vielen Gegenden; nur auf der Halbinsel Mönchgut auf Rügen, in einigen Dörfern bei Stargard und Cöslin fanden wir eigenthümliche Trachten, welche als Erbstücke der Vorfahren beibehalten werden. Auf Mönchgut fanden Westphalen ächtes paderbornsches Platt, und da jene Gegend zum Kloster Eldena gehörte und durch Bauern aus Westphalen vor ungefähr 600 Jahren kolonisirt wurde, so hat sich dort jahrhundertelang eine

abgeschlossene Eigenthümlichkeit erhalten. An Westphalen erinnerten uns auch Bauerndörfer bei Neustettin, wo die Bauart und Ackerlage uns jene Gegend vor Augen führte. Dort liegen die Ackerstücke auf die bunteste Weise durch einander gewürfelt, jedes ist mit einem lebendigen Zaune von Eichen, Buchen rc. umgeben, deren Stämme eingeknickt und deren Zweige durch einander geflochten sind. Wiesen, Aecker, Hütung und Gehölz folgen auf einander. An der Küste findet man andere Dörfer, die an Oberdeutschland erinnern. In ihnen zieht sich der Acker in einem langen Streifen bis zur Grenze, an dessen Ende die Hütung liegt. Zum äußersten Ackerstücke gelangt man nur, wenn man die vorderen passirt hat, so daß manche Unbequemlichkeiten dadurch entstehen. Vor der Ansiedelung war in solchen Dörfern die Gemeinheitsaufhebung schon eingetreten, die im andern Kreise erst durch Separation durchgeführt werden mußte. Zwischen Greifenberg und Colberg stießen wir auf Bauernhäuser, die Wohnung, Scheune und Stallung unter einem Dache enthielten. Das größte Bauerndorf, Valm bei Neustettin, hat einige 80 Bauern, die ihr Vieh von Knechten und Mägden einzeln in den Knicken, die sich vom Dorfe eine Meile hinziehen, weiden lassen. Man melkt und buttert dort auf der Weide. Knecht und Magd liegen in einer Hütte, ersterer liegt auf Stroh, letztere kriecht in einen Sack, welchen sie unter den Armen zuschnürt. Trotz dieses engen Zusammenlebens werden wenig uneheliche Kinder geboren.

Bei Pasewalk fanden wir in einem Dorfe den pfälzer Dialekt, im naugardter Kreise hörten wir dagegen französische Ausdrücke, wie estimiren, französische Namen, Merkzeichen französischer Emigranten; in zwei Dörfern stießen wir sogar auf Mulatten. Der Stammvater der einen Familie war im französischen Kriege als Spielmann aus Napoleon's Armee desertirt und zurückgeblieben, der andere von einem amerikanischen Schiffe abgelaufen. Zurückgebliebene französische Soldaten findet man noch auf manchen Dörfern, die noch heut nicht Deutsch reden können und deren Namen von den Bauern auf eine wunderliche Weise verstümmelt sind. Im Dorfe Parchlin macht man aus dem Namen eines ehemalig französischen Husaren, St. Juliet, Saukeler; aus Pelchier, Pelchert. Auch deutsche Namen sind oft schwer zu enträthseln. Auf der Insel Usedom nannte man uns den Namen Paul Labahn, während der Taufschein drei andere Vornamen aufwies. Der Vorname Paul bezeichnete einen Pfuhl, eine Pfütze, plattdeutsch Paul vor der Thüre, also eine Oertlichkeit. Es gibt einen Pütt (Brummen), Gäbel, Schimmel-Tantow, Grund-David, weil sein Hof im Grunde liegt, einen Bauern Kasulke Görre (Georg) Michel, obwohl sein eigentlicher Name Johann Viergutz war; Niemand kannte mehr einen Kasulke Görre Michel, aber so heißt der jedesmalige Hofbesitzer. Dieselbe Bezeichnung von längst verstorbenen Hofbesitzern findet man noch bei Paderborn.

Der schönste Menschenschlag ist in Weitzacker bei Pyriz, aber die

sonstige Körperbeschaffenheit ist nicht makellos, da beim Ersatze viele junge Leute wegen körperlicher Gebrechen zurückgestellt werden müssen. Die Physiognomien dieser Familien haben ein stereotypes Gepräge, das sich mehr als bei städtischen Familien fortpflanzt. So sahen wir das Bild eines stettiner Kaufmanns, Namens Loitz, der im 16. Jahrhunderte der Rothschild von Pommern war, als Knabe jedoch mit einem Stocke in der Hand auf der langen Brücke beim Aufziehen der Klappe als Laufbursche sich vermiethete und dann sein Glück machte. Er war der Sohn eines Bauern aus dem Dorfe Klempin bei Stargard, dort lebt noch heute das Geschlecht der Loitzen, und wer das Bild jenes Kaufmanns gesehen und den noch lebenden Bauer Loitz betrachtet, der sieht dasselbe Gesicht. Die Physiognomie Cromwell's, als die eines ächt norddeutschen Bauern, fanden wir in ihren Hauptverhältnissen am häufigsten wieder.

Wie der große Haufe, so hat auch der Bauer eine Vorliebe für das Wunderbare, und so nüchtern er auch sonst auftritt, der Aberglaube ist noch seine schwache Seite. In einer Gegend fanden wir den Glauben an die Stimme aus den Wolken, wie sie im Alterthume gehört wurde, verbreitet; einige Spaßvögel hatten nämlich von einem Thurme mit einem großen Sprachrohre einem auf städtischem Acker pflügenden Bauern, Namens Sieocke, zugerufen: „Sieocke, Du mußt sterben." Als der Bauer dreimal die Stimme gehört hatte, spannte er seine Pferde ab, ritt nach Hause und legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Der Spaß hatte ernstliche Folgen, aber die Stimme von „boaven" war nun wieder gehört worden, ohne daß man ihren Ursprung kannte.

In der Kindererziehung nimmt der Bauer noch eine niedrige Stufe ein; er verwendet nicht mehr darauf wie der ärmste Katenmann, und nur höchst selten wagt er es auf Zureden des Predigers oder Schullehrers, einen seiner Söhne in die Stadt zu schicken. Die Eltern treten bei guten Jahren schon ihren Hof an den ältesten Sohn oder Schwiegersohn ab und beschließen ihre Tage im Speicher (Spinker), einer zum Bauernhofe gehörigen kleinen Wohnung. Da sie ein nicht unbedeutendes Deputat an Korn, Holz, Flachs, baarem Gelde erhalten, leben sie meist ihren Kindern zu lange, was ein schlechter Zug im Charakter des Bauern ist. Wenn bei den Nachfolgern emeritirter Beamten sich eine gleiche Stimmung zu zeigen pflegt, so fehlt hier das verwandtschaftliche Band und die Erscheinung ist weniger widerlich.

Gehen wir zu den großen Grundbesitzern über, so ist an reichen grundbesitzenden Familien, wie wir sie in Böhmen und Schlesien finden, ein großer Mangel, da zwar die meisten alten schloßgesessenen Geschlechter, die Flemminge, die Borcken, die von Dewitz, die von Wedell, die v. d. Oster und Blücher, die Manteuffel, die Glasenappe noch heute bestehen, ihr Besitz aber sehr zerstückelt ist. Nach diesen hauptsächlich mit Grundbesitz einst gesegnet gewesenen Familien gab es einen Dewitzer, einen

Flemming'schen, einen Oster und Blücher'schen, einen Borcker und einen Wedeller Kreis. Die Borcken, das mächtigste Geschlecht unter den Schloßgesessenen Hinterpommerns, ursprünglich eine nordische Familie, leistete die zahlreichste Heeresfolge, besaß zwischen 50 bis 60 Dörfer, viele Burgen, mehrere Städte und hatte einige adelige Familien zu Afterlehnsleuten, die ihnen Heeresfolge leisten mußten. Durch den letzten französischen Krieg ist dieses Geschlecht wie die übrigen heruntergekommen, und wer die Größe einer Besitzung mit nach der Zahl der Wollsäcke abmißt, die auf den Wollmärkten erscheinen, der findet, daß dieses Geschlecht mit vielen Familien aus reinem Bürgerblut auf demselben Niveau des Besitzes steht. Der reichste Grundbesitzer ist der Fürst von Putbus, dessen jährliche Rente man auf 120,000 Thlr. schätzt. Da er keinen ehelichen männlichen Erben hat, so ist jetzt seine schöne Besitzung unter der Hand zum Verkaufe ausgeboten, ohne daß dieser bis jetzt erfolgt wäre. Seine Residenz Putbus beweist, daß der Fürst trotz großer Sparsamkeit von der edlen Leidenschaft zu bauen und seine Umgebung geschmackvoll zu gestalten, erfüllt ist, doch ist man ihm nach dieser Richtung nicht immer entgegengekommen. Die Wege bei Putbus sind aus der Chatulle des Prinzen bequem und solide erbaut worden; als er sich bereit zeigte, dieselben auf eigene Kosten über fremdes Gebiet gegen unentgeltliche Abtretung der zahlreich vorhandenen Steine fortzusetzen, lehnte man eine solche ab. Er ist ja auch nur ein Edelmann wie wir andere, rief uns ein rügenscher Junker zu; wir müssen einig sein, daß er nicht zu viel Einfluß gewinnt. Auf vielen Edelhöfen findet man Sparsamkeit, oft Geiz, statt früherer Verschwendung, und das ehemalige kostspielige Repräsentiren mit stolzen Karossen, Vorreitern, faulen Bedienten und kostspieligen Passionen hört immer mehr auf. Man wendet Alles an, nicht zu jenem armen Adel degradirt zu werden, der sich und der Gesellschaft zur Last fällt und jede ernste Anstrengung scheut. Die Verbesserungen auf dem landwirthschaftlichen Gebiete gehen natürlich von den größeren Gütern aus; der vermehrte Anbau von Futterkräutern mit einer verständigern Feldereintheilung, Drainage, Ueberrieselungen ꝛc. ꝛc. wurden auf ihnen begonnen; sie können auch bei mißlingenden Projecten, durch die größeren zu Gebote stehenden Mittel, leichter das Lehrgeld verschmerzen, und der kleinere Besitz gewinnt so, durch fremde Erfahrung gewitzigt, Zeit und Gelegenheit, langsam und vorsichtig nachzufolgen. Seit Jahren haben sich Mecklenburger angekauft, die nach andern Wirthschaftsgrundsätzen, wie sie hier gebräuchlich sind, nicht immer die gehofften Erfolge erzielen. Auch verstehen diese bisweilen die Tagelöhner nicht gehörig zu nehmen, da der kleine Arbeiter auf dem Lande noch nicht so tief das Selbstgefühl verloren hat, wie in Mecklenburg der Trunk und die Noth im Gefolge dies bewirkten. Einer dieser Mecklenburger wollte die neue Sitte einführen, statt der Klapper die Knallpeitsche zum Zusammenrufen der Tagelöhner zu benutzen. Hier-

gegen lehnten sich die sonst so phlegmatischen Leute aufs entschiedenste auf, da man durch die Peitsche in ihrer Gegend die Schweine, aber nicht die Menschen zusammentreibe. Ein anderer gab schlechteres Essen, namentlich zu den stereotypen Kartoffeln schlechte Häringe. Am Morgen war das Portal des Hauses mit angenagelten Häringen verziert. Angenehm spricht in manchen adeligen Häusern die Sitte an, ihre alt und schwach gewordenen Dienstleute zu versorgen, während man sonst selten außer dem gesetzlich vorgeschriebenen Gnadenbrode zu Unterstützungen sich willig finden läßt.

Zu den Grundbesitzern, welche zwischen Bauer und Gutsbesitzer stehen, gehören diejenigen Männer, welche durch den Ankauf mehrerer Bauernhöfe beim hohen Preise der Güter in ihren Mitteln entsprechendes Besitzthum sich erworben haben. Diese sind für den landwirthschaftlichen Fortschritt in so fern von großer Wichtigkeit, als sie, auf größeren Gütern ausgebildet, den Wirthschaftsbetrieb für eine kleinere Ackerfläche angemessen verändern und so den Bauern, welche zu zähe in ihrem alten Schlendrian beharren, durch ein näher und bequemer liegendes Vorbild die passendste Gelegenheit gewähren, Verbesserungen in kleineren Verhältnissen durchgeführt zu sehen. Jene Grundbesitzer erfüllen diese Missionen besser, als Lehrer und Geistliche; jene besitzen zu wenig Acker und diese zu geringe Kenntnisse vom Wirthschaftsbetriebe, wenn sie ihr Amt antreten. Zugleich hat der Geistliche noch Nebeneinnahmen, die nicht vom Acker fließen, und der Bauer vermuthet, daß nicht sowohl die verständige Ackerbewirthschaftung, als vielmehr die zukommende Einnahme bereits vollständig die Existenz der Familie begründe.

Die Erziehung der Kinder von Gutsbesitzern wird für die Töchter überwiegend von Gouvernanten und für die Söhne von Hauslehrern geleitet, bis beide dann in die Stadt zur weitern Ausbildung gesandt werden. Für Söhne wählt man die Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Als Universität wählte man früher am liebsten Halle, das viele Jahrzehnte durch als das Saal-Athen für Pommern galt, so daß nach Halle gehen so viel als die Universität besuchen bezeichnete. In den alten Universitätskatalogen, an den Wänden der Carcer, auf den Fensterbrettern und den Scheiben alter Studentenwohnungen zu Halle fand man zahlreich diese guten Pommern verzeichnet, welche mehr der Klinge und dem Biere, als den Musen zu opfern pflegten, eine große Neigung zu verbotenen Verbindungen zeigten und die stärkste Opposition mit den Westphalen gegen die kraft- und saftlose hallenser Küche machten. Im Jahre 1834 gelang es, die berüchtigte Pommerania, vier Corpsburschen zählend, zu sprengen; die ganze Verbindung soll damals nur im Besitze eines schweren weißen Flauschrocks gewesen sein, und als man einige Jahre später den Versuch machte, sie wieder ins Leben zu rufen, da ward die Universitätspolizei in ihrem schnell- und langbeinigsten Pedell Schön-

berger wieder aufgeboten, die Kneipen fleißig abzupatrouilliren, und privatim ergingen die dringendsten Bitten, das kaum ausgejätete Unkraut Pommerania um Gotteswillen nicht wieder anzubauen und zu begießen. Bis dahin reicht unsere akademische Erinnerung. Trotz jener polizeilichen Mißliebigkeit waren die Pommern bei Bürgern und Studenten gern gesehen, die „Herrens" aus Pommern bezahlten ehrlich nach der Anstellung Miethe, Hauspump, Bier- und Schneiderrechnungen, während die Studenten die Gutmüthigkeit ihrer akademischen Commilitonen als geselliges Ferment nicht entbehren mochten. Jetzt, bei vergrößerter Verbindung mit ganz Deutschland, studiren die Pommern auch auf süddeutschen Universitäten, obwohl die Zahl der Studirenden immer mehr abnimmt, da das frühere Vorurtheil, als müsse jeder talentvolle Jüngling Beamter werden und sei derselbe für das gewöhnliche bürgerliche Leben zu gut, immer mehr schwindet.

Vierter Abschnitt.

1. Der Harz. — 2. Das Riesengebirge.

1. Der Harz.

(Das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbkunde, 2 Thle., von Dr. Zimmermann. Darmstadt 1834. Gottschalk's Taschenbuch für Harzreisende. Thüringen und der Harz. Sondershausen 1839. *)

Es ist ganz charakteristisch, daß die Römer von einem „hercynischen Walde" sprachen, im Gegensatz zu den „Gebirgen" der Alpen; mit diesen verglichen bildet der Harz blos eine bergige Waldregion, aus welcher wohl einzelne kahle Gipfel hervorragen, aber doch nur als sanft gekrümmte Flächen mit vorherrschend horizontaler Dimension, während in den Alpen der Fels und die senkrechte Ausdehnung entschieden hervor-, der Wald aber zurücktritt. Darum wundert sich auch ein Harzer oder Thüringer, wenn er in die Schweiz kommt, daß er dort so wenig eigentliche „Wälder" findet. Die Berge sind ein Erbtheil des deutschen Südens, die Wälder ein Vorzug des deutschen Nordens, ein Vorzug, dessen sich selbst die märkische Sandfläche erfreut, „wenn's auch dort nur Kiefern hat". Uebrigens von der bergarmen norddeutschen Tiefebene aus betrachtet, ist der Harz ein ganz respectables Massengebirge, worauf der Sachse mit Recht stolz sein kann, und dem Bewohner der Ebene imponirt der Blocksberg fast noch mehr, als der Montblanc dem Bewohner des Chamounythales.

Der „hercynische Wald" der Alten, der mit dem Thüringerwald und Fichtelgebirge zusammenfloß, ist freilich nun sehr zusammengeschmolzen**) und auf das eigentliche „Harzgebirge" zurückgeführt worden. Dieses erstreckt sich in einer Länge von 12 Meilen und in einer Breite von 4 Meilen in südöstlicher Richtung von Lutter am Barenberg, wo der alte Tilly den Dänenkönig Christian IV. aufs Haupt schlug, und von

*) Vgl. H. Pröhle (Grenzboten 1851, Nr. 25).

**) Noch jetzt heißt eine kleine Waldstrecke bei dem bernburgischen Orte Günthersberge die „Hercyne".

der alten Kaiserresidenz Goslar bis Mansfeld, dem klassischen Boden Luther's. So gerechnet, mag das hercynische Gebirgsland einen Boden von 36 Quadratmeilen überlagern. Die Wasserscheide zwischen Weser- und Elbgebiet (Ocker- und Leedefluß) windet sich quer über den Harz von S.S.W. nach N.N.O. zwischen Andreasberg und Braunlage, Ilsenburg und Wernigerode hindurch, und theilt das Gebirge in zwei ungleiche Hälften. Die nordwestliche ist die kleinere, aber höhere, heißt Oberharz und ist mit Nadelholz bewachsen, die südöstliche ist die größere und freundlichere, meist mit Laubholz bewachsen und heißt Unterharz; doch fehlen auch hier nicht rauhere finstere Felspartien, und die Forstkultur hat mancherlei Fichtenbestände erzeugt.

Wenn übrigens von dem Harze, seiner Ausdehnung und seinen Grenzen die Rede ist, so muß zunächst gefragt werden, in welcher Beziehung davon gehandelt werden soll, denn andere Grenzen zieht der Statistiker, andere der Historiker, andere der Naturforscher, andere der Naturfreund. Um daher nicht einseitig zu bestimmen, müssen wir dem Harze nicht blos die Ausdehnung geben, die er an Bergen und Thälern hat, sondern müssen die an seinem Fuße vor tausend Jahren noch bewaldeten Flächen hinzuzählen, die in der Endsylbe der Städte und Dörfer mit „rode" noch erkennbar sind, ja auch seine Seitenzweige beachten. Geben Harzreisende daher dieser von Osten noch Westen hinziehenden Bergkette die Ausdehnung von 12 geographischen Meilen Länge, 4 geographischen Meilen Breite und 36 geographischen Quadratmeilen Flächeninhalt, und bezeichnen ihre Grenzlinien mit den Städten Seesen, Goslar, Wernigerode, Blankenburg, Gernrode, Ballenstädt, Mansfeld, Wallhausen, Ilfeld, Schwarzfeld und Osterode, so müssen wir auf allen Seiten mit einer bald mehr bald minder parallel nach außen hinlaufenden Linie unsere Grenzen bezeichnen, wodurch Länge, Breite und Flächeninhalt um Einiges vermehrt wird. Die Längen- und Breitengrade, wonach der Harz sich vom 27. Grade 50 Minuten bis zum 29. Grade 10 Minuten östlicher Länge (von der Insel Ferro gerechnet) und vom 51. Grade 25 Minuten bis zum 51. Grade 57 Minuten nördlicher Breite sich erstreckt, würden sich nach der ausgedehntern Grenzangabe wenig verändern. Der Brocken liegt in der Breite von 51° 40′ 3″, in der Länge von 28° 16′ 37″ und hat also 2 Minuten 41 Sekunden früher Mittag als Göttingen. Klausthal liegt unter 51° 48′ 30″ n. Br. und 28° 0′ 28″ östlich von Ferro. Es hat 1 Minute 36 Sekunden früher Mittag als Göttingen, aber 1 Stunde 19 Minuten 25 Sekunden später als Petersburg. — Man theilt jetzt übrigens auch so ab: Ober-, Unter- und Vorharz. Demnach umfaßt, obschon geographisch auch nicht genau, der Vorharz die hügeligen und waldigen Ausläufe, westwärts mit den Städten Goslar, Gittelde, Seesen, Osterode und Harzberg. Der Unterharz besteht aus den fünf Bezirken: Blankenburg, Anhalt-Harzgerode, Stolberg-Stolberg,

Stolberg-Wernigerode und dem braunschweigischen Amt Walkenried. Der Oberharz besteht aus den sieben Bergstädten Klausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Altenau, Lauthenthal, Wildenmann und Grun; er bildet mit dem Brocken (der übrigens zum Gebiet der Grafschaft Stolberg-Wernigerode gehört) den nordwestlichen Theil des Harzes.

Als Kern stellt sich dem prüfenden Auge des Geognosten im Brocken (mons bructerus) und den ihn umgebenden Bergen (dem sogenannten Brockengebirge) wie in dem Rammberge und seinem Fuße der Granit dar, der theils in zusammenhängenden Massen, theils in zahllosen die Oberfläche der Berge bedeckenden Trümmern hervorbricht. An diesen Kern, der selbst kein Erz enthält, schließt sich in südlicher, östlicher und westlicher Richtung eine zweite Bergmasse, die aus mancherlei Gebirgsarten besteht, aber größtentheils doch zu einer und derselben Formation, nämlich zur Grauwacke gehört. Diese Bergmasse, älter noch als der Granit, enthält die erzführenden Gänge, weshalb man sie das harzische Ganggebirge zu nennen pflegte. Auf die Basis dieser Grauwackenformation sind nun nach allen Richtungen größtentheils horizontal wellenförmig über einander gesetzt und in bestimmter Ordnung verschiedene Lager, welche ein sich weit ausdehnendes viel jüngeres Flözgebirge bilden, das unter dem Namen des thüringischen oder des Kupferflözgebirges sich als Vorharz in einzelnen Gebirgszügen nach Thüringen, Hessen, Niedersachsen bis Westphalen ausdehnt, wenn man sie auch jetzt nicht mehr „Vorharz" nennt.

Fassen wir zunächst den Oberharz ins Auge, so ist dieser durch eine gewisse Starrheit und Wildheit charakterisirt. Jene gewaltige Naturrevolution, die von dem Scheitel des Blocksberges die Granitkrone herabstürzte und in tausend und abertausend „Brocken" zertrümmerte, die nun meilenweit an den Abhängen und in den Thälern zerstreut sind, hat dem Oberharz ein ganz eigenthümliches Gepräge verliehen, und indem sie ihm ganz besondere Schönheiten — des Finstern und zugleich Abenteuerlichen, Barocken und Phantastischen und wiederum großartig Erhabenen verlieh, mußte sich gerade hier die Volkssage von der Walpurgisnacht und dem Hexentanz entwickeln. Da haben die Berggeister ihre Teufelskanzeln und Hexenaltäre aufgethürmt, dort liegt Schierke, dessen ärmliche Bewohner mit bleichen Gesichtern und dicken Hälsen selber fast wie Gnomen ausschauen, umgeben von riesigen Granitblöcken, die abenteuerlich mit Strauchwerk, Heidelbeerkraut und struppigen Tannen bewachsen sind; dazwischen rauscht die kalte Bode durch's schauerlich „enge tannendüstere Thal". Da liegen malerisch die Gruppen der Hohneklippen, an deren Fuße die trefflichen Milchkühe weiden und mit melodischem Glockengeläut die einsame Wildniß beleben. Da liegt aber auch das prächtige Thal der holden Emma, nach Wernigerode zu, in die Ebene sich erstreckend. Zwar wild und schwer zugänglich, ist das Thal doch eins der schönsten und nächst der Roßtrappe das Großartigste, was der Harz aufzuweisen hat. In jähem Abfall braust

jugendlich übermüthig die Holtemme in ihrer „steinernen Renne", fast in lauter kleinen Wasserfällen vorwärts springend, aber sorgsam vom Tannengezweig und dem zierlich gefiederten Farrnkraut überschattet, so daß nur hier und da der milchweiße Schaum aus dem finstern Grün hervorschaut, aber weithin das Rauschen und Toben des kleinen Brockensohnes zu den Bergeshöhen hinaufdringt. Ernst und feierlich schauen die im Sonnenschein wie Silber glänzenden Klippen dich an, als wollten sie erzählen von der großen Katastrophe, die sie dorthin geführt; je höher Du steigst, desto mehr scheint das Auge in der Unendlichkeit dieser Bergwüste sich verlieren, den unheimlichen Mächten des Waldes widerstandslos anheimfallen zu müssen. Plötzlich aber wird es wieder Licht, Du betrittst einen Felsvorsprung, und das Thal öffnet sich zur lachenden Ebene nach Halberstadt und Magdeburg mit den fruchtbaren Aeckern und großen Dörfern. So brauchst Du, um die Erhabenheit der Bergnatur in ihrer stillen Majestät zu schauen, nicht erst Alpen von 7000 Fuß Höhe zu ersteigen, Du bekommst schon in der „steinernen Renne" einen mächtigen Eindruck, und der Contrast zwischen Berg und Ebene ist gerade im deutschen Norden so groß, weil die Ebene hier vorherrscht. Der Harz ist ein völlig isolirtes Gebirge, scharf und abgesondert aus der Ebene aufsteigend, besonders gegen Nordwest bis gegen Nordost. Selbst im Süden ist sein Hervortreten durch die Ilefelder Berge scharf genug bezeichnet; nur östlich nach Mansfeld hin sind die Grenzen des Gebirges undeutlich, indem es selbst verflacht und von einer hohen Gegend umgeben ist. Aber am erhabensten und großartigsten steht der Oberharz mit dem Brocken da, der viel höher erscheint als er ist, wie die Alpen niedriger erscheinen als sie sind. Freilich fehlt dem Brocken die in scharfen spitzen Winkeln abgegrenzte Pyramidenform der Alpenberge, und es reicht keine Schönheit des Harzes an die Großartigkeit und Pracht der Schneepyramiden, der Gletscher und mächtigen Wasserfälle in den Alpen, und von Bergseen ist im Harz vollends keine Rede. Das ist ein großer Mangel, namentlich des Oberharzes, daß er wasserarm ist und damit an die Armuth des Landes überhaupt erinnert. Dem Brocken fehlen die großen Eis- und Schneemagazine der Alpen, die gerade in der heißen Jahreszeit am reichlichsten die Flüsse speisen; das eigentliche Wassermagazin ist das am westlichen Fuße des Brockens gelegene „Brockenfeld". Dieses, mit einer umfangreichen schwammigen Moosdecke bekleidet, saugt Schnee, Regen und Nebel ein und strömt die eingesogene Feuchtigkeit in vielen Quellen nach allen Weltgegenden wieder von sich. Aber im Sommer erschöpft sich doch der Vorrath, und die Flüßchen werden dann so klein, daß man oft trockenen Fußes hindurch gehen kann. Indeß liegt der Schnee auf dem Brocken bis in den Mai und Juni hinein. Der ganze Oberharz hat wenig Frühling, viel Nebel und Regen, etwa sechs Wochen Sommer, ganz dem Klima von Norwegen und Schweden entsprechend.

Die Bode, welche die Holtemme und Selke in sich aufnimmt, ist das rüstigste der Brockenkinder, und ihr Thal ist vorzugsweise gesegnet mit Naturschönheiten. Unweit des Hüttenortes Rübeland liegt die Baumanns- und Bielshöhle mit ihren wunderlichen Tropfsteinbildungen, in denen der Kalktuff sich meist säulenartig krystallisirt hat. Nach Einigen sollen sich diese Höhlen durch bloße Aufblähung des Blasenkalks gebildet haben, nach Andern sind sie ursprünglich Flußbetten hindurchströmender unterirdischer Gewässer gewesen. Am interessantesten wird aber das Thal da, wo die Bode in die Ebene tritt (ins Quedlinburger Thal). Der Fluß tobt schäumend zwischen Felsstücken hin und wird immer enger eingeschlossen von hohen Felswänden, deren eine fast senkrecht aufsteigt zu einer Höhe von 700 Fuß. Oben zeigt man einen riesig großen Roßhuf (Roßtrappe *), der vor Alters in den Felsgipfel gehauen ist und wahr-

---

*) Die Sage (nach Otmar) lautet also: Vor tausend und mehreren Jahren, lange vorher, ehe auf den umliegenden Bergen Raubritter die Hoymburg, die Lauenburg, die Steckelnburg und die Wingenburg erbauten, war das ganze große Land rings um den Harz her von Riesen bewohnt, welche Heiden waren und Zauberer. Diese hatten ihre größte Lust an Raub und Gewaltthat. Fehlte es ihnen an Waffen, so rissen sie die nächste sechzigjährige Eiche aus und fochten mit ihr. Was sich ihnen entgegenstellte, schlugen sie mit ihren Keulen nieder, und die Weiber, die ihnen gefielen, schleppten sie mit sich fort, auf daß diese ihnen dienten bei Tag und Nacht.

In dem Boheimerwalde hausete zu der Zeit ein Riese, Bohdo genannt, ungeheuer groß und stark, das Schrecken des ganzen Landes. Vor ihm beugten sich alle Riesen in Boheim und Franken. Aber die Königstochter vom Riesengebirge, Emma, vermochte er nicht zu seiner Liebe zu zwingen, und hier half ihm weder Stärke noch List, denn sie stand mit mächtigen Geistern im Bunde. — Einst ersah Bohdo seine Geliebte jagend auf der Schneekoppe, und sattelte sogleich seinen Zelter, der meilenlange Fluren in Minuten übersprang; er schwur bei allen Geistern der Hölle, diesmal Emma zu fangen, oder zu sterben. Schneller, als ein Habicht fliegt, sprengte er heran. Und fast hätte er sie erreicht, ehe sie es merkte, daß ihr Feind so nahe war. Doch als sie ihn, nur noch zwei Meilen von ihr entfernt, ersahe und ihn an den Thorflügeln eines zerstörten Städtleins, die ihm zum Schilde dienten, erkannte, da schwenkte sie schnell ihr Roß. Und es flog, von ihren Sporen getrieben, von Berg zu Berg, von Klippe zu Klippe, durch Thäler und Moräste und Wälder, daß von dem Hufschlag getroffen die Buchen und Eichen umherstoben wie Stoppeln. So flog sie durch das Thüringerland und kam an die Grenze des Harzes. Oft hörte sie, einige Minuten hinter sich, das Schnauben von Bohdo's Roß, und spornte dann den unermüdlichen Zelter zu neuen Sprüngen an.

Jetzt stand ihr Roß, ein wenig verschnaufend, auf dem furchtbaren Fels, der von dem Jubeltanz des Bösen der Teufels-Tanzplatz heißt. Angstvoll blickte Emma, zitternd schauete ihr Roß in die Tiefe. Denn mehr als 1000 Fuß ging senkrecht wie ein Thurm die Felsenmauer herab zum grausigen Abgrund. Tief unter sich hörte sie das dumpfe Rauschen des Stroms, der hier in einem furchtbaren Wirbel sich dreht. Der entgegenstehende Fels auf der andern Seite war weit und steil, doch als sie das Schnauben von Bohdo's furchtbarem Roß ganz nahe hinter sich hörte, rief sie die Geister ihrer Väter um Hülfe an, und ohne sich noch länger zu besinnen, drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seiten.

scheinlich den heidnischen Priestern dazu gedient hat, sich hineinzustellen und zu weissagen. Seitwärts von der Roßhufklippe gelangt man durch laubigen Bergwald zum Hexenplatz, einem kleinen Felsenplateau, dessen Höhe auf 1464 Fuß geschätzt wird. Vom Bodethal aus gesehen erscheint, zumal im Glanz der Abendsonne, der Felsen des Tanzplatzes wie ein prächtiges Schloß. Etwas weiter nördlich hat man diese schroff emporsteigenden Granitfelsen die Orgel genannt, und ferner sogar in der Bildung, welche ihre Spitze annimmt, nicht mit Unrecht eine Reihe von Falken wahrgenommen, die hier am nördlichen Harzabhange sitzen und ins offene Land hineinstarren. Auch den Namen des **Bodethores** hat man diesen Granitmassen gegeben, und in der That sind sie aus weiter Ferne wie ein gastlich offenstehender Thorflügel an diesem großartigen Felsenpalast der Natur anzuschauen.

Unbeschreiblich herrlich ist der Anblick des dunkeln Roßtrappfelsens, mag man ihn nun von oben herab, vom Thale aus oder vom jenseitigen hohen Ufer betrachten. Bei den Einheimischen, welche gleich den Fremden nur auf kunstvoll gewundenem Wege dahin gelangen, geht die Sage, Tyroler hätten ihn einst erklommen, und das ist charakteristisch, denn in diesem norddeutschen Gebirge bleiben die Menschen hinter der Natur zurück, wenn nicht überhaupt ein Gleiches von allen lebenden Wesen hier gesagt werden muß. Auch kein eingebornes Wild vermag an diesen Felsen emporzuklimmen, und man beabsichtigte daher schon, die kühne Gemse künstlich aus dem Süden in die Wildniß dieser nordischen Granitblöcke zu verpflanzen.

Die Harzflüsse sind eben so krystallhell als wasserarm, doch reich an Krebsen und Fischen, besonders an Forellen. Der Graf von Wernigerode, durch dessen Besitzungen zwei Brockenflüsse, die Holtemme und die Ilse, ihren Weg nehmen, führt sogar eine Forelle im Wappen. Wo die Thäler weit werden, wie das Wipperthal bei Wippra, werden auf Wiesen und Angern große Leinwandbreiten an den Flüssen ausgespannt, um mit dem klaren Bergwasser zu bleichen. Wohlhabende Leute aus dem Flachlande, oder, wie man hier schlechtweg sagt, aus „dem Lande", verdingen deshalb ihr Leinen hierher, der rauhe Harz selbst kennt den Flachsbau mit seinem wogenden blauen Blüthenmeere nicht. Die Kartoffel ist

---

Und siehe, das Roß sprang! Es sprang über den tiefen Abgrund hinweg, erreichte glücklich die spitze Klippe, und schlug seinen Fuß vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die stiebenden Funken wie Blitze das ganze Land erhellten. — Das ist jener Roßtrapp. Die Länge der Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen konnte sie ganz verwaschen.

Emma war gerettet! Doch die centnerschwere goldene Krone der Königstochter fiel während des Sprunges von ihrem Kopf in die Tiefe. Bohdo, der blos auf Emma schauete und nicht den Abgrund sah, sprang mit seinem Streitroß der Fliehenden nach und stürzte in den Strudel des Stromes, dem er den Namen gab.

die einzige Ackerfrucht, die dem Harzer treu bleibt. Wenig Obst und Korn, worunter man auf dem Harze bescheiden nur den Roggen versteht, noch weniger Weizen gedeiht in diesem Klima; desto mehr stehen Blumen, Wald und Wiesen in Flor. Pflanzensammler tragen die officinellen Kräuter zusammen, auch mancher Botaniker zieht mit seiner Blechtrommel über Berg und Thal. Der Ertrag an Beeren ist so überreich, daß er als theilweiser Ersatz für den Mangel an Korn betrachtet werden kann. Am häufigsten sind die rothe Kronsbeere (Preißelbeeren) und die blaue Heilbeere (Heidelbeere). Beide werden von den Harzfrauen ins offene Land hinabgetragen, die Kronsbeere zum Einmachen für die Honorationen und Gastwirthe, die Heidelbeere als Leckerbissen zum Rohessen, auf die großen Bauernhöfe, wo man Hede (Werg) und Flachs dafür eintauscht. Reiche Sendungen von Heidelbeeren und Himbeeren gehen nach Magdeburg und Hamburg zum Färben des Weins. Auch an Erdbeeren ist kein Mangel, und arme Kinder tragen wohl in schmalen Körbchen oder auf dem besten Teller, den sie haben, die Beeren zum Verkauf durch die Stadt. Die Zeit der Haselnüsse ist für Jung und Alt ein ähnliches Fest, wie in milderen Gegenden die Weinlese.

Die Baumarten wechseln im Unterharz sehr häufig, und man kommt zuweilen in den Wäldern auf lichtere Plätze, wo die verschiedenartigsten Bäume, alle groß und schön gewachsen, nahe bei einander stehen und einen prächtigen Anblick gewähren. Da findet man neben einander die Hainbuche, den Ahorn, die Esche, Ulme, Birke und die Rothbuche, welche bei all diesem Baumreichthum am Unterharz vorherrscht. An den mildesten Punkten, Auen, stehen wilde Kastanien (Roßkastanien) und Espen. Selbst von der ächten Kastanie findet man bei Wernigerode und Blankenburg kleine Wäldchen. Am Oberharz findet man nicht die breitstämmigen Bäume des Unterharzes; hier herrscht die Fichte vor, die überhaupt durch die bis jetzt ganz vom Bergbau abhängige Forstwirthschaft des Harzes am meisten begünstigt wird, so daß man an allen Wegen die „frischgrüne Tannensaat" auf wohlabgemessenen Feldern aufschießen sieht. Sie leidet aber auffallend von Wind und Wetter. Auch die schlanke Birke steigt eine Strecke weit den Oberharz hinan, aber sehr vereinzelt. Sie ist der Weinstock des Gebirges, denn aus ihrem Saft wird im Frühling ein sehr beliebter Champagner, das Birkenwasser, bereitet. Noch höher als die Birke steigt die „Quitsche", deren rothe Vogelbeeren dem Oberharzer bei seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Vogelfange, gute Dienste leisten, und mit denen er mitten in der Armuth seiner Natur die Thür seines Hauses verziert, wenn Hochzeiten und Kindtaufen in die Herbstzeit fallen, wo dann auch der Tannenzweig als Zierde dienen muß. Die immer grünen Tannenzweige sind da gleichsam die Palmen, zu denen man in allen Bedürfnissen seine Zuflucht nimmt. Das quellende Harz ist dem Bergbewohner nicht minder werthvoll als der Gummisaft tropi-

scher Bäume, und wenn auch Harz und Tannenzapfen nicht verspeist werden können, so ist doch ihre Leucht- und Wärmekraft so viel werth als Speise. Darum ist aber auch die Tanne ein Ehrenbaum, die über dem Tanzzelte („Tannentanzen" hat daher den Namen *), das überdies auch seine Wände aus Fichtenzweigen decorirt hat, eben so wenig fehlt, als die grünen spitzigen Blätter auf dem Pfade der Confirmandenkinder, wenn sie am Palmsonntage eingesegnet werden, auf weißblinkendem Sande den Festschmuck bilden in brüderlichem Verein mit dem immergrünen Epheu. Auch der Herr Pfarrer bekommt an solchen Ehrentagen ein paar Tannen an die Thür gepflanzt.

In der Umgegend des Brockens tragen die Bäume nach der Windseite hin eine schützende Moosdecke, und an die Stelle des blumigen Wiesenteppichs im Unterharz und in den tieferen Thälern des Oberharzes tritt auf den höheren Theilen des letztern farbloses Moos. In der Höhe von 3170 Fuß schwindet am Brocken schon der Baumwuchs, nachdem er zuvor niedrig und krüppelig geworden; nur das heilsame isländische Moos, die Berganemone und einige Alpenkräuter fühlen sich auf dem kahlen Scheitel des nebelumflutheten Vater Brocken wohl. Desto großartiger sind die Tannenwälder, die seinen Gürtel bilden. Eine zahllose Menge von Fichtenstämmen gelangt jetzt durch die harzburger Eisenbahn ins offene Land, wo sie nicht selten von Harzzimmerleuten bis zum Richten der Häuser bearbeitet werden. Im Gebiet des Harzes werden fast alle Häuser von Holzstämmen aufgeführt und die Fächer dann mit Steinen und Mörtel ausgefüllt; im Gebirge trifft man auch reine Blockhäuser. Wenn man nun rechnet, wie viel Holz alljährlich verbauet und verbrannt und verkohlt wird, wie viel in manchen Ortschaften (wie Friedrichsbrunn und Bennekenstein) zu Mulden, Klammern, Löffeln, Kellen und „Tagstöcken" (Gehstöcken) verarbeitet wird: so wundert man sich billig, daß die Wälder nicht noch viel lichter geworden sind. Der Holzverbrauch auf dem Herde des Harzes wird, ohne Holzdiebstahl, noch jetzt von den dürren Bäumen und Zacken bestritten, da die Forstwirthschaft sich nur um den grünen und lebendigen Baum kümmert. Man heizt überall fast das ganze Jahr hindurch die Stuben und nennt es Staat machen, auch wohl „Stolberger Staat", wenn man vor Hitze die Fenster in den sonnigen Stunden des Tages aufsperrt.

Die Wiesenkultur ist im Oberharz unbedeutend und stellenweis auch noch im Unterharz nicht so, wie sie sein könnte, wenn man nach Art der Schweizer das Düngen besser verstände, oder nach Art der Erzgebirgsbewohner das Berieseln mehr berücksichtigte. Doch ist auf vielen Punkten des Unterharzes der „Wiesenwachs" so reichlich, daß manche kleinere Wirthschaft, trotz einer verhältnißmäßig bedeutenden Viehzucht, noch da-

*) Es findet zur Zeit der reifen Kirschen statt und heißt auch „Kirschhochzeit".

von in die benachbarte Ebene verkauft. Mit dem Gemüsebau sieht es am schlimmsten aus, da nicht einmal jeder Landprediger seinen Garten hat. Dafür haben einzelne Städte und Dörfer am Fuße des Gebirges ungeheure Gärtnereien; so am nördlichen Abhange Quedlinburg und Westerhausen. Diese Gemüse führen theils die sogenannten „Harzträgerinnen", in langer Reihe schaarenweis auf den geebneten Straßen hinter einander her gehend, dem Gebirge zu, theils die betriebsamen Bauern von Westerhausen, „Zipollen" oder „Mauren- (Mohrrüben) Könige" genannt, die wie Handelsjuden mit Gemüse hausiren gehen.

Der Obstbau ist nur am Gebirgsrande bedeutend, wo sich besonders viel Kirschen (es gibt alljährlich eigene Kirschhochzeiten), auch Wallnüsse finden; im Oberharze fehlt er ganz. Das Korn für den Bedarf des Harzes und namentlich des Oberharzes wird von den Eseltreibern im offenen Lande aufgekauft, und man sieht die Treiber mit ihren schwerbeladenen Maulthieren in Karavanen die Straße über Elbingerode nach Bennekenstein oder das unwegsame Oderthal hinauf ziehen. Im Vorharz ist übrigens die Südseite von Osterode reich an fruchtbaren Feldern, und man hat diese Gegend die Brodkammer der Bergstädte genannt; auf dem Unterharz heißt es der Merkwürdigkeit wegen von Harzgerode auf einer aus dort gewonnenem Silber geprägten Münze: „Das Harzgeröder Feld trägt Korn und Geld."

Im Thierreiche sind natürlich die Vögel am zahlreichsten vertreten, und der Spottvogel, der Zaunkönig, der Bergfinke, das Goldhähnchen, die Meise, der Zeisig, der Staar, das Rothkehlchen, der Falke und die Drosseln, welche Heinrich I. den Harz so lieb machten, daß noch jetzt mancher Platz seinetwegen der Finkenherd, der Kaisersteig oder gar der Heinrichswinkel heißt, sind noch jetzt sehr laut in diesen Waldungen. Der Finke und Zeisig vor allen ist der Liebling des Harzers, dem es nicht genügt, diese lustigen Genossen seines Reviers im Walde singen und schlagen zu hören, sondern der seine drei bis vier Vogelbauer ans Fenster hängt und allerlei Tausch und Handel mit diesem seinem Reichthume treibt. Am Unterharz ist auch die Holztaube sehr häufig. Oefter als jetzt fanden sich in früheren Jahren Eisvogel, Seidenschwanz, Adler, Mandelkrähe und Haselhuhn. Sumpf- und Schwimmvögel, welche den alten deutschen Kaisern die Gegenden von Memleben an der Unstrut so lieb machten, sind bei dem Wassermangel des Harzes nur selten. Die Nachteulen, namentlich der große Uhu, treiben des Nachts ihr Wesen und lassen dann ihre unheimlichen Klagelaute ertönen. Der Buchfinke, der Dompfaff, die Amsel, die man auf Leimruthen fängt, so wie die in Hecken gezogenen Kanarienvögel, werden in niedrigen Holzbauern von den Oberharzern verschickt, und dem Reisenden, der im Herbst das Gebirge durchzieht, zeigen die auf den Tischen in den einsamen Waldschenken aufgehäuften Sprenkel oder Dohnen mit Roßhaaren, daß hier bald ein schmack-

hafterer Braten als der, den man ihm vorsetzt, ein ganz alltägliches Gericht sein wird.

Die kriechende Bevölkerung des Harzes ist nicht unbedeutend. Kleine Schlangen, worunter aber auch die Ringelnatter und zuweilen die Kreuzotter, sieht man nicht selten. Die schwarze fette Schnecke und der schwarze gelb gefleckte Salamander (der letztere in der Umgegend von Wernigerode) werden nach dem Regen schaarenweis sichtbar, und jene legt der Fuhrmann, der neben seinem Wagen hergeht, zwischen Rad und Axe, um sie als Wagenschmiere zu benutzen. Auch Eidechsen und Blindschleichen sieht man häufig.

Die Jagd liefert noch manchen Eber und Hirsch (aus den Thiergärten schauen prächtige Damhirsche hervor), aber besonders eine Unmasse von Rehen. Bei Blankenburg, Wernigerode und Ballenstedt finden sich große Wildgärten, welche Kunststraßen durchziehen, und sonst vor den Fuhrleuten und Reitern im Anhaltischen von tausend zu tausend Schritt geöffnet und hinter ihnen geschlossen wurden. Der Harz ernährt, besonders im hannöverschen Antheil, noch immer eine große Anzahl von Wilddieben, durch welche mancher Unbemittelte einen Wildbraten auf den Tisch bekommt, der sonst sich den Appetit darnach müßte vergehen lassen. Zwischen den Förstern, die in dieser Beziehung einen schlimmen Stand haben, und den auf Tod und Leben kämpfenden Wilddieben kommt es oft zu hitzigen Kämpfen, und oft genug blieb schon einer oder der andere der Gegner auf dem Schlachtfelde in der grünen Waldeinsamkeit. Im preußischen Gebirgsantheil ist vor zwei Jahrzehnten der eben so gewandte als tapfere Wilddieb Gangloff, der namentlich in der Herrschaft Falkenstein den Jägern viel zu schaffen machte, eine populäre Figur geworden, und man sieht noch sein Bild in vielen Hütten und Häusern.

Auch wilde Katzen (einer der beliebtesten Punkte im Bodethale heißt „Waldkater") verkünden noch hin und wieder die Wildheit der Harzgegend. Die Wölfe sind ganz ausgerottet und auch von Luchsen mag schwerlich noch ein Epigone vorhanden sein. Im Jahr 1818 zeigte sich ein solches Raubthier bei Appenrode, wurde aber, nachdem es freilich mehrere Edelhirsche getödtet hatte, im lauthenthaler Revier am Teufelsberge glücklich erlegt.

Was die Hausthiere betrifft, so sind im Oberharz weder Ziegen noch Schafe zahlreich, obwohl sich in einigen Städten, wie Blankenburg und Stolberg, auffallend große Ziegenheerden finden und die Harzhammel im Vor- und Unterharz bei den Fleischern sehr beliebt sind. Dagegen ist die Schweinezucht, die früher durch die großen Branntweinbrennereien in Quedlinburg, Nordhausen, Wernigerode sehr gefördert ward, nicht unbedeutend, und selbst auf Schierke und Elend fehlt das nützliche specktragende und wurstliefernde Rüsselthier nicht. Vorherrschend ist die Rindviehzucht; man schickt aus den ebeneren Gegenden gern in die Rinderhäuser, Viehringe und Molkenhäuser die Kühe während des Sommers in Kost.

Haftet auch nicht die Poesie der Sennhütten an diesen Viehringen, so macht doch das melodische Heerdengeläut auf jeden Reisenden einen unauslöschlichen Eindruck. Uebrigens könnte und sollte die Rindviehzucht des Harzes viel bedeutender sein, als sie wirklich ist, denn die Verbreitung der würzigen Harzbutter und der kleinen runden Harzkäse steht zu ihrem Rufe in gar keinem Verhältniß, weshalb die braunschweigische Regierung, um bei so ausgezeichneten Futterkräutern die Rindviehzucht noch weiter ausgedehnt und vervollkommnet zu sehen, eine regelmäßige Thierschau zu Hasselfelde veranstaltet und auf das beste Stück Rindvieh einen Preis ausgesetzt hat. Auch in Zellerfeld und Clausthal wird jetzt eine Thierschau gehalten. Leider ist auch in diesem Punkte der Wassermangel des Harzes mit ein Grund, daß die Viehzucht nicht zur Blüthe gelangen will.

Auch der Bergbau des Oberharzes hat viel mit dem Wassermangel zu kämpfen gehabt und zu seiner Abhilfe die größten Anstrengungen gemacht. 62 Sammelteiche arbeiten ihm allein im Gebiete der Schwesterstädte Clausthal und Zellerfeld entgegen. Ja, bis zum Brocken hat sich das suchende Auge des Bergmanns gewandt. Ein merkwürdiger Bergrücken, der Bruchberg, beginnt jenseits des Brockenfeldes, geht, durch kein Thal unterbrochen, vier Stunden lang südlich hinab, krümmt dann die untere Spitze westlich nach Osterode zu und theilt so den Oberharz in zwei fast gleiche Theile. Bis hierher ist er ohne Bergbau; doch kaum hat sich eine Bergschlucht zwischen dem Bruchberg und dem Rehberg eingesenkt, so nehmen auch die reichen andreasberger Silbergruben ihren Anfang. Da es aber diesen im Sommer oft an Wasser fehlte, so begann man in der Nähe des Forsthauses Oberbrück am Brockenfelde, wo aus vielen kleinen Quellästen sich die Oder bildet, eine Wasserleitung für den andreasberger Bergbau zu bauen, die seit 1722 vollendet ist. Quer durch die Enge des Thals legten sie einen gewaltigen Damm, eine Bastion von 60 Fuß Höhe, aus Granitblöcken gebildet, die durch eiserne Klammern mit einander verbunden wurden. Die Lücken wurden mit zerriebenem Granitsande ausgefüllt. Hinter diesem unzerstörbaren Walle bildeten nun die Wasser des Brockenfeldes einen Teich von 5000 Fuß Länge, 500 Fuß Breite und 60 Fuß Tiefe. Durch einen Graben, der an der östlichen Seite des Rehberges hinabgeleitet wurde, bekamen dann die andreasberger Werke das Wasser in geregelter Weise. Auch dieser 3767 Lachter lange rehberger Graben ist durch Holzbau und Granitmassen geschützt, und er endet in einen 400 Lachter langen Kanal, welcher durch den Röhrenberg geht. Nachdem sein Wasser über die andreasberger Kunsträder hinweggerollt ist, füllt es unterhalb dieser Bergstadt die sogenannte Sperrlutter, die der Oder ihr Wasser, nachdem es seine Dienste geleistet hat, wieder zurückbringt. — Seit 1734 sammelt der sperberhaier Damm das Wasser des Gerlachsbaches von Bruchberge für die clausthaler Bergabhänge. Das merkwürdigste Wasserwerk des oberharzischen

Bergbaues aber ist die tiefe Wasserstrecke, ein unterirdischer Kanal bei Clausthal, der 1360 Fuß unter dem Markte dieser Stadt zur Schifffahrt benutzt wird, hauptsächlich um Erde auf Kähnen von einem Schacht zum andern zu schaffen. Durch eine Wassersäulenmaschine, welche in einem 1177 Fuß tiefen senkrechten Schacht der Grube „Silbersegen" errichtet ist, werden die gesammelten Wasser aus der tiefen Wasserstrecke auf den 360 Fuß höhern „Georgstollen" gehoben, auf dem sie abfließen und der sich drei Stunden weit hinzieht. Jene Wassersäulenmaschine hebt mit jedem Stoß 70 Kubikfuß Grundwasser.

Der älteste Bergbau ist der von Goslar im Unterharz, wo man Gold (in geringer Quantität), Silber, Kupfer, Schwefel, Zink, Vitriol, Oker und Arsenik beisammen findet. Die Sage erzählt, daß Ramme, ein kaiserlicher Jäger, einst auf dem Berge bei Goslar sein Roß an eine Tanne gebunden hatte. Als sein Herr zu ihm zurückkehrte, habe das Pferd die Erde aufgescharrt und eine Silberstufe bloßgelegt. So sei das reiche Bergwerk des „Rammelsberges" entdeckt worden. Otto I., der Sohn Heinrich's „des Finklers", der um eins seiner Jagdschlösser Wall und Graben gezogen und so Goslar gegründet haben soll, zog zur Ausbeutung der Bergschätze Franken nach Goslar. Viele derselben wandten sich von da nach dem Oberharz, gründeten Zellerfeld, sandten Kolonisten ins innerste Thal, wodurch Wildemann und Lauthenthal in Aufnahme kamen. Andere gingen über den Bruchberg und siedelten sich da an, wo jetzt St.-Andreasberg steht. Unzufriedenheit mit der Verwaltung, Pest und andere Unglücksfälle vertrieben später einen großen Theil der Franken, doch kamen andere Ansiedler wieder, hauptsächlich aus Franken und Thüringen. Zwischen ihnen erhielten sich aber auch Niederdeutsche, die Ureinwohner. So kommt es, daß auf dem Oberharze beides zu finden ist, oberdeutsches und niederdeutsches Idiom, ja in einigen Ortschaften sogar beides zusammen. Namentlich in Andreasberg klingt viel Thüringisches durch, doch überwiegt das Fränkische. In einem neuern Gedicht, wo der Harzfranke aufgefordert wird, seine Mundart in Ehren zu halten, heißt es:

Is arscht unsre Schprohch noch wack
Dann leit gans der Harz in Drack. —
Die Gelehrten ah un Kluhng
Schprohchen: Unsre Schprohch wär gut!
Denn zu Alles pastse prächtig,
Sie ärscht geh dann frehling Muth.
Harzer Schprohch, un Schwarz, Grien, Gold
Schwärt drauf, bleit dann ewig hold. —
Kling, sulang noch Vugel flieng,
In den Hols de Tonn noch grient,
Iwern Harz noch Wolken ziehn,
Un ä Barkmann hie noch friehnt,
Harzer Schprohch un Harzer Gald
Bes zum Untergang der Walt!

Zellerfeld und Clausthal bilden die beiden Hauptstädte des Oberharzes und im Grunde nur Eine Stadt, da sie nur durch einen Bach geschieden sind. Die Wanderung durch diese Städte macht einen eigenthümlichen Eindruck. Die Häuser sind meist aus Holz gebaut, nur einzelne aus jenen schwarzglänzenden Backsteinen, die aus den Schlacken des geschmolzenen Erzes geformt sind. Die Stadt, welche sich fast eine Stunde lang erst an einem Berge hinab- und dann sogleich an einem andern wieder hinaufzieht, scheint wie ausgestorben, und man ahnt keineswegs, daß dieser Ort noch 3000 Einwohner mehr als Göttingen zählt, denn die männliche Bevölkerung arbeitet unter der Erde, Geschäfte werden nicht getrieben, und man sieht fast nichts als einige von Goslar oder Osterode kommende Eseltreiber mit ihren kornbeladenen Thieren. Dazwischen schreitet allenfalls eine Reihe von Harzträgerinnen einher, welche den Bedarf an Gemüse und Früchten für ihre Familie in Osterode oder Goslar eingekauft haben und ihn auf dem Rücken heimtragen. Dieses Harztragen ist die einzige härtere Arbeit der Bergmannsfrauen.

Die allgemeine Stille, nur durch das Knarren und Pfeifen der überirdischen Wasserwerke unterbrochen, gibt der Gegend einen eigenthümlichen Charakter. Man denke sich dazu den hellen Wiederhall der Axt des Holzhauers, die einförmig und laut durch die Einsamkeit der Wälder hinklappernden Kohlenkarren, von denen jeder mit einem großen Pferde bespannt ist, auf dem ein Fuhrmann mit breitkrämpigem Hute sitzt und mit einem Gesicht noch schwärzer als das schwarze Holzgeflecht seines Karrens. Diese Fuhrleute klatschen auf das kunstvollste mit ihrer Peitsche völlige Symphonien, um an den engen Hohlwegen sich den ihnen entgegenkommenden Collegen schon von Weitem anzumelden. Neuerdings sind zwar die „concentrirten" Köhlereien aufgekommen, doch trifft man noch häufig den kleinern dampfenden Meilerhaufen und nach altgermanischer Sitte am rinnenden Quell die mit grünem Rasen belegte Erdköthe. Zwischen beiden geht der kundige Köhler hin und her, der die kohlende Gluth in dem mit Erde belegten Meiler durch Zuglöcher nach Belieben hin- und herlenkt, indem er sie kunstgerecht von der Spitze aus nach allen Seiten hinabführt zur breiten Basis. Grüßend mit dem fröhlichen „Glück auf!", geschmückt mit dem festlich glänzenden Hinterleder, der Gürtelschnalle und dem „Gewürzbeutel", den er selbst an seinem Hochzeitstage nicht ablegt, schreitet des Sonntags der Bergmann vorüber, dessen Haar durch die scharfen Metalldünste früh ergraut, in den Kupferbergwerken auch wohl grün geworden ist, wie das des Neptun. Seine Gestalt ist schlank und schmächtig, sie hat nichts von bäurischem Behagen, im Gesicht wohnt die Bläſſe des Fabrikarbeiters, dabei sieht man aber doch dem Körper die Muskelkraft an, die ihm eigen ist. Folgen wir einem solchen Wandersmann in seine Wohnung, so dringt aus derselben eine wahre Backofenhitze; übrigens ist sie gewöhnlich schmuck und reinlich, mit vielen niedri-

gen Fenstern erhellt, die mit Blumentöpfen und an den Seiten mit kleinen Käfigen geziert sind, in denen Zeisige zwitschern und gelehrige Vögel aller Art ihre Melodien herstammeln. Von der Thür des Wirthshauses her ruft uns wohl schon von Weitem ein Kulkrabe aus dem Käfig im scharfen Harzdialekt sein: hiehar, Kevatter, hiehar, Kevatter! entgegen.

Der Charakter des Harzfranken ist heiter und lebenslustig; er selbst nennt sich oft genug gemüthlich. Complimente werden nicht gemacht, „guter Freund" ist die Anrede, welche Hoch und Niedrig vom ächten Bergmann erhält. Am Abend des Samstags, wo der Lohn ausgezahlt wird, gibt es in jedem Bergmannshause einen festlichen Schmaus, wie er bei einer bäuerischen Bevölkerung nicht möglich wäre und nur bei diesen kleinen Beamten denkbar ist, die stets ihr „Gewisses" haben, und auch, wenn sie krank werden, einen Theil des Wochenlohns als „Gnadengeld" (Pension) erhalten. Für diesen Sonnabendsschmaus wird der sechste Theil der ganzen Wocheneinnahme ausgesetzt, und am Montag ist die ganze „Loning" (Lohn) schon verausgabt, am Dienstag und Mittwoch wird sehr kümmerlich gelebt, am Donnerstag und besonders am Freitag werden bei dem Kaufmann schon wieder Schulden gemacht auf den „Lohntag". Auch an Schneider und Schuhmacher werden von jedem Wochenlohn einige Mariengroschen abbezahlt, denn niemals bezahlt der Bergmann eine Rechnung thalerweise, sondern jeder Wochenlohn wird in unzählige kleine Theile getheilt, mit denen sowohl die laufenden Ausgaben bestritten, als die Gläubiger bedacht werden müssen. Nicht der kleinste Theil des Lohnes wird aber für den Schnaps, hier „Schluck" genannt, ausgesetzt, und des Sonnabends spielt der Schluck die Hauptrolle. Das Wirthshaus wird höchstens Sonntag Nachmittag besucht, wenn „der Schluck alle ist", um mit den Kameraden noch ein Gläschen zu trinken.

Da der Harzer und besonders der Oberharzer sich durch eine muntere Laune, der gemeine Bergmann sich durch derben, naiven Volkswitz auszeichnet, so ist er im Allgemeinen ein guter Gesellschafter, und die Sagen und Mährchen des Harzes, die er nicht müde wird, immer wieder zu erzählen, machen nicht selten den Gegenstand seiner Unterhaltung aus; der Sinn für Musik hat sich seit dem letzten Jahrzehnt besonders in den Vereinen der Hüttenleute für Hornmusik geäußert, und man trifft gegenwärtig fast an jedem Hüttenort solche Vereine. In diesem Fröhlichkeitssinne, verbunden mit der Armuth, wodurch des Harzers Kost so schlecht und kümmerlich ist, mag auch wohl der Grund liegen, daß er dem Branntwein so zugethan ist, daß selbst manche Krankheiten ihren Ursprung im Branntweingenuß haben. In den Tannenwäldern wachsen keine Reben, und gutes Bier ist annoch zu theuer; somit greift der Mensch, wenn er über die Prosa seines Lebens hinaus will, zu dem Trank, der am leichtesten und billigsten ihn in eine erhöhte Stimmung bringt; dabei bleibt dies Völkchen doch im Ganzen stets gutmüthig. Ferner gehört auch Ehr-

lichkeit, durch Ehrliebe und einen gewissen Stolz hervorgerufen, zum Charakter dieser Bergbewohner. Höchst selten wird man von Einbrüchen und Anfällen der Fremden, obwohl die Gelegenheit günstig wäre, hören, und selbst zwischen den Gehöften in den Harzdörfern vermißt man oft jede Verwahrung oder auch nur einen Zaun.

Eine Grubenfahrt zu Clausthal. *)

Der bemerkenswertheste Punkt in der Umgegend Clausthals ist die frankenscharner Silberhütte, welche im Jahre 1554 erbaut wurde, von den fränkischen Metzgern, die an diesem Platze ihre Fleischbuden hatten, ihren Namen empfing und vortrefflich eingerichtet ist. Zu ihrer Besichtigung bedarf man eines vom Berghauptmann ausgestellten Erlaubnißscheins. An einer ununterbrochenen Reihe von Pochwerken wandert man vorüber, umwimmelt von rüstigen Knaben, welche jeden Vorübergehenden mit dem Titel „Herr Vetter" beehren und um eine Gabe bitten. Um sie zufrieden zu stellen, versehe man sich mit kleiner Münze, oder mache sich darauf gefaßt, aus hundert Kehlen den Spottruf zu hören: „Der Herr Vetter hat Stroh in der Ficke."**)

Die frankenscharner Hütte ist zwar $^3/_4$ Stunden von Clausthal entfernt, aber schon in der Ferne kündigt sie sich durch eine erkrankte Vegetation an. Die Blei- und Arsenikdämpfe, welche diesen Hütten unaufhörlich entsteigen, wälzen sich wie düstere Wetterwolken umher und vergiften alles Pflanzenleben so, daß in der ganzen Umgegend kein Grashalm grünt und kein Busch zu sehen ist. Die Hüttenwerke sind sehr bedeutend, und die Brenn-, Schmelz- und Treibhütten, die Röst-, Saiger-, Puch-, Kohlen- und Spritzenhäuser, Schmieden, Magazine, Mühlen und Schoppen ***), über welche sich das Hüttenhaus erhebt, scheinen ein Städtchen auszumachen. Die gewaltigen Oefen dieser Hütten, in denen die Flamme nie erlischt, verbreiten eine infernalische Hitze, und wenn man die ausgedörrten, hagern Schmelzer betrachtet, welche mit todtblassem Antlitze, das die Gluth, in der sie leben, nicht mehr zu röthen vermag, wenn man das unheimliche Pochen, Hämmern und Klopfen hört, so glaubt man sich, wenn nicht in den Orkus, doch an den Eingang desselben versetzt.

Vom Rasseln der Räder,
Von dem Pfeifen der Bälge, vom wilden Donner des Hammers
Schallt ein lautes vermischtes Gebrüll in die hohlen Gebirge,
Und die Gegend umher erfüllt ein betäubender Nachhall.
Nie ermüdet Vulkan, den glühenden Ofen zu feuern,

---

*) Thüringen und der Harz. C. Düval.

**) „Ficke" Provinzialismus für „Tasche".

***) Um aus der in Arbeit genommenen Erzmasse alles Silber und Blei darzustellen, ist eine Zeit von sieben Vierteljahren erforderlich (Dr. Zimmermann, a. a. O.).

Welcher in unaufhörlichen Strömen von schmelzenden Erzen
Heiß sich ergießt, indeß daß bei der versengenden Hitze
Munter der Hüttenmann geht. Ihm fahren die sprühenden Funken
Um das blasse Gesicht, und Flammen folgen dem Fußtritt.

Mit einem aus Bewunderung und einem geheimen Schauer gemischten Gefühle verließen wir die bleichen Hüttenarbeiter und ihre großartige Werkstätte, in der fort und fort wenigstens 200 Menschen beschäftigt sind.

Am andern Morgen schwebte noch die Dämmerung über der Stadt, als wir schon wieder über ihre stillen Straßen schritten, die ein scharfer Morgenwind durchzog. Unser Führer trieb zur Eile, und so setzten wir unsern Weg rasch fort, kamen an vielen Schachten mit ihren Göpeln (Winden) vorbei und hörten durch die Morgenstille das taktförmige, geheimnißvolle Leben der Wasserkünste. Von allen Seiten strömten die Bergleute nach ihren Gruben; wir gingen an der etwas schmuzigen Carolina vorüber und wandten uns zur Dorothea, die eine sehr bequeme Einfahrt hat und von Reisenden am liebsten besucht wird.

Im Zechenhause waren die Bergleute bereits versammelt, und der Obersteiger sprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Während desselben herrschte tiefe Stille, und zum Schluß stimmten Alle dem Einzigen, der sie auf dem gefahrvollen Tagewerke beschützen könnte, einen Lobgesang an; dann knieeten sie nieder und sprachen leise und andächtig das Vaterunser.

Man kann sich kaum einer innern Angst erwehren, wenn man die dunkelgekleideten, ernsten Männergestalten betrachtet, wenn sie hinabfahren in den finstern Schlund der Erde, wie sie bei dem schwachen Schein ihres Lämpchens auf gebrechlicher, halbverfaulter Leiter in die dunkle Tiefe hinabklimmen. Still und in uns gekehrt standen wir da, nach dem Eingange der Grube blickend, in welchem ein Bergmann nach dem andern verschwand; da trat unser Führer zu uns heran und sprach:

Kommt, Freunde, kommt! Fest tretet in die Fahrten,
Die senkrecht stehn,
Getrost hinab! Damit wir die verwahrten
Erdschätze sehn.

Kein Räderrasseln, auch kein Donner eines Schusses
Schreck' Euch zurück!
Vertraut dem Grubenlicht, der Leuchte Eures Fußes
Und Bergmannsglück!

Wir schritten auf den Fahrschacht zu, aus welchem die erste Fahrt (Leiter) hervorsah, betraten die zerbrechlichen Sprossen und schritten, uns fest anklammernd, behutsam an der steilen Wand hinunter. „Achtung!“ rief von Zeit zu Zeit der Führer, wenn eine besonders gefährliche Stelle zu passiren war, und noch behutsamer als vorher kletterten wir in die immer wachsende Finsterniß hinab und wahrten unsere Hände, welche das Schachtgestänge (ein Pumpwerk, welches das Wasser aus der Tiefe holt)

bedrohte, indem es in gleichförmiger Bewegung immer dicht neben uns auf- und niederstieg. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse, und mit einem „Gottlob!" und dem seligen Gefühl einer überstandenen Gefahr fühlten wir wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlgefallen die erlahmten Kniee. Aber auf der kalten, nassen Erde der Schachtsohle war an kein Ausruhen zu denken; der Führer trieb zum Weitergehen, und so durchschritten wir die langen Strecken bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und nur erfüllt mit traurigem, eintönigem Geräusch. Das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunstgestänge, das Halloh der Bergleute, das Krachen des Gesteins, das Rauschen des Wassers, und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Bohreisen bilden eine schaurige Musik, welche durch das Rollen des Donners, wenn die Felsen mit Pulver gesprengt werden, von Zeit zu Zeit unterbrochen und betäubt wird. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten an uns vorüber, dort arbeiteten andere mit Fimmel und Fäustel, hier „vor Ort" engeingeschlossen vom unterirdischen Gestein, zusammengekauert oder kniend in der unbequemsten Stellung begannen andere an dem harten Gestein ihre saure und Geduld prüfende Arbeit und bohrten im Schweiße ihres Angesichts ein Loch in den Felsen. — „Es wird angesteckt!" tönte uns aus einer Halle, in die wir eben eintreten wollten, entgegen. Der Führer hatte kaum Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als ein Blitz die dunkle Nacht zerriß, ein dröhnender Schlag erfolgte, als sei die Erde geborsten, der Boden unter unsern Füßen zitterte, als rüttelte der Bergesfürst an den Grundvesten der Erde, weißer Dampf quoll uns entgegen und beengte die klopfende Brust. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen dieser unterirdischen Welt, dann wurde es stiller, der Dampf verzog sich, wir athmeten freier, und lächelnd über unsere Aengstlichkeit geleitete uns der Führer zu den blinkenden Trümmern, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgesprengt, den Boden bedeckten.

„Sie sehen, meine Herren", nahm der Führer das Wort, „wie mühsam der Bergmann sein Brod verdient und wie großen Gefahren er ausgesetzt ist. Gewiß möchten Sie nicht hier unten leben, verlassen, „von der menschlichen Hilfe so weit" und nur besucht von dem Berggeiste, der sich sonst gar häufig sowohl in dieser als auch in anderen Gruben hat sehen lassen."

„Der Berggeist?" fragten wir neugierig. „Habt Ihr ihn selbst schon gesehen? wie sieht er aus?"

„Der Berggeist oder Bergmönch", berichtete unser Führer, „wird gar oft in der Tiefe gesehen, und meistentheils erscheint er als ein Riese in einer schwarzen Mönchskutte. Einmal ist er eine ganze Zeitlang des Freitags erschienen, hat das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern geschüttet und einem Arbeiter, der über diese vergebliche Arbeit

zürnte, den Hals umgedreht, ein ander Mal zwölf Arbeiter angehaucht, daß sie auf der Stelle todt liegen blieben. Hier in dieser Grube hat er einmal einen bösen Steiger, der die armen Bergleute quälte, bestraft; denn als derselbe zu Tage fuhr, stellte er sich ihm unsichtbar über die Grube, und als er emporkam, drückte der Geist ihm mit den Knien den Kopf zusammen!"

„Aber", fuhr unser Cicerone fort, „der Bergmönch erscheint nicht immer als strafender Geist, er hat auch gar oft den Bergleuten Gutes gethan, und vor einigen funfzig Jahren ist er hier zwei Bergleuten erschienen. Diese arbeiteten immer gemeinschaftlich, und einstmals, als sie anfuhren und „vor Ort" kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Oel zu einer Schicht auf den Lampen hatten. — Was fangen wir da an? sprachen sie zu einander. Geht uns das Oel aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tag fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Oel zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut! — Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegenkam. Anfangs freueten sie sich, als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig, denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den Beiden, die in Angst da still standen, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leides thun, vielmehr Gutes", nahm ihr Geleucht und schüttete Oel von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezäh und arbeitete in Einer Stunde mehr, als sie selbst in einer Woche bei allem Fleiß gearbeitet hätten. „Nun", sprach er, „sagts keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt", und dabei schlug er mit der Faust links in die Seitenwand; sie that sich aus einander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab; als sie aber wieder hinschaueten, war Alles verschwunden. Hätten sie ihre Hacke oder sonst nur einen Theil ihres Gezähes hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben, und es wäre ihnen viel Reichthum und Ehre geworden, aber so war es vorbei, weil sie ihre Augen davon abgewandt hatten. Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Berggeistes, das nicht abnahm und darum großen Vortheil gewährte. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshaus sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte, und am Montag Morgen, als sie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe, und sie mußten fortan wie die andern Bergleute stets frisch aufschütten!"

Indem wir dem erzählenden und erklärenden Führer überall nachfolgten, gelangten wir an einen der inneren Eingänge des tiefen

Georgstollens,

durch welchen die die Grube befahrenden Reisenden gewöhnlich wieder an das Tageslicht gefördert werden.

Dieser Stollen ist eins der großartigsten, kühnsten und vortheilhaftesten Werke, die jemals im Innern der Erde unternommen worden sind, und tausend Schwierigkeiten setzten sich der Vollendung desselben entgegen. Viele Gruben waren nämlich so tief, daß es in einigen nicht mehr möglich war, ihre Grundwasser heraufzuschaffen, während in andern die Hebung des Wassers durch Künste immer beschwerlicher wurde. Mit Schrecken blickten die Bergleute in die Zukunft und glaubten schon, der Bergbau müsse über kurz oder lang ganz erliegen. Da kam der damalige Berghauptmann von Reden auf die kühne Idee, einen Stollen zu treiben, der drei Stunden lang und 36,541 Fuß durch das Gebirge hinansteigend die Gruben von ihren Wassern befreie; allein die Behörden zweifelten an dem glücklichen Erfolge dieser kostspieligen Unternehmung. Jahre vergingen, und immer gefährlicher, immer drohender zeigten sich die Gewässer im Innern der Erde. Reden aber sparte keine Mühe, seine Idee zu verwirklichen und setzte es endlich beim Könige Georg III. durch, der auch den größten Theil der Kosten, die sich am Ende des Werks auf 412,142 Thaler beliefen, auf sich nahm. Am 26. Juli des Jahres 1777 schlug Reden unter Musik, Kanonendonner und Freudengeschrei des Volks in den Felsen bei Grund ein, von wo der Stollen durch das Gebirge hinaufgeführt werden sollte. Der Bergmeister Stelzner, dann von Trebra und endlich der Berghauptmann von Meding leiteten den Bau, ließen auch von der entgegengesetzten Seite, von den Gruben her, entgegenarbeiten und Luftlöcher ansetzen, durch welche das losgearbeitete Gestein zu Tage gefördert werden konnte. Trotz des größten Fleißes und der angestrengtesten Arbeit gingen 22 lange Jahre dahin, ehe das Werk fertig war, und erst am 5. September 1799 wurde der Stollen durchschlägig, d. h. man durchbrach das letzte Gestein, welches die sich entgegenarbeitenden Bergleute noch von einander trennte. „Glück auf!" riefen die Bergleute mit freudig glänzenden Augen. „Glück auf!" rief der Oberbergmeister, und Alle umarmten sich, während der Donner der Kanonen durch die Berge schallte, die Bergmusikanten den Choral: Nun danket Alle Gott! spielten, sämmtliche Beamte sich anschickten, den Stollen zu befahren, und alle Bergleute, festlich geschmückt, mit brennenden Grubenlichtern, grünen Schachthüten und flatternden Bergfahnen nach dem Mundloche zogen. Der Oberbergmeister wurde mit einer Ehrenmedaille beschenkt, der Geschworne, welcher sich bei der Arbeit besonders hervorgethan hatte, wurde zum Bergmeister erhoben, der alte Bergmann Schmid, der Einzige von Denen, welche den Bau begonnen, wurde Steiger und Stollenaufseher, und ein

großes festliches Mahl unter Gezelten krönte das Fest zu Ehren des großen Sieges über das widerspänstige Gestein. — Groß war die Mühe, groß der Aufwand gewesen, welchen der Bau gekostet; aber die Vortheile, die er gewährt, sind unverkennbar. Eine große Menge von Wasserkünsten und Kunstschachten haben seitdem eingestellt, viele eingegangene Zechen wieder aufgenommen und mehrere Gruben von Neuem verfolgt werden können, da die Grundwasser aus den tiefen Gesenken nun sämmtlich durch diesen tiefen Stollen abgeleitet werden. Die Fortdauer des Bergbaues, der Wohlstand und Unterhalt der Harzer ist gerettet, und so lange man Bergbau auf dem Harze treibt, wird man sich gewiß auch dankbar der Urheber dieses trefflichen Baues erinnern.

Während uns der Alte mit den Feierlichkeiten, welche bei der Eröffnung des Stollens stattgefunden, und mit den Vortheilen, welche er gewährte, ausführlich bekannt machte, waren wir unter Clausthal und der Marktkirche der Stadt immer weiter fort einige Stunden lang auf dem feuchten Boden, in dessen Mitte das Wasser hinabrieselte, hingewandert, als uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegenströmte. Immer heller wurde es um uns her, und mit dem stolzen Gedanken, wie des Menschen Kraft und Muth im Kampfe mit der Natur den Sieg erringt, verließen wir das mit einem stattlichen Portal aus Sandstein geschmückte, mit goldenen Inschriften gezierte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens und grüßten von Herzen das sonnige Licht, das uns, nach den Wundern der Tiefe, doppelt reizend erschien. Mit größter Verwunderung aber erblickten wir dicht vor uns die Häuser des Bergstädtchens Grund, welches wenigstens zwei Stunden von Clausthal entfernt ist und zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt.

---

2. Das Riesengebirge.*)

Der Name „Riesengebirge" kommt nur einem kleinen Theile jener großen Gebirgskette zu, die sich in nordwestlicher Richtung über dreißig Meilen weit, von den Quellen der Oder und dem Fuße der Karpathen bis über die Quellen der sächsischen Neiße unter mancherlei Abwechslungen ihrer Höhe und Breite ausdehnt und die in geographischen Handbüchern und Reisebeschreibungen das sudetische Gebirge oder die Sudeten genannt wird. Der Theil dieser Kette, der im eigentlichen und engern Sinne das „Riesengebirge" heißt, erstreckt sich nach genauer geographischer Bestimmung nur vom 33° 6′ bis 33° 36′ östl. L. von Ferro, und vom

*) Das Riesengebirge und seine Bewohner, von Dr. K. Hoser, herausgeg. von der Gesellschaft des vaterl. Museums in Böhmen, Prag 1841.

50° 40′ bis 50° 50′ nördl. Br., und hat in dieser Ausdehnung, abweichend vom Laufe der Hauptgebirgskette, eine mehr westnordwestliche Richtung.

Um die 5000 Fuß hohe Schneekoppe lagern sich in kleinem Raume so viel beträchtliche Höhen, große Sturmhaube, Mittagstein, Tafelfichte, Reifträger, großes Rad (4660 Fuß), Brunnberg (4680 Fuß), Kesselberg (4300 Fuß), welche z. B. die Höhe des Brockens zum Theil übertreffen, daß schon in Beziehung auf den niedern Theil des Bergzuges und gegenüber den deutschen Mittelgebirgen der Name gerechtfertigt erscheint. Möglich aber, daß ihm auch ein alter Mythus zu Grunde liegt, nach welchem in grauester Vorzeit, lange bevor der Volksstamm seiner heutigen Bewohner sich in dem Gebirge ansiedelte, dasselbe von einem mächtigen Riesengeschlechte bewohnt war, das, lange mit den hohen Göttern im Streit, endlich von ihnen besiegt und um seiner Bösartigkeit willen ganz von der Erde vertilgt wurde.

Vergleicht man die Bergketten, welche Deutschland vom Rhein bis nahe an die Oder und von den Alpen bis an die norddeutsche Tiefebene durchschneiden, mit dem Riesengebirge: so ergibt sich, daß dieses nach Form und Größe und Umriß unter ihnen eben so sich auszeichnet, wie es selber wiederum von den Alpen übertroffen wird, und so gewissermaßen eine Mittelstellung als subalpinisches Hochgebirge einnimmt. Das Riesengebirge hat freilich nicht die malerischen Kegelformen, wodurch sich die oft viel weniger hohen Trappegebirge so vieler Gegenden unsers Welttheils und namentlich die der Länder am Rhein und der Elbe so vortheilhaft auszeichnen; noch weniger prangt es mit den himmelanragenden beschneieten Scheiteln, Hörnern und Nadeln, wodurch die Alpen schon von fern jedem empfänglichen Gemüthe Staunen und Bewunderung einflößen. Allein, wenn die übrigen Gebirge Deutschlands, die mit den Alpen in keiner unmittelbaren Verbindung stehen, wie der Schwarzwald und die schwäbische Alp, die Donaugebirge in Oestreich, das Böhmer- und Thüringerwaldgebirge, das Erz- und Fichtelgebirge, die Rhön, der Spessart, der Harz, der Odenwald und die Bergketten am Rhein, in der Ferne dem Auge nichts als sanfte, wellenförmige, mit Wäldern bewachsene Bergrücken zeigen, unter welchen sich etwa blos ein einzelner Punkt durch besondere Höhe auszeichnet: so bietet das Riesengebirge dem Auge einen viel ausgezeichnetern Contour, mehrere kahle Berghöhen und stumpfpyramidale Gipfel, steilere Abhänge und scharf zugeschnittene Kämme, mehr schroffe Klüfte und finstere Abgründe, als alle die angeführten Gebirge, und es hat deshalb eine von den allgemeinen Gesichtszügen gewöhnlicher Berge sich sehr unterscheidende, erhabene und ehrwürdige Physiognomie, eine Großheit, die zu den Alpen hinstrebt, wenn sie auch deren Größe nicht erreicht.

Auf der südlichen, nach Böhmen zugekehrten Seite ist die Abstufung

freilich allmälig, während auf der schlesischen Seite das Gebirge ziemlich steil aus der Tiefe emporstrebt; doch hat auch die böhmische Seite schon darum, weil sie die ausgedehntere ist, einen großen Reichthum an eigenthümlichen Formen und eine größere Fülle und Reichhaltigkeit der Gegenstände.

Das Riesengebirge ist seiner Länge nach in zwei Hälften, eine kleinere nördliche und eine größere südliche getheilt; in jener ist Granit, in dieser Glimmerschiefer herrschend. Bei der Koppenform der Berge entscheidet dort der Granit für die stumpfe Pyramide, hier der Glimmerschiefer für das Kugelsegment.

Die Grenze des ewigen Schnees erreicht das Gebirge freilich nicht (es fehlen dazu noch nahe an 400 Klaftern oder beinahe die Hälfte seiner ganzen Höhe), aber der Winter ist doch bereits sehr lang, acht bis neun Monate in den oberen Höhen dauernd. Die vier Sommermonate tragen ganz das Gepräge des Frühlings. Die Luft ist — wenige besonders schwüle Tage im Juli und August ausgenommen — selbst während der Mittagsstunden und bei sonst schönem Wetter immer kühl auf diesen Höhen, der Boden theils wegen der noch übrigen Winterfeuchtigkeit, theils wegen seiner schwammichten Beschaffenheit, mittelst welcher er die Feuchtigkeiten der Atmosphäre so leicht an sich saugt, immer naß und sumpficht, die Bergbäche sind daher reich und schwellend, dazu der bunte Schmelz der blühenden Alpenpflanzen, die in verschiedener Aufeinanderfolge hervorbrechen und wieder verschwinden, und die außerordentlich üppige Vegetation an den Abhängen der Berge und in den Thälern: das Alles begünstigt die Idee eines im Vergleich mit dem Unterlande viel längern und wonnereichern Frühlings.

Während dieser reizvollen, aber nur zu schnell vorübergehenden Periode gehört die lange Morgen- und Abenddämmerung zu den herrlichsten sie begleitenden Erscheinungen und gewährt dem Naturfreunde, der um diese Zeit die heiteren Höhen und Thäler der Sudeten durchwandert, den Vortheil, seine Tage auf die höchst mögliche Benutzung zu bringen. Die Abenddämmerung hat nämlich fünf Wochen vor, eben so viele Wochen nach der Sommersonnenwende eine Dauer von beinahe vier Stunden vom Untergang der Sonne bis Mitternacht, und die Morgendämmerung von dieser bis wieder zum Aufgang der Sonne eine eben so lange. So ist, wenn zumal die Atmosphäre rein ist, auf den höheren Gipfeln des Riesengebirges eigentlich von einer Nacht gar keine Rede durch ganze zehn Wochen lang. Im gleichen Verhältniß ist auch die Morgen- und Abendröthe auf den Spitzen der Sudeten immer heiterer und schöner, als unter gleichen Umständen bei wolkenfreiem Horizonte im Unterlande. Noch breitet die zögernde Nacht ihren Schleier über Böhmen aus, wenn die Koppe und andere Riesenberge schon von der Sonne erleuchtet werden,

und Schlesien entschlummert schon im Riesenschatten der Sudeten, wenn den Brunnberg und Krkonosch *) des Tages milder Schimmer noch röthet.

Der Uebergang aus dem ungefähr vier Monate langen Lenz in den Winter ist indeß auch wieder viel schneller als im tiefen Lande. Kaum sind nach der Herbstnachtgleiche einige Nebel als Vorboten des nahen Winters eingefallen, als auch sofort Kälte und stürmisches Wetter hereinbricht, ungeheure Schneelasten alle Höhen und Thäler des Gebirges erfüllen und nun der Winter mit allen seinen Unannehmlichkeiten und Schrecken von den Höhen der Sudeten Besitz nimmt. Wolken- und schneefreie, andauernd schöne Octobertage sind auf dem Riesengebirge eine große Seltenheit.

Die Höhen der Sudeten sind wie alle höheren Bergspitzen unsers Planeten den größern Theil des Jahres in Wolken gehüllt. Der Hauptwolkenherd ist aber in dem nordwestlich an das Riesengebirge anstoßenden Isargebirge; aus dieser Gegend werden die Wolken in ihrem weitern Zuge durch die herrschenden Westwinde fortgetrieben und hüllen zuerst den westlichen Flügel — bald darauf, durch diejenigen Dunstmassen, welche in den waldigen und feuchten Thälern der Siebengründe entstanden sind, verstärkt, auch den östlichen Flügel des Riesengebirges ein. Beinahe das Nämliche geschieht, wenn schon geformte Wolkenmassen durch Winde aus entfernten Westgegenden herbeigeführt werden. Das waldige Isargebirge und der westliche Theil des Riesengebirges sind auch alsdann immer die ersten Bollwerke, welche ihrem fernern Zuge nach Osten ein Hinderniß in den Weg legen, und erst wenn sie an diesen angeprellt und sich zu zertheilen gezwungen sind, legen abgerissene Massen derselben sich an die hohen Lehnen des Riesengebirgsflügels an und entziehen auch diesen nach und nach dem Anblick des Beschauers. Die Riesenkoppe, die in dieser Richtung den letzten hohen Scheitel dieses Flügels ausmacht, ist daher auch meist der zuletzt eingehüllte Gipfel des Riesengebirges, und wenn es ja zuweilen geschieht, daß sie allein „eine Haube hat", während der übrige Gebirgsrücken frei bleibt: so ist dies meist dann der Fall, wenn bei übrigens schönem Wetter einzelne Gewölke durch Windströme hin und her getrieben werden und nun eine solche Masse der Koppe nahe genug kommt, um durch ihre Kegelform und mit Hülfe der in ihrem Wesen noch so wenig erkannten Luftelektricität angezogen und zum Aufsitzen gezwungen zu werden.

Sind alle Bedingnisse vorhanden, hüllt sich oft in wenigen Stunden das ganze Riesengebirge in Wolken ein. Der Gebirgsbewohner bedient sich dann, wenn die Koppe oder einzelne Berggipfel bereits von Wolken

*) Die Anwohner czechischer Zunge nennen das ganze Gebirge Krkonossy (wörtl. Halsträgergebirge), was vielleicht auf eine Gewohnheit der Bewohner hindeutet, ihre Lasten auf dem Kopfe zu tragen.

bedeckt sind, des Ausdrucks: das Gebirge popelt sich ein; überziehen aber dichte Nebel bereits das ganze Gebirge, zugleich schon die Thäler ausfüllend, so heißt es: das Wetter oder der Nebel sackt sich ein — im Gegensatz, wenn's sich wieder aushellt: das Wetter räumt auf, wird gescheuter. Es ist ein höchst anziehendes Schauspiel, obwohl es den Reisenden oft in Verlegenheit setzt, den Uebergang vom heitern zum bedeckten Himmel und endlich zum Regen zu beobachten. Eine einzelne, nach ihrem Umfang sehr unbedeutend scheinende Wolke, die sich irgendwo niederläßt, eröffnet meist die Scene; unter den Augen des Zuschauers wächst sie durch unsichtbare Zuflüsse, und daher gleichsam aus ihrer eigenen Masse, zu einem weitverbreiteten Dunstmeere an, dessen ungeheure Wogen bald das ganze Riesengebirge überfluthen. Das niedere Land von Schlesien genießt unter solchen Umständen gewöhnlich noch einen oder ein paar Tage eines heitern Himmels, oder hat bloßen Wind, wenn es bereits auf der benachbarten böhmischen Seite regnet und stürmt, weil das hohe Bollwerk des Gebirges das von Westen heranziehende Gewölk noch eine Zeitlang aufhält. Bald verlieren aber die ungeheuren Wollballen des „Windgewölkes" ihre Spannkraft, ändern ihre weißliche Farbe in Grau und Dunkelblau, senken sich immer tiefer an den östlichen Scheiteln der Sudeten herab, bis der Wolkenocean seinen Vorrath über ganz Schlesien ausschüttet.

Nicht immer geht indeß das Windgewölk in Regengewölk über; bei schnell umsetzenden Luftströmen und veränderter Elektricität theilen sich plötzlich die Dunstmassen, und die Gipfel des Bergzuges ragen wieder kühn in die blaue Luft, stolz auf die tiefer gesenkten und aus einander gesprengten Wolken hinabschauend. Nach wirklich erfolgtem Regen ist aber das Schauspiel noch schöner. Es wogen dann noch ungeheure Wolkenmassen unter tausend phantastischen Formen an den Abhängen der Berge, enthüllen hier einzelne schon wieder von der Sonne beschienene Theile des Gebirges, zeigen sich dort von noch höheren Wolken beschattet, oder verklären sich zusehends zu einzelnen weißen Dunstkreisen, die, dem Rauche verlöschender Brandopfer gleich, an dem Saum der Wälder hinziehen, um in das Nichts zu verschwinden, aus welchem sie kurz zuvor entstanden zu sein schienen. Die Wolken sind sehr vernehmliche Stimmen Gottes, die uns verkündigen, daß auch die felsige einsame Gebirgswelt nicht todt sei. Im Gebirge fühlt man die Wahrheit des Psalmenwortes: „Du rührst die Berge an, und sie rauchen!"

Auf den höheren Bergregionen ist der Regen mehr ein starker Nebel und feiner Staubregen. Dagegen werden in den Thälern und den am Fuß des Gebirges gelegenen Flächen die Regen ohne Dazwischenkunft trockener Ostwinde oft sehr heftig und anhaltend. Gewitterregen zumal arten leicht in verheerende Hagelwetter und Wolkenbrüche aus, deren Wirkungen dann auch für entferntere Gegenden um so trauriger werden kön-

nen, je mehr die Gebirgsbäche mit dem außerordentlichen Vorrath von Wasser, der ihnen von den hohen, breiten und steilen Berglehnen zugeführt wird, weit über ihre gewöhnlichen Rinnsäle austreten und eine unsägliche Menge von Steinen, Felsstücken, Waldbäumen, oder auch Trümmer nahgelegener Gebäude mit sich fortreißen und in weit entlegene Gegenden hinführen.

Besonders herrlich ist aber der Regenbogen. Viele Sudetenwanderer werden mit dem größten Entzücken sich des Eindrucks erinnern, den der wundervolle Anblick dieses schönsten aller Meteore auf ihr Gemüth machte, wenn sie, nach abendlichen Gewitterregen auf den Höhen des schlesischen Gebirgskammes weilend, das niedere Land von Schlesien und dessen malerisches Vorgebirge vom Fuße der Sudeten an bis an den entferntesten Horizont in einem zur Hälfte geschlossenen Farbenbogen gleich einem Gemälde Edens erblickten, oder wenn ihnen von den westlichen Vorgebirgen Böhmens unter gleichen Umständen das Riesengebirge selbst mit dem ganzen Zauber irdischen Farbenschmucks wie ein hehres, überirdisches, von bengalischem Feuer erleuchtetes Wunderland erschien.

Dem Freunde der Natur, der emsig in den verborgensten Winkeln des Gebirges die Schönheiten aufsucht, gelingt es auch wohl, an diesem oder jenem der schönen Wasserfälle nicht minder schöne Farbenzirkel zu entdecken als diejenigen sind, von welchen die Alpenreisenden so viel zu rühmen wissen. Dasselbe gilt von den Luftbildern, die namentlich dann zuweilen gesehen werden, wenn große dichte Wolkenmassen dem Stande der Sonne gegenüber aus der Tiefe der Thäler emporsteigen, und auf ihrer Oberfläche sich die Schattenbilder der ihnen vorliegenden ländlichen Gegenstände, Bäume, Felsenmassen, Menschen oder Heerden abmalen, Scenen, die, wie manches andere Ungewöhnliche in der Bergnatur, wohl geeignet waren, in früheren Zeiten beim Volke den Glauben an einen diese Berge beherrschenden Geist zu erwecken, der in allerlei Gestalten da sein Wesen treibt. Bei leichten Frühnebeln zur Sommerszeit und bei Reif und scharfer Kälte im Winter bilden sich auch wohl farbige Rundscheine, Glorien um die Köpfe, aber auch um den ganzen Körper der Menschen und Thiere. Dagegen im hohen Sommer bei hellem Sonnenschein und großer Hitze erscheinen dem Auge Wasserspiegel, die es auf den nur mit niedrigem Gras bewachsenen Steppen des obersten Gebirgsrückens wahrzunehmen glaubt, die aber in der Nähe wieder verschwinden.

Die großen Waldstrecken des Riesengebirges, die kräuter- und wasserreichen Gehänge seiner Berge und die vielen engen, von der Sonne nur wenige Stunden beschienenen Thäler und Schluchten in demselben begünstigen, da sie in der Temperatur des Tages und der Nacht die grellsten Contraste zeigen und darum zur Einsaugung der Dünste am meisten geeignet sind, ungemein die Erzeugung des Thaues; daher sind auch die Morgen- und Abendthaue hier viel stärker als im flachen Lande und im-

mer Gefährten anhaltend schöner Sommerwitterung, weil alsdann das Verhältniß zwischen der Temperatur niederer Erdgegenden und der höheren Regionen der Atmosphäre am meisten abweicht. Der Morgenthau ist immer häufiger als der Abendthau, und da des Morgens bei Aufgang der Sonne selbst in den Sommermonaten die Temperatur der Luft auf den hohen Gebirgsflächen öfter bis auf den Gefrierpunkt herabsinkt, so wird der Thau gewöhnlich in Reif (Draum im Gebirgsdialekt) verwandelt, und die Bergwiesen sehen dann immer wie mit Schnee bestäubt aus. Der Verfasser hat in den ersten Septembertagen mehrmals die Wassertröge vor den höher gelegenen Gebirgsbauden des Morgens stark mit Eis belegt und nach abendländlichem Regen die Dächer stark mit Eiszapfen behangen gesehen; auf der Koppe selbst fand er unter solchen Umständen alsdann gewöhnlich noch um die Mittagszeit den Schnee über einen Fuß hoch an die darauf befindliche Kapelle angeweht, nachdem am Abend oder Morgen vorher, bei vollkommen schönem Wetter und sonst ganz wolkenfreiem Himmel, sich blos an dieser Höhe einige Wolken gelagert hatten.

Da die Wolkenerzeugung im Winter eben so wie im Sommer vor sich geht, und Feuchtigkeiten aus der Luft eben so niedergeschlagen werden wie in der wärmern Jahreszeit, die Niederschläge aber wegen der verminderten Temperatur der Erde und Luft nicht in tropfbarer, sondern in fester Gestalt erscheinen, deshalb auch nicht so wie im Sommer die Regengüsse ablaufen oder von der Erde eingesaugt oder durch Wärme schnell verdunstet werden können: so folgt nothwendig daraus, daß vom Anfange November bis Ende Februar, wo lang anhaltende Thauwetter eine Seltenheit sind, sich nach und nach eine ungeheure Menge von S c h n e e über dem Riesengebirge anhäufen müsse, der gewöhnlich ohne andere Verminderung als die durch Verdünstung mittelst trockener Winde bis Ende April liegen bleibt. In der That werden die Wohnungen der Bergbewohner öfters so hoch überschneiet, daß man keine Spur von ihnen entdecken würde, verriethe nicht der aufsteigende Dampf der Rauchfänge die Stelle, wo sie stehen. Solchergestalt bei einfallenden Schneestürmen und Windwehen oft innerhalb weniger Stunden lebendig begraben — müßten die Bewohner des Riesengebirges ohne Rettung zu Grunde gehen, hätte die Erfahrung sie nicht längst über die Nothwendigkeit belehrt, sich mit allen zum Unterhalt des Lebens unentbehrlichen Bedürfnissen bei Zeiten zu versehen. Vornehmlich sind die Bewohner der einsam auf dem hohen Gebirge gelegenen Bauden gewöhnlich monatelang außer aller Verbindung mit den Thalbewohnern gesetzt, und selbst Leichen müssen vor der Hand oft wochenlang im Schnee aufbewahrt werden, bis eine milde Witterung es gestattet, sie auf dem mehrere Stunden entfernten ordentlichen Begräbnißplatze zu beerdigen. Werden die Bewohner dieser sudetischen Alpen doch manchmal genöthigt, eine Wanderung in benachbarte Bauden zu unternehmen, so müssen sie ihren Ausgang entweder durch den Dach-

giebel nehmen, oder sich nach Bergmanns Art ihre Wege stollenartig durch den Schnee an den Tag arbeiten und dann ihre beschwerliche Reise mit Hilfe der Schneereifen, oder bei Glatteis mit Hilfe der Fußeisen fortsetzen.

Des oft klafterhohen Schnees willen müssen die betretensten Gebirgssteige jeden Winter mit Stangen, die gewöhnlich 6 — 8 Fuß lang sind und an die man Strohbüschel befestigt, um sie kenntlich zu machen, ausgesteckt werden.

An steilen Abhängen in Felswänden fehlt es auch nicht an Schneestürzen (Schneelehnen in der Gebirgssprache), und die Lawinen sind da eben so gewöhnliche Erscheinungen wie in den Schweizer- und Tyroleralpen; auch hier zeichnen sie sich, obwohl in verjüngtem Maßstabe, durch dumpf donnerndes Getöse und heftige Windstöße aus. Glücklicherweise richten sie jetzt selten Unfälle an, da die Gebirgsbewohner nicht mehr ihre Hütten an solchen den Abstürzen vorzüglich ausgesetzten Stellen anbauen.

Das Knieholz im Riesengebirge.

Mit dem Aufhören des Hochwaldes, am gewöhnlichsten in einer Seehöhe von 600 Klaftern, zuweilen aber noch tiefer, erscheint eine im Riesengebirge sehr gemeine Nadelholzgattung, das sogenannte Knieholz (in den Karpathen Krummholz genannt), Pinus pumilio, Zwergkiefer. Diese Holzgattung, die ihrem äußern Ansehen nach als ein 4 — 10 Fuß hohes Strauchwerk am Boden hinkriechend auch auf andern deutschen Gebirgen, auf den Alpen, auf den höheren Punkten des Böhmerwaldes und Erzgebirges ziemlich gemein ist, bedeckt ausschließend die höchsten Abhänge und obersten Flächen des Riesengebirges, und bildet da theils einzelne Buschparthien, theils ganz weit ausgebreitete Waldstrecken. In niedrigeren etwas sumpfigen Gegenden, wie auf dem westlichen Riesengebirgsflügel nach den Niederungen der Milnig zu, im benachbarten Isargebirge und auf der ungefähr 450 Klafter hohen Isarwiese, wo noch Tannen und Fichten wachsen, erreicht diese strauchartige Kiefer eine Höhe von 8 — 10 Fuß, auf höher gelegenen steinigten Bergflächen wird sie gewöhnlich nicht über 3 — 4 Fuß hoch; so auf den Kuppen des Brunnberges, des Hasselberges und großen Rades. Auf der über 800 Klafter hohen Riesenkoppe wächst gar kein Knieholz mehr.

Die äußerst biegsamen und elastischen Zweige dieser Holzgattung sind immer nach einer Seite hin gerichtet und bereiten dem Sudetenwanderer, der sich in ihrem Dickicht verirrt und verstrickt hat, die größten Hindernisse und Verlegenheiten, aus denen er sich nur mit großer Anstrengung wieder herauswinden kann. Von erhöhten Standorten gesehen, gewinnen große mit Knieholz bedeckte Waldstrecken das Ansehen beschorner Buchsbaumgesträuche, und ihr dunkles Grün steigt in einer dem Auge wohlthuenden Abwechslung mit dem hellen Grün des Farrnkrauts, des Preiselbeergebüsches und anderer Pflanzen des höhern Gebirges ab. Das schöne

rothe Holz dieser Kiefer ist seines großen Harzgehalts willen zur Feuerung besonders tauglich. Auch werden aus demselben allerlei Drechslerwaaren verfertigt und zierliche Schnitzarbeiten, welche fremden und einheimischen Gebirgsreisenden nicht nur in den gewöhnlichen Einkehrbauden des Gebirges selbst, sondern auch in den benachbarten Brunnenörtern und Städten zum Verkauf angeboten und von den Reisenden als Andenken an ihre Bergfahrt gern nach Hause mitgenommen werden. Die Erzeugung und Vervielfältigung dieser Artikel geht bereits so ins Große, daß sie dem Bestande des Knieholzes gefährlich zu werden droht. Denn es ist auch außerdem die Benutzung und der Verbrauch dieses Holzes im Hochgebirge noch außer seiner Verwendung als Feuerungs- und Baumaterial für die Bauden bei den Industriewerken, namentlich den Bleichen, Eisen- und Glashütten sehr bedeutend, abgesehen, daß auch noch ein großer Theil zur Beleuchtung als Späne und zur Verfertigung häuslicher Geräthschaften verbraucht wird.

Die Knieholzstrecken sind wie das üppig aufschießende, oft undurchdringliche Gestrüpp in einer Steppe, und bieten die Staffage zur Einsamkeit dieser Waldwüsten des Hochgebirges. So gesangreich die Haine der Thäler und die Wälder der Sudetengebirge sind, so still und einsam ist es auf ihren obersten Höhen; denn nur wenige Vögelarten erheben sich bis zu den Gipfeln der Sudeten, um dort den Winterstürmen Trotz bietend sich Nester zu bereiten und ihre Jungen zu besorgen. Nur das traurig eintönige Zwitschern der Schneelerchen (Alauda alpestris Linn.), die gewöhnlich paarweise einander nachjagend zwischen den Knieholzgebüschen und Steinklüften herumfliegen, oder der Ruf der Schneeamsel (Tardus lorquatus Linn.) erinnert den Wanderer zuweilen an das Dasein lebender Geschöpfe.

Die „Bauden" im Riesengebirge.

Seine Wohnung erbauet der Gebirgsmann sehr zweckmäßig an den grasreichen Abhängen der Berge, weil er Weide für seine Heerde und treffliches Quellwasser zu seinem und zu ihrem Bedürfnisse allenthalben in der Nähe findet. Gewohnt, für diese letztere mehr als für sich selbst zu sorgen, da er fühlt, daß von ihrem Wohle auch das seinige abhängt, ist der größere Theil seines Hauses mehr auf die Unterkunft und Erhaltung seines Viehes, als auf seine eigene Bequemlichkeit berechnet. Allgemein ist für diese Gebirgswohnungen der Name „Bauden" üblich geworden.

Ihre Bauart und Größe ist im ganzen Riesengebirge so ziemlich dieselbe. Außer einer von Stein aufgemauerten Terrasse, die dem ganzen Hause zur Unterlage dient, ist der größern Wärme wegen alles Uebrige von Holz. Doch fängt man seit einigen Jahren an, nach dem Vorbilde der Rennerbaude auf der weißen Wiese, auch die Wände der Häuser von Stein aufzuführen, besonders in Gegenden, wo die Bauden der starken Passage willen (zwischen Böhmen und Schlesien) auch im Winter stärker

besucht werden. Dabei wird jedoch das Innere immer sorgfältig mit Holz verkleidet. Dicht zusammengefügte Bohlen bilden in der Regel die Wände der inneren Räume, und die Fugen werden, um eindringende Kälte und Feuchtigkeit möglichst abzuwehren, dicht mit Moos ausgestopft und zuweilen noch mit Lehm überschmiert. Ueberdies wird die innere Seite der Wände mit Brettern verschaalt und der Fußboden gedielt; von außen werden die Häuser gegen die Wetterseite (also gegen Norden oder Westen) mit Schindeln überkleidet. Der Eingang zur Baude wird im Winter mit Reisigwänden, Holzschobern und Fichtengrannen verschanzt, damit er nicht vom Schnee verweht werde und zugleich die Wärme im Innern des Hauses sich länger halte.

Die kleinere Hälfte des Hauses begreift die Wohnstube und zuweilen neben dieser eine kleine Kammer; vor der Wohnstube ist eine enge Hausflur mit der Küche, hinter dieser gegen die Bergseite hin die Milchkammer oder der Keller, durch welchen immer ein Arm des kältesten Bergwassers geleitet wird, um die dort aufbewahrten Vorräthe in möglichster Frische zu erhalten; seitwärts der Baude wird dieses Wasser zu anderm Gebrauch in einem hölzernen oder steinernen Troge gesammelt.

Dem Stubeneingange gegenüber führt eine andere Thür aus der Hausflur in den geräumigen Stall, eine andere Thür ist an der Vorderseite des Hauses angebracht, wo das Vieh ein- und ausgeht. Zwei bis vier kleine Fenster mit Glasscheiben erhellen die Wohnstube; jedes derselben ist mit einem Schieber versehen, der, wenn er auch geöffnet wird, doch nicht hinreicht, die Stube gehörig zu lüften.

Das Dach läuft an den beiden schmalen Seiten der Baude spitzig zu und ist mit Schindeln gedeckt; der Aufgang zu dem Dachraum oder Boden führt gewöhnlich durch eine Gibelthür vermittelst einer Leiter, oder an der Bergseite über einen hölzernen Steg; der ganze Bodenraum selbst aber ist zur Aufbewahrung des Heues bestimmt und vertritt auch die gewöhnliche Schlafstelle der erwachsenen Kinder und des Gesindes. Wo der Thalabhang jäh ist, läuft an der Vorderseite der Baude ein Vorsprung der steinernen Terrasse hin, welche mit dem überhängenden Dach eine Art Gallerie bildet, die der Sicherheit wegen ein einfaches Geländer verwahrt.

Diese Einrichtung findet im Wesentlichen sowohl bei den das ganze Jahr über bewohnten Winterbauden, als auch in den nur während der Sommerweide bevölkerten Sommerbauden statt; der Hauptunterschied liegt nur in der größern oder geringern Bequemlichkeit der Einrichtung. Es ist natürlich, daß, da die Winterbauden die eigentliche beständige Wohnung des Gebirgsmanns sind, man in ihnen noch mehr Schutz gegen Kälte und größere Geräumigkeit findet, obgleich sie wie die Sommerbauden nur ein Erdgeschoß hoch sind. Zufällige Unterscheidungsmerkmale sind außerdem wohl noch diese, daß die Sommerbauden mehr den Sennhütten der Alpen ähnlich sind, nicht selten aber von so luftiger, baufäl-

liger Construction, daß man sich der Besorgniß kaum erwehren kann, der nächste Sturmwind werde sie in die Tiefe des Thales hinabschleudern. Dies zu verhüten, ist das nur leicht ohne Befestigung aufgesetzte Dach oft nur mit großen Steinen beschwert und an beiden Giebelseiten offen, um dem Winde lieber freien Durchzug zu verstatten, als ihm einen gefährlichen und am Ende doch vergeblichen Widerstand entgegen zu stellen. Außerdem liegen die Winterbauden an den Abhängen der Berge und in dem Busen der Thäler mehr dorfmäßig beisammen, und haben dann auch Benennungen wie wirkliche Dörfer, als Kleinaupe, Kolbendorf, Wolfshau, Brückenberg. Die Sommerbauden hingegen liegen mehr zerstreut im höhern Gebirge, obgleich sie in einer und derselben Gegend wieder eben so wie die Winterbauden unter einem Namen begriffen werden, der fast immer aus dem Zunamen des ersten Ansiedlers und dem Worte Baude zusammengesetzt ist, z. B. Krausenbauden, Leierbauden, Rennerbauden u. s. w. Mehrere der höchsten Bauden des Riesengebirges, die Wiesenbaude, die Hampelbaude, die alte und neue schlesische Baude, die Grenzbauden von Kleinaupe, sind durchaus keine Sommerbauden, sondern in Anbetracht, daß ihre Bewohner nebst der Viehzucht auch noch von Beherbergung der Reisenden leben und deshalb das ganze Jahr im Hause verbleiben, als wirkliche Winterbauden zu betrachten.

Die innere Einrichtung und das gewöhnliche Hausgeräth einer Baude hat immer Bezug auf die Beschäftigung der Bewohner. Ein Kachelofen mit einer Bratröhre, um im Winter die Mahlzeit zu kochen und Erdäpfel zu braten, und ein paar eiserne oder kupferne Kessel, um heißes Wasser darin zu unterhalten, fehlt in einer Sommerbaude so wenig als in einer Winterbaude, und ist überhaupt in relativer Wichtigkeit das erste Möbel im Hause. Ein Topf- oder Hafenbrett, d. i. ein offener Wandschrank mit Querabtheilungen zur Aufbewahrung des hölzernen, des Thon- und Glasgeschirrs, ist ein zweiter sehr nothwendiger Bestandtheil der häuslichen Einrichtung einer Riesengebirgsbaude; verschiedene große und kleine Kufen, Kübel und Näpfe zur Käsebereitung, ein Butterfaß, eine Käsepresse, Schöpf- und Rührlöffel, Spinn- und Lichtstöcke u. dgl. füllen den übrigen Raum der Stube. Unter den zur Bequemlichkeit und Nothwendigkeit bestimmten Geräthschaften bemerkt man selten mehr als einen gewöhnlich aus schönem weißen Ahornholz verfertigten Tisch in der Fensterecke der Stube, nebst Bänken an den Wänden und etwa ein paar hölzernen ganz schmucklosen Stühlen.

Alles dies ist sehr rein gehalten und Ordnung in allen Theilen sichtbar; allein es gehört Gewohnheit dazu, um die außerordentlich schwüle und beängstigende Luft einer selbst in den heißesten Sommertagen geheizten engen Stube erträglich zu finden, die überdies noch mit so vielen bei der Bereitung des Viehfutters, der Butter und des Käses unvermeidlichen üblen Ausdünstungen und Gerüchen geschwängert ist.

Der Wiesenbau.

Der Heuertrag der Wiesen vertritt im Riesengebirge die Stelle des Feldbaues; ihre Pflege ist daher auch nebst der Viehzucht, deren Grundlage die Wiesen ausmachen, für den Sudetenbewohner der erheblichste Gegenstand seiner Sorgfalt. Jeder Baudenmann besitzt unmittelbar vor seiner Wohnung, längs dem Abhange des Berges, ein nach Verhältniß seines Viehstandes größeres oder kleineres Stück Land in erblichem Pacht (emphyteutisch), das er sorgfältig von Steinen reinigt und gleich seinem Gemüsegarten mit den aufgeschütteten Haufen derselben einzäunt. Diese Grasplätze (Grasgärten) in der Entfernung von ein paar Meilen schon durch das frische Grün von den übrigen Bergweiden leicht zu unterscheiden, sind die eigentlichen Matten oder Wiesen dieses nördlichen Hirtenlandes; ihre Kultur ist mit jener der schweizerischen Matten im Wesentlichen eine und dieselbe, aber ihre Güte und auch ihr Werth weit unter diesen. Man theilt sie gewöhnlich in drei Klassen, gute, mittelmäßige und schlechte Wiesen. Die Thalwiesen sind, wenn sie nicht durch die oft eintretenden Ueberschwemmungen leiden, in der Regel die besten und grasreichsten und haben selten Dünger nöthig; auf sie folgen die Grasplätze an den Abhängen der Berge, die, um ergiebiger zu werden, mit der Jauche der Viehställe gedüngt werden müssen; die Grasplätze auf den höchsten Gebirgsflächen endlich können wegen ihrer großen Entfernung von den Wohnungen und der Unmöglichkeit der Zufuhr nicht gedüngt werden, und da sie der ganzen Rauhigkeit des Klimas ausgesetzt sind, so bringen sie auch das schlechteste, magerste Gras (Wolf oder Läuserich genannt) hervor, welches erst in zwei Jahren die Mühe des Abmähens lohnt und zur Aushülfe bei mangelndem Winterfutter auf Schlitten abgeholt wird.

Der Kaufpreis der Wiesen von einem Strich oder 800 Quadratklafter Grundfläche steigt von 10 bis 50 Gulden, bei schon kultivirtem Boden auch bis auf 100 Gulden W. W. (40 Gulden C.-M.). Manche Wiesen, die in einer Gegend für mittelmäßig gehalten werden, gelten in der andern für gute. Zur Verbesserung der Wiesen bietet schon ihre abhängige Fläche zunächst und unterhalb der Bauden durch die Leichtigkeit, sie zu bewässern, die beste Gelegenheit dar; denn da jede Baude ihr reichliches Quellwasser an der Hand hat, so hat es auch keine Schwierigkeit, jeden nützlichen Gebrauch davon zu machen, den die häuslichen Geschäfte nur irgend erfordern: man leitet es in den Milchkeller, wo es die Milch kühl und die Butter frisch erhält, von da in die Mistlacke unter dem Stall (Adel genannt) und aus diesem verbreitet es sich, mit den Düngertheilen vermengt, mittelst kleiner Gruben in alle Theile der Wiese oder des sogenannten Grasgartens. Dieser Vorkehrungen ungeachtet ist der Graswuchs der Wiesen in der zweiten mittlern Region des Gebirges doch nie so üppig, wie in der untern der äußeren Sudetenthäler.

Für die besten Wiesen des Riesengebirges werden allgemein die in den Siebengründen gehalten; die südliche, von drei Seiten durch die höchsten Bergkolosse geschützte Lage dieser Thäler, die vielen Wälder, welche eine größere Feuchtigkeit der Atmosphäre unterhalten, der eben deshalb vorzügliche Reichthum an Quellen und Bächen, das dadurch begünstigte Verwittern des Gesteins und schnellere Urbarwerden des Bodens befördern in diesen Thälern mehr als in irgend einer andern Gegend des Riesengebirges das Gedeihen des vegetabilischen Lebens. Daher werden auch hier und in manchen der Lage nach mit den Siebengründen ganz übereinstimmenden Gegenden des Aupen-, Elb- und Isarthals die Wiesen zweimal des Jahres gemäht und einmal abgeweidet; bei den übrigen findet nur eine einzige Behauung oder Heuernte (Heumad) des Jahres statt, und das erhaltene Heu selbst ist an Güte nur dem Nachhau oder Grummet jener, die zweimal behauen worden sind, gleich.

Es ist bereits darauf hingewiesen, daß die mittäglichen Lehnen der Berge (oder die Sommerseite) vor den nördlichen (der Winterseite) den Vorzug haben in Bezug auf Fruchtbarkeit. In demselben Thale können zuweilen die Wiesen der Sommerseite zweimal gemäht und einmal behütet werden, während die Winterseite nur Grummet gibt und zuletzt nur so im Vorbeigehen oder aus Noth beweidet wird. Die ganze nach Böhmen gehörige Lehne der hohen Sudeten ist die eigentliche Sommerseite des Riesengebirges, und ihre Wiesen und Bergweiden sind daher auch im Ganzen besser als die nördlichen schlesischen. Nichts desto weniger hat auch diese Regel wieder ihre vielfachen Ausnahmen; gar manche Wiesen der schlesischen Gebirgsseite übertreffen an Güte und Ergiebigkeit des Futterbaues viele der südlichen Gegenden, da verschiedene Theile des dortigen Gebirges eine solche Richtung haben, daß ihre Abhänge gleichfalls eine Sommerseite bilden. Dies ist vorzüglich in der Gegend von Schreiberhau häufig der Fall, wo der vom Isargebirge gegen Osten auslaufende Zweig oder Gebirgsstock des Schwarzenbergs mit dem Hauptstamme des Riesengebirges einen sehr geräumigen Thalbusen bildet, den der Zacken und seine Nebenbäche bewässern.

Vom Anbau nützlicher Futterkräuter ist bei den Bewohnern des Riesengebirges noch wenig die Rede, und doch würden manche Gebirgspflanzen, die zugleich nahrhafte Futterkräuter sind, durch Kultur bald große Verbreitung finden. Selbst der Klee könnte aus den Vorthälern in höhere Bergthäler hinaufgezogen werden, wenn ihm auch der Boden des Hochgebirges schwerlich genügen möchte.

Die Zeit der Heuernte ist nach der Höhe und Lage der Wiese verschieden. Vom Anfang Juli bis Ende September kann man gewiß sein, jede Woche in irgend einer Gegend Menschen auf dem Gebirge zu treffen, die mit derselben beschäftigt sind. Wo der Bodenraum der Baude groß genug ist, den vollen Wintervorrath aufzunehmen, wird das getrocknete

Heu oder Grummet sogleich eingebracht; wo dieses aber nicht der Fall, wird es in Schobern bis zur eintretenden Schlittenfahrt aufbewahrt und dann, wenn ein Theil des Wintervorraths bereits verzehrt ist, mittelst der im ganzen Riesengebirge üblichen Hörnerschlitten herbeigeschafft. Eine solche Schlittenladung beträgt etwa $2^1/_2$ Centner, und ein Schober enthält ungefähr 8 Schlittenladungen, also durchschnittlich 20 Centner Heu. So gering die Preise des Heues an Ort und Stelle gewöhnlich sind, so sehr werden sie doch theils durch den Arbeitslohn, noch mehr aber durch die weite beschwerliche oder selbst gefährliche Zufuhr von dem hohen Gebirge in die Thäler vertheuert. Wenn der Preis eines Centners im Ankauf an der Stelle 10 bis 12 Kreuzer = 3 bis 4 Silbergroschen ist, so steigt er doch 4 bis 5 Stunden davon entfernt, selbst zur Sommerszeit, leicht auf das Dreifache und Vierfache, auf 30 bis 50 Kr.; im Winter aber, wo manche Baudenwirthe mit ihrem Futter bereits in Verlegenheit sind, bringen die Heuspekulanten den Preis leicht auf 1 Thaler Cour. und darüber. Nur der Preis des Läuserichs übersteigt selten den Betrag von 15 bis 20 Kr. = 5 bis 6 Silbergroschen für den Centner.

Das auf den höchsten Bergebenen der Sudeten gemähte Heu kann mit dem, was der Schweizer „Wildheu" nennt und welches er mit Lebensgefahr zwischen steilen Felswänden und über furchtbaren Abgründen, oft an Händen und Füßen mit Steigeisen versehen, einsammelt, in Hinsicht der Güte nicht verglichen werden. In den Alpen ist das Wildheu, wegen der Menge guter und gesunder Kräuter, gerade das beste und gesuchteste. Obgleich es dem Riesengebirge an solchen, zwischen hohen steilen Felswänden eingeschlossenen und beinahe unzugänglichen Plätzen, wo oft eine reiche Vegetation ihren Sitz hat, keineswegs fehlt, so benutzt doch der sudetische Senn solche kräuterreiche Plätze nicht und begnügt sich, das ihm abgehende Viehfutter in Wäldern und leicht zugänglichen Gründen ohne Mühe zu sammeln.

Spinner und Weber.

Unter den Handelspflanzen, die im Riesengebirge angebaut und gepflegt werden, ist für den gegenwärtigen Gewerbstand seiner Bewohner und bei der hohen Wichtigkeit der hiesigen Leinenmanufaktur der Flachs die wichtigste, und das Spinnen nächst der Viehzucht die allgemeinste Beschäftigung des hiesigen Gebirgsvolks. Der Flachsbau findet jedoch nur in den Vorgebirgen statt, das Spinnen aber ist sowohl im innern als äußern Riesengebirge in jeder Jahreszeit allgemeine Angelegenheit für beide Geschlechter und für jedes Alter, mit einziger Ausnahme der ersten Jahre hilfloser Kindheit und der letzten des schon dem Grabe zuwankenden Greises. Deswegen entsteht aber auch zwischen dem Betrage des erzeugten Flachses und der Anzahl der Spinner, zumal in weniger fruchtbaren Jahren, sehr leicht ein nachtheiliges Verhältniß für letztere, und der Ab-

gang muß theils aus den Gebirgsgegenden des innern Böhmens, theils selbst aus Mähren ersetzt werden. Der mährische Flachs steht überhaupt in dem Rufe, Vorzüge der Güte vor dem böhmischen zu haben, und wird wegen seiner besondern Tauglichkeit zu feinen Gespinnsten selbst bei hinreichendem Vorhandensein des inländischen dennoch von den Flachshändlern gesucht und von den Spinnern dem einheimischen vorgezogen.

Der zur Verfertigung feiner Gespinnste bestimmte Flachs muß vorerst eine Reihe sehr sorgfältiger Zubereitungen durchgehen, ehe er völlig tauglich befunden wird, wobei denn zuletzt nach Verschiedenheit der ursprünglichen Güte und Brauchbarkeit des Materials von einem Pfunde nicht mehr als vier bis fünf Loth feiner Flachs übrig bleibt, welchen dann erst die gewandte Hand des Spinners in das feinste Garn zu verwandeln weiß.

Außer der allgemeinen gröbern Zubereitung, die jeder Flachs, bevor er versponnen werden kann, erleiden muß — des Brechens und Hechelns, — wird der zu den feineren und feinsten Gespinnsten bestimmte noch gepocht, d. i. mit hölzernen Schlägeln geschlagen, fein gehechelt, geschabt und gebürstet, bis zuletzt nur die feinste seidenartige Faser des Bastes (die sogenannte Herder) übrig bleibt. Jeder Spinner hat dabei seine eigenen Handgriffe, die er geheim zu halten sucht. Unglaublich ist der Grad der Verfeinerung, zu welchem der beharrliche Kunstfleiß mancher Spinner diese Produkte in unsern Tagen gebracht hat. Schon vor mehr als funfzig Jahren wurden (insbesondere auf der Herrschaft Starkenbach) die feinsten Lothgarne gesponnen und dem besten holländischen Battist in nichts nachstehende feine Leinwand gewebt. Es gibt Stücke, deren Gewicht nicht über 6 Quentchen steigt, und dennoch hat ein Stück Garn 4 Strähne, der Strähn 3 Zaspeln, die Zaspel 20 Gebinde und jedes Gebind 20 Faden, deren jeder 7 Fuß oder $3^1/_2$ böhmische Ellen lang ist; folglich wiegt ein Faden von 16,800 böhmischen Ellen Länge nicht mehr als 6 Quentchen.*) Die Sache wird noch erstaunlicher, wenn man weiß, daß es nicht etwa die Händchen zarter, zu früher Geduld gemißhandelter Kinder, sondern die Finger volljähriger Personen und mehrentheils Männer sind, die solche Wunder verrichten.

Als Werkzeugs bedient sich der Spinner sowohl der Spindel als des Spinnrades. In Schlesien scheint die Spindel mehr im Gebrauch zu sein, als das Spinnrad; auf böhmischer Seite sieht man sowohl mittelst des Rades als mit der Spindel feine Gespinnste bereiten. Indeß bedient man sich zu dem feinsten Garn in Böhmen lieber der Spindel, und zwar aus dem Grunde, weil der Faden mit dieser lockerer und biegsamer, die aus ihm gewebte Leinwand daher weicher und geschmeidiger werden soll. Die Gewohnheit, mit der Spindel zu spinnen, hat überdies

*) Vgl. Geogr. Ch. B., 5. Aufl., Th. 1, S. 113.

auch noch den Vortheil für sich, daß man überall und selbst gehend spinnen kann, wie man denn auch wirklich Kinder von 6 bis 8 Jahren, mit dem Spinnrocken am Busen, spinnend der Heerde auf die Weide folgen sieht. Das Spinnrad hingegen hat den unläugbaren Vorzug vor der Spindel, daß der Spinner bei gleicher Geschicklichkeit in derselben Zeit um ein Drittel mehr Garn zu liefern im Stande ist. Wie kärglich aber im Ganzen der Verdienst des Spinners sei, kann schon daraus beurtheilt werden, daß ein Stück des feinsten Gespinnstes, das zur Werfte bestimmt ist, dem Spinner zu 3, höchstens 4 Gulden, das Stück zum Einschuß zu 2½ bis 3 Gulden vergütet wird — wobei aber der Spinner sich den Flachs selbst anschaffen und zubereiten muß. Minder feine Gespinnste werden zu 1 bis 2 Gulden 30 Kr., gemeine zu 36 bis 45 Kr. bis 1 Gulden das Stück bezahlt. Wer insbesondere bei feinem Gespinnste seinen Erwerb sucht, kann keine andere gröbere Beschäftigung mehr wählen; denn das feine Gespinnst fordert nicht nur ein äußerst zartes Gefühl der Finger, sondern auch eine beständige Uebung. Die Erzeugung solcher hochfeinen Garne dürfte für die Zukunft wohl noch das Einzige bleiben, was die beginnende Einführung der Flachsspinnmaschine dem Handspinner noch übrig lassen wird.

Aus dem Gesagten erhellt, daß der Verdienst des Spinners ein sehr kümmerlicher Erwerb ist, wenn er das Unglück hat, ohne andere Nahrungswege auf seine Spuhle eingeschränkt zu sein; denn der Gewinn fällt, zumal bei dem gröbern Gespinnste, wo die erstaunliche Concurrenz der Producenten den Werth des Erzeugnisses ohnedies schon sehr vermindert, so gering aus, daß nur die Genügsamkeit des armen Sudetenbewohners es möglich macht, bei diesem Erwerbe das Leben zu fristen. Hat er überdies, wie es meistens der Fall ist, kein Vermögen, um sich in wohlfeilen Zeiten vorräthigen Flachs anzuschaffen, muß er vielmehr seinen Bedarf bei den Garnaufkäufern, die meistens auch Flachshändler sind, in kleinen Parthien, und zwar um die willkürlich bestimmten Preise nehmen; nöthigen ihn diese Leute ferner, so oft er Garn abliefert, wieder Flachs oder andere Dinge, die er zu seinem Gewerbe braucht, anstatt baarer Zahlung anzunehmen, oder geben sie ihm auf dringendes Bitten nur einige Groschen in die Hand und zählen ihm dabei herzlos die Bissen vor, die ihn, sein Weib und seine acht Kinder die ganze Woche zu ernähren hinreichen sollen: dann füllt sich das Herz des Menschenfreundes mit Trauer, da er vergeblich auf Mittel sinnt, dem socialen Uebel zu steuern.

Wenn der arme Baudenbewohner im Winter, wo er von seinem Viehe nur geringen Nutzen zieht, durch Noth und Langeweile gezwungen wird, mit Spinnen etwas zu verdienen, so bringt er mit dem angestrengtesten Fleiße sammt seinem Weibe und etwa drei oder vier Kindern seinen täglichen Erwerb auf 24, höchstens 30 Kreuzer = 8 bis 10 Silbergroschen, vorausgesetzt, daß er dabei noch das Glück hat, sein Gespinnst

frei zu verkaufen und von keinem Wucherer abhängig zu sein. Von diesem Gelde soll er seine Familie unterhalten und kleiden, Holz und Licht schaffen und auch noch für den Ankauf neuen Vorrathes an Flachs etwas erübrigen. Da kann man denken, in welche Noth das arme Volk, besonders bei strengem Winter, geräth! Dazu kommt, daß diese von Noth und Sorgen oft leiblich und geistig verkümmerten Menschen aus mißverstandener Frömmigkeit noch glauben, im Sommer einige Wochen wallfahrten zu müssen, wobei ihr häuslicher Nahrungsstand vollends zu Grunde geht und der Bettelstab ihr unvermeidliches Loos wird. Aufgeklärte und menschenfreundliche Seelsorger haben, von der Noth des armen Volks im Innersten ergriffen, sich in schweren Zeiten manchmal bewogen gefunden, ihnen zu erlauben, auch an Sonn- und Feiertagen zu arbeiten, um nicht gerade am Tage des Herrn und zu seiner Ehre zu verhungern.

* * *

Die bei Weitem zahlreichste Handwerkerklasse im Riesengebirge bilden die Weber. Es ist erstaunlich, wie sehr sich diese Gewerbschaft seit dem letzten halben Jahrhundert im Riesengebirge und seinen Vorbergen verbreitet hat. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß die größere Hälfte aller Bewohner des Riesengebirgs Weber sind; manches Dorf, das vor sechzig Jahren etwa 3 Webstühle hatte, zählt jetzt 30; beinahe jeder Hausbesitzer in den manufakturtreibenden Dörfern ist Weber und beschäftigt auch noch seine Kinder und sein Gesinde auf 3 oder 4 Webstühlen. Bei dieser großen Menge von Webern würde weder der einheimische Flachs, noch das im Riesengebirge gesponnene Garn zu ihrer Beschäftigung ausreichen, würde beides nicht aus dem Innern Böhmens und Mährens zugeführt. Am stärksten wird im Herbst und Winter gearbeitet, wo in der Feldwirthschaft und Viehzucht nur geringe Beschäftigung ist; viele Baudenbewohner sind 4 Monate im Jahre Sennen und 8 Monate Weber.

Die Leinwandmanufaktur im Riesengebirge ist höchst wahrscheinlich mit der Bevölkerung desselben von gleichem Alter; sie erstreckt sich weit über die Grenzen dieses Gebirges, mehrere Meilen tief nach Schlesien und Böhmen, und folgt der Richtung der — beiden Ländern zur Grenze dienenden — Sudetenkette, von der Oberlausitz bis nach Mähren. Auch die Schleiermanufaktur ist in der Gegend von Hirschberg schon über drei Jahrhunderte einheimisch, in Böhmen kaum ein Jahrhundert. Die Arbeiten der Weber sind natürlich nach den Graden der Feinheit oder auch nach ihrem Endzweck sehr verschieden: gemeine, feinere, höchstfeine Leinwande und Battiste; gewürfelte gemeine und mit verschiedenen Mustern (Zeichnungen, Dessins) versehene Leinwanddamaste; glatte, dünne oder dichte und geblumte Schleier u. s. f. Alle diese verschiedenen Arten der Waare erfordern auch eigenthümliche Einrichtung des Webstuhls und eigenthümliche Fertigkeit, welche letztere gewöhnlich in der Familie forterbt.

Da die Maschinenweberei in England und Belgien und andern Gegenden weit der Handweberei voraus ist, so haben diese Handweber einen schlimmen Stand, und im Allgemeinen ist ihr Loos nicht glücklicher als das der Spinner. Gleich jenen sind auch sie allen dem Handel ungünstigen Zufällen ausgesetzt, andererseits hängen sie von der Willkür der reicheren Käufer ab, die mehr als ein Mittel besitzen, sich des armen Producenten zu bemächtigen und durch's ganze Gebirge die Preise der Waare nach ihrem Gefallen zu bestimmen. Nur ausgezeichnete Geschicklichkeit oder besondere Glücksumstände begünstigen Einzelne aus der Weberklasse; die bei Weitem größere Anzahl lebt in Armuth und weiß in der einen Woche nicht, wie sie in der nächsten Woche nur das Nothdürftigste erschwingen soll. Unter allen Lehrsätzen der Staatswirthschaft leidet wohl keiner so häufige und bedeutende Ausnahmen als der, daß die Allgemeinheit einer Beschäftigung ein sicherer Beweis ihrer Einträglichkeit für alle daran theilnehmenden Individuen sei.

Fünfter Abschnitt.

1. Die Elbe. — 2. Hamburg. — 3. Leipzig.

1. Die Elbe. *)

(Im Gebirgsdialekt „Albe", böhmisch „Labe".)

Wie am Scheitel des Brockens sich eine feuchte Moos= und Moorwiese hinaufzieht, welche einem Schwamme gleich die Feuchtigkeit der Wolken auffaugt, so lagern an der Schneekoppe gleichfalls solche Schwämme. Der eine, die Elbwiese, reicht unserm Elbstrome die erste Muttermilch. Ringsum hohe Berghäupter, nirgends ein Blick in die Ebene, oben der Himmel mit seinen Wolken, die das Bett des zarten Kindes mit ihrem weichen, aber kalten Flaum decken, während das Unterbett den größten Theil des Jahres über der weiße Schnee ist. Man zählt wohl sieben Quellwasser, die aus eben so viel hochgelegenen sumpfigen Schluchten zwischen der Schneekoppe, Teufelswiese, Sturmhaube und dem Ziegenrücken ihr Wasser auf der naworer Wiese zusammenziehen. Diese Wiese wird freilich vorzugsweise Elbwiese genannt, und doch liefert sie nicht die stärkste der Elbquellen, sondern muß diesen Vorzug der weißen Wiese einräumen, welche überdies noch 15 Klafter höher liegt als alle übrigen Elbquellen. Sie liegt auf dem östlichen Gebirgsflügel (die Elbwiese auf dem westlichen) wohl eine Quadratstunde groß, lehnt sich an den obern Gipfel der Schneekoppe, und bricht hier als Rand des Riesengrundes, dort zum düstern Teufelsgrunde ab. Das Weißwasser ist von vornherein ein starker Bach, und zieht auch die stärkeren Zuflüsse an, unter denen das Silberwasser, der krumme Seiffen, der Sturmgraben und das Mädlwasser die bedeutendsten sind. Unterhalb des „Festungshübls", von einer großen Granitgruppe also genannt, vereinigt sich das Weißwasser mit dem „Elbseiffen", der nach einem prächtigen Sturze von der Höhe der Elbwiese in beständigen Fällen durch den wilden Elbgrund herabbraust. Auch

*) Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben (Beiblatt zur Magdeburger Zeitung), 1853, Nr. 43 ff.

das Weißwasser bildet in seinem Laufe durch den langgedehnten schauerlichen Teufelsgrund eine Gallerie von Cascaden, deren mehrere durch die Stärke und Höhe ihres Gefälles und die wilderhabene Decoration ihrer Umgebungen zu den sehenswürdigsten Gegenständen des Riesengebirges gehören. Und doch bieten die beiden ersten Hauptnebenflüsse der Elbe, die Aupe und Isar, noch großartigere Scenen dar, ja der Isar gebührt unter den Flüssen des Riesengebirges selbst vor der Elbe die erste Stelle.

Es ist in den Haupt- und Nebenflüssen der Elbe eine Jugendlust und Frische, eine Kraft und Tollkühnheit, an welche die Flüsse des Böhmerwaldes oder Erzgebirges, Thüringerwaldes oder Harzes nicht im Entferntesten hinanreichen. Es fehlen dort aber auch diese mächtigen stufenweis über einander gelagerten Granitbänke, welche das Riesenkind ohne Gnade zu den waghalsigsten Sprüngen hinreißen. Gneißgranit liegt unter den Quellen und steht an den Ufern als eine geschlossene Colonne von Polizeisoldaten, welche der muthigen Tochter des Gebirges den Weg nach der böhmischen Ebene weisen, und sie zu einem gehorsamen kaiserlichen Unterthan machen. Bald wird das Bett weicher, und von Spindelmühl bis Hohenelbe bildet Glimmerschiefer die Unterlage. Wenn wir nicht irren, verirrt sich zuweilen noch bis in die norddeutsche Ebene ein Fragment dieses Gesteins, um Zeugniß von dem fernen Quellgebiet zu geben. Die Ufer werden weniger steil, die Gefälle sanfter; die Elbe tritt in das Gebiet des Steinkohlengebirges ein; aber wenn sie auch schon zahlreiche Mühlen treibt, so ist sie doch noch an den Schultern zu schwach, um Kähne mit dieser unterirdischen Last zu tragen. Die Hauptumgebung in Böhmen bildet ferner der Quadersandstein mit seinen Gefährten, und er ist es, der ihr die Thür öffnet, aus welcher ihr die Moldau entgegentritt, aber nicht mit freundlichem, sondern mit neidischem Blick. Denn sie kommt von Süden und hat schon frühe die Richtung, welche man bis zur Nordsee mit dem Namen der Elbe beehrt; sie ist früher schiffbar als die Elbe, und doch entgeht ihr die Ehre, ihren Namen weiter als bis zur Vereinigung mit ihrer Nebenbuhlerin, den angeerbten Namen zu führen.

Indeß den Ansprüchen des Moldauweibchens setzt das Elbweibchen die seinigen mit siegreicher Kraft entgegen; die Moldau macht kurz vor ihrem Ende einen Fehltritt; sie verläßt den geraden Weg nach Mitternacht und wendet sich nach Osten, um sich erst dann wieder nach Norden zu wenden. Aber das klügere Elbweibchen hat schon eine geraume Strecke vorher in der Ahnung seiner Zukunft ebenfalls eine Wendung gemacht, so daß bei der Zusammenkunft beider nicht die Elbe, sondern die Moldau die Herzukommende, also das Accidenz, wird. Das Elbweibchen ist zum Elbweibe geworden, und die Nebenbuhlerin weist vergeblich darauf hin, daß sie weit früher als die Elbe Schiffe und Kähne getragen hat. Nicht die Elbe wird von der Moldau, sondern diese von jener angezogen, wie die

Gerinne beweisen, in welchen die Moldau schon vor ihrer Hauptmündung Wasser, und darum Rechte, an die Elbe abgibt.

Die Elbe geht nun von Melnik, dem Vereinigungspunkte mit der Moldau, als deren lachende Erbin auf dem ihr schon längst eigenen Terrain, dem der Kreideformation (Kreide mit Quadersandstein), noch einige Meilen fort. Da tritt ihr in der Gegend von Lowositz, aus der Tiefe der Erde aufsteigend, Vulkan in den Weg. Er hat den Fluch der sterbenden Moldau gehört, und ladet die Elbe vor sein Tribunal. Er wirft der Angeklagten einen Damm von Basalt, Trachyt und Phonolith, gleichsam als Häscher, entgegen, und seine Batterien öffnen die Feuerschlünde gegen den heranziehenden Feind. Aber des Pluto Sohn ist nicht mehr stark genug gegen die neptunische Tochter; das Wasser siegt über das Feuer; die Elbe zieht als Hilfstruppen die Wogen der Eger an sich und durchbricht den aufgethürmten Wall, dessen Werkstücke fortan zu beiden Seiten ihr eine Ehrenpforte bauen, an deren Romantik sich die Siegerin jetzt täglich erfreut. Aber kaum hat sie auf väterlichem Boden sich wieder heimisch fühlen gelernt und die befreundeten Gestalten ihres ersten Mittellaufes, die Ufer und das Bett von Kreide und Quadersandstein, deren widerstandslose Natur das Zeugniß für die Freude des Wiedersehens ist, von Neuem begrüßt, so stellen sich auch schon zwei Bergriesen, das Erzgebirge und das lausitzer Gebirge, in geschlossener Phalanx ihr entgegen, mit dem Harnisch des Granits (und Syenits) und dem krystallinischen Schiefer (Gneiß, Glimmerschiefer, Thonschiefer) gepanzert. Und zur eisernen Rüstung fügen sie eine Kriegslist. Es ist die Kriegslist, welcher sich einst die Feinde der alten Aegypter gegen diese in offener Feldschlacht bedienten, indem sie in der linken Hand eine Katze hielten, welche bei den Aegyptern als ein geheiligtes Thier galt. Ueber jenen Gebirgsrücken und an deren Gehängen haben sich die Gesteinsschichten gelagert, welche wir als die befreundeten Gestalten der Elbe bezeichneten. Aber eben darum wendet sich die Kriegslist in ihrem Erfolge gegen Die, welche sich ihrer bedienen. Die Bundesgenossen wider Willen öffnen die Festungsthore dem Belagerer; dieser durchbricht mit lautem Hurrah die Verschanzungen; der Durchbruch wird für ihn zum Triumphbogen; die Siegerin spannt die besiegten Feinde vor ihren Triumphwagen; die Wahlstatt heißt die sächsische Schweiz, deren Besucher zwar noch immer die Zeugen des gewaltigen Kampfes sehen, aber durch dessen Resultate so befriedigt sind und darum ein so liebliches Bild des Friedens genießen, daß sie sich nicht mit der antiquarisch-geologischen Frage quälen, ob man die Elbe dort den Felsen oder diese der Elbe zu verdanken habe. In der Anschauung des Friedensbewußtseins sind beide Wahrheiten vereinigt und haben ihr Recht. Große Schlachten geben einen großen, segensreichen Frieden, die Völkerschlacht bei Leipzig nicht minder wie die Naturschlacht bei Dresden. In der That, wenn irgendwo Deutschland eine liebliche Romantik in den man-

nigfaltigsten Draperien aufzuweisen hat, so ist es die sächsische Schweiz. Es vereinigen sich hier nicht blos die malerischen Gestalten der starren, senkrechten (weil aus Quadersandstein gebildeten) Felsen mit dem lebensvollen Bilde eines großen fließenden Gewässers, welches eine schöne Vegetation und eine lachende Industrie an seine Ufer fesselt, so daß zwischen beiden Mächten ein unübertreffliches Gleichgewicht herrscht, sondern es sind auch die Gruppen so gedrängt, daß für den Besucher fast alle Vermittlungsglieder der langgestreckten und langweiligen Wege hinwegfallen. Er biegt nur um eine Ecke, und ein neues liebliches Gelände thut sich lachend hervor. Darum ist die sächsische Schweiz die Parthie der Damen und der lustreisenden jungen und alten Ehepaare. Hier hat die Elbe mit dem Sandstein eine eben so harmonische Ehe geschlossen.

Mit dem Durchbruche durch das böhmische Thor und seine Außenwerke begrüßt die Elbe die norddeutsche Ebene. Doch sie soll zunächst davon nur einen Vorgeschmack haben, und diesen hat sie, indem sie, ausruhend von den Kämpfen mit den Berggeistern, ein Mittagsmahl an dem dresdener Kessel einnimmt, welchen sie mit dem eigenen Wasser füllt und in welchen der nordische Gott einige Brocken aus seiner Vorrathskammer wirft. Ja man kann sagen: In dem Thal von Dresden genießt sich die Elbe selbst; sie kommt hier zum ersten Male zu sich selbst, zur gemächlichen und doch nicht stagnirenden Siesta. Die Mittagshöhe ihres Naturlebens ist erreicht, die Arbeit gethan, welche dem spätern Alter die Ruhe sichern soll. Aber noch einmal beginnt ihr Kampf mit den harten Naturmächten; unterhalb Dresdens begegnet sie der Arrièregarde der am böhmischen Thor geschlagenen feindlichen Hauptarmee, und der Granit hat hier auch seinen jüngern Bruder, den Porphyr, zu Hilfe gerufen, wie ihrerseits die Elbe sich durch allerlei Gewässer, gleichsam durch Flankeurs, verstärkt. Der Kampf ist kurz und leicht; der Feind ist schwach und weicht bald zurück. Die Felsenufer werden niedrig und niedriger, ziehen sich mehr und mehr, besonders auf dem rechten Ufer, zurück. Die Glocke von St. Afra verkündet, daß die vorüberziehende Göttin in die arva (Gefilde) Norddeutschlands eintritt.

Es beginnt ihr Unterlauf; ihr Angesicht färbt sich, das reine Wasser des Felsenbettes wird trübe. Doch es hebt bei dem Eintritt in die norddeutsche Ebene, nach der Arbeit des Kampfes, für die Elbe die Arbeit des Segens, des positiven Schaffens an. Das Diluvium der deutschen Ebene hat ihr zwar die allgemeine geognostische Unterlage in den Thon-, Lehm- und Sandschichten gegeben; aber sie gräbt sich nun ihr Bett mit Leichtigkeit selbst, und hat daher Zeit und Muße, um nicht mehr an sich allein, sondern auch an ihre Umgebung zu denken und die mitgebrachten Schätze, gleich dem Nil, als fruchtbringendes Alluvium ihrer Nachbarschaft mitzutheilen. Diese Arbeit ist ihr aber durch die Configuration des umgebenden Landes bedingt. Ihr Arm reicht so weit, als die überfluthen-

den Wogen gehen oder einst gegangen sind, indem sie an sich selbst, d. h. an ihrer erschöpften Kraft, oder an den Füßen der Höhenzüge ihr Ziel finden. Hatte die Elbe bisher vorwiegend eine negative Arbeit, d. h. das Hinwegräumen vollbracht, so beginnt sie jetzt vorwiegend eine positive Arbeit, indem sie nicht blos fruchtbaren Schlamm nach rechts und links auf die Felder führt und so in geognostischer Hinsicht die horizontale Thalsohle bildet, welche als das specifische Gebiet der Elbe, gleichsam als ihre Hausmacht, zu betrachten ist, sondern auch neue Richtungen ihres Stromes und neue Ufer schafft. Doch hat sie eben nur noch innerhalb ihres Alluviums Macht, solches zu thun. Die Höhen treten ihr zwar nicht mehr so trotzig und so nah entgegen, aber schon der gegenseitige Anblick aus der Ferne hält die beiden Mächte in gegenseitigem Schach. Beide sind matter geworden.

Schon auf königlich sächsischem Gebiete drängen die Höhen am linken Elbufer härter heran als auf dem rechten und ziehen sich so auf preußischem bis nahe vor Wittenberg, so daß bis dahin der Strom mehr auf dem rechten Ufer die oben angedeutete Arbeit zu entwickeln vermag. Von Wittenberg an, welches ja auch in der Geschichte der christlichen Kirche Chancen hervorrief, wechseln diese Rollen; die Höhen treten am rechten Ufer heran und ziehen sich vom linken zurück. Diese Wendung ist aber zugleich ein Hinlenken nach dem Harze und seinen Vorbergen, welche bei Magdeburg weit nach Osten auslaufen. Man sollte meinen, die friedlich gewordene und kampfentwöhnte Elbe müßte, den Harz fliehend, sich nach Osten wenden, wo ihr der Feind, wenn auch nicht goldene, Brücken gebaut hat. Aber es ist, als fühlte sie sich von ihm angezogen. Indeß recognoscirt sie blos die feindlichen Vorposten und zieht weiter, ohne ihnen ein Gefecht geliefert zu haben. Zwar tritt der märkische Sand bei Hohenwarte (in der Nähe von Burg) herausfordernd an den Fremdling aus Böhmen heran und hebt vor ihm den Kopf, allein er zieht bald wieder ab und überläßt von Tangermünde an bis zum Einfluß der Havel seine Rolle dem altmärkischen Sande u. s. w. Es muß überhaupt als ein Charakteristikum der Höhen an der Elbe in der norddeutschen Ebene hervorgehoben werden, daß, so wenig bedeutend sie auch an sich und in Hinsicht auf eine durch sie hervorgerufene Naturscenerie sind, sie doch den angedeuteten Wechsel fast bis zum Ausflusse in die Nordsee fortsetzen. Bei Blankenese (unweit Hamburg) erheben sie sich, der vor ihrem Tode noch einmal aufflackernden Flamme gleich, noch einmal zu nicht unbedeutender Höhe über dem Elbspiegel und bilden eine treffliche Naturlandschaft. Hier hört der Kampf der Elbe mit dem Berggeiste auf; dieser stirbt, ein Kind geworden, einen schönen friedlichen Tod; aber auch jene überlebt den letzten Sieg nicht lange; denn der aufhörende Reiz des Gegensatzes (zwischen Berggeist und Flußgott) ist der Tod, und ihr Leichenstein die größte deutsche Handelsstadt.

Nimmt man eine nur einigermaßen gute Karte und einige Hirsekörner zur Hand, so lassen sich die oft höchst interessanten Wassergebiete eines Flusses sehr genau begrenzen; denn die Wasserscheiden der einzelnen Flußgebiete sind an den Quellen der Zuflüsse leicht aufzufinden. Es ergeben sich dabei zuweilen die überraschendsten Resultate. Das Wassergebiet der Elbe hat seinen südlichsten Punkt in dem Winkel, welchen das mährische Gebirge und der Böhmerwald bilden, einige Meilen nördlich von Linz, wo es hart an das Donaugebiet heranrückt. Von hier läuft die Grenze des Elbreiches nordöstlich auf dem Kamme des (böhmisch-) mährischen Gebirges, dessen Südostabfall der Donau angehört, welche hier eine mächtige Anziehungskraft auszuüben beginnt, nachdem sie bis dahin auf der Nordseite wenig Terrain hat gewinnen können. Wo das mährische Gebirge sich an den Zug der Sudeten anschließt, am großen Schneeberge, wendet sich unsere Grenze nordwestlich und geht auf dem Kamme des Riesengebirges bis in die Gegend von Görlitz. Hier hört die durch hohe Gebirge markirte Scheidewand zwischen Elbe und Oder auf und verflacht sich in niedrige Hügel, wo sie anfangs zwischen der lausitzer Neiße auf der Oderseite und der Spree auf der Elbseite in einer weiten Strecke verlaufen, und zwar so, daß beide genannten Flüsse ziemlich langgestreckte, nahe Parallelen bilden. Die Elbgrenze tritt hier immer näher an die Oder heran und erreicht in der Gegend von Frankfurt den nächsten Punkt. Aber auch von hier an zieht sich das Elbgebiet, resp. das Havelgebiet, ziemlich hart an der Oder hin, welche demnach auf dem linken Ufer ihres Unterlaufes das Recht des Wasserholens fast gänzlich an die Elbe abtreten muß. Von den Havelquellen an nöthigt die Ostsee die Grenze des Elbgebietes zu einem Rückzuge, und letztere nimmt nun ihren Verlauf durch das südliche Mecklenburg in einer ungefähr ostwestlichen Richtung, welche sich auch nach Holstein hinein bis nahe an Hamburg fortsetzt. Hier jedoch steigt sie plötzlich nach Norden und geht erst wieder von der Westseite des plöener Sees nach Westen, um zwischen Eider und Elbe in der Nordsee zu endigen.

Beginnen wir wieder mit dem südlichsten Punkte des Elbgebiets, so nimmt dessen Grenze auf der linken Seite zunächst einen nordwestlichen Verlauf und zwar auf der Höhe des Böhmerwaldes, welcher die Abflüsse seines nördlichen Endes auch auf der Westseite der Elbe durch die Eger abtritt. Die Fortsetzuug der Grenze für das Elbgebiet wird hier durch die fast südnördlich laufenden Höhen des Fichtelgebirges gebildet, welches die Saale entsendet und das Elbgebiet auf eine kleine Strecke mit dem Main-, resp. Rheingebiet in Berührung bringt. Da, wo an das Fichtelgebirge der Frankenwald sich anschließt, zieht sich die Grenze der Elbwasser auf dem Kamme des letztern und des Thüringerwaldes bis in die Nähe des großen Beerberges, des höchsten Punktes des Thüringerwaldes, hin. Hier tritt eine interessante Erscheinung auf: die Weser greift durch

die Hörsel in ein Gebiet ein, welches dem Anscheine nach der Elbe zukommt, weil es der Nordostabfall des Thüringerwaldes ist, wahrscheinlich, daß spätere Bodenerhebungen den Besitztitel an dieser Stelle geändert haben. Gotha gehört zum Wesergebiet, welches von dort an seine Vorposten bis hart an die Cyriaksburg bei Erfurt vorschiebt, aber dann durch die Unstrut wieder nach Westen zurückgedrängt wird. Von den Quellen der Unstrut bei Dingelstedt nimmt die Wasserscheide zwischen Werra und Elbe ihren Weg in nordöstlicher Richtung. Wird sie durch den Oberharz etwas nach Nordwest hingedrängt, so rächt sich dafür die Weser dadurch, daß sie vermittelst der Aller ihre Marksteine bis nahe vor Magdeburg vorrückt. Von hier aus zieht sie sich nordwestlich in einer fast genau mit der Weser parallelen Richtung bis zur Nordsee, indem sie das zwischen Elbe und Weser liegende Terrain je nach der Bedeutung beider Flüsse mit gerechter Waage vertheilt.

Ueberblicken wir das so abgegrenzte Elbgebiet, welches in Betreff der Schifffahrt, der Kanäle, der Straßen, der Eisenbahnen, somit der gesammten Industrie, ein individuelles Ganzes bildet, wie wir später sehen werden, so hat es seine südöstliche Basis in dem böhmisch-mährischen Gebirge; auf dieses sich stützend, legt es sich in der anfänglichen Gestalt eines Rechteckes, dessen kurze Seite das böhmisch-mährische Gebirge ist, auf die Karte der norddeutschen Ebene. Aber während sich seine nordöstliche Seite gegen die Oder hin ausbiegt, wird die südwestliche Seite durch die Herrschaft der Weser bedeutend nach Nordost hin zurückgedrängt, und das ganze Gebiet ist so am Ausflusse der Elbe bedeutend eingeengt. Es umfaßt ziemlich genau den vierten Theil von Deutschland, also etwa 3000 Quadratmeilen. Fast die ganze Provinz Brandenburg gehört dem Elbgebiete an, und was die Provinz Sachsen betrifft, so müssen wir auf die eigenthümliche Thatsache hinweisen, daß sie mit Ausnahme einiger weniger Landstriche an ihrer Westseite ebenfalls fast ganz in das Bereich der Elbe fällt. Ihre Westgrenze wird ziemlich genau von der Wasserscheide zwischen Weser und Elbe gedeckt. Sachsen und Brandenburg gravitiren nach der Elbe hin, und als gemeinsamen Gravitationspunkt können wir füglich Magdeburg bezeichnen, wenn es sich darum handelt, eine Stadt als solchen hinzustellen und die Linie der Abscisse oder Basis sich in einen Punkt contrahiren zu lassen.

Es existirt auf dem Festlande kein so streng abgegrenztes Gebiet wie das neptunische Reich eines Flusses; diese Gebiete sind die natürlichen Individuen der Continente, am schärfsten in dem Ober- und Mittellaufe, weniger scharf in dem Unterlaufe des betreffenden Flusses oder Stromes. Berge trennen, Flüsse vereinigen. Ein Hauptfluß ist der natürliche Herrscher seines Reichs und seine Nebenflüsse sind seine Vasallen. Es darf deshalb nicht als eine falsche, unkritische Vorstellung bezeichnet werden, wenn man gewohnt ist, von den Nebenflüssen als den Herrscherarmen des

Hauptflusses zu reden, obgleich die umgekehrte Vorstellung, nämlich daß der Hauptstrom erst das Resultat der Nebenflüsse sei, in demselben Grade berechtigt ist. Die Anziehungskraft des erstern für letztere muß als das Fundament des Verhältnisses gelten. Die vier Hauptzuflüsse der Elbe, die Moldau und Saale auf der einen, die Elster und Havel auf der andern Seite, halten sich in regelmäßigem Wechsel ihrer Mündung fast das Gleichgewicht. Doch liefern die westlichen Nebenflüsse mehr Wassertribut als die östlichen, da sie einen schnellern Lauf haben und auf ihrer Seite sich größere Erhebungen befinden. Die Nebenflüsse von Osten sind daher die Venen mit dem trägern Blute, die von Westen dagegen sind die Arterien mit dem raschern Blute. Und dürfen wir den physiologischen Vergleich mit dem menschlichen Körper fortsetzen, so erweist sich die rechte Seite der Elbe als die linke oder schwächere, die linke dagegen als die rechte oder stärkere. Oder, damit das Bild sofort in die rechte Lage kommt, warum dürfen wir uns die Elbkarte nicht auch von Norden nach Süden ansehen?

Hat denn aber die Elbe, dieser größte rein deutsche Fluß, stets den gegenwärtigen Lauf und ihr jetziges Wassergebiet gehabt? Wie interessant auch diese Frage ist, so läßt sie sich doch begreiflicher Weise nur muthmaßlich beantworten. Wir müßten zum Zwecke einer erschöpfenden Antwort über die Naturgeschichte der Elbe mit Genauigkeit die äußeren Umrisse der nach und nach aus dem Meere auftauchenden Inseln und Continente, ihre oberflächliche Configuration, ihre geognostische Beschaffenheit nach den einzelnen geologischen Perioden zeichnen können; wir müßten wissen, wie die einzelnen Erhebungen und Einsenkungen auf einander gefolgt sind. An die jetzige Gestalt der Elbe und ihres Wassergebiets, auch nur in einzelnen Theilen, ist für die Zeit des Uebergangsgebirges und der Steinkohlenformation nicht zu denken; denn damals ragten über dem Meere da, wo jetzt Deutschland liegt, nur erst einzelne Inseln empor, und ein Fluß von der Länge der Elbe gehörte wohl zu den Unmöglichkeiten. Bei den späteren Formationen vergrößerten sich zwar die Landstücke und verlängerten sich die Flüsse, aber letztere hatten bereits auch andere Läufe, Richtungen und Gebiete. Erst in der neuesten Zeit, also nach der Diluvialperiode, in einer Zeit, wo die jetzigen Continente fertig waren und sich durchaus nicht mehr wesentlich, weder in ihrer Ausdehnung, noch in ihrer Oberflächengestalt modificirten, haben die Flüsse, mithin auch die Elbe, ihre jetzige Gestalt gewonnen, wenngleich vorher einzelne ihrer Theile eine Aenderung erfahren haben mögen. Die Elbe in ihrem untern Mittellaufe, also von Böhmen an bis einige Meilen unterhalb der Stadt Meißen, setzte sich in ihrem jetzigen Bette fest, resp. grub und erweiterte es, als das böhmische Meer oder ein Theil desselben, durch Hebungen veranlaßt, abfloß. Dies muß nothwendig nach der Kreideperiode geschehen sein, vielleicht erst nach der Braunkohlenzeit. Aber es währte noch lange Zeit,

ehe die Elbe in der norddeutschen Ebene sich ein sicheres Bett grub. Das Meer reichte hier viel weiter als jetzt nach Süden herauf, und die Elbe ergoß sich in dasselbe zu einer gewissen Zeit etwa in der Gegend von Torgau, dann in der Gegend von Magdeburg u. s. w., was aber nicht so zu verstehen ist, daß ihr damaliges Bett genau das gegenwärtige gewesen sein müsse. Ihr Unterlauf war seeartig und sumpfig, und bei großer Wasserfülle grub sie sich nicht selten einen andern Abfluß, wie dies für gewisse Stellen durch Steingerölle und andere geognostische Charaktere gemuthmaßt werden kann. Unter Andern hat es Fr. Hoffmann, dessen bedeutende geognostische Forschungen über das nördliche und besonders das nordwestliche Deutschland bekannt genug sind, als wahrscheinlich erwiesen, daß vor Zeiten die Elbe von Magdeburg aus in die Vertiefungen der heutigen Ohre, Aller und untern Weser sich ergoß und bei Bremerhaven in die Nordsee mündete, gleich wie später Girard u. A. darzuthun Veranlassung hatten, daß früher das jetzige Flußbett der Oder höher gelegen habe, und daß dieser Fluß durch die Einsenkung des müllroser Kanals in das Thal der mittlern Spree, von hier in das havelländische Luch und dann bei Havelberg in den jetzigen Lauf der untern Elbe gelangt sei. Aus ähnlichen Gründen läßt sich nachweisen, daß die Weichsel früher durch die Niederung des bromberger Kanals, der Netze und Warte floß und in zwei breiten Armen, deren östlicher die jetzige Oder, deren westlicher die jetzige Randau war, den Weg nach der Ostsee fand. Die vielen sogenannten „Alten Elben", welche kurz unterhalb Meißens beginnen, sind ein Beweis, wie sehr noch in historischer Zeit die Elbe ihren Lauf geändert hat, bis in neuester Zeit die Hand des Menschen dem Strome Zaum und Gebiß anlegte und ihm den Lauf auf fester Wasserstraße anwies.

Auf dem ganzen, 3000 Quadratmeilen großen Wassergebiet der Elbe ist, mit Ausnahme der wenigen Seen, der durch Erdfälle entstandenen Löcher, der durch Kunst gegrabenen Schächte u. s. w., kein einziger Punkt der Erdoberfläche, welcher nicht höher als das Bett der Elbe da, wo sein Wasser dieser zufließt, läge. Daher ist ein Fluß das in der tiefsten Einsenkung des ganzen Gebiets zu Tage abfließende Wasser, und die Wassermasse, welche 1830 der Nordsee zuströmte, war eben so gut die Elbe, als es die wenigen Tropfen waren, welche 1842 so traurig und langsam ihren Weg dahin zogen. Aber auch die Seen, wiefern ihr Wasserspiegel nicht unter dem Niveau des Meeres liegt, unterwerfen sich mehr und mehr dem allgemeinen Gesetz des Stromgebiets, innerhalb dessen sie sich befinden, indem sie zu Thälern werden, welche sich ihres Wassers bis auf eine Rinne im tiefsten Theile entledigen. Dieser Proceß währt so lange, als nicht neue unterirdische Erhebungen und Einsenkungen des Bodens erfolgen. Die letzte dieser Katastrophen war diejenige, welche wir die Zeit des Diluviums oder die Diluvialperiode nennen. Der Theolog bezeichnet

sie als die (letzte) Sündfluth. Sie gab im Wesentlichen der Elbe ihr jetziges Gebiet und ihren jetzigen Lauf ,und wenn sich in dieser Zeit irgendwo größere Wasseransammlungen gebildet hatten, so flossen sie nach und nach im Elbbett dem Meere zu. Die früher erwähnte Entstehung des böhmischen Mittelgebirges fällt daher in die Zeit, wo die jetzige Elbe noch nicht existirte.

Von dem allgemeinen Wassergebiet der Elbe unterscheidet sich sehr bestimmt das engere Elbgebiet oder die Thalsohle der Elbe. Dieses specielle Gebiet reicht so weit — nicht einen Zoll weiter — als das in der Elbeinsenkung, also zu beiden Seiten des Bettes für die wasserarme Zeit, zusammen abfließende Wasser des weitern Gebiets bei seinem höchsten Wasserstande, wobei z. B. auch Eisschütze lokale Verbreiterungen der Wassermasse verursachen. Im Ober- und Mittellaufe, also da, wo markirte Höhenzüge oder Felsenberge nahe an den Fluß herantreten, hat dieses engere Gebiet ein für allemal seine scharf bestimmten Grenzen. Anders ist es im Unterlaufe, für die Elbe in der norddeutschen Ebene, wo das nur um 1 Fuß höher steigende Wasser sich um viele Quadratmeilen weiter ausbreitet. Hier wird die Grenze des speciellen Elbgebiets durch diejenigen Punkte bezeichnet, bis zu welchen irgend einmal das Elbwasser vorgedrungen ist; aber die eigentliche, scharf bestimmte, ins Auge fallende Thalsohle hört hier an vielen Stellen ganz auf. Kurz, wir haben es mit den Elbüberschwemmungen zu thun, welche für die Bewohner des speciellen Elbgebiets von der eingreifendsten Wichtigkeit sind. Sie verschütten ganze Strecken des frühern Schifffahrtsbettes, aber sie graben auch neue, oft bessere Kanäle den dahin segelnden Fahrzeugen; sie zerstören in wenigen Tagen die Arbeit von Jahrzehnten, aber sie geben auch Tausenden von armen Arbeitern auf viele Jahre Lohn und Brod; sie vernichten in wenigen Augenblicken Kapitalien von Millionen, aber sie locken auch andere Kapitalien hervor, welche der Strom seinen Besitzern gegeben hatte, und zertheilen sie, nicht blos wie man das Geschwür nationalökonomischer Ungleichheiten zertheilt, sondern zugleich so, daß die Theile zu Antheilen für arbeitende Hände werden und ein wohlthätiger Ausgleichungsproceß entsteht; sie reißen hier eine fruchtbare Uferstrecke fort, aber sie setzen dieselbe an einer unfruchtbaren Strecke wieder ab; sie überschütten mit Sand und Kies ein üppiges Weizenfeld, aber sie füllen anderwärts einen Sumpf oder eine andere bis dahin unfruchtbare Strecke mit fruchtbarem Boden aus und locken die Steine von den Bergen, um eine Buhne zu bauen; sie graben meilenlange Löcher, aber sie gründen auch die Wasserschädenversicherungen; sie machen die theuersten Kunstwerke zu Schanden, aber sie wecken auch den größern Scharfsinn und lassen den Verstand des Anwohners nicht in faule Ruhe versinken. Kurz, wo diese Königin eines Flusses baut, haben die Kärrner zu thun. Und die Rührigkeit der Arbeit

für die Elbanwohner beginnt vorzugsweise da, wo die Elbe in die Provinz Sachsen eintritt.

Dem natürlichen Walten der Elbe hat ihr Anwohner besonders durch die Dämme Schranken zu setzen gesucht. Zum Glück sind die ersten Elbanwohner noch nicht zu einem großen allgemeinen Dammbau gekommen; denn wäre es ihnen gelungen, so würde die Elbe jetzt das nicht sein, was sie ist, die weitgreifende Wohlthäterin. Es mußte ihr eine längere Zeit gegönnt werden, um zu beiden Seiten die fruchtbaren Felder und Wiesen zu schaffen. Ehe sie zahm ward, mußte sie wild sein, um das fruchtbare Land ungehindert bis zu den äußersten erreichbaren Punkten zu tragen. Jetzt, wo diese Arbeit im Wesentlichen vollbracht ist, mag der Mensch seine Arbeit beginnen, daß er behalte, was er hat. Die Elbe ist kein Nil, dessen Anwohner um so größere Freude haben, je höher seine Fluthen steigen. — Man hat in neuerer Zeit wiederholt auf einen Nachtheil der großen vollständigen Deichsysteme für gewisse Flüsse, namentlich in der norddeutschen Ebene, hingewiesen, nämlich auf den Nachtheil für die Schifffahrt. Es könnte nun zwar im ersten Augenblicke scheinen, als müßten die Dämme, je näher sie in paralleler Richtung an den Fluß heranrücken, um so mehr dessen Wasser zusammenhalten und den Tiefgang vermehren; allein je mehr das Flußbett in die gerade Richtung gelegt wird, desto kürzer wird die Linie des Falles, und desto schneller fließt das Wasser ab, desto geringern Tiefgang haben die Fahrzeuge. Deshalb sind bei vielen Flüssen die Krümmungen die natürlichen Schleußen, welche das Wasser verhindern, zu schnell abzufließen, also seicht zu sein. So ist die Wassersnoth der Oder zum Theil eine Folge der wenigen Flußkrümmungen, und bei der Elbe trifft dies in ziemlich demselben Grade zu. Die nähere Erörterung der Elbschifffahrt kann erst weiter unten folgen. Hier haben wir es vorzugsweise noch mit den Naturverhältnissen zu thun, welche indeß gegenwärtig durch die Macht der Kunst, mindestens an der Unterelbe, zumeist in der Provinz Sachsen, wesentlich umgestaltet sind. Die ursprüngliche rohe Kraft ist milder, der Mann (d e r Albis der Römer) ein Weib (d i e Elbe) geworden.

Gehen wir jetzt zu den eigentlichen Industrieverhältnissen der Elbe über, so könnten wir zunächst als recht eigentliche Elbprodukte die Fische und andere Wasserthiere registriren; allein was die Elbe davon gegenwärtig bietet, ist nicht bedeutend und wenig charakteristisch. Der alte Fischreichthum ist verschwunden; an feinen Fischen ist so gut wie nichts vorhanden, etwa mit Ausnahme der Elbmündung und des ersten Oberlaufes; die Stöhre und Welse, welche bis in das Königreich Sachsen hinaufgehen, paradiren auf den Märkten vorzugsweise als Curiositäten, und je mehr die menschliche Industrie mit ihren Brücken, Mühlen, Kähnen, Dampfschiffen u. s. w. sich auch der Elbe bemächtigt, desto geringer wird der Fischreichthum. Von andern merkwürdigen Wasserthieren waren bis

vor einigen Jahrzehnten, namentlich im Dessauischen, noch Biber zu sehen; allein jetzt dürften sie wohl gänzlich vertilgt oder ausgestorben sein.

Weit wichtiger ist die Vegetation. So weit die Alluvionen (Anschwemmungen) der Elbe reichen, also bis zu den Grenzen der höchsten ehemaligen und jetzigen Fluthen, so weit ist auch durch sie eine eigenthümliche Flora bedingt, wozu wir sogar einen Theil der unterirdischen Flora rechnen dürfen. Was von mehreren andern Flüssen, das gilt auch von der Elbe. Sie bildete früher in ihrem Unterlaufe theilweis Sümpfe, Torfmoore und Seen, welche eben durch die Elbe verbunden, resp. mit Wasser gespeist waren. Hier setzten sich Lagen von Torf ab; die Elbe überdeckte diesen mit Geröllen, Sand und Lehm, und so entstand ein fossiles Brennmaterial, eine Art von Braunkohle, welche freilich nicht in mächtigen Lagern auftreten kann. Aber auch Braunkohle von älterer Formation ist durch den Elbeinschnitt bloßgelegt worden; wir erinnern an das linke Ufer bei Belgern. Wenn es sich um die gegenwärtige wilde Flora der Elbgegend handelt, so kann überhaupt von der charakteristischen Naturvegetation eines Stromes in einem Kulturlande nicht wohl die Rede sein, besonders nachdem die ehemals so gewaltigen Wälder, von denen einzelne Baumstämme noch jetzt im Sande des Elbbettes gefunden werden, verschwunden sind. Kann auch der Botaniker an der Oberelbe in Böhmen einige Pflanzen als charakteristisch namhaft machen, so sind doch diese, als ein Theil der Uferdraperie, von wenig eigenthümlicher und unterscheidender Bedeutung, so wie sie anderntheils nicht eigentlich der Elbe, sondern der geognostischen Formation, etwa dem Glimmerschiefer in Böhmen, angehören. Im Mittel- und Unterlaufe hat die Kultur so sehr die wilde Flora ausgerottet, daß von ihr fast gar keine eigenthümlichen Formen mehr übrig sind. Zwar pflegt hier vor Allem die Weide ein treuer Begleiter der Elbe zu sein; allein sie wächst auch an andern Flüssen, und ihre Existenz verdankt sie zum großen Theil der Menschenhand, welche sie als ein Schutzmittel für Ufer und Dämme benutzt. Desto wichtiger sind die Kulturpflanzen. So weit die Anschwemmungen durch das Elbwasser gehen, oder einst gegangen sind, findet sich auch jener überaus fruchtbare Boden, welcher eine glückliche Mischung von Thonerde, Sand, Kalk, Gips, Kali, Eisenoxyd, Humus u. s. w. ist und nur in verhältnißmäßig geringem Grade der künstlichen Düngung bedarf. Die Elbe hat darum herrliche Wiesen, wie man sie durchaus nicht an jedem Flusse trifft; aber vor Allem sind ihre Ufer ein vortreffliches Weizenland. Die Elbe gibt in dieser Hinsicht ihren Schwestern, der Oder und Weichsel, nichts nach; aber der schwere Boden, welcher oft vier Pferde vor einem Pfluge erfordert, und wenn er in Folge einer Ueberschwemmung und einer plötzlich folgenden Sonnenhitze rissig wird, mit Keulen zur Raison gebracht werden muß, eignet sich eben nur zu einigen Kulturgewächsen, worunter noch Oelfrüchte angeführt werden mögen, wogegen die Elbe z. B. keine Roggenkammer

und kein Zuckermagazin genannt werden darf. Auch Pflaumen, Aepfel und andere Obstsorten gedeihen meist sehr gut in der Elbaue, welche freilich meist kaum 1 bis 2 Meilen breit ist.

Aus dem großen industriellen Gemälde, dessen einheitliches Motiv die Elbe ist, tritt zunächst dasjenige hervor, was wir die eigentliche oder specielle Elbindustrie nennen dürfen. Sie besteht in der Gewinnung, Verarbeitung und Versendung der in und an der Elbe (in dem speciellen Elbgebiet) vorhandenen Produkte und den dazu etwa erforderlichen Instrumenten, Manipulationen u. s. w. Vermag auch die Elbe vielleicht keinen Industriezweig als einen ihr ganz eigenthümlichen aufzuweisen, so liegt doch in dem Ensemble aller ihrer gewerblichen Verhältnisse das Gewicht der charakteristischen Eigenthümlichkeit. Handelt es sich um die Produkte in und aus der Elbe selbst, so bietet sich zunächst die Fischereiindustrie dar, welche zwar in den älteren Zeiten von hervorragender Wichtigkeit war, aber gegenwärtig, was die Masse der Produkte betrifft, sehr gesunken ist, und in dem Maaße der fortschreitenden Schifffahrt u. s. w. immer mehr zu sinken bestimmt zu sein scheint, eine Erscheinung, welche mehr oder weniger bei allen Flüssen oder Strömen der Kulturländer hervortritt. Auch die Elbe geht immer mehr aus der Eigenschaft eines Fischteiches in die einer Wasserstraße über; denn das Schlagwort der modernen Industrie ist die Beschleunigung, die möglichste Beseitigung der Schranken des Raumes und der Zeit; und sollen wir nicht blos den Fortschritt der Industrie, sondern das Wesen des Fortschritts überhaupt definiren, so wissen wir nichts Anderes zu nennen, als eben die Beschleunigung, welche an und durch sich die Vermehrung der Produktenmasse ist. Wenn nun in dieser Weise die Elbe immer mehr die Aufgabe, eine gute Wasserstraße zu sein, zu realisiren hat, so baut sie auch aus sich und durch sich selbst die Landstraßen ihrer Umgebung. Und zwar gilt dies nicht blos in dem Sinne, daß die durch Kähne, Brücken u. s. w. vermehrte Bewegungsfähigkeit auf der Elbe in demselben Grade einen Einfluß auf die Vermehrung und Besserung der von der Elbe ausgehenden und in sie mündenden Wege und Straßen ausübt, sondern es gilt auch in einer recht eigentlichen Bedeutung das Wort, daß die Elbe sich ihre Straßen selber baut, sofern diese in ihrer unmittelbaren Nähe, auf dem engern Gebiete ihrer Alluvionen liegen. Ein Fluß wie die Elbe nimmt in seinem Unterlaufe auf der einen Seite dem Straßenbau sein Material, indem er es tief unter seinen Lehm- und Schlammanschwemmungen vergräbt, welche den dadurch erzeugten Nachtheil in ihrer Fruchtbarkeit mehr als aufwiegen; allein auf der andern Seite führt er in seinen Geröllen ein reichliches Material zum Chausséebau mit sich, und zwar bis auf die letzten Hammerschläge zubereitet, indem das Wasser die Arbeit übernimmt, welche sonst das Feuer des Pulvers beim Felssprengen so mühsam auszuführen hat. Nirgends ist der Boden unwegsamer, als an den flachen

Ufern eines Stromes; aber die Elbe, welche hier die Füße der Menschen und Thiere und die Räder der Wagen auf den grundlosen Wegen versinken sieht, hat dies in ihrem Oberlaufe vorausgesehen, und was sie zum Bau der Wege hier nicht brauchen kann, führt sie ohne Axe und Kahn der Niederung zu. Was es in der ganzen Bitterkeit der Thatsache heißt, fern von einem Flusse kein Material zum Wegebau haben, davon ist z. B. das südliche Texas ein sprechendes Beispiel.

Aber die Elbe hat sich nicht blos ihre Straßen, sondern auch ihre Brücken und Dome gebaut, und dadurch für Tausende von Menschen, Thieren und Wagen eine lohnende Industrie geschaffen. Hätten wir die Elbe nicht, so hätten wir die pirnaischen Sandsteine nicht, deren Profil sie so lockend dem Hammer und dem Meißel zeigt. Freilich gäbe es auch ohne sie diese herrlichen Bausteine, aber sie würden todt und unbenutzt im Schooße der Berge ruhen. Als daher die Elbe das linke von dem rechten Ufer schied, verband sie dieselben sofort durch diese Trennung, und die Brücken von Dresden, Meißen, Riesa, Torgau u. s. w. sind die schlagenden Zeugnisse dieser Wahrheit, die Auflösung jener Paradoxie, daß die trennende Kraft zugleich die verbindende sei. Wasser war die Wiege des wohlthätigen Steines, Wasser ist sein Lebensweg, Wasser das Ziel seiner Aufgabe, und diese Harmonie sich gegenseitig corrigirender Thatsachen dürfte nicht in demselben Grade der Vollendung bei jedem Flusse gefunden werden, wie sie bei der Elbe auftritt. Doch diese hat durch ihren Sandstein auch die prächtigen Dome an ihren Ufern, diese Brücken zwischen Himmel und Erde, gebaut. Gäbe es keine Elbe, so gäbe es auch keine katholische Kirche in Dresden, keinen protestantischen Dom zu Magdeburg, vielleicht keine Festungen zu Torgau und Magdeburg! Und welche gewaltigen Consequenzen lassen sich knüpfen an diese Werke des Krieges und des Friedens, zumal wenn wir die Geschichte zu Hilfe nehmen, so weit ihre Stätte das Elbthal gewesen ist! Ferner: die Elbe speist Hunderte von Ziegelöfen mit einer Thonerde, welche für diesen Zweck nicht besser sein kann. Diese Ziegelsteine bilden nicht minder wie die Felsblöcke von Pirna einen beträchtlichen Theil der Elbschifffahrt.

Gehen wir zu dem Pflanzenreiche über, so bedeckten zwar in früheren Jahrhunderten weit zahlreichere Holzflöße den Spiegel der Elbe; allein noch gegenwärtig gehört dieser Industriezweig zu einem hervorragenden Erwerbsquell der Elbanwohner, obgleich die das meiste Holz liefernden Wälder vorzugsweise an der Moldau, so wie an der Saale (im Frankenwalde) u. s. w. wachsen. Bekanntlich werden Hunderte von böhmischen Kähnen sammt dem Inhalte in Berlin verkauft und dann weiter zu Holzarbeiten verwendet. Neben dieser Industrie des Nadelholzes steht die des Weidenholzes, welches den Elbanwohnern die Erwerbsquelle der Korbflechterei darbietet. — Einen weit höhern Antheil an der gewerblichen Arbeit der Elbe und ihres engern Gebietes haben indessen die eigent-

lichen Kulturgewächse, von den Oelfrüchten und dem Weizen der „Auen" bis zu den Gemüsen der „Dithmarschen". Zwar haben diese Weizenbauern einen kürzern Weg bis zu einem sichern Markte, als ihre Nachbarn, allein dafür haben sie auch zum Theil eine längere und schwierigere Arbeit bei dem Feldbau. Während in andern Ländern die herkulische Keule längst der Mythe und dem Räuber überlassen worden ist, wird sie hier noch immer geschwungen, um die centnerschweren Schollen zu zerschlagen, welche sich in dem Boden bilden, wenn derselbe erweicht gewesen ist und dann schnell trocknet, so daß Risse entstehen, in welchen man die Beine brechen kann. Dies und noch manches Andere in den Ackerinstrumenten, in der Düngung, in der Fruchtfolge u. s. w. ist dem Nachbar auf dem Höhenfelde gänzlich unbekannt. Eine Folge des schweren Bodens so wie der reichen Wiesen ist der stärkere Zugviehbestand. Man kann hier nur schwere Pferde und schwere Ochsen brauchen, und wo diese Thierklasse schwerer und zahlreicher ist, da pflegen es auch andere zu sein. Was aber diesen Vortheil erzeugt, hat auch manchen Nachtheil im Gefolge, wohin z. B. die Wasserböden für den Fall einer Ueberschwemmung, die oft weniger schmackhafte Milch, die nicht selten eintretenden Krankheiten u. s. w. gehören. Also auch hier wirkt der Strom ausgleichend, d. h. vermittelnd.

Eine sichtbare, wir dürfen sagen, die am meisten sichtbare und in die Augen fallende Vermittlung ist in den Brücken gegeben, deren Bauart, Zahl, geschichtliche Entstehung u. s. w. bei jedem Flusse eine andere zu sein pflegt, und zu dessen charakteristischen Eigenthümlichkeiten sie gehören. Wir behaupten, daß man an der Größe der Fenster einem Gebäude das Alter ansehen könne: je kleiner jene, desto höher dieses. So ist die Zahl der Brücken an einem Flusse der Maaßstab nicht blos für seine Breite und Stärke, sondern auch für die Größe seiner industriellen Bedeutung, und zwar früher mehr in geradem Verhältniß als gegenwärtig, wo bei sehr breiten Strömen das Dampfschiff die Brücke vertritt. Dennoch machen die großen Städte, diese Concentrationspunkte für ein bestimmtes Gebiet, mit den in ihnen mündenden Straßen, namentlich mit den Eisenbahnen, den Brückenbau auch über große Flüsse immer mehr nothwendig, so daß diese früher nur in ihrem Ober- und Mittellaufe Brücken hatten, gegenwärtig aber sich mit ihnen auch in ihrem Unterlaufe bedecken. Beweise dafür bei der Elbe sind die in der neuesten Zeit entstandenen Brücken bei Riesa, Roslau, Magdeburg und Wittenberg, so daß die Elbufer von Dresden abwärts jetzt durch 10 Brücken verbunden sind, wovon auf die Provinz Sachsen allein 6 fallen. Kannte die frühere Zeit fast nur hölzerne Brücken, so hat die neuere Zeit steinerne geschaffen, und jene (z. B. bei Torgau und Wittenberg) durch diese ersetzt. Aber dieser Vergleich der Zeit ergibt noch manche andere Differenz, so sind es jetzt bei der Elbe meist die Locomotiven, welche die Brücken aus

dem Wasser steigen lassen (bei Riesa, Roslau, Magdeburg, Wittenberg), während z. B. die Brücke bei Torgau, welche das Mittelalter baute, ein religiöses Motiv hatte, nämlich die Steuer für die in der Fastenzeit gestattete Butter. Vielleicht wirft die Elbe in kurzer Zeit auch ihre letzte hölzerne Brücke, die von Magdeburg, ab, und sieht eine neue, nämlich bei Wittenberg. Denn die Locomotive fastet und rastet nicht gern.

Während wir von den sogenannten Fähren hier nur so viel sagen wollen, daß sie wegen der Unbequemlichkeit, Kleinheit und Art der Bewegung, wegen der damit verbundenen Gefahren, wegen der Unerfahrenheit der meisten Fährleute im Schwimmen u. s. w. meist recht mangelhafte, in der Entwickelung zurückgebliebene Transportmittel sind, wie sie wohl kaum bei einem andern norddeutschen Flusse gefunden werden, gedenken wir noch der Schiffmühlen, welche ebenfalls an vielen Gebrechen leiden, wohin z. B. ihre Neigung zum Verbrennen gehört. Die Zeit ist noch nicht lange her, wo man's einem solchen Dinge oder einem gewissen Gesicht ansehen konnte, ob der „Zufall" bald neben dem eisernen Anker auch nach dem Feueranker der Rettung greifen werde. Das gab zwar ein herrliches Schauspiel, wenn die brennenden Balken elbabwärts fuhren und das Wort wahr machten: die Elbe brennt; allein die Mitversicherten verbaten sich dieses Feuerwerk, und seitdem die Schiffmühlen — wir nehmen viele aus — das Vergnügen der abgesonderten Assecuranz haben, außerdem durch Dampfmühlen und Dampfschiffe vielfach beeinträchtigt worden sind, dürfte eine Zahl derselben bald auf den Aussterbeetat gesetzt werden.

Die vergleichende physikalische Geographie der neuesten Zeit hat bezüglich der Frage nach der Abhängigkeit der geistigen Physiognomie des Menschen von der Naturbeschaffenheit seines Wohnorts höchst beachtenswerthe Resultate, einen bleibenden Gewinn für die Wissenschaft, zu Tage gefördert. Wir erinnern beispielsweise an die Vorlesungen von Guyot, worin eine Uebersicht der neuesten Resultate gegeben ist. Wenn nun hier in großen Zügen die von den physischen Bedingungen abhängige geistige Signatur der Europäer im Unterschiede von den Asiaten, der Südeuropäer im Unterschiede von den Nordeuropäern (d. h. denen, welche nördlich von den Alpen wohnen) u. s. w. entworfen wird, so ist es freilich eine andere Aufgabe, diese Vergleiche zwischen den Menschen verschiedener Flußgebiete aufzustellen, welche einer so homogenen Ebene, wie die norddeutsche ist, angehören. Denn soll der Elbanwohner in seiner geistigen Eigenthümlichkeit hervortreten, so kann dies nicht dadurch geschehen, daß man ihn neben den Fellah des Nil oder den Yankee des Mississippi stellt, sondern dadurch, daß ihm etwa der Mann von der Weser, der Oder u. s. w. als Folie und Maaß dient. Wollte man in aller Gründlichkeit den Vergleich ausführen, so müßte man die vier Parallelen mit der Oder, der Weser, der Donau und dem Main, resp. Rhein ziehen, und würde in

dieser schulmeisterlichen Gründlichkeit ein ganzes Buch füllen. Uebrigens wohnt, zum Mindesten gegenwärtig, in dem weitern Elbgebiete kein einiges, homogenes Volk, dessen innere Unterschiede gegen die Unterschiede zwischen ihm und den Nachbarn entschieden in den Hintergrund träten, und so weit geschichtliche Kunde zurückreicht, ist niemals die Grenze eines Volksstammes mit der Wasserscheide der Elbe zusammengefallen. Und das ist ganz natürlich, denn dieses 3000 (näher 2800 bis 2900) Quadratmeilen umfassende Gebiet grenzt sich von seiner Nachbarschaft durchaus nicht überall durch scharf markirte Linien, etwa hohe Gebirgskämme, ab, wie dies z. B. bei dem Po der Fall ist. Eine abgeschlossene Landschaft bietet die Elbe nur in ihrem Oberlaufe, also in Böhmen, so wie auf der Westseite eine Strecke weit gegen das Weserterrain. Aber selbst im böhmischen Kessel ist der einheitliche Volkscharakter in die Nationalitäten der Czechen und der Deutschen gespalten. Der Anwohner des untern Nil hat auf der einen Seite das Meer, auf der andern die von seinem Grund und Boden total verschiedene Wüste, welche scharfe Ränder bietet; der Acker hört genau da, wohin das Nilwasser nicht mehr reicht, auf, Früchte zu tragen; der Mensch, der sich zur Wüste wendet, fühlt sich immer wieder auf den Nil zurückgeworfen; dieser Fluß ist sein Ein und sein Alles; hörte der Nil auf zu fließen, so müßte Aegypten und der Aegypter ohne Rettung zu Grunde gehen. Dieses absolute Abhängigkeitsverhältniß findet weder im Mittel- noch im Unterlaufe der Elbe statt, was nämlich das gesammte große Wassergebiet betrifft.

Anders steht es um das speciellere Elbgebiet, um das Elbthal in der engern Bedeutung des Wortes, also da, wo der Fluß seine unmittelbare Anziehungskraft ausübt, und der Mensch seine Wogen sieht und rauschen hört, wo er oder mindestens sein Acker aus diesem Kelche trinkt. Hier ist die Menschennatur zunächst im Allgemeinen eine Fluß- oder Wassernatur, um sie noch genauer zu bezeichnen und, was sie eigentlich ist, als die Diagonale zwischen Land und Wasser darzustellen, eine Amphibiennatur. Wer täglich das perpetuum mobile eines großen Wassers, also das Bild der Unruhe, der eilenden Zeit, vor Augen hat, und auch im härtesten Winter auf die Eisdecke des Stromes mit einem Gefühle tritt, welches ihm sagt, daß er auf einer erstarrten Schlange steht, welche in jedem Augenblicke erwachen und ihn überfallen kann, wer stündlich darauf bedacht sein muß, wie er Weib und Kind, Haus und Feld, welche dem Wasser ihren Wohlstand verdanken, gegen die Ueberfülle der belebenden Kraft schütze; wer in den frischen Gewässern eines Stromes das stärkende Wellenbad nimmt, und in seinen Sumpfmiasmen, in seiner allzu wasserhaltigen Atmosphäre sich leicht das Fieber holt, welches das handgreifliche Bild von den Wechseln des Guten und Bösen ist; wer immer auf der schwankenden Wellenlinie zwischen Land und Wasser steht: der muß in seiner geistigen Natur sich unterscheiden von Dem, welcher den Anblick

starrer Felsen und gewaltiger Bergmassen hat und das Flußfahrzeug gleich dem Wechselfieber, dessen Aequivalent für ihn das Nervenfieber ist, nur vom Hörensagen kennt; welcher seine Dämme nicht parallel mit den Wasserläufen, sondern in senkrechter Richtung gegen sie zieht, um die Gewässer aufzuhalten, daß sie seine Mühlen treiben. Daher auch an der Elbe ein volubler, beweglicher, für Neuerungen empfänglicher Volkscharakter, wobei wir selbstverständlich diejenigen Striche ausnehmen, wo die Elbe entweder noch zu ohnmächtig, d. h. ein Bach ist, oder bereits den Seecharakter angenommen hat. Ein Fluß ist das Bild, darum das Vorbild der Arbeit: die Elbanwohner sind fleißige, thätige Leute. Zwar ist die Aussaat ihrer Arbeit vielfach der Einsatz in eine Lotterie, aber auf der andern Seite auch wiederum eine sichere Quelle des Wohlstandes, und wo dieser waltet, da findet sich ein gewisser Geldstolz ein, sofern er nicht durch die Macht einer höhern geistigen Bildung neutralisirt wird.

Gilt das Vorhergehende im Allgemeinen von den Elbanwohnern und im Besondern von der ländlichen Bevölkerung, ohne daß man von dieser eine hervorstechende Eigenthümlichkeit aussagen kann, so nehmen dagegen die Städte mehr eine charakteristische Farbe, die Elbfarbe, an. Die eigentlichen Elbstädte beginnen erst mit Dresden, und können als solche nur die größeren in Betracht kommen. In Dresden hält sich die Elbe den Spiegel ihres lieblich-romantischen Wesens vor; Dresden mit seinen höflichen, gefälligen, sächsisch-gemüthlichen Bewohnern faßt die Elbe, das Thal, die Höhen in Eins zusammen; daher mußte hier die Kunst der Plastik, der Malerei, der Tonkunst, der Poesie gedeihen und die Fremden von weit her locken. Weder der Fluß noch der Berg dominirt hier einseitig; das Thal ist die glückliche Vermittlung und die Stadt die schöne Mitte. Das Auge hat nicht den Anblick schwerer Last- und Kauffahrteischiffe, welche ausgeprägte Bilder des Materialismus sind; es hat den Genuß der leichten, zierlichen Dampfschiffe, deren Dimensionen mit den benachbarten mignonen Uferparthien harmoniren. Kann Meißen als eine Vorstadt von Dresden, als das nach der norddeutschen Ebene führende Thor der sächsischen Hauptstadt betrachtet werden, so beginnt mit Torgau ein mehr exclusiver Wassercharakter. Wie Torgau neben dem jetzt entschwundenen Ruhme des Bieres und des Zwiebacks zu dem Ruhme der Grobheit gekommen sei, kann hier nicht erörtert werden; vielleicht daß letztere der subjective Reflex des sächsischen Geistes in den anfänglichen Erfahrungen der preußischen Herren ist. Denn der mit seinen Sympathien noch vielfach nach Dresden gravitirende Torgauer hat die preußische Montur noch nicht ganz angezogen, während die Elbe hier zum ersten Male die Fassung des straffen preußischen Geistes annimmt. Zwar liegt Wittenberg an der Elbe, und hat diese in den ersten Jahrzehnten die Reformation zu Berg und zu Thal bis an ihre beiden Endpunkte getragen, so daß selbst Böhmen protestantisch war; allein man kann nicht

im vollen Sinne sagen, daß die Elbe der protestantische Strom Deutschlands sei. Und dennoch ist sie der größte protestantische Strom der Welt. Denn obgleich der Protestantismus an der Elbe nicht die Energie gehabt hat, in Böhmen die Zurückführung in die katholische Kirche, in Sachsen die Bekehrung des Fürstenhauses zu derselben zu hindern, so ist dennoch die Elbe der größeste Fluß, welcher vorwiegend dem Protestantismus angehört. Wenn wir uns erinnern, wie schnell Luther's Wort in Sachsen und Böhmen Eingang fand, wie Torgau die Amme, Wittenberg die Mutter des Protestantismus war, wie ernst es Magdeburg mit dem Protestiren bis in die neuere Zeit genommen hat, wie überwiegend in Hamburg die lutherische Confession ist, wie also gerade hier eine Reihe protestantischer Burgen sich gebildet hat, so dürfen wir dennoch mit gutem Recht die Elbe den protestantischen Strom der Welt nennen. In Hamburg geht der Elbcharakter in den Seecharakter, der specielle deutsche Geist in eine Art von Kosmopolitismus über, obgleich es die Elbe gewesen ist, welche Hamburg von A bis Z zu Hamburg gemacht hat. Dagegen hält sich Magdeburg weit genug vom Meere entfernt, um sich eben recht eigentlich und fest an die vorüberziehende Freundin zu halten. Außer der Elbe dominirt hier keine charakteristische und einflußreiche Naturmacht; der Harz ist zu weit entfernt, die Bodenfruchtbarbeit zu weit nach rechts und links verbreitet, die geognostische Beschaffenheit nicht charakteristisch genug, die Festung zum großen Theil eben ein Kind der Elbe, der Katholicismus nicht massenhaft und nahe genug, um seinerseits ein bemerkbares Element zu bilden. Daher tritt der Protestantismus nirgends so einseitig auf als in Magdeburg; früher mehr positiv, ist er hier jetzt mehr negativ, d. h. ein formelles Protestiren geworden. Aber für das aufgegebene Positive in der Religion hat diese Elbstadt ein anderes positives Element, den Materialismus des Handels und somit des Geldes in sich aufgenommen. Sie ist auch in dieser Hinsicht die eigentliche Elbstadt, eine Position, welche früher Wittenberg einnahm.

Wenn in früheren Jahrhunderten, man darf sagen bis auf die Gegenwart, der Gang der Kultur dem Laufe der Flüsse folgte, so wird zwar in der Zukunft dieses Gesetz, weil es ein physisch bedingtes ist, nicht absolut beseitigt werden, und das um so weniger, als ja auch die modernen Träger der Kultur, die Locomotiven, welche recht eigentlich den Namen von der That führen, vielfach gezwungen sind, den Stromeinschnitten nachzugehen; aber diese Exclusivität der Vermittlung ist für immer dahin, und daher hat auch die Elbe für die Zukunft eine, wir wollen nicht sagen zweifelhafte, doch eine solche politische Mission, für welche ihre eigene Vergangenheit nicht als sichere Prophetin gelten kann. Dennoch wird auch ferner die Elbe mithelfen, daß die Czechen germanisirt und die anliegenden Länder in eine Einheit verschmolzen werden.

Der Stützpunkt für diese Operation der preußischen Geschichte ist Magdeburg, die Basis — der Albis, dieser weiße Streifen, der sich in das Schwarz der Zukunft webt.

---

2. Hamburg. *)

Vgl. Geogr. Charakterbilder, Th. 1, S. 204 (der 5. Aufl.)

Der Hafen.

Wer aus dem innern Deutschland sich hier zum ersten Mal der Nordsee nähert, wird von eigenen Gefühlen erfüllt werden. Eine solche Wasserwelt hat er noch nie erschaut; Hamburg dehnt sich stolz zwischen einem Walde von Masten aus, der seine Häfen erfüllt. Wenn man sich auf einer Jölle nach dem Binnenhafen fahren läßt, mitten durch die Handelsschiffe aller Nationen hindurch, und dann am Baumhause aussteigt, so sieht man sich sogleich vom regsten Leben umschwärmt. Eine Menge von Tabagien, Waarenlagern und Gewerben, die alle mehr oder minder auf die Bedürfnisse der Seefahrer berechnet sind. Die Aushängeschilder tragen englische, manchmal auch spanische Inschriften. Die vielen Matrosen, die sich in fremden Sprachen unterhalten, und selbst das Plattdeutsche, das die Einwohner sprechen und das dem Süddeutschen vollkommen unverständlich ist, erregt in ihm die Empfindung, als sei er in einem wildfremden Lande, als seien es nicht mehr die Ufer der deutschen Elbe, die ihm in Dresden so wohlbekannt und heimisch vorkommen — man fühlt, Hamburg sei eine Weltstadt, dem Ocean offen.

Alles erinnert hier ans See- und Matrosenleben. In den Kellern der Häuser sind Beefsteakküchen, Grog- und Punschfabriken, und man liest an allen „Beefsteak, Gin and Grog". Die Bäcker machen hier Schiffszwiebacke und empfehlen sich in englischer Sprache den Herren Kapitäns, damit sie ihre Provisionen von ihnen nehmen mögen. Dieser Kaufmann hat Spiritus, Gin und spanische Weine, jener dort Ankertaue und Theer; hier sieht man die rothen und blauen Hemden der Matrosen, dort die wollenen Mützen und die Comfortables, die sie um den Leib oder Hals zu schlingen pflegen, zum Verkauf ausgehängt.

Am Bohlwerke, das mit Krahnen zum Ausladen der Schiffsgüter reichlich besetzt ist, lehnen müßige Schiffer, die den Vorübergehenden ihre Jölle empfehlen und sich zu einer Fahrt in den Hafen antragen, gleich wie es die Gondoliere in Venedig zu thun pflegen. Ein Blick über das Bohlwerk zeigt uns eine Menge dieser Leute auf ihren kleinen Fahrzeugen

---

*) A. Lewald, Neue Aquarelle aus dem Leben (Stuttgart 1840). Dessen Malerisches Reisehandbuch (1842). Grieben's Passagier (1853).

stehend, rudernd, den Fluß nach allen Richtungen durchkreuzend. Dies sind nicht blos Fahrten zum Vergnügen. Der Rheder, der Geschäftsmann, der Mäkler bedient sich oft dieses Mittels, um zu den im äußern Hafen vor Anker liegenden Schiffen zu kommen, Ordres zu überbringen, Waaren an Bord zu besichtigen u. dgl. Der Anblick ist sehr ergötzlich; die kleinen Jöllen schießen pfeilschnell dahin in den engen Gassen, welche die Schiffe bilden, und die Geschicklichkeit dieser Ruderer ist eben so bemerkenswerth, als die der venetianischen, und kann wohl mit der Gewandtheit der pariser Kabrioletführer und wiener Fiaker wetteifern. Wenn der Fremde auf einer solchen schmalen Nußschaale hart an einem großen palastähnlichen Kauffahrteischiffe vorüberfährt, ist es ihm, als müßte der gewaltige Koloß das winzige Fahrzeug verschlingen, das so kühn ist, ihn zu umschwärmen, aber die Furcht wird wieder von der Schaulust besiegt, wenn er auf dem einen Verdeck schwer arbeitende Matrosen gewahrt mit schwarzbrauner Haut und nervigem Arm, wie sie schwere Lasten aufwinden und dabei ein Lied mit stoßweisen Absätzen singen, um durch den Takt die Arbeit zu erleichtern, und wenn er hinwiederum dort die Virtuosität dieser rauhen Söhne Neptun's bewundert, schwarzes Ale und braunen Rum in Portionen herabzustürzen, welche einen festländischen Magen und ein continentales Hirn auf der Stelle ruiniren würden.

Der sogenannte Rammelhafen hat 20 Fuß Fahrwasser, kann also die größten Seeschiffe aufnehmen. Hier weht die weiß- und rothgestreifte Flagge Nordamerikas neben dem Blutpanier Albions, ein lammfrommes Stadtwimpel neben der stolzen Flagge des Weltumseglers. Hier hört man ein rauhes nordisches Lied, dort eine sanfte italienische Canzone; hier schallt uns ein britischer, gallischer, dänischer Fluch, dort ein treuherziger plattdeutscher Willkomm entgegen. Der Anblick fesselt, wenn man auch eigentliche Seehäfen gesehen hat.

Mäkler.

Eine eigene Gattung von Geschäftsleuten stößt uns in Hamburg sogleich auf; es sind die Mäkler. Wenn man die vereideten, unvereideten und Winkelmäkler alle zusammenzählen wollte, so käme sicher eine ungeheure Summe heraus. Wer nun eben so Manches versucht hat, das ihm in keiner Art glücken wollte, greift zum Mäklerstabe, denn dieser wird dem rechtmäßig Vereideten übergeben, als Zeichen, gültige Geschäfte schließen zu können. Wer nur ein paar befreundete Handlungshäuser hat, die ihn begünstigen, ist schon im Stande, sich auf die genügendste Weise durchzubringen; wer aber bei den ersten Häusern beliebt ist und im Ruf der Rechtlichkeit steht, kann in kurzer Zeit zum reichen Mann werden.

Man hat für jede Art der Geschäfte besondere Mäkler, z. B. Schiffsmäkler, die mit dem Befrachten der Schiffe sich beschäftigen und alles

darauf Bezügliche bewerkstelligen — ferner Zuckermäkler, Tabaksmäkler, Wein- und Kolonialwaarenmäkler, Papiermäkler, Häusermäkler, die Häuserkäufe abschließen und Wohnungen jeder Art besorgen, Wechsel-, Fonds- und Speciesmäkler, die ausschließlich mit dem Gelde zu thun haben. Alle Tage finden Auctionen (Versteigerungen an die Meistbietenden) statt, die von einem Mäkler, in dessen Fach die zu veräußernden Gegenstände einschlagen, abgehalten werden. Ganze Schiffsladungen werden sogleich nach der Ankunft versteigert. Die oberen Räume der Börse sind zu Auctionslokalen eingerichtet. Es gibt auch Raritäten- und Kunstmäkler, die z. B. aus Ostindien angekommene Pagoden, Kiosks u. dgl. verkaufen, welche die Käufer in ihren Gärten aufstellen lassen.

Die Börse.

Eines der stattlichsten Gebäude Hamburgs, das Eimbecker Haus, mit seinen Lotteriesälen und Audienzsälen des Handels- und Niedergerichts ward 1842 ein Raub der Flammen; in jenem furchtbaren Brande fiel auch die Bank, die alte Börse und die Börsenhalle der Zerstörung anheim. Ein Jahr vor der Feuersbrunst war bereits die neue Börse auf dem Adolfsplatze eröffnet, und obschon bald darauf auch von den Flammen bedroht, doch glücklich gerettet. Die neue Börse ist ein großartiges Gebäude, 249 Fuß lang und 178 Fuß breit, der mittlere innere Raum hat noch die imposante Länge von 127 Fuß, ist 60 Fuß breit, 76 Fuß hoch und von Bogengängen umgeben. An den Seiten sind Geschäftszimmer und 20 Mäklercomptoire. Zwei Haupt- und zwei Nebentreppen führen zu den oberen Räumen, zur Börsenhalle sammt den Commerzbibliotheken; da trifft man die Zeitungen fast aller Hauptstädte der Welt, so wie die Einfuhr- und Ausfuhrlisten aller europäischen Handelsplätze und Häfen, die Preiscourante und was sonst an Schriften und Tabellen dem Kaufmann vonnöthen ist.

Hier in der Börse wogen nicht Hunderte, sondern Tausende von Kaufleuten auf und ab. Die Börsenzeit ist zwischen 1 und 3 Uhr. In der bezeichneten großen Halle wimmelt es von Käufern und Verkäufern; Zucker, Kaffee, Gewürze, Holz, Seiden- und Wollstoff, Kunstgegenstände, selbst Gold und Papier werden zu Waaren, die hier ausgeboten oder verlangt werden. Die Straße wird für Wagen und Reiter gesperrt; die Mäkler springen wie Kellner hin und her, schreiben stehend ihre Schlußzettel, suchen hier zu überreden, dort zu schlichten und zu ebnen, sind aller Aufträge gewärtig und haben für jede Frage eine Antwort, für jedes Bedürfniß ein Auskunftsmittel. Dort steht der Schiffscapitän, der eben angekommen, mit etwas gespreizten Beinen, den breiten Hut in die Augen gedrückt und beide Hände in den Rocktaschen, vor seinem Rheder, einem jungen, elegant gekleideten Mann, mit schönen ernsten Zügen; daneben sehen wir seinen Bruder, hübscher noch, gebräunt von der tropi-

schen Sonne, der zweimal als Cargador der Ladung den Aequator gemessen. Das sind Kaufleute! Die kennen Welt und Leben; ihr Blick schweift über den Ocean, wo sie Comptoire besitzen, wie in Hamburg, wo ihr Name gekannt ist und geachtet wird, wie in Hamburg; die Straße zwischen Hamburg und dem überseeischen Markt wird von ihren Schiffen belebt, und ihr Name ist auch auf dem Meere bekannt. Wie kleinlich sind, damit verglichen, alle Börsengeschäfte des Festlandes, und drehten sie sich auch um die Differenz von Millionen in Staatspapieren. Ein solcher Handel verengt und vereist das Herz, während ein hamburger Kaufmann mit seinem Handel die Welt umfaßt.

Der Rheder.

Erst dann, wenn der Kaufmann zugleich Rheder ist, d. h. wenn er so und so viel Schiffe auf den Meeren segeln läßt, die seinen Reichthum tragen und sein Glück — das freilich plötzlich in Unglück umschlagen kann — ist er der rechte Kaufmann. Als Rheder muß er die umfassendsten Kenntnisse haben. Er muß den Handel der fernsten Küsten verstehen, er muß ein Wort von dem Bau und der Einrichtung der Schiffe mitzureden wissen, und stets über alle Verbesserungen, die in diesem Fache täglich, ja stündlich gemacht werden, im Klaren sein. Er hat gewöhnlich selbst in seiner Jugend als Cargador große Reisen gemacht und sich durch seinen Aufenthalt in fremden Welttheilen, durch seinen Umgang mit außereuropäischen Nationen eine Universalität angeeignet, die in Erstaunen setzt. Bei ihm verschwinden alle engherzigen, kleinlichen Rücksichten; er blickt von seinem Landhause an der Elbe über den weiten Ocean nach seiner Commandite in Amerika, als wär's das Haus des Nachbars, und das Bewußtsein, daß sein Name dort wie hier mit gleich großer Achtung genannt wird, fügt seinem Continentalstolze eine kleidsame überseeische Tinte bei.

Die Rhederei ist die Poesie des Handelsstandes. Selbst Sagen und Aberglauben werben um sie, während sie alle übrigen Handelszweige fliehen. Die See hat ihre Gespenster, wie das Land, und dazu viel schauerlichere, da sie zwischen dem unermeßlichen Himmelsraum und der unergründlichen Meerestiefe schweben. Und was besonders merkwürdig ist, es wohnt selbst dem aufgeklärtesten Seemann die heimliche Scheu unvertilgbar im Busen, die abergläubische Furcht vor allerlei Zeichen und Schrecknissen, obwohl er sonst muthig allen Gefahren, und wenn sie noch so unerwartet über ihn hereinbrechen, muthig die Spitze bietet. Alle Menschen tragen tief im Busen jene Scheu vor den Naturmächten, gegen welche der arme schwache Sterbliche nichts vermag; aber nur der Seefahrer und der mit dem Meere Verkehrende fühlt lebhaft, daß des Menschen Kraft gegen die Elemente nichts vermag. Stürme, die an andern Menschen spurlos vorüberziehen, erwecken in den Rhederfamilien Gefühle der Andacht, Mildthätigkeit und

andere wohlthätige Gemüthsbewegungen. Einer der schönsten Gebräuche ist aber die Taufe eines neuen Schiffs, eine Handlung, die gewöhnlichen Leuten als unnöthig erscheinen mag, denn das Schiff würde wohl auch ohne Namen den Hafen, für den es bestimmt ist, erreichen können; aber der Rheder würde sich nicht beruhigen können, wenn das Schiff ohne die Weihe des Namens ins Meer stechen sollte.

Das neue Schiff steht wie ein Haus von drei Stockwerken mächtig erhöht auf den Werften. Es ist fertig, nichts fehlt als die Mastbäume; diese werden erst aufgesetzt, wenn das Schiff im Wasser ist. Starke Stützen halten es nach allen Seiten, noch eine kurze Zeit, denn bald soll es vom Stapel laufen. Auf langer Leiter begibt sich nun der Rheder sammt seiner Familie und den eingeladenen Gästen auf das Verdeck des Schiffes. Oben ist ein Frühstück mit allem Luxus servirt, dessen nur das reiche Hamburg fähig ist. Alles strotzt von Krystall und Silber, die kostbarsten Weine, die seltensten Leckerbissen aus fernen Meeren und Ländern — Dinge, die der Binnenländer nur dem Namen nach kennt oder nur in den Naturaliencabinetten zu sehen bekommt — werden hier zu Madeira und Portwein verschluckt. Ein Musikcorps spielt, Alles ist lustig und guter Dinge. Doch der feierliche Augenblick ist gekommen, und plötzlich tritt Stille ein. Der Rheder begibt sich an das Vordertheil des Schiffes und spricht einige Worte voll Hoffnung und Freudigkeit über die Bestimmung des annoch Namenslosen; hierauf überreicht man dem schönsten Mädchen, oft der Tochter des Hauses, eine Flasche des edelsten Rheinweins, den sie als Libation ausgießt. Damit vollzieht sie die Taufe des Schiffes, dessen Namen in demselben Augenblicke unter Abfeuern von Böllern und dem Tusch der Trompeten verkündet wird. Zugleich werden die vorderen Stützen, die letzten, welche das Schiff noch hielten, entfernt, und das Schiff macht eine Bewegung nach vorwärts, wie ein muthiger Renner, der sich nicht mehr zurückhalten läßt. Doch es binden noch einige mächtige Ankertaue den Koloß am Lande fest. Jetzt werden auch diese gekappt und majestätisch, wie ein Held zu künftigen Siegen, gleitet das Schiff das abschüssige Ufer hinab, unter dem Hurrah der versammelten Menge, unter dem Geschrei der Hüte und Tücher schwenkenden Menschen auf dem Verdecke, unter dem Donner des Geschützes und dem kriegerischen Schall der Musik. Die Balken des Werftes beginnen zu brennen durch die gleitende Riesenwucht und senden Rauch und Dampf dem Flüchtling nach. Das Wasser kocht brausend bei seinem Empfange, und das Schiff gehorcht zum ersten Mal der Lenkung des Capitäns, indem es sich stromabwärts schwenken läßt, um nicht mit Macht auf die gegenüberliegenden Elbinseln an den Strand zu laufen. Bei dieser Schwenkung legt es sich stark auf die Seite, und den auf dem Verdeck befindlichen Damen preßt der momentane Schreck einen so durchdringenden Schrei ab, daß man ihn mitten durch die Musik, Hurrah und Schießen hindurch hört.

Jetzt liegt der Meeresriese ruhig da; die Gesellschaft verläßt in Böten den Bord, um sich ans Land zu begeben und Abends durch einen glänzenden Ball im Hause des Rheders den wichtigen Freudentag zu beschließen.

Manchmal zerstört jedoch schon die erste Reise alle frohen und großen Hoffnungen, die sich an dieses Ereigniß knüpfen; ich erinnere mich in meiner Jugend den prächtigsten Dreimaster, den die Werfte meiner Vaterstadt erbauen sahen, den stolzen „Ocean" vom Stapel laufen gesehen zu haben, der von seinem ersten Fluge nicht heimkehrte und den die Gewässer Westindiens begruben.

Charakteristisches der Lage.

Wer die Geschichte der Hansa, eine der glänzendsten Epochen deutscher Geschichte, kennt, dem müssen die Ueberreste davon, unsere drei freien Hansestädte, doppeltes Interesse gewähren; hier darf der Deutsche stolz auf seine Nation sein, wie sie einst war; und wenn ihm auch die geschwundene Größe des einst so herrlichen Lübeck ein Gefühl der Trauer erweckte, so muß die frische Kraft Bremens und Hamburgs als zweier zugleich deutscher und europäischer Handelsstädte um so mehr ihn erfreuen. Hamburg und Bremen sind in noch höherm Maaßstabe zur See, was Frankfurt und Leipzig auf dem Lande sind, und Augsburg und Nürnberg waren. Ihre Lage an schiffbaren Flüssen in der Nähe ihrer Ausmündung zur großen Handelsstraße, dem Meere, eignet sich ganz vorzüglich zum bedeutsamen Zwischenhandel zwischen Nord und Süd einerseits und zum überseeischen Weltverkehr andererseits. Hamburg ist mit seinem größern Strom, der schon ganz oceanisch erscheint, noch bevorzugt; obwohl noch 18 Meilen von der Elbmündung entfernt, wirken doch Ebbe und Fluth der See nicht blos bis Hamburg, sondern noch zwei Meilen südlicher.

Groß und erhaben ist der Anblick Hamburgs, wenn man von Harburg, im Glanz der Abendsonne, hinüberschifft; das höher gelagerte Altona, das stolz sich zum Nebenbuhler der Königin der Hansestädte aufgeworfen hat („all to nah"), scheint mit Hamburg in Ein großes Ganze zusammenzufließen; die Elbe ist ein Meer, übersäet mit grünen Inseln, — Thürme und Schiffsmasten starren empor, überall flatternde Segel und Wimpel, überall Lustgärten, überall Leben und Wirken zu Wasser und zu Lande. Die Elbe, durch einige Dutzend Inseln getheilt, die theils der Stadt, theils Hannover angehören, darunter der Billwerder, dessen 100 Windmühlen ihre Riesenarme in der Luft bewegen, mag hier immer zwei Stunden Breite haben, und die vielen Krümmungen des Fahrwassers, Ebbe und Fluth, Wind und Wetter machen, daß man auch mit dem Dampfschiff nicht allzu schnell hinüberkommt, und Zeit genug hat, sich umzuschauen und des großartigsten Blickes sich zu freuen.

Die Neustadt hat seit dem großen Brande schöne regelmäßige Straßen bekommen und sieht wie ein geputztes Sonntagskind aus; aber wie viel

lebendiger, interessanter, sehenswerther ist doch die unregelmäßige, ungeputzte, alltägliche, aber handeltreibende Altstadt mit ihrem Niederhafen und Oberhafen. Dort kann man die Seeschiffe anstaunen und bewundern, hier aber landen wohl an hundert Elbkähne (mit einem Segel versehen und „Ewern" genannt), die meist aus den Vierlanden (eine ursprünglich von Holländern gegründete Kolonie) und den vielen Elbinseln und Marschen Milch, Früchte, Blumen, Gemüse, Heu, Stroh, Holz, Torf, Fische und Geflügel den Hamburgern zuführen. Alle diese Insel- und Elbuferbewohner durchziehen in ihren eigenthümlichen Trachten die Straßen Hamburgs mit ihren Waaren, die sie in einem für den Süddeutschen ganz unverständlichen Plattdeutsch feilbieten. Auch andere eigenthümliche Trachten kommen dazwischen zum Vorschein; so die Zuckerbäckerknechte in den zahlreichen Zuckersiedereien, welche den aus Amerika zu Schiffe herübergebrachten rohen Rohrzucker raffiniren; die Krahnzieher, welche die schwerbeladenen zweirädrigen Karren durch die Straßen schieben. Die schmucken Blankeneserinnen mit ihren bienenkorbartigen Strohhüten, und die Helgoländerinnen mit den nach hinten offenen, aber von einem schwarzen Tuch fortgesetzten Hüten bilden eine sehr malerische Abwechslung; ihre Brüder und Vettern bieten Schellfische, Schollen, Zungen, Steinbutten und Hummern zum Verkauf; die frischen und blühenden Bäuerinnen haben Blumen, Früchte (besonders große Erdbeeren im Sommer) und Gemüse feil; die Vierländer kommen mit Kälbern und Ferkeln gezogen. Die über die Kanäle führenden Brücken bilden die Knotenpunkte des Verkehrs, wo es besonders lebhaft hergeht. — Je näher man dem Hafen kommt, um so mehr gewinnt aber Alles ein schiffsmäßiges Aussehen; es ist wie der Uebergang von den Landthieren zu den Amphibien und durch diese zu den Fischen. Die Amphibien sind die bewohnten, mit Gartenbeeten auf dem Verdeck geschmückten Schiffe, die Jahr aus Jahr ein Blumentöpfe, Früchte aus Sachsen und Böhmen, Bretter und Latten verkaufen. Noch näher am Hafen liegen die tieferen Elbschiffe, mit Steinen, Holz und Torf beladen. Sie gleichen schon darin den Seeschiffen, daß sie einen höhern Bord und rundgewölbten Boden haben. Man wundert sich, daß sie auf dem Trockenen liegen; aber es ist eben Ebbezeit, und die Fluth, mit der sie kamen, trägt sie auch wieder von dannen. Jeder Hamburger kennt diese Zeit, und man benutzt sie, um die Waaren so tief als möglich in die Stadt zu bringen.

Dieser lebendige Handelsverkehr wiederholt sich Tag für Tag, ohne Aufhören kommen und gehen Seeschiffe und Flußschiffe, wenn auch nach der Fluthzeit die Stunde des Abgangs und der Ankunft wechselt. Regelmäßig gehen und kommen aber die Dampfschiffe von Amsterdam, Hull, London u. a. O., und die Dampfschifffahrtsgesellschaft hat auch Sorge getragen, daß man täglich nach Harburg und Cuxhafen gelangen kann.

Man staunt über die Betriebsamkeit eines Volkes an den Ufern

eines Flusses, dem Hamburg Alles verdankt, der freilich auch, trotz der Eindeichungen, es seinen Anwohnern zuweilen fühlen läßt, welch ein strenger Herr er ist; denn bei großem Wasser, namentlich Springfluthen, werden die niedrig gelegenen Wohnungen und die Kellerstuben unter Wasser gesetzt. Doch wenden wir uns nun zur innern Stadt!

Das Flüßchen Alster, im Holsteinschen entspringend, ergießt sich in Hamburg durch mehrere Kanäle, „Fleete" genannt, in die Elbe und bildet, von den Jungfernstiegen, dem Wall und Alsterdamm umgeben, zwei schöne Becken, die Binnen- und Außenalster. Der dritte Theil der innern Stadt wurde vom 5. bis 8. Mai 1842 durch den großen Brand verwüstet; indessen sind neue Straßen und herrliche Gebäude wieder erstanden, wodurch Hamburg eine der schönsten Städte geworden ist. Besonders reizend ist der Jungfernstieg, dieser mit der Esplanade und dem Wall in Verbindung gebrachte, mit zwei Reihen schöner Linden bepflanzte Spazierweg im Mittelpunkte der Stadt am innern Alsterbecken. Auf der einen Seite am alten Jungfernstieg eine Reihe wohlgebauter ansehnlicher Häuser, unter denen man die besuchtesten Gasthöfe findet; am neuen Jungfernstieg als Fortsetzung des alten eine Reihe eleganter Wohnungen, — auf der andern Seite der blaue Wasserspiegel des Alsterbassins, belebt durch zahlreiche umherschwimmende Schwäne und Gondeln. Im Sommer ist es hier besonders zur Abendzeit sehr lebendig; eine Menge größerer und kleinerer Fahrzeuge schwimmen auf dem Wasser umher. Wird die Scene durch den Mond beleuchtet, ist sie doppelt schön. Ist des Winters die Alster mit Eis bedeckt, so versammelt sich daselbst die schöne Welt in den Mittagsstunden, um die künstlichen Bewegungen der Schlittschuhläufer zu betrachten. Gezelte und Hütten sind dann auf dem Eise errichtet, worin die Erfrischungen aller Art genossen werden können. Die elegantesten Kaffeehäuser, Pavillons genannt, befinden sich an der Wasserseite des Jungfernstieges.

Der frühere Festungswall, welcher die Stadt auf der Landseite umgibt, ist jetzt in einen herrlichen Stadtgarten mit malerischen Aussichten verwandelt. Von der Alsterhöhe am Ferdinandsthor genießt man eines schönen Blickes über die Alsterbecken; von der Altmannshöhe am Steinthor, besonders aber von der Elbhöhe, dem schönsten Punkte des ganzen Walles, hat man das überraschendste Panorama. Nordöstlich erblickt man den größten Theil der Stadt mit ihren Thürmen und den Hafen mit seinem Wald von Masten. Schiffe von allen Größen und Flaggen schwimmen auf dem schönen Elbstrom an die Stadt heran oder lichten die Anker, um das weite Meer zu suchen. Hunderte kleiner Fahrzeuge tummeln sich unter ihnen herum und beleben das Bild, das von den malerischen hannöverschen Ufern begrenzt wird, auf die mannigfaltigste Weise.

Charakteristisches der Bewohner.

Man kann den Charakter der drei Hansen mit den drei Nationen vergleichen, mit welchen sie am meisten verkehren. Der Hamburger ist stolz, trocken, verschwenderisch, wie der Brite, er darf aber auch auf seine Stadt stolz sein, und das britische a plump ist verzeihlich; der Bremer ist verschlossener, phlegmatischer, sparsamer, gleich dem Holländer, aber auch sehr energisch und weitausgreifend, nach einer größern Zukunft ringend; der Lübecker frugal, arbeitsam, frohsinnig und gefühlvoll, wie der baltische Nordländer; seine vergangene Größe wirft noch einen poetischen Schimmer auf seine Gegenwart.

Thätigkeit ist bei jedem Kaufmann die erste Tugend, Gewinn das höchste Glück, und an Betriebsamkeit läßt es auch der Hamburger nicht fehlen. Aber er will seines Reichthums auch froh werden, und er gefällt sich in Luxus und namentlich in einer reichbesetzten Tafel. Hamburg ist eine wahre Stadt des Genusses, wie Wien, nur nach seemännischem Verhältnisse. Die Elbe liefert Lachse, die Nordsee Austern und Hummern, die Ostsee Dorsche, Holstein Rindfleisch, Lüneburg Wildpret, Westphalen Schinken. Der Seehandel liefert aus erster Hand russischen Kaviar, westindische Schildkröten und indianische Vogelnester, die köstlichsten Südfrüchte Portugals und Frankreichs. Es herrscht in Hamburg viel Gastfreiheit, wenn gleich das Abfüttern empfohlener Reisenden mehr zum guten Ton gehört, als auf geistigem Interesse beruht. Dabei spielen die Trinkgelder eine große Rolle; unter einem preußischen Thaler kommt der Gast nicht fort.

Das Volk liebt und kennt nur Sinnengenuß und strotzt von Gesundheit, ist aber dabei gutmüthig und bereitwillig, wenn gleich derbe. De Pott (Topf) ist in seiner Sprache hundertfaches Symbol. De Pott is aff „das Spiel ist aus".

Man stößt im Norden überhaupt weit mehr auf verdrießlich-stumme Gesichter, als im freundlichern aufgeschlossenern Süden; so auch in Hamburg. Der Hamburger ist noch von altem Schrot und Korn, mehr derb als eigentlich grob, und derb sind ja auch im Süden die niederen arbeitenden Klassen, wenn man sie in ihrer Arbeit stört, von der sie leben müssen, namentlich in großen Fabrik- und Handelsstädten, wo Zeit Geld ist. Stört sie ein Müssiggänger, so greift er in die Triebräder der großen Handelsmaschine ein und verstaucht sich natürlich die Finger. Wer mit einem stolzen: Hör' Er mal! einem Hamburger in die Quere kommt, kann leicht das schönste Plattdeutsch zu hören bekommen. Der Karrenführer stößt den ihn beirrenden Grafen oder Ordensritter so gut in den Koth, als den Bettler; mit seinem Fuhrwerk ohne Pferd verdient er aber mehr, als anderswo ein Fuhrmann mit zwei Pferden.

Je betriebsamer und volkreicher eine Stadt, desto theurer sind ihre

Wohnungen. So muß leider auch in Hamburg die arbeitende ärmere Klasse in Twieten (Zwischengäßchen), Gängen und Höfen nisten, ja in dunkeln feuchten Kellern, und muß sich bei hohem Wasserstande flüchten. Zu Hamburg wie zu London tritt man die Armuth mit Füßen, zu Wien und Paris wandelt sie über den Köpfen der Reichen.

Das Waisengrün.

Welch ein feierlicher rührender Zug bewegt sich dort einher, so liebreich von Allen empfangen? Er bannt die Schritte der eilig Vorübergehenden; man horcht den Tönen der sanften Musik, die ihn begleitet; man öffnet die Börsen, um Geld zu spenden; die Thüren und Fenster stehen offen, die Blicke spähen dem Zuge entgegen und folgen ihm, wenn er sich langsam entfernt.

Es ist Hamburgs Waisengrün. Ein altes frommes Fest, jenen armen Kindern geweiht, die elternlos der allgemeinen Mildthätigkeit anvertraut sind und von ihr die Bestimmung ihres fernern Schicksals erwarten. Sobald der Frühling sein schönstes Kleid angethan hat, in den ersten Tagen des Maien, halten die Waisen, geschmückt mit grünen Reisern und Blumen, ihren ersten Umzug durch die Stadt, allenthalben empfangen von den Bürgern, die sie vor den Häusern erwarten, um ihnen Geschenke aller Art zu machen und sie mit Speis und Trank zu erquicken. Den Zug begleitet das städtische Militär, die Hanseaten, von deren Tschakos gleichfalls grüne Reiser wehen, und die an der festlichen Bewirthung auch ihren Theil erhalten. Die schönsten fleißigsten Knaben gehen in stattlichem Putze den einzelnen Abtheilungen als Hauptleute voran, in dargereichte Büchsen die Spenden der Wohlthätigkeit für die Anstalt empfangend. Manchmal schon hat es sich ereignet, daß einer solcher Hauptleute, oder irgend ein anderes Kind aus dem Zuge, die Aufmerksamkeit kinderloser Eheleute auf sich zog und, dem Waisenhause entnommen, in dem Hause wohlhabender Bürger eine Freistätte, Bildung und Erziehung und Vermögen empfing, und einer sehr glücklichen Bestimmung entgegengeführt wurde.

Vor einem der Thore ist ein großes Zelt errichtet; hier empfangen Lehrer und Vorsteher den Zug, und mit kindlichem Spiel und andern Ergötzlichkeiten wird der schöne Tag zu Ende gebracht, bis der späte Abend zur Heimkehr mahnt und mit heiterer Freude ein Fest beschließt, wie es selten in so großen Städten gefeiert wird. Ehre sei dem alten Hamburg, daß es mitten im Strudel des Weltgewühls, von Allem erfüllt, was die Zeit Großes und Prächtiges erstehen sieht, sich doch neben so vielem Anderen auch diese anmuthige Feier erhalten hat, sammt dem einfachen frommen Sinne, der die Empfänglichkeit für das Schöne und Gute in solcher Feier sich rege und wach erhält.

Hamburgs Kinderjahre.

Der Uranfang der Geschichte dieses merkwürdigen Freistaats verliert sich in fast undeutlichen Spuren. Die Sachsen, ein altdeutsches, urkräftiges, freies Volk, das keinen Königen gehorchte und ganz Niedersachsen und Westphalen inne hatte, beunruhigten die Franken, die längst schon dem Christenthume angehörten, während bei ihnen noch der von ihren Vätern ererbte Götzendienst heimisch war. Dies forderte Karl den Großen auf, den Sachsen einen Zügel anzulegen durch die christliche Religion, und sie seinem großen zu errichtenden Christenreiche einzuverleiben. Der Kampf war eben so hartnäckig als blutig, und währte 13 Jahre. Erst 785 unterwarf sich Wittekind, der Sachsen tapferer Heerführer, der Uebermacht der fränkischen Krieger und bekannte sich zum Christenthume. Allein trotz Kirchen und Zwingburgen, die der Sieger im eroberten Lande bauete, wurden Empörungen versucht, bis endlich 804 die nordalbingischen Sachsen, die am nördlichen Ufer des Elbstromes hausten, vollständig bezwungen wurden. Karl's Sorge war jetzt nur noch gegen die nördlichen und östlichen Nachbarn gerichtet, gegen die Normannen und Slaven, welche häufige Einfälle versuchten; um die nördliche Grenze seines weiten Reiches zu schirmen, gründete er eine Reihe fester Schlösser, von denen eines zwischen Elbe, Bille und Alster, inmitten eines Waldes (altdeutsch Hamma) gelegen, den Namen „Hammaburg" erhielt, das so viel wie „Waldburg" bedeutete und der Ursprung Hamburgs wurde.

Die zur Fischerei und zum Seehandel so sehr geeignete Lage zog bald sächsische Kolonisten herbei, und so oft auch deren erste Anlagen zerstört wurden, erweitert stiegen sie bald wieder empor. Besonders kräftig wirkte zum Emporblühen des jungen Hamburgs der wohlthätige Eifer frommer Bischöfe, unter welchen besonders Anschar sich auszeichnete. Normannen und Dänen, Slaven und Wenden — die das heutige Jütland, Mecklenburg, Pommern und die Marken bewohnten — blieben stets Feinde der jungen Anpflanzung, aus Neid wie aus Habgier. Heinrich der Große, der erste König aus sächsischem Geschlecht, und Otto I., sein Sohn, thaten viel zum Schutze des Orts; aber dieser Schutz war immer nur vorübergehend. Ferne Kriegszüge beschäftigten die Kaiser, und Hamburg ward dadurch ihrer Pflege entrückt und mußte, so gut es gehen wollte, sich selber helfen.

Die Noth war oft so groß, daß das Dasein der jungen Ansiedlung ernstlich bedroht ward. Mistevoi, ein mächtiger Fürst der Obotriten (im heutigen Mecklenburg), verlangte eine Verwandte des Herzogs von Sachsen, der vom Kaiser zum Statthalter in Hamburg eingesetzt war, zur Ehe. Da soll Markgraf Dietrich von Brandenburg gesagt haben: „Es ist nicht recht, eine christliche Fürstin einem wendischen Hunde zu geben!" Als diese schnöde Abfertigung dem Mistevoi zu Ohren kam, erwiderte er: „Der

Hund sei wenigstens stark genug, um zu beißen." Ein allgemeiner Aufstand aller wendischen Fürsten war die Folge, und im Jahre 1012 wurde Hamburg in einen Schutthaufen verwandelt, die Einwohner wurden getödtet oder in die Sklaverei geführt, und erst nach 13 Jahren konnte an den Wiederaufbau der Stadt gedacht werden. Wie manche andere Städte jener Zeit, mächtiger und blühender als Hamburg, unterlagen ähnlichen Schlägen und erholten sich nie wieder — doch der Boden, auf dem Hamburg gegründet worden war, zeigte eine stärkere Kraft der Anziehung und der Wiedergeburt. Die überall hin zerstreuten Einwohner sammelten sich nach und nach wieder zu ihrer alten Wohnstätte, es wurden die Kirchen und Klöster wieder aufgebaut, und die Stadt erhob sich so schnell aus dem Schutt der Zerstörung, daß Schriftsteller jener Tage sie bereits „die schönste Stadt in Sachsen" nannten.

Damit waren die Gefahren für Hamburg nicht vorüber. Die Gegend war durch Anbau verschönert, der Gewerbfleiß und Handel regte sich frisch und der Wohlstand wuchs. Dies erregte fort und fort den Neid der stumpfsinnigen Nachbarn, und Kruko, der wilde Wendenfürst, brachte abermals die Gräuel der Verwüstungen über Nordalbingien. Die Familien sahen sich zur Auswanderung genöthigt. Doch der Kaiser übertrug nun die nordalbingischen Gebiete dem Grafen von Schauenburg als Lehen, und mit den Schauenburgern kam ein kräftiger Schutz gegen die Einbrüche der benachbarten Horden. Dazu kam noch ein Gewinn: Ueberschwemmungen in den Niederlanden zwangen dort die Einwohner, dem Meere, einem eben so wilden Feinde als Wenden und Dänen, zu entfliehen, und Hamburg zog die Flüchtigen an. So bekam die Stadt und ihr Gebiet höchst betriebsame fleißige Menschen, die wiederum gern sich an einem Orte niederließen, wo so Vieles an die verlassene Heimath erinnerte. Bald zeigte sich eine bessere Feldwirthschaft und ein größerer Wohlstand; auch manche Eigenthümlichkeit in Sitten, Sprache und Tracht hat sich noch bis auf den heutigen Tag unter den Bewohnern der reichen Elbinseln und Marschen erhalten.

Zwei mächtige Nebenbuhler, die mächtige Wendenstadt **Vineta** auf der Insel Usedom, und **Bardewiek**, die reiche, große Stadt im Norden der lüneburger Haide, wurden beseitigt; Vineta ward vom Meere verschlungen, und Bardewiek von seinem eigenen Fürsten, Heinrich dem Löwen, aus Rache für empfangene Unbill, dem Erdboden gleichgemacht. Ein Theil der Einwohner dieser Stadt wandte sich nun nach Hamburg, das somit aufs Neue einen schönen Zuwachs handelskundiger Einwohner empfing. Der Gewerbfleiß blühte, und schon ums Jahr 1152 entstand die Gilde der „Kramer und Gewandschneider" (wie damals die Tuchfabrikanten genannt wurden), und das ganze Zunftwesen war bald vollständig entwickelt. Um den Berg, den eigentlichen Kern der Stadt, wo die erste Ansiedlung entstanden war, reiheten sich jetzt nach und nach

viele Straßen, welche die verschiedenen Gewerke aufnahmen, und nach ihren Bewohnern Namen erhielten, die noch heute bestehen.

Nach Heinrich's des Löwen Tode wurde Hamburg zwar frei von der lehensherrschaftlichen Bevormundung der braunschweigischen Fürsten, doch in einem Kriege zwischen dem Grafen von Holstein und dem Könige von Dänemark ward es von Kanut VI. erobert und von dessen Sohne Waldemar an den Grafen von Orlamünde, welcher Hilfsvölker befehligt hatte, veräußert — denn die Hamburger waren sehr schwierig und aufgeregt, da man statt des altsächsischen Rechts das dänische eingeführt hatte; sie „begunnten unter Ogen to Knurren", wie die alte Chronik sagt, und dieses „Knurren" schien den Dänen nicht geheuer. Die angestammte Kraft der Niedersachsen ließ sich nicht sogleich werfen, darum mochte König Waldemar die Stadt nicht ungern seinem Vasallen, dem Grafen von Orlamünde, überlassen. Doch schon im Jahre 1224 konnte von diesem sich das reiche Hamburg mit 1500 Mark Silbers (circa 17,000 Thaler) loskaufen und von aller Unterwürfigkeit frei werden. An die Stelle des dänischen Reichsverwesers trat der Rath, und so ward Hamburg eine freie Stadt.

Dies waren Hamburgs Kinderjahre. Man sieht, wie aus geringem Anfang, aus der einsamen gegen Heidenschwärme erbauten Waldburg, die nur ein Blockhaus war, sich binnen 400 Jahren eine geehrte, mächtige, reiche und freie Handelsstadt entwickeln konnte, die aus mehrfacher Zerstörung immer kräftiger sich erhob und allen feindlichen Verhältnissen trotzte. Günstige geographische Lage, lebenskräftiger Charakter der Ansiedler, günstiger Zufluß von Fremden und dazu günstige historische Conjuncturen — das sind die Elemente, wodurch Städte und Reiche groß wurden und noch immer groß werden.

---

3. Leipzig.

(Vom Herausgeber.)

Die Sachsen sind ein rühriges, arbeitsames, industriöses und dabei anspruchloses und mäßiges Völkchen, das, mit einem feinen Verstande begabt und stets aufgeweckten Sinnes, mit vielem Glück nach den leiblichen wie nach den geistigen Gütern dieses Lebens zu ringen weiß, und auch mit vielem Geschick den Genuß beider verknüpft. Der meißnische*) Sachse, der das jetzige Königreich Sachsen einnimmt, ist, mit andern deutschen Stämmen verglichen, von einer gewissen Weichheit, Biegsamkeit und

*) Von den zehn Kreisen, in welche man einst Deutschland theilte, hieß einer Obersachsen; dies umfaßte aber Thüringen, Meißen, Brandenburg und Pommern.

Schmiegsamkeit, die ihn vor manchen Extremen bewahrt; er hat nicht die tiefgehende Gemüthsenergie des Schwaben, nicht die heitere Lebenslust und derbere Natürlichkeit des Oestreichers, auch nicht die Schärfe und Kühnheit des Preußen, aber er ist auch weniger einseitig als seine Brüder und Vettern, erfreut sich einer Harmonie, eines Gleichmaaßes seiner Kräfte, das ihn zum vermittelnden Bindegliede macht von Nord und Süd, Ost und West. Der Sachse ist die Copula zwischen dem Oestreicher und Preußen, Baiern und Schwaben. Daß der meißnische Dialekt zur Schriftsprache des ganzen gebildeten Deutschlands erhoben wurde, war nicht zufällig, sondern Ergebniß eben seiner größern Weichheit und Biegsamkeit. Alle Hauptrichtungen des deutschen Kulturlebens treffen wir im kleinen Sachsen vereint, und es ist, als ob es seine Kraft in dem Maaße concentrirt hätte, als unglückliche politische Verhältnisse ein Stück nach dem andern von diesem Lande abgerissen haben. Die glückliche Einheit von Lust an gelehrter Forschung und der Praxis eines regen Fabriklebens, von kaufmännischem Handelsgeist und musikalischem Sinn, von bürgerlicher Einfachheit und Sinn für äußere Eleganz und Schönheit hat sich das meißnische Sachsenland nicht zerreißen lassen. Wie sind doch die mannigfaltigsten Bildungsrichtungen in dem kleinen Sachsen zusammengedrängt! Man denke an die Vergangenheit: Zu Annaberg im Erzgebirge, wo noch jetzt eine Hauptniederlage von Spitzen, erfand Barbara Uttmann das Spitzenklöppeln zu Anfang des 16. Jahrhunderts; zu Schneeberg ward um dieselbe Zeit durch Schürer Blauglas bereitet aus Kobalt und Quarzsand; Brand, ein sächsischer Kaufmann, machte zuerst Phosphor, Böttiger in Meißen das erste Porzellan (1705), Schröder aus Hohenstein in Sachsen die ersten Pianoforte (1715). Wie in den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma die philologische Gymnasialbildung vorzugsweise einen fruchtbaren Boden fand, so errang sich zu Freiberg im Erzgebirge nicht blos der Fleiß des Bergmanns, sondern auch die an die Praxis des Bergbaues sich knüpfende Naturwissenschaft die ruhmvollsten Lorbeeren. Wie in Dresdens herrlichen Kunstsammlungen der feine ästhetische Sinn zuerst eine bleibende Stätte schuf und ein Muster für ähnliche Museen aufstellte, so ward in Leipzig von Alters her die Musik gepflegt. Seb. Bach war der bescheidene Cantor an der Thomaskirche. Gellert, der leipziger Professor, war zwar kein hochfliegender Genius, aber der liebliche Morgenstern am Himmel einer neuen, sonnigen, deutschen Literatur; anspruchslos, fromm, klar-verständig, durch und durch praktisch — ein ächter Sachse. Und wie ferner Chemnitz zu einer der ersten Fabrikstädte Deutschlands sich emporgeschwungen hat, ist wiederum Leipzig einer der ersten deutschen Handelsplätze geworden und steht als Meßstadt und Centrum des deutschen Buchhandels einzig da.

Blickt man auf die Geschichte der Stadt Leipzig, so ergibt sich, daß die vortheilhafte Lage in Deutschlands Mitte wohl etwas zur günstigen

Entwickelung beitrug, aber am meisten der industriöse Sinn und die rastlose Thätigkeit der Bewohner in Verbindung mit günstigen historischen Umständen die Handelsblüthe zu Wege brachte.

Die erste Anlage mag von slavischen Fischern ausgegangen sein, welche dort, wo die Parde in die Pleiße fällt, ein Dorf baueten, das von den damals vorgefundenen Linden (slav. lipa) Lipzk genannt wurde, woraus der deutsche Name Leipzig entstand. Es war aber auch hier das christlich-germanische Kaiserthum, welches die Stadt ins Leben rief. Heinrich I., der wackere Städteerbauer, soll zuerst (im Jahre 922) eine Burg wider die Sorben und Wenden angelegt haben, und 1015 kommt Leipzig zuerst unter dem Namen einer Stadt, d. h. einer befestigten Burg vor. Nachdem der Kaiser Heinrich II. die Stadt dem merseburger Hochstift überlassen hatte, ward sie bald darauf vom Grafen Konrad von Wettin erworben, und 1160 sehen wir sie unter Otto dem Reichen, Markgrafen von Meißen, der die bereits kräftig emporblühende Stadt durch Mauern und Gräben befestigte, um ihres Besitzes desto sicherer zu sein. Eben dieser Markgraf stiftete auch zwei Märkte zu Jubilate und Michaelis jedes Jahres (die nachherigen Messen!) und knüpfte an diese Stiftung das Vorrecht, daß innerhalb einer Meile kein Leipzig beeinträchtigender Markt gehalten werden sollte. Diese Märkte brachten reges Leben in die Bürgerschaft, welche bald zu solchem Selbstgefühl kam, daß sie Otto's Sohne Dietrich selber den Fehdehandschuh hinwarf, und die Mauern, die sie durch den Vater erhalten hatte, zur Vertheidigung gegen den Sohn gebrauchte. Markgraf Dietrich ließ die Stadtmauern niederreißen, dagegen aber drei Schlösser anlegen, wovon sich eines, die Pleißenburg (freilich in oft veränderter Gestalt) noch erhalten hat. Es war dies im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, zur Zeit des mächtigen Emporblühens der Städte. Die leipziger Kaufleute traten um diese Zeit zu einer geschlossenen Gilde zusammen, die Zünfte consolidirten sich und traten in gegenseitigen Wetteifer. So erstarkte die Bürgerschaft, und im hessischen Erbfolgekriege thaten sich die Leipziger hervor durch große Kühnheit und Tapferkeit. Unter Anführung des Schenk Rudolf von Vargula überfielen sie das braunschweigische Lager zwischen Wettin und Halle und nahmen den Herzog Albrecht von Braunschweig gefangen, durch welche kühne That der Friede herbeigeführt wurde. Als einige Jahre später Leipzig durch Theilung an den Markgrafen von Landsberg, Dietrich den Weisen, gekommen war, ertheilte dieser der frisch emporstrebenden Stadt einen Freiheitsbrief, worin er allen fremden Kaufleuten Sicherheit, d. i. Schutz für ihre Person und ihre Waaren gelobte, auch wenn er mit ihren Landesherren in offener Fehde sich befinden sollte. Dieser Freiheitsbrief zog viele Käufer und Verkäufer auf den leipziger Markt und bahnte den Uebergang zur Messe. Im Jahre 1507 erkannte bereits Kaiser Maximilian I. die leipziger Märkte unter dem Namen kaiserlicher Messen dergestalt an, daß im Umkreis von 15 Meilen kein Jahrmarkt,

keine Messe oder Niederlage gehalten werden sollte, Käufer und Verkäufer unter kaiserlichem Geleit standen und sie Niemand, bei Strafe der Acht, stören durfte; jede Stadt, die den Gerechtsamen Leipzigs zu nahe trat, sollte in eine Strafe von 50 Mark löthigen Silbers verfallen. Wenn auch das noch hie und da aufwogende Raubritterthum nicht immer an solche kaiserliche Verordnung sich kehrte, so war doch ein Damm gezogen und ein Rechtsboden gewonnen, welcher Leipzigs Bürgerschaft sehr zu gute kam, so daß sie auf diesem Grunde die höchst wichtige Niederlags- und Stapelgerechtigkeit erwarb. Nach damaligem Brauch ließ sich Leipzig die errungenen Privilegien durch eine besondere Bulle des Papstes (Leo X.) bestätigen und von den folgenden Kaisern stets erneuern.

Zu diesen Begünstigungen durch die Fürsten kamen aber auch manche Einwanderungen von Seiten Fremder, die eben so günstig wirkten. So hatte schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Reise Konrad's von Wettin nach Italien zur Folge, daß lombardische Kaufleute nach Leipzig übersiedelten und durch ihre Gewandtheit im Wechselgeschäft, wie durch ihre Handelsverbindungen mit der Heimath die Handels- und Gewerbsthätigkeit von Leipzig sehr erhöhten. Von diesen Lombarden mögen die noch in Leipzig befindlichen „italienischen Keller" herrühren. Die Bedrückung, welche im 16. Jahrhundert das industriöse Volk der Niederlande durch Spanien erfuhr, führte auch manchen gewerbfleißigen Bürger in die Mauern Leipzigs und nährte die Stadt mit frischen Säften. So gründete der Kaufmann Ryssel aus Mastricht 1588 die erste Gold- und Silberspinnerei, auf Anregung der Eingewanderten ward eine Botenpost errichtet, und noch am Schluß des Jahrhunderts (1599) unter dem Bürgermeister Botter das Rathhaus erbaut. Durch die Aufhebung des Edicts von Nantes kamen ferner manche französische Kaufleute nach Leipzig, und noch sind sehr ansehnliche leipziger Häuser Sprößlinge jener französischen Kolonie.

In den Kriegen, die Deutschland zerfleischten, hatte Leipzig besonders zu leiden, da seine Ebene die Heere anzog und vorzugsweise zum Schlachtfeld sich eignete. Welche Drangsale hatte die Stadt im dreißigjährigen, dann im siebenjährigen und endlich in den letzten französischen Kriegen zu leiden. Aber (auch darin Hamburg ähnlich!) nach jeder Niederlage stand sie um so kräftiger wieder auf. Schon im Jahre 1780 belief sich der Betrag sämmtlicher eingegangenen Waaren auf 18 Millionen Thaler, und 1789 zählte man bereits 270 Krämer, 137 deutsche, 24 französische und 12 italienische Handelsherren, welche insgesammt eine nicht geringe Zahl der übrigen Bürger in Thätigkeit setzten.

Mit dem zunehmenden Wohlstand wuchs auch das Streben nach Verschönerung der Stadt und die Lust an äußerer Eleganz. Von der Nutzlosigkeit der Festungswerke hatte man sich im siebenjährigen Kriege sattsam überzeugt. Die tiefen Festungsgräben, in denen das Wasser ver-

sumpfte, verpesteten die Luft; in der Tiefe, wo jetzt ein schöner Teich mit frischem Zu- und Abfluß die Parkanlagen schmückt, pflegte der Stadtcommandant wilde Enten zu schießen. Ein unternehmender Bürgermeister, Dr. Müller, verwandelte die Wälle und Gräben in einen Kranz von Promenaden, der sich zwischen dem Grimmaischen und Hallischen Thore zum wirklichen Park erweiterte und gleicherweise die Schönheit wie die Gesundheit der Stadt aufs Beste förderte. Die Energie jenes wackern Bürgermeisters blieb nicht ohne wohlthätige Folgen auf die leipziger Bürgerschaft, welche fortan einen immer regern Sinn für Anlagen und Verschönerung öffentlicher Plätze entwickelte.

Im preußisch-französischen Kriege (1806) mußte sich Leipzig die Beschlagnahme aller englischen Waaren um 7 Millionen Franken loskaufen; es sah alle Häfen gegen England gesperrt, später mußte es sich sogar einen großen Vorrath englischer Waaren verbrennen lassen. Dafür entwickelte sich jedoch die inländische Industrie um so schneller, und selbst in den unglücklichsten Kriegsjahren hatte sich Leipzig stark besuchter Messen zu erfreuen. Von den härtesten Schlägen ward die Stadt im Jahre 1813 betroffen, wo die große Völkerschlacht in seiner nächsten Nähe wüthete, ja bis in die Stadt selber sich fortsetzte. Doch auch dies Ungemach ward bald überwunden. Dieselbe Lage, welche die Kriegsheere in den Ebenen Leipzigs so oftmals versammelt hatte, begünstigte ja auch die Meßstadt und machte sie zum Mittelpunkt eines großen Handelsverkehrs. Vermöge dieser Lage ist Leipzig der Mittelpunkt jenes Halbkreises, den die Elbe von Schandau bis Barby macht. Darum bildete sich eben hier ein bedeutender Straßenknoten, wo die Straßen nach Frankfurt und dem Rhein, nach Dresden und Prag, nach Hof und München, nach Magdeburg und nach Berlin sich kreuzten. Und der gleiche Knoten bildete sich, als die Eisenbahnen ins Leben traten; in Leipzig vereinigt sich die Leipzig-Dresdener, die Magdeburg-Leipziger und die Sächsisch-Bayersche Staatsbahn.

Da Leipzig sehr niedrig liegt, sieht es auch drei Flüsse bei sich zusammen kommen: die weiße Elster, Pleiße und Parde. Diese Flußniederungen sind mit schönen Eichwaldungen bedeckt; das anmuthige Rosenthal (das richtiger Eichenthal heißen sollte!) zieht sich bis an die Stadt heran, die sich somit auf vielen Punkten schattiger Spaziergänge zu erfreuen hat. Früher seiner großen Sterblichkeit willen verrufen, ist Leipzig jetzt eine eben so gesunde als heitere und freundliche Stadt geworden. Sind auch manche der großen und schönen Gärten, die früher außerhalb der Stadt lagen, jetzt bereits ein Theil der Stadt selber geworden und zum Theil mit Gebäuden ausgefüllt, so gibt es doch überall freie Durchblicke (mit Ausnahme des enggebauten Centrums) und größere Plätze. Der schönste und größte ist der Augustusplatz, auf welchen die Grimmaische Straße mündet; auf der einen Seite vom Universitätsgebäude mit seiner freundlichen Kirche, weiterhin vom imposanten Gebäude der Bürgerschule — auf der andern Seite von der Post und andern palastartigen Häusern

begrenzt, rechts und links die hübschen Baumgänge, bietet dieser große Platz eine prächtige Umschau, die namentlich des Abends, wo von allen Seiten her Gasflammen leuchten, ganz feenhaft wird. Dieser Platz ist denn auch würdig, zur Meßzeit den Hauptfocus der Buden und des kleinen Handels zu bilden.

Im Jahre 1836 ward Leipzig noch mit 42,000 Einwohnern aufgeführt; jetzt muß man schon 66,000 schreiben — so bedeutend ist die Bevölkerung in dem letzten Decennium gewachsen. Als nach der Theilung Sachsens die preußischen Schlagbäume bis nahe vor Leipzigs Thore rückten, sank der Verkehr bedenklich schnell, und man sagte der Meßstadt eine trübe Zukunft voraus. Doch der Zollverein trat ins Leben, und nun wie mit einem Zauberschlage nahm Alles eine andere Gestalt an. In die Geschäfte kam neuer Schwung, in die Messen neues Leben; die reicheren Bürger zeigten wieder Unternehmungsgeist und machten ihre Kapitale flüssig. Man fing an zu bauen und wetteiferte in der Baulust; man fühlte sehr richtig, daß ein großes Haus in Leipzig mehr werth sei, als ein mittelmäßiges Rittergut auf dem Lande. So entstanden in einem einzigen Jahrzehnt vor dem äußern Grimmaischen Thore, jetzt Dresdener Thor genannt, und vor dem Hinterthor zwei große neue Vorstädte, die Friedrichsvorstadt und die Marienvorstadt mit langen geraden Straßen, schönen Häusern und anmuthigen Gärten; so erhebt sich jetzt auf einem sechs Schuh hoch aufgeworfenen Boden über dem feuchten Wiesengrunde an der Elster eine neue Straße nach dem Frankfurter Thore zu. Man glaubt sich in eine nordamerikanische Stadt versetzt, wenn man diesem emsigen Bautreiben zuschaut.

Die Häuser sind hoch, die Zimmer groß und hell, die Verhältnisse einfach, aber elegant, dem Luxus vollen Spielraum lassend. Die früheren pyramidenartig spitz zulaufenden Dächer müssen nun möglichst platten Dächern weichen; freilich fallen nun auch die Erker weg und damit manche malerische Abwechslung in der Häuserreihe. Von aristokratisch sich abschließenden Palästen ist wenig zu finden; selbst die schöneren Häuser behalten, wie sie bürgerlichen Ursprungs sind, auch ein bürgerliches Gepräge, indem der unterste Stock sogleich zu Läden, Gewölben und Geschäftslokalen verwandt wird. Fragt man, wem gehört dieses große und schöne Haus? so ist die Antwort: Einem Maurermeister, Buchhändler u. s. w. In einer betriebsamen Handelsstadt muß auch das Schöne vor allen Dingen praktisch sein, und der Leipziger zumal versteht es, mit seiner geschäftlichen Handthierung möglichste Eleganz, mit dem dulce das utile zu verknüpfen. Die sehr schöne Härtel'sche Villa unweit des Zeitzerthores ist wie ein weißer Sperling, ein Stück Italien in nordischer Luft, und ganz charakteristisch für Leipzig tritt man durch die mit Frescogemälden gezierte Säulenhalle in — ein Buchhändlercomptoir!

Natürlich wetteifern in einer Meßstadt, wie Leipzig, die Häuser mit den Menschen, um Geld zu verdienen. Ein dreistöckiges Haus bringt an Miethzins seine 3000 Thaler ein, und ist gleich einem Kapitale von 80

bis 100,000 Thalern. Da miethet sich auch manche arme Familie ein Logis, dessen Miethe sie mit eigener Kraft nicht erschwingen könnte, etwa für 200 Thaler; aber zur Meßzeit drückt sie sich in ein Hinterstübchen zusammen, und in zwei Monaten hat sie von den fremden Kaufherren nicht blos die 200 Thaler, sondern noch etwas mehr gewonnen, so daß sie die geräumigen, schönen Zimmer den übrigen Theil des Jahres umsonst bewohnt. Da kommt erst ein Lederhändler, dann ein Tuchhändler, endlich ein Buchhändler — sie Alle beziehen dasselbe Zimmer. Viele Gasthöfe am Brühl sind lediglich für die Meßzeit da, bringen aber eben deshalb mehr ein, als manche andere spärlich besuchte das ganze Jahr hindurch.

Es finden alljährlich drei Messen statt, welche jedesmal drei Wochen dauern. Der Anfang wird nach einem gewissen Sonn- oder Festtag bestimmt; bei der Ostermesse (der lebhaftesten) ist dies der Sonntag Jubilate*); bei der Michaelismesse stets der Sonntag nach Michaelis, bei der Neujahrsmesse (der unbedeutendsten) der 1. Januar, womit die Meßwoche beginnt und feierlich eingeläutet wird. Dieser Meßwoche geht aber noch eine Vorwoche, die sogenannte Böttcherwoche voraus, und wiederum folgt ihr eine Nachwoche, die sogenannte Zahlwoche, in welcher der Donnerstag in den beiden Hauptmessen der Zahltag ist, an dem alle zur Messe eingegangenen Wechselverbindlichkeiten gelöst werden müssen. Indeß werden jetzt die meisten en gros-Geschäfte schon in der Woche vor der Böttcherwoche abgemacht, obwohl die fremden Kaufleute ihre Waaren erst mit der eigentlichen Meßwoche auslegen dürfen. Wer seine Firma früher als zum festgesetzten Termin aussteckt, zahlt eine Strafe von 50 Thalern. Die Meßfreiheit besteht aber darin, daß jeder Kaufmann ohne Ausnahme seine Waaren unbeirrt vom Zunftzwange der Stadt auslegen und verkaufen darf; daß Niemand während der Messe gerichtlich zur Zahlung angehalten werden darf (es sei denn, daß die Schuld erst während der Messe contrahirt wäre); daß jeder leipziger Bürger während der Meßzeit Gastgerechtigkeit üben darf.

Die zu den drei Messen des Jahres 1852 blos aus dem Zollverein eingeführten Meßhandelsgüter berechnen sich auf

344,849	Centner, und zwar	
66,129	Centner zur	Neujahrsmesse,
132,736	= =	Ostermesse,
145,984	= =	Michaelismesse.

Wer noch keiner leipziger Messe beigewohnt hat, kann sich schwerlich einen Begriff machen von diesem Gewühl und Getümmel, diesem Fahren und Laufen, diesem Handel und Wandel aller Orten und Enden. Zwar sind einige Theile der Stadt, wie die Grimmaische Straße, auch außer der Meßzeit sehr belebt; aber was will das sagen gegen die Meßwoche, wo man oft Mühe hat, das Fahrzeug des eigenen Leibes durch

*) Der dritte Sonntag nach Ostern.

diesen Strom von Menschen, von Wagen und Karren und Fiakers und Waarenballen ohne Verletzung hindurch zu bugsiren! Die Parterrewohnungen Leipzigs scheinen Ein großes Waarenlager geworden zu sein, und die Durchgänge der Häuser, wie Auerbach's Hof, starren von Buden, Käufern und Verkäufern, daß es schwer wird, durch eine solche Meerenge hindurch zu steuern und breiteres Fahrwasser zu gewinnen. In der buntesten Mannigfaltigkeit sieht man Leder- und Tuchballen, Leinwand- und Baumwollenzeuge, Shawls und Spitzen, Hüte und Mützen, Lebkuchen und Bonbons aufgestapelt, und gleich bunt ist das Menschengewühl. Nord- und Süddeutschland, Rheinland und Pommern, Westphalen und Mecklenburg, Baiern und Hannover — ganz Deutschland kommt hier zur Einheit. Leipzig ist auf 14 Tage die Hauptstadt und der Mittelpunkt von ganz Deutschland, ja von Europa; denn auch Russen und Engländer, Franzosen und Italiener, Griechen und Armenier (mit Turban und Kaftan), selbst phlegmatische Türken haben sich eingefunden, Seiner Majestät dem Genius des Handels ihre Huldigung darzubringen. Vor dieser Majestät schwinden alle nationalen Verschiedenheiten, vor diesem Herrn gilt kein Ansehen der Person, nicht Stand oder Rang, Adel oder Bürgerthum — Alles ist eine große Familie und auch jeder Fremde willkommen, wofern er nur Geld mitbringt oder Geldeswerth. Und damit es den lieben Gästen auch nicht an Unterhaltung fehle, hat besagter Herr und Gebieter dafür gesorgt, daß die Augen und Ohren allerlei Schönes und Merkwürdiges, Ernstes und Lustiges, Fades und Pikantes zu sehen und zu hören bekommen. Da sind Thierbuden und Kunstreiter, Affen- und Menschentheater, Wachsfiguren und Marionetten, Mississippi-Panoramas und Chinesen — und hat man sich hungrig gesehen, kann man sich ganz satt hören an all' den böhmischen und sächsischen Musikconcerten, an der großen Oper und den noch größeren Virtuosen. Wird schon außer der Messe kaum anderswo so viel gegeigt und gesungen und concertirt, als in dem musiklustigen Leipzig, so ist während der Messe in allen Wirthshäusern Concert, und jeder Gast kann sein Bratwürstlein mit Musik verzehren.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Ostermesse für die Buchhändler. In dem schönen, mit einem großartigen Saale gezierten Gebäude der Buchhändlerbörse (1836 vom Börsenverein der deutschen Buchhändler eingeweiht) halten dann die Herren Buchhändler, denen das Wohl und Wehe von tausend und aber tausend schreiblustigen Federn anvertraut wird, ihren Reichstag, auf welchem wohl 300 auswärtige Buchhändler tagen und über 1800 Buchhandlungen durch ihre Commissionäre sich vertreten lassen. Da werden dann die jährlichen Rechnungen ausgeglichen und die Zahlungen geleistet; jeder Verleger erfährt da, was die in alle Welt gesandten Bücher ihm Verlust gebracht haben, wenn sie als rückwärts marschirende Krebse wieder zum heimischen Herde zurückkehren, oder was sie ihm Gewinn gebracht haben, wenn das Publikum die Seelenspeise nahrhaft oder doch wohlschmeckend und gaumenkitzelnd gefunden hat. Der

Umsatz während dieser Zeit auf der Börse beläuft sich auf 3 Millionen Thaler, — mancher Commissionär zahlt dann 100,000 Thaler und noch mehr aus (bei einigen Firmen, wie z. B. Köhler, Steinacker u. A., übersteigt diese Summe selbst die Höhe von 200,000 Thalern); es geht da in wenigen Stunden eine halbe Million aus einer Hand in die andere; im Zeitraum eines Tages ist in diesem großen Rath ein freier Ueberblick gewonnen über Haben und Sollen, und das große, künstlich zusammengesetzte Geschäft des deutschen Buchhandels ist, Dank dem persönlichen Verkehr, in wenigen Tagen regulirt! Damit die Herren Abgesandten und Reichsräthe sich desto leichter erkennen, trägt jeder auf seinem Hute den Namen seiner Firma.

Ist Leipzig schon als Meßstadt überhaupt für den Handel und die Gewerbthätigkeit Deutschlands ein Centralpunkt, so ist es als Hauptstapel- und Commissionsplatz des gesammten deutschen Buchhandels, Kunst- und Musikalienhandels für das geistige, ästhetische, ja für das gesammte Kulturleben Deutschlands von größter Bedeutung. Es bildet das lebendig-pulsirende Herz jenes großartigen, wunderbaren Organismus des deutschen Buchhandels, dem kein anderes Land etwas Aehnliches an die Seite stellen darf. Dieser Organismus theilt sich in drei Hauptorgane, die aber wieder auf das Engste verbunden sind und in einander greifen, — nämlich in das Verlags-, Sortiments- und Commissionsgeschäft. Die Verlagsbuchhandlung nimmt die Manuscripte der Autoren entgegen, erwirbt gegen Zahlung des Honorars das Recht, unter den mit dem Verfasser des Buches vereinbarten Bedingungen das Werk drucken zu lassen und zu verkaufen; sie sorgt für die Versendung und Alles, was zum schnellen Absatz der Waare beitragen kann. Vom Standpunkte des Handels sind also die Verlagsbuchhändler die Producenten der Waare und Großhändler. Sie schicken nämlich ihre Ballen zunächst an die Sortimentshandlungen, d. i. an die Kleinverkäufer, denen für ein gewisses Quantum von Büchern, das sie absetzen, gewisse Procente bewilligt werden. Diese Buchhändler sind also die eigentlichen Verkäufer, welche das Buch ihren Kunden zur Ansicht übersenden oder auf Bestellung liefern, oder sonst an den Mann zu bringen suchen. Sie brauchen aber (wie das noch vor 50 Jahren üblich war) die von den Verlagshandlungen zugesandten Bücher nicht fest zu übernehmen, sondern nur bedingungsweise (à condition), d. h. sie dürfen die Waare, die sie nicht absetzen, wieder an den ursprünglichen Eigenthümer zurücksenden. Das sind dann die unwillkommenen, gefürchteten „Krebse". Nun aber wäre es noch immer sehr beschwerlich, wenn jede einzelne Buchhandlung sich immer direkt an die Verlagshandlung wenden müßte, bei welcher dieses oder jenes Buch erschienen ist; für ein kleines Buch wäre dann nicht blos viel Schreiberei, sondern auch viel Postporto zu zahlen, was den Verkehr und Preis der Bücher gleich sehr belästigen würde. Da tritt dann das Commissionsgeschäft hilfreich ein. Es erwählt sich nämlich jeder außerhalb

Leipzigs etablirte deutsche und auch mancher ausländische Buchhändler einen in Leipzig selber ansässigen Buchhändler als Beauftragten, dem er ausschließlich alle an dieses und jenes Haus zu machenden Bestellungen, Zahlungs- und andere Aufträge sendet. Hat er überdies noch eigenen Verlag, so legt er bei diesem seinem Commissionär ein Lager an, so daß dieser nun die Bücher viel schneller und billiger liefern kann. Man erstaunt, wenn man die gewaltigen Bücherballen erblickt, die bei einem einzigen Commissionär aufgestapelt liegen! Es sind gegenwärtig schon 1900 Firmen, die mit leipziger Commissionären in Verbindung stehen, und das Gewicht aller der Bücher, Musikalien und Kupferstiche, die alljährlich durch Post oder Fracht oder Eisenbahn von Leipzig aus versandt werden, beläuft sich auf 100,000 Centner!

Leipzig allein hat mehr Buchhandlungen, als der ganze österreichische Kaiserstaat; denn es zählt gegenwärtig 152 Firmen, die sich theils mit dem Verlag, theils mit dem Sortiment beschäftigen; 77 befassen sich fast ausschließlich mit dem Commissionsgeschäft. Selbstverständlich muß ein solcher schwunghafter Buchhandel auch eine große Thätigkeit in die Presse bringen. Es finden sich nicht weniger als 36 Buchdruckereien in Leipzig mit 165 Handpressen und 53 Maschinen (Schnellpressen durch Dampf getrieben), welche zusammen 700 bis 800 Setzer und Drucker beschäftigen. Eine einzige Schnellpresse druckt in Einem Tage wohl 24,000 Bogen; die eisernen Finger fassen den Bogen auf der einen Seite, und indem eine Walze den Satz mit Druckerschwärze bestreicht, wird alsbald der Papierbogen hereingezogen und kommt auf der andern Seite bedruckt wieder heraus, so daß dem Menschen nur das Wegnehmen bleibt. In der großartigen Druckerei von F. A. Brockhaus sind allein 24 Pressen und 9 Maschinen, worunter 2 Doppelmaschinen; zwischen 500 bis 600 Leute werden durch dies Haus Jahr ein Jahr aus in Thätigkeit versetzt! Nun erwäge man, wie viel Menschen nur durch die Buchdruckereien Leipzigs, worunter allerdings die von Breitkopf und Härtel, Hirschfeld, Tauchnitz, Teubner zu den bedeutendsten in Deutschland gehören, — beschäftigt werden. Was gehört erst dazu, bis das weiße Druckpapier hergestellt ist! Dann die Schriftgießer, Maschinenmeister, Holzschneidekünstler — die Correctoren, Schriftsteller, Journalisten, die nach Leipzig gezogen werden — die Commis und Schreiber in den Buchhändlercomptoirs, die Markthelfer und Boten, welche in Leipzig selber die Waare von einem Hause zum andern bringen, und man erstaunt billig, wenn man trotzdem ein dickes Buch mit Holzschnitten geziert für 1 Gulden kaufen kann! Neun Etablissements beschäftigen sich in Leipzig ausschließlich mit Schriftschneiden, Schrift- und Stereotypengießerei; der Notenstich wird durch 9, der Notendruck durch 4 Anstalten besorgt. Wo so viel Bücher gedruckt, müssen auch viele Bücher broschirt und gebunden werden, und so hat Leipzig 90 Buchbinderwerkstätten. Diese Branche hat sich während der letzteren Jahre ebenfalls zu einer ungewöhnlichen Höhe emporgeschwun-

gen; — während früher ein großer Theil der in Leipzig gedruckten Bücher nach Berlin wanderte, um sich dort elegant kleiden zu lassen, findet jetzt der umgekehrte Fall statt, und so kommt es, daß viele Buchbindermeister Leipzigs 20 Gesellen beschäftigen. Für die Illustration und Verzierung der Bücher wirken 16 Kupfer- und Stahlstechereien und 25 Steindruckereien (lithographische Anstalten). Für die Holzschneidekunst sind 6 xylographische Institute thätig. Aber nicht blos um die Herausgabe der neuen Werke (Musikalien und Kupferstiche eingeschlossen), auch um die älteren oder im Preise herabgesetzten Bücher gruppirt sich ein Antiquariatshandel mit eigenen Auctionsanstalten.

Doch es mögen diese Angaben genügen, um eine Vorstellung zu erwecken von dem regen Leben und Treiben einer Stadt, die, wenn sie auch nicht die Ehre hat, Residenz eines Fürsten zu sein, sich doch durch die rastlose Thätigkeit, Umsicht und Intelligenz ihrer Bürger den noch größern Ruhm errungen hat, Haupt- und Residenzstadt des deutschen Meßverkehrs und Buchhandels zu sein, und damit zwei Hauptpole des deutschen Güterlebens zu verbinden und zum Heil deutscher Nation lebendig wirksam zu erhalten. Wie auf die Welthandelsstadt Hamburg darf der Deutsche auch auf Leipzig stolz sein, das nächst Hamburg die zweite Handelsstadt Deutschlands und einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa überhaupt ist, zugleich aber auch einen der wichtigsten Centralpunkte bildet für deutsche Wissenschaft und Kunst. Lange vorher, ehe München zum „deutschen Athen" sich erhob, blühte die 1764 errichtete Akademie der bildenden Künste unter Oeser, Tischbein, Schnorr u. A. und wirkte kräftig für Malerei, Kupferstecherkunst, Architektur. Die Universität (1409 durch Einwanderung einer großen Anzahl prager Studirender gegründet) war jahrhundertelang eine der ersten, und ward die fruchtbarste Pflanzschule für viele andere Bildungsanstalten Deutschlands. Eine Reihe glänzender Namen verherrlicht die Geschichte dieses Musensitzes. Gellert, dessen Ruf auch Goethe anzog, starb als Professor der leipziger Universität 1769, und die dankbaren Leipziger haben ihm ein zweifaches Denkmal gesetzt. Der wackere Theolog und Kanzelredner Tschirner war auch eine Zierde der Universität. Hofrath Beck und Professor Hermann gründeten die philologischen Seminarien und wirkten bedeutend für das aufblühende Studium des klassischen Alterthums. In der medicinischen Facultät (besonders für Anatomie und Klinik) herrschte von jeher außerordentliche Thätigkeit, und noch fort und fort bringt die Universität reges geistiges Leben in die materiellen Interessen. Mit den höheren Schulen (Thomas- und Nikolaischule) wetteifert ein trefflich organisirtes Volks- und Bürgerschulwesen. Die Rathsfreischule unter Dolz leistete frühzeitig Ausgezeichnetes auch in methodischer Hinsicht, so daß man wohl sagen kann, es gebe keine Stadt, die wie Leipzig auf so kleinem Gebiete so große Erfolge errungen.

Sechster Abschnitt.

Charakter des Thüringers, Hessen, Schwaben.

1. Thüringen.

Thüringen ist die Grenzscheide des Südens und Nordens, und wer diesen verläßt, um jenen zu betreten, mag mit dem auffallenden Wechsel der sandigen Ebenen, die sich an die fruchtbarsten Parthien Thüringens keck heranwagen, sehr zufrieden sein. Ohne Uebergang geräth man in den Segen eines Landes, das von jeher der Höhenpunkt Obersachsens war.

Thüringen hat von der Natur seine Grenzen erhalten, und wenn auch der Name in der deutschen Statistik erlosch, im Munde des Volks und der Geschichte wird er länger fortleben, als die neueren Zustände und politischen Zerstückelungen, die an die Stelle des alten Thüringerlandes traten. Im Osten umsäumt die Saale mit ihren bunten Bergen und Hügeln diesen Landstrich; im Norden umrauscht ihn der Wellenschlag der zwar kleinen, aber wilden, ausgelassenen Unstrut; im Westen überragt der Harz die thüringischen Ebenen, und das hagere Eichsfeld erhöht ihre üppigen Reize; im Süden spannt sich in einer Entfernung von 17 Meilen der Thüringerwald aus, eine Mauer aus Wald und Fels, oder vielmehr ein Meer von Bergen, die wie Wellen neben einander liegen, als könnte man von der einen Höhe auf die andere hüpfen, aber unbeweglich — ein grün verwachsenes Meer. Hinter dem Thüringerwald liegt Franken mit seinen fruchtbaren Ebenen, und weiter und immer weiter verbreiten sich die Mannigfaltigkeiten der südlichen Natur, die in Thüringen auf dem Wendepunkte steht, gleichsam im Kampfe mit den Zumuthungen des Nordens. Nicht selten bricht dieser noch mit Hagel und Schnee in den Frühling ein, der aus Süden über den Thüringerwald hinabstieg, und nun im Thüringerlande in die Enge getrieben wird.

Man leitet den Namen Thüringen von den Hermunduren ab, die an die Stelle der Katten traten, oder von dem Gotte Thor, oder auch von den Theroingern oder Toringern, einem westgothischen Stamm, deren Reich von großer Ausdehnung gewesen sein soll. Etymologen wol-

len sogar duri homines *) in Thüringen finden, eine Behauptung, die durch den tüchtigen und ausdauernden Menschenschlag unterstützt wird, aber schwerlich durch die Geschichte, die nirgends darthut, daß germanische Stämme lateinische Bezeichnungen angenommen hätten. Am richtigsten unter diesen Vermuthungen mag die von den Theroingern oder Toringern sein, die sich zweifelsohne auf die Hermunduren werden zurückführen lassen, ein Name, der immer als die Grundlage von Thüringen zu betrachten ist. Uebrigens bezeugt der eigentliche Thüringer bis auf den heutigen Tag seinen deutschen Ursprung, und selbst ohne geschichtliche Seitenblicke wird man aus der Individualität des thüringer und meißnischen Sachsen den Unterschied herausfühlen, der zwischen diesen germanischen Stämmen und den Sorben und Wenden, die sich bis an die Saale ausdehnen, stattfindet. Aber auch vom meißnischen Sachsen unterscheidet sich wieder scharf genug der Thüringer, denn sein Dialekt ist viel voller und derber, als das zugespitztere, feinere Meißnische. So sind auch die Züge des Thüringers grob und phlegmatisch, seine Augen haben jenen einförmigen blauen Ausdruck, der von Zufriedenheit und Selbstlosigkeit Zeugniß gibt, immer aber ein charakteristisches Zeichen deutschen Ursprungs ist. An dem meißnischen Sachsen dagegen muß man die Beweglichkeit hervorheben, die aus dem runden und ausgefüllten Gesichte des Thüringers nur selten hervorblitzt. Blonde Haare sind thüringische Grundfarbe. Eben so wenig wie äußerlich hat der Thüringer innerlich die Gewandtheit des meißnischen Sachsen, dessen Geist viel biegsamer und schmiegsamer ist. Feinheit und Convenienz sind — bis auf die Verfeinerung einiger Städte — zwischen der Saale, der Unstrut, dem Harz und dem Thüringerwalde noch immer im Rückstande geblieben; noch immer macht sich hier ein unverdorbener Naturlaut der Bevölkerung geltend und eine einfache Gefühlsweise, die auch durch die Vorliebe des Thüringers für Musik, und theilweise durch die Virtuosität in dieser Kunst bezeugt wird. Weil das Land gesegnet ist, hält man auch auf Pflege des Leibes mehr als im Königreiche Sachsen, und Biederkeit und Gastfreundschaft sind Tugenden, die man in Thüringen noch heute sehr unverkümmert antrifft. Die kultivirtesten Thüringer sind die Gothaer; im Großherzogthum Weimar dagegen ist nur die Stadt Weimar Sitz der Kultur und Civilisation des Jahrhunderts geworden, das Land selbst hat jenen thüringischen Grundton, der die Kultur des Bodens bevorzugt, beibehalten.

Man trifft in vielen Distrikten Thüringens eine Behaglichkeit und Lebensfülle, die an die holsteinischen und mecklenburgischen Länder erinnert, an Jever und an Butjadingerland. Wenn die freundlichen Dörfer und ansehnlichen Rittergüter, die blühende Städte einfassen, im Allgemeinen diesen Zustand darthun, so wird er insbesondere durch die gesellschaftlichen

---

*) Harte Leute.

Verhältnisse erwiesen, die man in der Nähe von Kurhessen nicht vermuthet. In Thüringen trifft man einen Aufwand bei den Gastereien der Bauern und eine rücksichtslose Gastfreundschaft, die eben nur da Stoff finden können, wo die Natur ihnen eine breite Grundlage bietet und keinerlei Sorge eingreift. Es ist bei Hochzeiten nichts Seltenes, daß ein gemästeter Ochse, sechs bis acht Kälber, ein Dutzend Schafe verzehrt werden; dazu trifft man nur in Thüringen jenen leichten Ton und die innige Hingebung, wie sie dem Süddeutschen eigen ist, wie sie aber weder der Hesse, noch der Sachse kennt. Die Bauern im Norden sind auch wohl gastfrei, aber sie thun stolz mit ihrer Gastfreundschaft; doch die Thüringer leben darin, wie denn auch die meisten Dorfnamen mit dem Worte „leben" endigen. Aber die Bauern in Jever, Butjadingerland, Dithmarsen u. s. w. haben ihre Ernte aus den Gefahren des Lebens zu retten, aus Sturm und Wetter, Deichbrüchen und Ueberschwemmungen, und solche Besorgnisse rufen eine Stimmung hervor, die sich wenig mit einem heitern und hingebenden Herzen verträgt. Der Bauer jener nördlichen Gegenden trägt es auf seiner Stirn geschrieben, er müsse auf seiner Hut sein, und wird er lustig und guter Dinge, so ist es nur eine materielle Lustigkeit; der Reichste selbst spült trinkend nur seine Sorgen hinunter, nicht die Prosa des Lebens, die ihm immer bleibt. In Thüringen dagegen ist die Lustigkeit etwas Positives. Gott hat dieses Land gesegnet und mit der Poesie der Fülle geschmückt; man kann von Herzen lustig sein und eine Festfeier drückt hier nicht die Sorgen nieder, sondern hebt vielmehr nur die Freude. Diese Stimmung aber, die über fast ganz Thüringen verbreitet ist, ich meine die Lebenslust, die Lust am Leben, wird auch da in keinem geringern Grade angetroffen, wo es keine goldenen Auen und duftige, getreidefunkelnde Thäler gibt. Der Wäldner ist so heiter und freudevoll, wie der reichste Bauer des Landes. Er hat sich sogar die höhere Poesie verschafft, die Kunst; die thüringische Musik ist bekannt und man hört es ihr an, daß sie nicht die Grillen verscheuchen, sondern mit der Freude zum Tanze aufspielen soll.

Der Thüringerwald, der sich von den Ufern der Werra bis zur Saale erstreckt, ist durch einen ununterbrochenen und überall mit hohen Rainsteinen (Grenzsteinen) besetzten fahrbaren Pfad in zwei Hälften getheilt, den man mißbräuchlich statt Rainweg „Rennweg" heißt. Dieser Pfad war sicherlich bereits in den ältesten Zeiten Grenze zwischen Thüringen und Franken, und noch bis auf den heutigen Tag nennen die Thüringer den südlichen Theil des Waldes Frankenwald. Die höchsten Spitzen des Thüringerwaldes sind der Schneekopf und Beerberg, der bekannteste aber der Inselberg, der für den Brocken des Thüringerwaldes gilt. Er liegt in der nördlichen Hälfte der Bergkette und seine kahle Kuppe ist 2940 Fuß hoch, also noch 600 Fuß niedriger als der Brocken. Das Gestein des Inselberges ist röthlichbrauner Thonporphyr, durchzogen von

Quarz und Feldspath. *) Oben ist ein Haus zur Bewirthung, von wo man zunächst zwar nur die bewaldeten Höhen und Tiefen des Bergwaldes um sich sieht, in der Ferne aber südwestlich die hohe Rhön, nordwestlich den Meißner bei Kassel, nördlich sogar den Harz und rechts den Kyffhäuser erkennen kann. Man überblickt Thüringens Gaue bis zur Sachsenburg, und den Ettersberg bei Weimar. Um die nächsten Vorberge des Inselberges windet sich die Hörsel, in deren Thale das durch Salzmann's Erziehungsanstalt bekannt gewordene Schnepfenthal liegt. Im Durchbruch zur Werra trennt die Hörsel den Thüringerwald von der Fortsetzung der Höhen an der Werra, eine anmuthige, drei Stunden lange Pforte bildend, wo die Stadt Eisenach und dicht daneben auf waldiger Höhe die Wartburg liegt, der Lieblingssitz thüringischer Landgrafen bis ins

*) Ein gemüthvoller thüringischer Dichter, Ad. Bube, singt:

Sieh' dort den Inselberg
Aus dem Gebirge ragen;
Einst war von Wogenschaum
Sein Riesenleib geschlagen,
Und nur sein Porphyrhaupt,
Gerundet, röthlich braun,
Von Möven dicht umschwärmt
Als Fels im Meer zu schaun.

Jetzt blickt er auf im Meer
Von hohen Waldeskuppen,
Sieht frischen Wiesengrund
Mit Bach und Felsengruppen,
Und schön bebautes Land,
An Stadt und Dörfern reich,
Darin ein biedres Volk,
Dem bravsten Volke gleich.

Wie ein Pilot, der lang'
Das wilde Meer durchzogen,
So eilt' ich oft zu ihm;
Müd' von des Lebens Wogen
Stand ich auf seinem Haupt;
Meist wogte dann umher,
Wie vormals Fluthenschwall,
Ein graues Nebelmeer.

Doch wenn zum Himmelszelt
Die Nebel sich erhoben,
Wenn sie im Sonnenglanz
Tief unter mir zerstoben,
Dann dankt' ich staunend Gott
Mit hoher Herzensgluth,
Daß er mein Vaterland
Erhob aus öder Fluth.

13. Jahrhundert hinein, und noch berühmter durch den Aufenthalt Luther's 1521. Noch zeigt man sein Arbeitszimmer und Dintenfaß, sowie ein Saal voll trefflicher Rüstungen an die alte Ritterzeit erinnert.

Die engen Thäler der Gera und Ilm sind reich an malerischer Schönheit, aber es fehlt dabei nicht an schauerlich-düstern Tannengründen, namentlich im Thal der Schwarza, wo die alte Schwarzburg auf steilem Felsabhange thront, um den sich der Fluß windet. Diese Schwarzburg ist das Stammhaus der Fürsten von Rudolstadt und Sondershausen und bewahrt noch eine Sammlung von Ritterrüstungen und Waffen des Mittelalters. Nicht weit davon sind die immer noch großartigen Ruinen der einst reichen und blühenden Abtei Paulinzelle. So stößt man in Thüringen überall auf Baudenkmäler, die an die merkwürdige Geschichte des Landes erinnern.

Der Thüringerwald ist als eine Fortsetzung des Fichtelgebirges bis zur Saale anzusehen, und der Wald, den dieses Gebirge vorzugsweise bezeichnet, besteht nordwestlich aus den schönsten Buchen und Eichen und östlich aus Fichten und Tannen. Nur drei kahle Gipfel ragen aus dem dichten Kranze der thüringischen Bergkette nackt und dürftig hervor: der Gerberstein, der Trühberg und Hermannsberg, dienen aber nur dazu, das bunte Colorit zu erhöhen, das hier durch ein Meer von Laub und bei heiterm Wetter durch einen blauen Horizont über diesen grünen Wogen eines Riesenwaldes gebildet wird. Der Thüringerwald ist holzreicher als der Harz und das Erzgebirge; man kann wohl sieben Stunden lang in einem Walde von Fichten fortgehen, und es ist schon erfahrenen Wandersleuten und Jagdmännern begegnet, daß sie sich in dieser Waldwildniß verirrt haben.

Bietet so der Zug des Hauptkammes wenig Abwechslung, da kaum Thäler ihn durchbrechen, und wird eben hierdurch die sinnende Phantasie mächtig angeregt, so ist hinwiederum der Contrast mit den lieblichen und doch pittoresken Hügelthälern der Gera und Ilm, der Hörsel und Schwarza, Saale und Unstrut um so größer. Die mittleren Distrikte Thüringens geben freilich nur die lachende, aber auch einförmige Ansicht einer reichen Ernte; aber in solchen „goldenen Auen" ist es doch behäbig und gemüthlich zu wohnen und das Herz wird ganz anders erfreut, als durch den märkischen Sand und die pommerschen Triften des Preußenlandes. Steigen doch nicht blos auf jeder Bergkuppe, sondern selbst im Innern der Ebene (die drei Gleichen) Burgruinen auf, an die reiche Geschichte erinnernd und den Quell der Sage lebendig erhaltend. Thüringen hat auch das mit Schwaben gemein, daß es sagenreich ist. So tritt uns auch auf vielen Wegen die ehrwürdige Gestalt Winfried's (Bonifacius) entgegen, dessen Glaubensthaten die heilige Legende bewahrt. Um die hehren Gestalten der alten Landgrafen hat die Sage ihren Nimbus gebreitet, sie hat dem alten Kaiser Friedrich Barbarossa, als Volkshelden in Vergangen-

heit und Zukunft, den geheimnißvollen Palast im Kyffhäuser gebaut, sie hat dem Sängerkrieg die Wartburg erschlossen, der frommen Elisabeth den Scheitel mit unvergänglichen Rosen gekränzt und auch das Andenken Luther's auf Weg und Steg mit inniger Treue erhalten. Hier sehen wir den Hörselberg wie einen ungeheuren Sarg sich erheben; um denselben wandelt der getreue Eckart, Jedermann warnend; drinnen aber sitzt der Tannhäuser bei Venus, den schönen Frauen und all' den Heidengöttern, die darin gebannt sind. Die drei Gleichen erzählen die Geschichte von der Doppelehe des Grafen, den die Liebe der Sarazenenjungfrau aus Ketten und Banden befreite. Jedes Dorf, jede Höhle, jeder Denkstein, mancher Baum sogar hat eine Sage, die bald eigenthümlichen Wuchses, bald aus einem allgemein gültigen deutschen Sagenkorn aufgegangen ist.*)

Volksfeste.

Die Hauptummelplätze volksfestlichen Lebens in Thüringen sind Jahrmärkte, Vogelschießen und Kirmsen. Von den Jahrmärkten sind besonders die zu Günstedt und auf der Eselswiese bei Querfurt bemerkenswerth; der erstere knüpft sich an einen weiland Ablaß, den die Mönche aus Erfurt und Griesstadt in der Woche vor Himmelfahrt den zu einem Christusbilde Wallfahrenden ertheilten; der letztere gleichfalls an einen Ablaß, der seinen Ursprung auf einen Esel zurückführt, und zwar auf einen prophetischen, den des heiligen Bruno, der auf der Stelle, wo später eine Kapelle als Ablaßstätte erbaut wurde, des Heiligen Märtyrerthum voraussagte.

Will man den thüringer Bürger in seiner vollen Freudigkeit sehen, so ist dazu die Zeit des Vogelschießens (einer uralten ächtdeutschen Bürgerlust) die beste; da schallt Musik, da knallen die Böller, da sieht man die stattlichen Aufzüge der Schützengesellschaften mit Fahnen und Prunkscheiben, da prangt der Reichsadler auf hoher Stange weit ab vom freundlichen Schützenhause; vor dem letztern aber auf dem saftigen Wiesengrün lodern die Feuer, an denen gekocht und gebraten wird, zapft man das schäumende Bier, gehen die Bürger mit lieben Gästen einher zwischen all' den bunten Schaubuden und mancherlei Glücksspielen; es ist ein Leben und Gewimmel aller Stände in der Freiheit und Gleichheit der Lust.

Die Kirmsen (Kirmessen, Kirchweihen) sind des Landvolks tüchtigstes Behagen. Da bilden die lustigsten Burschen eine eigene Brüderschaft, mit gemeinschaftlicher Kasse, dingen für die Dauer der Kirmse (drei bis vier Tage) Musikanten, miethen einen Tanzsaal und pflanzen die mit Kranz und Bändern geschmückten Maien. Außerdem ist die Dorflinde, der meist ummauerte Gemeindeversammlungsort, nach altem deutschem Brauch der Platz dieser ländlichen Festlust. Mit aller Feierlichkeit wird

*) Vgl. E. Duller, a. a. O. Bechstein, Thüringen in der Gegenwart.

der Kirchweihmorgen von den Musikanten angeblasen, dann ziehen die Kirmsenburschen mit ihren geschmückten Mädchen paarweise unter Vorantritt der Musik zur Kirmeßpredigt nach der Kirche. Nach Beendigung des Gottesdienstes geht es unter die Linde oder ins Wirthshaus zum Gelag, wo eigene „Platzmeister", welche die Kasse führen, sowohl für Aufrechthaltung der Ordnung, als auch für Beschaffung der Bedürfnisse und möglichste Regelung des Tanzes sorgen. Einer von ihnen, mit weißer Zipfelmütze und vorgebundener weißer Schürze, trägt die hölzerne oder lackirte Bierkanne (thüringisch „Schleifkanne", hennebergisch „Nätze"). Bei den Gutsbesitzern, Pachtern, Pfarrern, Förstern folgt auf das Festessen, wobei es an Kuchen nicht fehlt, zunächst der Kaffee und dann Spiel und Scherz; ein Lieblingsspiel der jungen Welt heißt der „Kirmsenbauer".

An manchen Orten durchzieht das Landvolk gleich nach der Kirche das ganze Dorf mit Musik, festlich geputzt mit Bändern und Blumen. Die Kirmsenburschen tragen ein auf die Achsel gestecktes buntseidenes Tuch, das sie von ihren Mädchen erhalten, und aus jedem Haus, wo erwachsene Töchter sind, die zu den Kirmsenjungfrauen gehören, wird Kuchen zum Fest gesteuert, den man auf einem Schubkarren voraus und zum Gelage führt. Auch ziehen wohl die Kirmsenburschen und Mädchen in die Häuser der Honoratioren und tanzen dort einige Reihen.

An vielen Orten ist noch der Hahnenschlag üblich, ferner der Bärentanz, wobei der den Bären Vorstellende in Gerstenstroh gebunden wird und theils Gaben, theils Scherzprügel bekommt; ferner Vermummungen und Verkleidungen, Ritte und Wagenzüge nach befreundeten Nachbarn. So auch wird zum öftern nach einem Hammel geritten, der geschmückt in feierlicher Procession durch das Dorf geführt, dann unter Musik und Jubel geschlachtet und endlich verzehrt wird.

---

2. Kurhessen. *)

Es gibt wenig Deutsche, welche in allen ihren Gewohnheiten so beim Alten geblieben sind, wie die Nachkommen der Chatten, die Kurhessen. Ueberall findet man in ihrem Lande die frugalste Lebensweise; namentlich der Schwälmer ist alter einfacher Sitte treu geblieben. Er zeigt uns eine hohe kräftige Gestalt, ein offenes schönes Gesicht und meist ein bläuliches Auge. Sein Haar ist in der Regel blond und fällt in langen Ringeln über den Nacken herab; erst in neuerer Zeit hat man hin und wieder begonnen, dieselben zu kürzen. Er ist gerad bis zur Grobheit, aber

*) Vgl. Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen von G. Landau.

bieder und brav. Treu und Glauben ist bei den Schwälmern noch heimisch; machen sie sich ein Darlehen, so geschieht das in der Regel aufs Wort oder auf einen einfachen Handschein, und es ist schon ein Zeichen von Creditlosigkeit, wenn der Schuldner die Verbriefung gerichtlich machen muß. Der Schwälmer ist ferner eben so fleißig als sparsam; noch ist der Kaffee bei ihm nicht heimisch geworden, und wie der Vater und Großvater es that, genießt auch der Sohn und Enkel noch seine aus Hafer bereitete Morgensuppe. Auch die weißen Kittel, der niedergekrempte Hut, die kurzen Beinkleider sind hier noch in vollem Ansehen, und die Frauen halten noch fest an ihrem Kleid aus selbstgefertigter Leinwand. Das muß man dem Kurhessen besonders nachrühmen, daß er dem Flachs und der Leinwand als vaterländischen Erzeugnissen vor allen andern Stoffen huldigt. Unter den Erwerbszweigen des hessischen Volkes nehmen das Spinnen des Flachses und das Weben der Leinwand eine der obersten Stellen ein; außer der Landwirthschaft, mit der beide in der Regel verbunden sind, findet sich kein anderes Gewerbe so allgemein verbreitet und zugleich so alt und tief mit dem Leben des Volkes verbunden.

Die hessische Weberei dehnt sich vorzüglich über die Kreise Schaumburg und Hofgeismar, einzelne Gegenden der Kreise Kassel, Fritzlar und Homberg, die gebirgigen Theile des Kreises Witzenhausen und manche einzelne Aemter aus; diese Gegenden gleichen zum Theil einer großen Fabrik. Nur ist die Thätigkeit nicht immer gleich und beschränkt sich vorzugsweise auf den Winter, denn neben dem Webstuhle hat der Weber auch noch seinen Acker. Man kann die Weber in drei Klassen theilen, nämlich in solche, welche den Flachs selbst erzeugen, bereiten und spinnen, also ihr eigenes Produkt verweben; in solche, welche das Garn kaufen und verweben, aus denen der ärmere Theil besteht, und in solche, welche für Lohn weben.

Die Spinnerei, bei der man sich des gewöhnlichen Handspinnrades bedient, gehört zu den Winterabenden des hessischen Landhaushaltes und nimmt da vorzüglich die weibliche Thätigkeit in Anspruch, von dem Kinde, sobald dasselbe das Rad zu bewegen und den Faden zu drehen vermag, bis zur hochbejahrten Greisin. Nur in einzelnen Gegenden, wie z. B. im Amt Oberaula, nimmt auch die männliche Bevölkerung an dieser Beschäftigung Antheil. Das leichte mit dem sauber gewundenen und geputzten Rocken versehene Spinnrad auf dem Arm zieht das Mädchen nicht nur zum Nachbar, sondern auch zum nachbarlichen Dorfe, um im frohen Kreise der Genossinnen und in der Gesellschaft der eben wohl anwesenden Burschen, unter Lust und Scherz, Gesang und Erzählung, die langen Winterabende zu verspinnen. Diese „Spinnstuben“ sind zwar oft verboten, aber keineswegs beseitigt worden.

Das Sprichwort „Wo Hessen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben“ deutet auf den Fleiß und die Ausdauer des

hessischen Volks, und wahrlich, in dem Schweiße seines Angesichts muß es dem meist dürftigen Boden sein Brod abringen, ogleich schon Tilly den alten Vers:

Im Lande zu Hessen hat's große Berg' und nichts zu essen,
Große Krüge und sauern Wein,
Wer wollte gern im Lande zu Hessen sein!

nicht bestätigen wollte. So viel ist aber sicher, daß der eigentliche Hesse den geraden Gegensatz zum Thüringer bildet. Wenn dieser lebensmuthig und lebenslustig das Leben von der heitern Seite nimmt, ist der Hesse mehr ernst und im Kampf mit seiner Subsistenz wie in manchem Mißgeschick seiner Vergangenheit mehr todesmuthig geworden. Seine Tapferkeit ist ein wahrer Todesmuth, mit dem er wie blind auf die Gefahr geraden Weges losgeht, ohne sich lange zu besinnen. Das Wort „blind" soll, wie Arndt *) gut bemerkt, gewiß kein Gebrechen bezeichnen, sondern eine feste, derbe, unerschütterliche Art, die keinen Wechseln und Erschütterungen unterworfen ist; es soll gewiß den stillen festen Muth bezeichnen, mit welchem der Hesse mit offnem Aug', wie ein Anderer mit geschlossenem Aug', dem Tode entgegengeht. Schon Tacitus weiß hohe Dinge von der Tapferkeit und Kriegskunst der Chatten zu erzählen, wodurch sie sich vor allen ihren Landsleuten und Nachbarn auszeichneten. Traurig genug, daß früher die hessischen Fürsten so schmählich mit der Tapferkeit ihres Volkes Wucher getrieben und diese wackern Menschen gewaltsam gepreßt haben, ihr Blut zu verspritzen für fremde Interessen auf fremder Erde! Allenthalben ist hessisches Blut geflossen, nicht blos in Deutschland, Frankreich und Italien, auch auf Morea und in Ungarn und im fernen Amerika.

Im Wesen und in der Geschichte des Hessen liegt viel Tragisches; man bemerkt an den stattlichen Männern eine ganz eigenthümliche Ernsthaftigkeit und Ruhigkeit. Nirgends in Deutschland sind die Menschen so wenig neugierig und gesprächig, und überhaupt nur dem Fremden zugänglich.

Das germanische Heidenthum mit seinem Aberglauben und seiner Zauberei steckt noch zäh im Hessenblut, es ist das aber doch ein schöner Zug historischer Beharrlichkeit und Treue. So sind durchs ganze Land die Sagen von den Wichtelmännchen verbreitet, überall finden sich Spuren von ihren Wohnungen — die Wichtelkammer bei Riechelsdorf, das Wichtelhaus unweit Frankenberg bei Ernsthausen, das Wichtelloch am Dosenberg bei Uttershausen an der Schwalm, ein anderes in der Nähe von Ziegenhain. Um die Geister zu vertreiben, ziehen die jungen Bursche im Ziegenhainschen in der Nacht vor Walpurgis vor die Dörfer und knallen mit den Peitschen die halbe Nacht hindurch. Sehr charakteristisch, an

*) Versuch in vergleichender Völkergeschichte.

das von Kaulbach in seiner Hunnenschlacht benutzte Motiv erinnernd, ist die Sage von der „Todtenhöhe", einer Hochebene bei Frankenberg, wo einst in unvordenklichen Zeiten eine Schlacht soll geschlagen worden sein, und wenn sichs jährt, stehen jedes Mal in der Nacht die Erschlagenen wieder auf und beginnen den Kampf. Neuerdings wollen Holzknechte, die einst in einer Winternacht über die Höhe gingen, die Geisterschlacht gesehen haben; sie warfen ihre Aexte weg, flohen heim, von Graus übermannt, fanden aber am andern Morgen, da sie ihre Aexte zu suchen wiederkamen, nichts als ihre eigenen Fußtritte im Schnee.

Am Meißner in Niederhessen ist der uralte Holle-Mythus noch nicht ganz erloschen; ein kleiner See an der Ostseite des Meißners heißt der „Frauhollenteich", in der Nähe quillt der Gottesborn. Wenn es am Meißner nebelt, hat Frau Holle ihr Feuer im Berge; wenn es am Meißner schneit, macht Frau Holle ihr Bett; aus dem Frauhollenteiche, welcher den Badenden Fruchtbarkeit verleiht, werden die kleinen Kinder geholt; Frau Holle bestraft die unordentlichen und trägen Spinnerinnen und verwirrt ihnen Flachs und Garn; die alten Spinnerlieder, worin der Frau Holle gedacht wird, sind zwar verklungen, aber noch bleiben am Sonnabend die Spinnräder unberührt, und von Weihnachten bis Neujahr wird die Spindel nicht gedreht und es darf kein Flachs am Rocken bleiben. Es erinnern noch viele Ortsnamen in Kurhessen an die altdeutschen Götter-, Kobold- und Riesensagen; so Gudensberg (früher wuodenesberk), Donnerskaute, Donnersgraben, Donnershauch (hauck), Ermenswart, Hermensassen (jetzt mißbräuchlich Hartmutsachsen), Ermetheis, schöne Herme, Hermannshain; — die Nixbitten (Wiese bei Betziesdorf), der Oldenberg (Hulda, Holle) an der Weser oberhalb Veckelshagen, das Mänkenloch im Schaumburgschen.

---

3. Schwaben. *)

Wir kommen zum Allemannen (Schwaben). Der Allemanne beginnt in den ersten Schattirungen von der Mosel an, haust am Oberrhein, in Schwaben und Helvetien. Feurigkeit, Leidenschaftlichkeit, Lebens-, Kriegs- und Gesangeslust tritt uns entgegen, das Vaterland der Helden, Ritter und Genies. Was willst du mehr? Nun, wir sollen uns nicht loben, doch diese sind eines der herrlichsten Bestandtheile des deutschen Volkes, ein begeisternder, belebender Stoff.

Wir haben von dem blinden Hessen sprechen müssen und uns diese hessische Blindheit, was die Leute wohl darunter verstehen, zu er-

*) E. M. Arndt, a. a. O.

klären gesucht. Wir stoßen hier nun sogleich auf das Schwabenalter, auf die dummen Schwaben. Doktor Luther hat einen hübschen Waidspruch gesprochen, also lautend: „Wer im zwanzigsten Jahre seines Lebens nicht schön, im dreißigsten nicht stark, im vierzigsten nicht klug, im funfzigsten nicht reich ist, der wird weder schön, stark, gelehrt, noch reich.“ Schwabenalter gleich vierzig Jahren, erst im vierzigsten Jahre fällt dem Schwaben das Gelbe vom Schnabel, und fängt er an klug zu werden. Mich erinnert's mit Lächeln, wie ich mir einmal beinahe einen Zweikampf auf den Hals gezogen hätte, indem ich einem nicht schlechten Maler in bester Meinung zusprach: Sie sind nach Ihrer Aussprache wohl Schwabe? und er mir mit wüthend rothglühendem Gesicht trotzig entgegen rief: Nein, mein Herr, ein Zweibrücker. Was meint dieser dumme Schwabe? Gewiß ist, wie der plumpe Pommer und der blinde Hesse etwas Ursprüngliches, Unvertilgbares in diesem Stamme. Und es ist wahr, die Dummheit ist eine ächt schwäbische Tugend. Wir müssen nur bei der ursprünglichen Bedeutung des lieben Wörtleins „dumm“ stehen bleiben, wo es eigentlich das Starre, Taube bedeutet, was fremde Töne und Art nicht vernehmen noch aufnehmen kann. Also dieser Ausspruch über den Schwaben stellt ihn offenbar in eine gewisse Aehnlichkeit zu dem Friesen und Westphalen, der auch von Vielen im Vaterlande für dumm gescholten wird. Warum? Weil er schwer aus sich heraus will und heraus kann, weil er etwas in sich Abgeschlossenes, Festes hat, was schwer in Anderes und Fremdes übergeht, weil er gleichsam in sich versperrt und abgesperrt ist, wie man von einem sehr abgeschlossenen Manne wohl zu sagen pflegt: Er hat die Thür seines Zimmers in der Leidenschaft zugeschlagen und zuerst die Schlüssel hineingeworfen. Was nur bei dem Friesen und Westphalen ein Kühles und oft ein Kaltes ist, das ist bei dem Schwaben ein Warmes und oft ein Heißes. Er hat ein gewisses unbeschreibliches Zuviel, einen gewissen Ungestüm, eine gewisse innerlich spielende, oft wogende Leidenschaft, die ihn häufig wie im Traum hinwandeln läßt, und bei einem Ueberfluß von Trieben und Strebungen in einer gewissen Verdunklung hält, in einer scheinbaren Verwirrung und Unklarheit, worin die Gegenstände und ihre Gestalten sich nicht sondern wollen. So taumelt und purzelt er, von den Seinigen wohl verstanden und wohl gelitten, häufig mit einer eigenen Unbehülflichkeit und Verworrenheit so hin, und es muß ihm das Leben mit seinen äußeren Verhältnissen und bösen und guten Künsten sehr spät erst klar werden; er muß also den Fremden sehr häufig täppisch, kindisch, wunderlich erscheinen, und so rufen sie denn dumm über ihn!

In dieser seiner Art und Weise scheint der Schwab ein deutschester Deutscher, scheint die Untugend des Deutschen, welche die klaren und pfiffigen Wälschen und Slaven so viel an uns belächeln und bespötteln, in ganzer früherer Fülle darzustellen. Aber dieser Art und Erscheinung,

wie die Schwaben und Allemannen sie dem fremden Blick zeigen, liegt noch wohl etwas Anderes zum Grunde, und zwar ein recht deutscher Grund, nämlich das alte Wesen und Unwesen des deutschen Reichs.

Alle deutschen Kaufleute und Handwerksburschen, wenn sie gen Augsburg, Heilbronn, Stuttgart und Basel zogen, pflegten weiland, d. h. noch vor 50 Jahren, zu sprechen: „Wir gehen ins Reich!" Hier in diesem Schwaben und Allemannien war wirklich auch das alte Reich, hier lag es, wenn gleich in mannigfachen Trümmern, mit seinen Scherben und Splittern ausgeschüttet, und der Liebhaber des deutschen Alterthums und Mittelalters konnte noch an diesen schimmernden Bruchstücken sich den Glanz und die einst lebendige Herrlichkeit des Gewesenen vergegenwärtigen. Schwaben und Allemannien ward bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, bis zum Untergang der Hohenstaufen, von allen deutschen Landen am meisten erhalten und zusammengehalten. Nachher fiel es freilich auch aus einander, blieb aber in seinen Stücken, eine alte, zugleich bewunderte und gescholtene deutsche Mannigfaltigkeit, bis zum Jahre 1790 ziemlich unaufgeräumt liegen. Es bildeten sich hier keine großen Fürstenthümer und Herrschaften wie aus Einem Stück — denn Würtemberg war bis dahin immer nichts Großes und Mächtiges —, es ward hier nichts fertig in dem Sinn, wie man im 17. und 18. Jahrhundert diese und jene Staaten Deutschlands schon fertig und geordnet zu nennen beliebte: es blieb die reizendste, ergötzlichste Mannigfaltigkeit und Unordnung, ein Musterbild des mittelalterlichen Deutschlands aus den Tagen, wo von Reichseinheit und kaiserlicher Macht und Majestät kaum noch geredet werden konnte. — Bisthümer, Abteien, Fürstenthümer, Reichsstädte, Ritterschaften, Reichsdörfer, Reichsvogteien u. s. w. in unzähliger Menge. Und die Schweiz im Süden, obgleich seit einigen Jahrhunderten ein dem Namen nach von dem großen Reiche abgerissenes Wesen für sich, auch sie in der Mannigfaltigkeit ihrer Republiken, Staaten, Abteien, Vogteien, abhängigem, zinsbarem und zugewandtem Lande und Orte gab immer noch ein ächt deutsches und schwäbisches Bild, und gibt es heute noch am meisten. Diese eigenthümlichen politischen Zustände Schwabens und Allemanniens, diese vielen immer noch mehr oder weniger lebendigen Bruchstücke des alten Deutschlands, diese vielen Miniaturbilder, diese auf die verschiedenste Weise entwickelten Einzelheiten mußten im Verlauf von sechs Jahrhunderten den Menschen hier theils ein ältestes deutsches Gepräge lassen, theils dies Gepräge, das vormals in kaiserlicher und königlicher Münzstatt herrlich ausgeprägt war, mit verkleinertem Bilde in Kupfer- und Hellerwerth rundlaufen lassen. Also auch eine gewisse kleinliche Einseitigkeit und Absperrung des Aeußern, wovon die Menschen auch innerlich etwas abbekommen mochten. Eine Fülle der Erinnerungen an alte deutsche Herrlichkeit spielte in den Menschen hinein, und weil der Schwabe sich nicht mehr in einer großen Einheit, von einem großen po-

litischen Ganzen getragen fühlen konnte, gefiel er sich in seinem absonderlichen Wesen, ward in mancher Beziehung kleinlich und ungefügig, und das wollen wir ihm keineswegs als Tugend anrechnen. Da mag er immer noch der dumme Schwabe heißen; und er ist reich genug in einer tiefen Leidenschaft, in vielen wallenden und unbewußten edlen Trieben und Kräften, daß er sich auch einen tüchtigen Tadel wohl kann gefallen lassen. Darf er doch uns andern Deutschen zur Beschämung und stillen Widerlegung kühn hinweisen auf die Hohenstaufen, die Freundsberge, die Emser, die Christoffe, Reuchlin, Zwingli, Melanchthon, Keppler, Euler, Haller, Schiller, Holbein, Uhland, Schelling u. s. w. Nur ein Blinder mag übersehen, daß in diesen Allemannen und in den Hessen, Westphalen ein ächtester, man möchte sagen, ein doppelter und dreifacher furor teutonicus verborgen steckt.

Einige haben auch aus den Ergebnissen und Erlebnissen des Augenblicks, wie eben der Wind weht und wie es denn zu geschehen pflegt, die Allemannen eben wegen der tiefen Ueberschwenglichkeit ihrer Triebe das poetischste und am meisten lyrische Volk der deutschen Zunge genannt, das klangreichste und sangreichste aller Deutschen. Ei, ei! was soll der Thüringer und Franke, der Oestreicher und Tyroler u. s. w. denn dazu sagen, die edlen Enkel der Hermunduren und Gothen? Und ist nicht der Deutsche allenthalben und überall der große Musikant und Saitenspieler Europas, der auch in der kleinen Musik, in dem Gebiet der Töne, den europäischen Reigen führt? Und weil einige ihrer Vögel herrlich singen, soll man dem Schwaben, dem verständigen Menschen, einbilden, daß alle Schwaben geborne Nachtigallen sind?

Siebenter Abschnitt.

1. Der Rhein und der Bodensee. — 2. Das Moselthal. — 3. Köln.

1. Der Rhein. *)

Nach des Rheins gestreckten Hügeln,
Reich gesegneten Gebreiten
Mögt ihr auf Gedankenflügeln
Jetzt den treuen Freund geleiten.
Goethe.

Wie der Ostindier auf seinen Ganges, so kann der Deutsche mit Recht stolz sein auf seinen Rhein. Zwar ist es nicht die Größe seines Gebiets, seine Länge, Breite und Wasserfülle, die ihn dazu berechtigt; viele andere, selbst europäische Flüsse, übertreffen ihn hierin — aber welchem Strome sind ein so schönes Ebenmaaß, so vollständige Entwickelung, so richtige Verhältnisse beschieden? Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereinigen sich an seinen Ufern, um Tausenden von begeisterten Dichtern den mannigfaltigsten Stoff zu ihren schönen Gesängen zu bieten, und wie die Quelle dieser Lieder unerschöpflich ist, so sind es auch die Dichter und Tonmeister, welche fort und fort sich in neuen Schöpfungen zum Lobe des geliebten Stromes versuchen. Eine oder die andere dieser Dichtungen erhält sich auch für die fernste Zukunft und wird über dem Strome ewig fortklingen. So z. B. das Lied von Claudius: „Bekränzt mit Laub!“ das der Dichter in heiterer Weinlaune zu Caub dichtete, oder jenes von J. Reiff: „Preiset die Reben, preiset den Rhein!“ In weiter Ferne selbst werden sie die Sehnsucht nach ihm wachrufen, nach ihm, dem Sohn der Berge, der in dem herrlichsten Mittelgebirge des mächtigsten Alpgürtels aus mehr als 300 Gletschern geboren wird, worauf die jugendlichen tobenden Gewässer sich in etwa 15 der größten und schönsten Seen beruhigen und läutern. Hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt, strömen krystallhelle Fluthen in raschem, doch nicht mehr reißendem Laufe

*) Vgl. C. Brandenbusch (Familienb. des östr. Lloyd II).

dahin. Vom ewigen Schnee und Eis der Alpen genährt, rinnen sie in kürzester Entfernung zu den fruchtbarsten lieblichsten Gegenden der deutschen Schweiz und des deutschen Vaterlandes herab. Da, wo der Schwarzwald zum Rheinfall abfällt, verwandelt sich das rauhe Gebirge in sanfte Traubenhügel, an den Weizen- und Spelzgefilden stehen mächtige Nußbäume, und nicht nur die deutschen Obstbäume, sondern auch Mandelbäume und süße Kastanien gedeihen hier trefflich. Da die Hauptrichtung des Stromes von Süden nach Norden ist, durchmißt er alle Gegensätze des deutschen Landes vom Hochgebirge zum Mittelgebirge und zur Tiefebene.

Der Vorderrhein, der vom Krispalt, und der Mittelrhein, der vom Lukmanier kommt, vereinigen sich bei Schamutt in einer Seehöhe von 5365′; bis Reichenau, wo der Hinterrhein vom Rheinwaldgletscher (unter 46° 30′ N. Br.) hinzutritt, beträgt das Gefälle auf einer Strecke von 8 Meilen 3550′, denn die Seehöhe des Flusses bei Reichenau ist 1815′. Bis zum Bodensee, der 18 Stunden lang und 5 Stunden breit 1220′ über dem Meere liegt, ist seine Richtung eine nördliche; vom Bodensee bis Basel geht sein Lauf nach Westen, von Basel bis Mainz nach Norden, von Mainz bis Bingen nach Westen, unterhalb Bingen wird aber seine Richtung bis ans Meer entschieden nordwestlich. Durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, gewerbreichen kunstbelebten Städten vorbei, mit denen er durch Tausende von Schiffen im lebhaftesten Verkehr steht, strömt er in einer Stromentwickelung von 190 Meilen mächtig und friedlich dahin. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in der herrlichen Fluth, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt, und zuletzt in fünf Arme getheilt dem Schooße des Meeres zufließt. Hoch steht seine Wiege (liegt doch seine höchste Quelle, die dem 10 Minuten im Umfange haltenden Tomasee entströmt, 7460 rhein. Fuß über dem Meere); friedliche, kunstlose Gesänge harmloser Hirten umtönen sie; aber im Anblicke der Alpennatur wächst der Knabe bald zum Jüngling heran und durchbricht im Wasserfall zu Schaffhausen in einer Breite von 400 Fuß tobend seine Schranken. In ruhiger, männlicher Kraft wälzt er dann seine Wogen vorwärts, so breit, daß die Stimme eines Rufers am einen Ufer nicht das andere Ufer erreicht. Am Ende seines Laufes hat er aber das Loos des reichen Verschwenders; wie diesen nur die Hand des Mitleids vor gänzlichem Untergang schützt, so hat das fleißige Schiffervolk der Holländer dem Rheinesarme, der im Sande verrinnen will, den Kanal Kattwick gegraben, damit er dem Meere seinen schuldigen Tribut gebe, gegen dessen zerstörende Kraft das Volk sich nur durch kostspielige Dämme zu schützen weiß. Der Höchstgeborene der deutschen Ströme verrinnt im Sande eines Flachlandes, das tiefer liegt als das Meer.

Von seinem Ursprunge bis Basel, wo der Rhein das Bergland der Alpen und des Jura verläßt, wird er H o c h r h e i n genannt. Von Basel

bis Mainz, auf einer Strecke von 58 Meilen, heißt er Oberrhein. Rechts begleitet ihn der Schwarzwald und Odenwald, auf dem linken Ufer begrenzen ihn die Vogesen, nebst Hart und Donnersberg. Der Oberrhein fließt in so breiter Theilung, daß die Gebirge mehrere Meilen weit abstehen. Seine Ufer sind niedrig, Windungen häufig, und die Zahl der Werder oder Inseln im Flusse ist sehr groß. Unter den Nebenflüssen ist der Neckar, bei Mannheim mündend, der beträchtlichste. Mittelrhein, welcher 24 Meilen lang ist, wird der Strom von Mainz bis Bonn genannt. Bei Bingen treten rechtsher die Berge des Taunus und links die des Hundsrück dicht an den Strom, und engen ihn auf dem Wege bis Koblenz so stark ein, daß er in einer fortwährenden Gebirgsschlucht sich durchzudrängen scheint. Eine Stelle bei Bingen, wo Klippen im Rheinbette einen fortwährenden Strudel verursachen, heißt das Bingerloch. Nach der durch die königlich preußische Regierung unternommenen und ziemlich geglückten Sprengung bleibt diese Stelle doch immer noch nicht ganz ohne Gefahr. Zwischen Bacharach und Caub ist an der Seite eine Klippengruppe, „wildes Gefährt" genannt, und bei St.-Goar ein Felsendamm, „die Bank". Nördlich von Koblenz gehören rechts die Uferberge zum ferner liegenden Westerwalde; zuletzt aber, wenn der Strom sich Bonn nähert, steigt dicht am Ufer das malerische Siebengebirge auf, während links die Höhen, die zum Eifelgebirge gehören, schöne Gestalten und Gruppirungen zeigen.

Die beträchtlichsten Nebenflüsse des Mittelrheins sind: der Main, gegenüber von Mainz an der rechten, und die Mosel, bei Koblenz mündend, auf der linken Seite. Der Niederrhein zieht sich 52 Meilen lang von Bonn bis zum Meer. Bei Bonn erweitert sich das Rheinthal, und links hören die Berge auf, während der Strom auf der rechten Seite noch einige Meilen weit von geringen Höhen begleitet wird.

Unterhalb Düsseldorf bewegt sich der Rhein zwischen niederen Ufern durch die große Fläche Niederdeutschlands, die er bei großen Ueberschwemmungen trotz Dämmen und Deichen in einen weiten See verwandelt. Unterhalb Emmerich theilt sich der Rhein in zwei Arme: in die Waal, 1260′ breit, die nach Nymwegen links abfließt und oberhalb Gorkum in die Maas geht, während der schmalere rechte (nur 648′ breit) den Namen Rhein behält.

Nach ein paar Meilen theilt sich dieser wieder, indem er kurz vor Arnheim rechts nach Norden die Yssel (spr. Eißel) in die Zuydersee (Säudersee) abschickt. An der Yssel liegen Zythphen und Deventer. Nach etwa 8 Meilen theilt sich der Rhein aufs Neue, und wiederum führt der kleinere rechte Arm den Namen Rhein, während der linke wasserreichere, bei Rotterdam in die Maas mündende, Leck genannt wird. Darauf entläßt er zuletzt in die Zuydersee rechts die Vecht, welche sich später in Vecht und Amstel theilt. An der Amstel liegt Amsterdam — Waal

und Maas vereinigt nennt der Holländer Marve. Gar bald schickt aber die Marve ihr Maaswasser links in die ganz mit Inselchen besäete Meeresbucht Biesbosch, während die Waal vor Dordrecht vorüberfließend unterhalb Rotterdam mit dem Leck wieder zusammentritt und unweit der Inselstadt Briel in die Nordsee mündet.

Die Seehöhe des Rheins beträgt bei Basel 765′, bei Straßburg 424′, bei Mannheim 284′, bei Mainz 256′, bei Bonn 138′, bei Köln 112′. Von Köln bis ins Meer beträgt das Gefälle 1½′ auf die Stunde. Nach dem Gefäll, wie nach der Wassertiefe, richtet sich die Beschiffung. Zwischen Basel und Straßburg gehen Kähne von 500 bis 600 Centner Ladung; zwischen Straßburg und Mainz von 2000 bis 2500 Centner; zwischen Mainz und Köln kann man bis auf 3500 Centner laden und unterhalb 4000 bis 6000 Centner.

Außer den Schiffen sieht man auf dem Strome auch Flöße von beträchtlicher Größe, deren Holz aus dem Gebirge herabgeschafft und im holzarmen Holland verkauft wird.

Die Schiffer sprechen von einer Thal- und Bergfahrt, die erstere geht den Strom ab-, die andere aufwärts. Zur Bergfahrt müssen die Schiffe, wenn nicht gerade sehr günstiger Wind herrscht, durch Menschen oder Pferde gezogen werden. Um eine Ladung von 2000 Centner zu Berg zu ziehen, bedarf es an 30 Menschen, oder 7 bis 8 Pferde, jedoch haben die Schleppdampfschiffe diese mühevolle Arbeit größtentheils übernommen; dieselben, mit den übrigen Dampfbooten, worunter manche mit allem Luxus und aller Bequemlichkeit für die Reisenden ausgestattet sind, verleihen dem Strom ein großartiges, eigenthümliches Leben. Die Zahl der Dampfboote, die auf dem Rhein fahren, übersteigt bereits das halbe Hundert.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, durch seinen Kunstfleiß, Handel und Unternehmungsgeist reich gewordenes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Meere und Länder suchen und einst sie beherrschten. Wo ist ein Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seiner Mündung hatte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere Ströme weit größere Wasserfülle und Breite, so ist des Rheines Breite gerade die rechte, hinreichende, für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie beide Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüberreicht. Lieblich und doch zugleich mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint der Rhein, ein bewegter schöner Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht eine wässrige Oede mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittlern Europa. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das süd-

liche Deutschland, seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein, hinüberführend zu den britischen Inseln. Aus der schönen Stromebene des mittlern Rheins, einem bergummauerten Centralgebiet, führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Frankreich und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, also zwischen England und Italien, die eine immer größere, stets wachsende Bedeutung erhält, je größer der Verkehr, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden. *)

Bilder aus dem Rheinthal. **)

Rüdesheim (im Zimmer eines im alten gothisch verzierten Warttthurm hineingebauten Wirthshauses, dicht am Rhein).

„Hoch auf dem alten Thurme steht" — der Pilger des Rheins und betrachtend breitet er seine Blicke über die mächtigen Fluthen des grünlichklar vorüberziehenden Stromes, gern gestehend, daß er von diesem ganz eigenthümlichen Reiz ächt-rheinischer Gegenden durchaus keinen Begriff gehabt hat. Dieses Meer- und doch Flußhafte, dieses Deutsche und doch so Italische, ich kann es noch gar nicht im Geiste ordnen! Ist es nicht hier von dem alten Thurme wie ein neapolitanischer Strand! dieser weite blauliche Wasserspiegel, dieses gelblichweiß im hellen Sonnenlicht leuchtende Ufer, diese breiten, mächtigen Ruinen zunächst am Rhein, manchen altrömischen Ueberresten von Thürmen nicht ungleich, diese hochansteigenden duftigen Berge, zwischen denen der Rhein verschwindet, so daß er um so mehr ein seemäßiges Ansehen gewinnt, diese hohen und breiten geschnäbelten Schiffe mit Masten und Takelwerk, welche an die Kauffahrer des Meeres erinnern, und zwischen ihnen die mächtigen Dampfer hindurchbrausend, ihren schwarzen Rauch in die helle, blaue Luft wirbelnd: das gibt ein großartig-heiteres, schönes Lebensbild.

Mir gerade gegenüber liegt Bingen am Einfluß der Nahe, weiter nach links sehe ich die Rochuskapelle auf ihrer weinumgrünten Höhe — Alles winkt mir gleich alten Bekannten, obwohl ich's zum ersten Mal sehe; ich fühle, es sind deutsche Bilder, die hier dem entzückten Auge sich öffnen.

Ich steige in eine Barke, zwei tüchtige Knaben rudern, während der Vater das Steuer führt, und so schwimme ich die prächtigen Fluthen

---

*) G. B. Mendelssohn.

**) Paris und die Rheingegenden von Dr. C. G. Carus.

im heißen Sonnenschein zwischen den bläulichen Höhen hinter Bingen und den Weinbergen des hohen Niederwaldes hinab. Wie schön streckt sich nun, wenn man zurückblickt, Rüdesheim mit seinen Thürmen und den massigen, fast felsartigen Ruinen der auf den Trümmern eines altrömischen Kastells erbauten Burg am Rheine und der Bremserburg längs des Ufers dahin! Wie grandios tauchen die Ruinen von Ehrenfels unterhalb der Höhe des Niederwaldes aus den Weinbergen hervor, welche hier alle Berglehnen bedecken! — Es war zu reizend; ich ließ an einem aus dem Strom hervorragenden Felsen anfahren, um zu zeichnen.

Da saß ich nun auf dem schilfumwachsenen Felsen inmitten der Wogen dieses langersehnten Stroms, dicht vor mir der Kahn mit den Fischerknaben und dem alten Schiffer, und von allen Seiten die sonnigen Höhen auf mich herabschauend! Ich wüßte seit Italien nicht, wann ich dieses Gefühl ächten Genügens in freier Natur gehabt hätte. — Mit einem Mal rauschte ein holzbeladenes Schiff von Pferden gezogen den Rhein herauf, das Schleppseil, am Wasser hinstreifend, trieb mich auf kurze Zeit nach dem Ufer zu fahren, und wieder war es nun schön, wie das in Tauwerk und Masten ganz seeschiff-ähnliche Fahrzeug mit seinem unter dem Bugspriet aufgehangenen Anker die Wellen durchschnitt, während gegenüber die Kirche von Bingen, die Brücke über die zum Rhein fließende Nahe und die Uferhöhen der letztern abermals zu einem vollkommenen Bilde sich zusammenordneten!

Ich fuhr weiter; die Wellen über dem sonst übel berüchtigten Bingerloch (eine Brandung über einem den Rhein hier durchziehenden Felsenriff, von dem aber die gefährlichste Stelle weggesprengt ist) wallten in unruhigster Bewegung, eine Gewitterwolke zog die Gegend beschattend herauf, als wollte sie der hier gelegenen flachen, wüsten Insel mit der Ruine jener alten viereckigen Warte, die unter dem Namen des Mäusethurms bekannt ist, die rechte Beleuchtung geben.

Nicht lange, und ich landete unter dem Felsen der auf dem linken Rheinufer liegenden kleinen Veste Rheinstein, welche Prinz Friedrich von Preußen zu moderner Wohnlichkeit aus altem wüsten Gemäuer sich hat herstellen lassen. Der Geschmack altritterlicher Burgen mußte besonders am Rhein beliebt werden, wo so viel Geschichtliches aus deutscher vergangener Herrlichkeit sich zusammendrängt. Ueber schmale Fallbrücken und unter spitzigen Fallgattern hindurch gelangte ich in den halb in Felsen eingehauenen Burghof, stieg dann über manche Freitreppe und eine außen am Thurme schwindelnd sich herumwindende Wendeltreppe. Ueber zackige, freistehende Klippen wachsen breite Gehänge der Waldrebe, ein Adler wohnt da im Eisenbauer am Thurme, von welchem die lange, preußische Flagge herabweht, und prächtig breiten sich Strom und Ufer mit dem gegenüberliegenden Aßmannshausen vor dem Blick des Beschauenden aus. — Ich fuhr nach dem durch seinen trefflichen rothen Wein berühm-

ten Aßmannshausen hinüber und stieg alsbald zum Niederwald hinan, wohin der Wirth von Rüdesheim egoistisch=fürsorglich einen Knaben mit elegantem Reitesel zur Erleichterung des Bergsteigens voraus gesendet hatte. Die Thalschlucht hinter Aßmannshausen hinauf ist wirklich sehr anmuthig, und man genießt köstlicher Rückblicke auf den Ort selbst und seine alte Kirche, auf den Rhein und nach den jenseitigen bewaldeten Uferbergen. Als ich dann noch höher hinauf, mehr der wieder hervorbrechenden heißen Sonne wegen, als des Berges halber, wirklich zu Esel gestiegen war und so durchs Gebüsch und niedere Waldung hinaufritt, knüpfte ich mit meinem kleinen Eseltreiber ein Gespräch an und fragte ihn unter Anderm, wie er vom Schloß Rheinstein erzählte: „Habt ihr denn auch hier am Rhein jetzt die Preußen recht lieb?" Da sah mich der Junge wie um der verfänglichen Frage willen ganz bedenklich an und sagte dann: „J! die Preußen haben wir ja wohl lieb, aber wenn sie mit dem Esel über den Niederwald reiten, da bezahlen sie immer so schlecht!" — Ich mußte lachen und trieb mein gutes Thier bequem noch bis zu den alten Gebäuden des Schlosses von Niederwald hinauf, wo ich den Esel entließ, während mir sein kleiner Meister ein hell und vielmal sich wiederholendes Echo dieser Stelle bemerklich machte.

Wichtiger als dieser Wiederhall war mir der besondere Charakter der Waldung auf dem Kamm dieser Rheinberge. Der fast graslose, mit wenig Moos bedeckte Boden ohne alles Untergehölz, die 2 bis 3 Fuß im Durchmesser haltenden Eichen und Rothbuchen mit ihren einfachen, gedrängten, vielgewundenen, oft abgeschälten Aesten und dichtem, buschigem, in einzelnen Massen zusammengedrängtem Laube, dazwischen auch Birken und Kiefern, Alles aber mit dem eigenthümlichen, auf felsigen Boden und Aushalten vieler Winterstürme deutenden Wuchse — es sieht viel anders aus, als in unsern Hochwäldern.

Von dem höchsten Punkte einer künstlichen Ruine, die „Russell" genannt, war mir interessant, mich in der Gegend noch einmal gründlich zu orientiren. Der Lauf des Rheins von Mainz bis gen Koblenz, das Thal der hier einfließenden Nahe, die Lage der Bergstraße, des Hundsrück und Donnersberges wurden mir erst hier recht deutlich.

Bacharach.

Nach erlangter Stärkung in meinem gastlichen Wartthurm von Rüdesheim fuhr ich mit Pferd und Wagen über den Rhein nach Bingen und dann auf der schönen Straße des linken Rheinufers wieder unter Rheinstein vorbei bis hierher nach Bacharach. Ihr denkt euch wohl, wie anmuthig es auf diesem Wege sein mußte! hüben und drüben Rebengelände, wechselnde Felsen und Waldungen, hochragende Burgen, gegenüber das alte Kloster Lorch, schattende Nußbäume mit windendem Epheu, und immer in aller Mitten der von Schiffen belebte Rheinstrom.

Aber doch so Gewaltiges wie diesen Morgen wollte anfänglich nichts erscheinen. Das erste, was mich länger festhielt, war vor Bacharach die Ruine einer links am Wege gelegenen Kapelle. Die jungen hohen Nußbäume drangen so malerisch durch das alte Mauerwerk! Ich ließ halten, stieg hinauf und drang in das Innere.

Ich wüßte lange nicht, wenn ich etwas Friedlicheres, Stilleres, Eigenthümlicheres gesehen hätte, als diese zerfallene, kleine Kirche. Wie der Epheu zu den gothischen Tragknäufen der eingestürzten Kreuzgewölbe hinanwuchs, wie üppiger Pflanzenwuchs den Schutt des Bodens überstreckte, wie das junge Nußlaub zu den offenen, schmalen gothischen Fensterbögen hinaussah, während die Berge des rechten Rheinufers von drüben hereinblickten, und wie so die Abendsonne noch die Reste alter Verzierungen an den noch stehenden Pfeilern erleuchtete! Ich lehnte lange zeichnend in diesem Innern, in welchem jetzt stilles Naturleben den wahren, geheimen, ewigen Kirchendienst gegen den höchsten Quell alles Lebens verwaltete!

Endlich mußte ich mich gegen das alte Bacharach selbst wenden. Der Ort hat das Gepräge hohen Alterthums — sein Name schon, Ara Bacchi, deutet auf römischen Ursprung —, dann aber die Menge verfallener Thürme an den Stadtmauern, das höchst besondere, wunderliche Bauwesen der Häuser mit ihrem braunen Gebälk, ihren vorgebauten Stockwerken, überall von Wein umrankt, die alten Kirchen, wie das Alles so in die enge, nach dem Rhein geöffnete Thalschlucht hineingelagert ist, es gibt einen höchst eigenthümlichen, aber auch durch und durch deutschen Anblick.

Mein erster Gang in Bacharach war zu den Ruinen der Wernerikirche. Aus enger Straße durch ein altes Kirchpförtlein manche Stufen hinauf kam ich erst auf den kleinen Kirchhof der mit vielem Anbau alter Kapellen umgebenen und mit einem alten, durch byzantinische Bogenstellung verzierten Thurm geschmückten Stadtkirche, und vor mir lagen auf naher mittler Anhöhe am Fuße eines viel höhern, mit Burgruinen gekrönten Felsens die öden Mauern der Wernerikirche, durch deren leere, nur noch mit den zierlichsten steinernen Rosetten gezierte Fenster die Luft zog, während die Wolken von oben frei auf den grasbewachsenen Boden der ehemaligen Kirche hereinsahen. Schnell stieg ich die Stufenreihe bis dahin noch hinan, durchging die Räume der nicht großen, aber den besten Styl des 14. Jahrhunderts verrathenden und aus einem festen, rothen wasgauer Sandstein gebauten Kirche, und suchte mir dann einen Standpunkt aus, von welchem das reiche Gemälde sich am schönsten ausnahm.

Wie ich nun so da stand, die im reinsten Verhältniß geschwungenen, hohen gothischen Bögen mit den zierlichen Fensterverzierungen sich in den Abendhimmel erhoben, die glatten Strebpfeiler und zierlichen Spitzsäulen in dem eigenthümlichen, gesättigten braunrothen Ton ihres Gesteins — und noch so scharf, als wären sie eben erst aus der Hand des Steinmetzen gekommen, das späte Tageslicht wiederschienen, dahinter aber das

gelbliche Mauerwerk des Stadtkirchthurms mit seinen rundbogigen Fenstern und hoher schiefergedeckter Thurmspitze aufragte; als ich weiterhin über der tiefer unten liegenden Stadt mit ihren alten Wartthürmen, und dann durch die Fensterbogen der Ruine das zwischen Bergen sich durchschlingende Silberband des Rheins erblickte, und dabei das sonore, den morgenden Sonntag ankündende Abendläuten nah und fern erklang: da ergriff mich ein Gefühl tiefer, nachhaltiger Rührung! Es war mir, als habe ich nun erst ein Vaterland, mein Vaterland gefunden! — Hier ist ja dasselbe, was uns in Italien so mächtig ergreift: eine großartige Natur, ein weltgeschichtlicher Boden und bedeutende Monumente, in deren Fortbildung wie in deren Zerstörung mannigfaltige vorübergehende Perioden einer großen Zeit ihre tiefsinnigen Lettern gegraben haben! Ja, mir ist es mehr als Italien, denn es ist mein Land, es ist Deutschland, und nimmer werden römische Bauwerke so zu unserm Geiste sprechen, als der unserm Volke ganz eigene, in ihm geborene, mysteriöse reine Styl, wie er in diesen Bogen noch athmet und in der kleinsten Fensterrose sich spiegelt! — Und tönt nicht selbst in dem sonoren Klange dieser Abendglocken das reine Silber wieder, welches in jenen Jahrhunderten das Volk in Glaubensfreudigkeit als Glockenspeise herzubrachte, wenn eine neue Glocke gegossen werden sollte; ja, ist es nicht am Ende gerade die Pietät, wann und wo wir sie auch gewahr werden, was am Menschen das Herrlichste bleibt, und klingt eben diese Pietät nicht auch in unserer Seele wieder, wenn das Ohr in abendlicher Stille den feierlichen und doch so anmuthigen Glockenklang vernimmt?

Vom Niederrhein. *)

Es war einmal Verhängniß, daß es uns heute anders gehen sollte, als wir erwartet hatten. Statt des herrlichen gestrigen Sonnenscheins, mit dessen Fortdauer wir uns schmeichelten, behielten wir einen grauen Tag, dessen minder glänzende Eigenschaften aber, genau wie man in Romanen und Erziehungsschriften lehrt, sich gerade als nützlich bewährten. Denn weil der Zauber einer schönen Beleuchtung wegfiel und der bekannten Gegend keine Neuheit verleihen konnte, so blieb uns manche Stunde zur Beschäftigung übrig. Auf der Fahrt durch das Rheingau habe ich, verzeihe es mir der Nationalstolz meiner Landsleute! eine Reise nach Borneo gelesen und meine Phantasie an jenen glühenden Farben und jenem gewaltigen Pflanzenwuchs des heißen Erdstrichs, wovon die winterliche Gegend hier nichts hatte, gewärmt und gelabt. Der Weinbau gibt wegen der krüppelhaften Figur der Reben einer jeden Landschaft etwas Kleinliches; die dürren Stöcke, die jetzt von Laub entblößt und immer steif in Reih'

---

*) G. Forster, Ansichten vom Niederrhein, 1. Theil.

und Glied geordnet sind, bilden eine stachlichte Oberfläche, deren nüchterne Regelmäßigkeit dem Auge nicht wohlthut. Hier und dort sahen wir indeß doch ein Mandel- und ein Pfirsichbäumchen und manchen Frühkirschenstamm, mit Blüthenschnee weiß oder röthlich überschüttet; ja selbst in dem engern Theile des Rheinlaufs, zwischen den Bergklüften, hing oft an den kahlen, durch die Rebenstöcke verunzierten Felswänden und Terrassen ein solches Kind des Frühlings, das schöne Hoffnungen auf die Zukunft in uns weckte.

Nicht immer also träumten wir uns in den ewigen Sommer der Palmenländer. Wir saßen stundenlang auf dem Verdeck und blickten in die grüne, jetzt bei dem niedrigen Wasser wirklich erquickend grüne Welle des Rheins; wir weideten uns an dem reichen, mit an einander hängenden Städten besäeten Rebengestade, an dem aus der Ferne her einladenden Gebäude der vormaligen Propstei Johannisberg, an dem Anblick des romantischen Mäusethurms und der am Felsen ihm gegenüber hängenden Warte. Die Berge des Niederwaldes warfen einen tiefen Schatten auf das ebene, spiegelhelle Becken des Flusses, und in diesem Schatten ragte, durch einen zufälligen Sonnenblick erleuchtet, Hatto's Thurm weiß hervor, und die Klippen, an denen der Strom hinunterrauscht, brachen ihn malerisch schön. Die Nahe, mit ihrer kühnen Brücke und der Burg an ihrem Ufer, glitt sanft an den Mauern von Bingen hinab, und die mächtigeren Fluthen des Rheins stürzten ihrer Umarmung entgegen.

Wunderbar hat sich der Rhein zwischen den engen Thälern einen Weg gebahnt. Kaum begreift man auf den ersten Blick, warum er hier (bei Bingen) lieber zwischen die Felswände von Schiefer sich drängte, statt sich in die flachere Gegend nach Kreuznach hin zu ergießen. Allein bald wird man bei genauerer Untersuchung inne, daß in dieser Richtung die ganze Fläche allmälig steigt und der wahre Abhang eines Berges ist. Wenn es demnach überhaupt dem Naturforscher ziemt, aus dem vorhandenen Wirklichen auf das vergangene Mögliche zu schließen, so scheint es denkbar, daß einst die Gewässer des Rheins vor Bingen, durch die Gebirgswände gestauet und aufgehalten, erst hoch anschwellen, die ganze flache Gegend überschwemmen, bis über das Niveau der Felsen des Bingerlochs anwachsen und dann unaufhaltsam in der Richtung, die der Fluß noch jetzt nimmt, sich nordwärts darüber hinstürzen mußten. Allmälig wühlte sich das Wasser tiefer in das Felsenbett, und die flachere Gegend trat wieder aus demselben hervor. Dies vorausgesetzt, war vielleicht das Rheingau ein Theil der Pfalz und der Bezirk um Mainz bis nach Oppenheim und Darmstadt einst ein Landsee, bis jener Damm des binger Felsenthals überwältigt ward und der Strom einen Abfluß hatte.

Der stärkere Wein, den das Rheingau hervorbringt, wächst nicht mehr jenseits der Enge von Bingen. Die Richtung des Flusses von Morgen gegen Abend durch das ganze Rheingau gibt den dortigen Re-

benhügeln die beste Lage gegen den Strahl der mittäglichen Sonne, und die Gestalt des östlichen Gebirges, das auf seiner Oberfläche beinahe ganz eben ist, trägt Vieles zur vorzüglichen Wärme dieses von der Natur begünstigten Thales bei. Der Nord- und der Ostwind stürzen sich, wenn sie über jene erhabene Fläche herstreichen und an den Rand derselben kommen, nicht geradezu hinab, sondern äußern ihre meiste Kraft erst auf der entgegengesetzten Seite des Flusses; das Thal unmittelbar unter dem Berge berühren sie kaum. Was für Einfluß die mineralischen Bestandtheile des Erdreichs und die Verschiedenheit der Gebirgslager auf die Eigenschaften des Weins haben können, ist noch nicht entschieden. Je weniger man über diesen Punkt weiß und bestimmt wissen kann, desto weiter treibt die grübelnde Hypothesensucht ihr Spiel damit. Hier darf sie sich keck auf ihre empirische Weisheit berufen; denn sie kann sich vor Widerlegungen wenigstens so lange sicher stellen, als man nicht Erfahrung gegen Erfahrung aufzuweisen hat. So viel ist indessen immer an der Sache, daß, wo alle übrigen Umstände völlig gleich sind und nun doch eine Verschiedenheit im Erzeugniß bemerklich wird, die Ursache davon in der Beschaffenheit des Bodens gesucht werden darf. Bekanntlich entspringen auf jenem östlichen Gebirge mehrere, zum Theil heiße Quellen, von denen einige Schwefel, andere Vitriolsäure und Eisen enthalten. Man hat mich auch versichern wollen, daß ein Kohlenflötz sich unter dem Hügel von Hochheim erstrecke und dem dort wachsenden vortrefflichen Weine der Domdechantei seinen berühmten, edlen Geschmack und sein Feuer gebe. Ich erinnere mich hierbei, daß der Schnee am Gehänge dieses Rebenhügels gegen Mainz eher als vor dem entgegengesetzten Thore schmilzt. Der Unterschied war mir und Andern oft in wenigen Schritten so auffallend, daß sogar die Lufttemperatur, unter völlig gleichen Umständen, dem Gefühle merklich verschieden vorkam. So wie man das abendliche Thor von Hochheim verläßt, um nach Mainz zu gehen, glaubt man in einem mildern Klima zu sein. Ich würde freilich diesen Unterschied dem Winde zuschreiben, der auf der Ebene von dem Altkönig her frei und ohne Widerstand hinstürmen und die Kälte der oberen Luftregionen herunterführen, oder besser, die zum Gefrieren erforderliche schnelle Verdünstung befördern kann. Allein Andere schreiben die wärmere Temperatur des Weinberges den darunter liegenden Kohlen zu. Wahr ist es, eine Kohle, wie überhaupt jeder Brennstoff, fühlt sich unter einerlei Umständen viel wärmer an, als ein Stück Kalkstein oder Schiefer; und dieses Gefühl beweist, daß wirklich aus der Kohle in die berührenden Körper mehr Wärmetheilchen übergehen; nicht minder gewiß ist es auch, daß die brennbaren Mineralien bei einer gewissen Lufttemperatur unaufhörlich Wärme ausströmen. Wie, wenn der Weinstock besonders vor andern Gewächsen organisirt wäre, von dieser Ausdünstung begünstigt zu werden? Das Beste zur Vergeistigung des Traubensaftes thut aber dennoch

die Sonne; ihr Licht, das von den schwammigen Früchten eingesogen und in ihrer Flüssigkeit fixirt wird, würzt und versüßt die Beere. Daher bleiben auch unsere Weine gegen die griechischen, italienischen, spanischen, ja sogar gegen die ungarischen und französischen so herbe, daß sie bei den Ausländern und den Frauenzimmern wenig Beifall finden.

Der Bodensee.

(Vom Herausgeber.)

Im Bodensee reinigt sich der junge Rhein, der in seinem jugendlichen Ungestüm eine Menge von Geröll und Sand aus den graubündener Bergen mit sich fortreißt und in ziemlich schmuziger Erdfarbe bei Rheineck anlangt, in dessen Nähe er mündet unter 27° 15′ 30″ geographischer Länge, und 47° 29′ 52″ der Breite. Indeß rückt, eben des vielen Geschiebes willen, das der Rhein mitbringt, die Mündung allmälig weiter gegen Norden vor.

In der Gegend von Ragaz, wo ein Seitenthal nach dem Wallensee führt, ist das linke Ufer so niedrig, daß der Fluß bei hohem Wasser in den Jahren 1627, 1817, 1821 und 1853 fast sich nach dem Wallensee gewandt hätte; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der Vorzeit wirklich seine Straße durch den Wallen- und Zürichsee geführt habe, wo er dann nach erfolgtem Durchbruch des Lägerberges bei Baden sich mit der Aar vereinigte. Die Berge in der Nähe von Sargans und der Churfirsten im Norden des Bodensees zeigen noch deutliche Spuren, daß hier das Wasser einst 900 Fuß höher stand, als in gegenwärtiger Zeit.

Seit dem Durchbruch des Rheins, zwischen dem Schollberge und Fläscherberge, trat der Fluß in das weite Thal, welches in nördlicher Hauptrichtung bis an den Bodensee sich erstreckt und ein breites Bett darbietet, das freilich wegen der zahlreichen Sandbänke in letzterer Zeit oft genug zur Sommerszeit, wenn der Schnee in den Alpen schmilzt, überschwemmt wird. Bei Einströmen in den See bemerkt man noch (wie das bei allen Mündungen größerer Flüsse der Fall ist*) eine gute Strecke den Rhein, dann aber mischt er sich vollkommen mit dem Seewasser, schlägt seinen erdigen Inhalt zu Boden, und erst bei Konstanz merkt man an dem westwärts gerichteten Wasserzuge, daß der Rhein hier aus dem Bodensee tritt. Er fließt zwischen Konstanz und Petershausen hindurch, etwa 3/4 Meilen westwärts, und bildet den **Untersee**, aus welchem er eine halbe Stunde oberhalb Stein wieder als breiter Strom

*) Seit Ammianus Marcellinus fabelte man, der Rhein fließe durch den Bodensee, ohne sein Wasser mit ihm zu vermischen.

hervorkommt, um bald als prächtiger Wasserfall über den hohen Lauffenfelsen bei Schaffhausen hinabzugleiten.

Der Bodensee ist das freundliche Vermittelungsglied zwischen der Schweiz und Deutschland; er ist nicht mehr blos ein schweizerischer See, sondern er wird mit Recht das schwäbische oder deutsche Meer genannt, denn er öffnet seine Arme, um Deutschland an seinen Busen zu drücken; er zeigt dem über dem Splügenpaß kommenden Südländer den Weg nach Bayern, Würtemberg, Baden. Zwischen diesen Ländern sammt der östreichischen Provinz Vorarlberg einerseits und den schweizerischen Cantonen St. Gallen und Thurgau andererseits, bildet er zugleich die Grenze und das Band. Von OSO gegen WNW dehnt er sich in einem großen Bogen, der nach Norden zu etwas ausweicht, in einer herrlichen Wasserfläche aus, deren Größe c. $9\frac{1}{2}$ Quadratmeile (mit Einschluß des Untersees) beträgt. Den Namen Bodensee hat er wahrscheinlich von dem alten Schlosse „Bodmann" erhalten, einer Burg am nördlichen Ufer des Sees, zur Zeit der Karolinger ein königliches Besitzthum und der gewöhnliche Aufenthalt der königlichen Bevollmächtigten.

In der Geographia Ravenasensis ist der Name Bodensee mit Bodungo bezeichnet. Möglich, daß auch der nordische Name bottom (Vertiefung), bodden (flößen) zum Grunde liegen könnte, wie Ritter vermuthet. Den Römern wurde der See unter Tiberius bekannt, der von Gallien aus seinem Bruder Drusus zu Hülfe kam, eine kleine Flotte erbaute, seine Legionen überfuhr und die Rhätier und Vindelicier in der Gegend von Feldkirch schlug. Die Römer nannten den See lacus brigantinus, von der Stadt Brigantium (Bregenz), wo sie ein Lager hatten. Jetzt noch nennt man den obern Theil Bregenzersee, den nordwestlichen Theil aber Konstanzersee, die nordwestliche Bucht Ueberlinger- oder Hintersee. Der Untersee, mit dem eigentlichen Bodensee durch den Rhein verbunden, wird durch die Insel Reichenau in zwei Theile, den eigentlichen Untersee und den nördlichen Theil desselben, den Zellersee (von Radolfszell so genannt), getrennt und gewöhnlich als ein Theil des Bodensees betrachtet.

Die Höhe des Obersees über dem Meeresspiegel ist verschieden berechnet worden, von französischen Ingenieuren auf 1246, von Pestalozzi trigonometrisch auf 1196, von Schubler barometrisch auf 1255 par. Fuß. Letztere Zahl möchte der Wahrheit am nächsten kommen. Die mittlere Höhe des Wasserspiegels des Sees ist dabei als Normalhöhe angenommen worden. Der Untersee bei Radolfszell gemessen, soll 48 Schuh tiefer stehen als der Obersee; schon Konstanz liegt bedeutend tiefer als Bregenz.

Die Hochgebirge des bündener Alpenlandes, die St. galler und vorarlberger Höhen liefern dem See hauptsächlich sein Wasser; der Rhein sammt der mit ihm vereinigten Ill und die bregenzer Aach bilden die Hauptzuflüsse; die Flüßchen und Bäche des linken Seeufers sind unbe-

deutend. Die Veränderungen im Wasserstande des Sees hängen daher entschieden von den atmosphärischen Niederschlägen ab, welche sich in Schnee und Eis drei Vierteljahre hindurch auf den Hochgebirgen anhäufen, in den Sommermonaten schmelzen und ins Bodenseebecken abfließen. Im Juni beginnt in der Regel die „Fluth"; der See steigt dann wohl in Einem Tage um 1 Fuß, nicht selten erhebt er sich 10 volle Fuß über seinen niedersten Wasserstand. Die niederen Uferränder werden dann weithin überschwemmt, und es gewinnt den Anschein, als wolle der See voll Zorn und Unwillen das eingebüßte, früher von ihm besessene Erdreich zurückerobern. Da die Tiefe nicht zu, sondern abnimmt, so ist erklärlich, daß der See seit einigen Jahrhunderten an Oberfläche gewonnen hat, wenn auch seine Wassermasse geringer geworden ist. Durch das planlose Abholzen der Wälder in Graubünden ist ein plötzlicheres Schmelzen der Schneemassen und verheerendere Wirkung starker Regengüsse angebahnt, und das müssen nun die Anwohner des Rheins und Bodensees entgelten. Wie es mit dem Genfersee bei Genf der Fall, ist die Wassermasse bei Konstanz und Stein durch Eindämmungen und Versandungen geschwellt worden, und es wäre eine Tieferlegung beider Seen durch Ausräumung ihrer Ausflüsse bei Konstanz und Stein, oder durch Anlegung von Nebenkanälen sehr praktisch.

Die Tiefe des Sees ist sehr verschieden; am beträchtlichsten ist sie zwischen Friedrichshafen und Romannshorn, etwas näher gegen Friedrichshafen zu. Das Senkblei hat hier 904 Fuß gemessen. Am ungleichsten erscheint der Seegrund zwischen Rorschach und Lindau, wo er zuerst 20, dann 232, hierauf in der Nähe der Rheinmündung nur noch 79, dann sogar nur 30, etwas weiter wieder 110, dann wieder nur 36, auf der Mitte des Wegs 61 und gegen Lindau zu zwischen 200 und 300 Fuß Tiefe hat. Somit läßt sich voraussehen, daß in nicht sehr langer Frist die Fahrt von Rorschach nach Lindau nicht mehr die gerade Linie einhalten kann, sondern den zunehmenden Versandungen des Rheins ausbeugen muß.

Wegen der großen Tiefe und stärkern Wellenbewegung des Obersees wird natürlich ein bedeutender Kältegrad erfordert, wenn derselbe zufrieren soll. Während der Untersee fast alljährlich zufriert, ist dieser Fall bei dem Obersee seit vier Jahrhunderten nur fünf Mal eingetroffen, nämlich 1477, 1572, 1596, 1695 und 1830. Die Umwohner des Sees feierten Anno 1830 dies Ereigniß als ein Fest, das Keiner zum zweiten Mal erleben würde. Im letzten Winter (1853—54) froren ziemlich bedeutende Uferstrecken zu, ein Theil des Konstanzersees ganz. Im Winter macht der niedrige Wasserstand, verbunden mit den dichten, oft wochenlang andauernden Nebeln die Dampfschifffahrt beschwerlich; desto lustiger ist dieselbe im Sommer.

Da der Bodensee eine sehr vortheilhafte Verbindung für die angren-

zenden Staaten darbietet, übrigens nun auch zwei Eisenbahnen (die stuttgarter bei Friedrichshafen, die augsburger bei Lindau) an seine Ufer münden, so ist der Handelsverkehr sehr lebhaft. Von der Oberfläche des Obersees gehören nach der Ausdehnung der angrenzenden Staaten etwa $1/_4$ zu Thurgau, $1/_{12}$ zu St. Gallen, $1/_7$ zu Oestreich, $1/_6$ zu Würtemberg, $1/_{12}$ zu Bayern, fast $1/_3$ zu Baden. Theils sind es Landeserzeugnisse, die von einem Ort der Küste zum andern verfahren werden (Getreide, Wein, Obst, Gemüse, Holz, Vieh), theils Fabrikwaaren und Handelsprodukte, die von Süden nach Norden, von Norden nach Süden geschafft werden. Es gewährt einen reizenden Blick, wenn man früh an heiteren Sommertagen die Segelschiffe mit aufgeblähten weißen Segeln nah und fern auf der blauen sonnigen Wasserfläche dahin ziehen sieht; aber auch die schwarzen Dampfer mit den langen Rauchsäulen, die sie über den See ausbreiten, und in der Ferne wie kleine Nußschaalen aussehend, beleben diese Wasserwelt außerordentlich und geben ein sehr charakteristisches Bild. In der Lebhaftigkeit der Schifffahrt hat es der Bodensee dem Genfersee von jeher zuvorgethan. Gegenwärtig wird der Bodensee bereits von 13 Dampfern*) befahren, in Kurzem wird diese Zahl auf 17 gestiegen sein. Für die Reisenden bieten diese Dampfschiffe eine sehr bequeme Schnellpost, nur sollten die Fahrpreise etwas niederer gestellt sein.

Den Fischen scheint übrigens die neue Erfindung der Dampfschiffe nicht sehr zu behagen; die Fischer behaupten, daß seitdem die brausenden Räder die Wasserfläche durchwühlen, die Brut nicht mehr so ergiebig sei. Ein großer Uebelstand besteht aber auch darin, daß der Obersee nicht wie der Untersee eine geregelte Fischerordnung hat; die Wildfischerei ist unbedingt einer Steigerung der Fischbrut höchst nachtheilig. Es gibt sehr schmackhafte Fische im Bodensee; besonders zeichnen sich aus die beiden Maränen, die Blaufellchen, die Grundforelle und die Seeforelle. Letztere heißt auch Lachsforelle (Salmo trutta), hat schwarze Augen, silberfarbene Augenringe, grünlichgrauen Rücken, silberweißen Bauch und schwarzgefleckte Seiten. Im Sommer ist das Fleisch röthlich, im Winter weiß, wird aber durchs Kochen goldgelb. Die Lachsforelle wird zuweilen 30 bis 40 Pfund schwer, ist jedoch im Bodensee selten, häufiger dagegen in den schweizerischen Seen. Für die Lachsforelle bietet aber der Bodensee reichlichen Ersatz in der Grundforelle (Salmo lacustris), die von 5 Pfund bis zu 48 Pfund schwer wird, im April und Mai in den Rhein (Rheinlanke) und die Ill (Illanke) hinaufsteigt, ihren Laich da absetzt, wo der Strom am schnellsten ist und einen kiesigen Grund hat, und dann im

*) Baden hat: die Stadt Konstanz, Helvetia, Leopold; Würtemberg: Wilhelm, Königin, Kronprinz; Bayern: Merkur, Konkordia, Ludwig, Maximilian; die Schweiz: Schaffhausen, St. Gallen, Rhein. Das große Oestreich hat es leider noch zu keinem Dampfschiff gebracht.

Herbst sich wieder in den Bodensee zurückzieht. Bei Rheineck und im Rheinthal wird sie häufig gefangen; ihr Fleisch steht mit dem Lachs in gleichem Preise. Die Maräne (Salmo maräna), ist ein sehr wohlschmeckender, beliebter Fisch, mit silberfarbenem Leibe und schwärzlichem Rücken; sie erreicht eine Länge von 2 Fuß und eine Schwere von 6 Pfund. Die Maränen laichen im Herbst, und man fängt sie um diese Zeit, wo sie am fettesten sind, und im Anfang des Winters unter dem Eise. Sie werden geräuchert und marinirt, und früher wurden sie als große Delicatesse weit und breit verschickt. Frisch schmecken sie wie Forellen. Die kleine Maräne (Salmo maränula) wird nur 6—8 Zoll lang und 5 Loth schwer, hat aber ein noch zarteres Fleisch als ihre größere Verwandte. Beide werden auch Gangfische (poissons de passage) genannt. Der Gangfisch par excellence ist aber das Blaufellchen (Salmo caeruleus Wartmanni), unstreitig der beste Fisch des Bodensees, der 1 bis 1½ Fuß lang wird, doch erst im siebenten Jahre ausgewachsen ist. Im ersten Jahre heißt er „Heuerling", im zweiten „Stuben", im dritten „Gangfisch", im vierten „Rhenken", im fünften „Halbfelch", im sechsten „Dreier", und erst vom siebenten Jahre an „Blaufellchen"; der Oberleib ist nämlich bläulich, der Unterleib aber weiß. Was der Häring für die nordischen Völker ist, das ist dieser Fisch für die Umwohner des Bodensees. Besonders im Obersee ist das Blaufellchen häufig und wurde lange für eine diesem eigenthümliche Art angesehen. Frisch geröstet wird es von Vielen noch den Forellen vorgezogen. Es überwintert in den Tiefen des Sees und zeigt sich im Frühjahr, wenn nach dem Ausdruck der Fischer das Wasser ihn hebt, zuerst an den östlichen Buchten, wandert dann dem schwäbischen Ufer entlang hinunter gen Ueberlingen und Konstanz, um im Herbst längs den schweizerischen Gestaden in der Höhe von Arbon zu laichen, und endlich in sein ständiges Winterquartier zurückzukehren.

Auch die Trüsche (Quappe), die in den tiefen klaren Buchten des Bodensees am liebsten in der Tiefe haust, hat ein außerordentlich zartes und wohlschmeckendes Fleisch; ihre Leber wird für das wohlschmeckendste Gericht aus der ganzen Fischwelt gehalten, und es ist Thatsache, daß Elisabeth von Matzingen, Aebtissin des Frauenmünsterstiftes in Zürich, einst für Trüschenlebern ein Lehengut am Zollikerberg verschwendete. Die Trüsche ist grünlichgrau, schwarz und gelblichgrün marmorirt und durch kleine Bartfaden am Kinn ausgezeichnet; sie wird selten über 1 Fuß lang und über 2 bis 3 Pfund schwer gefunden, und vorzüglich bei Steckborn gefangen. Die Hechte stellen ihr eifrig nach.

Im December 1853 wurde bei Konstanz ein Monsterhecht gefangen; er hatte ein Gewicht von fast 30 Pfund, eine Länge von 5 Fuß und über den Rücken eine Breite von einem halben Fuß. Er mochte auf dem Raube nach Gangfischen begriffen gewesen sein, denn er ward von den Fischern im gleichen Netze mit den Gangfischen heraufgezogen. Wie viel

solcher Fische der Räuber in seinem Leben (man schätzte sein Alter auf 60 Jahre) verzehrt haben mag, kann man sich denken, wenn man erwägt, daß er in einer Nacht 30 bis 40 Fische, die man seiner Botmäßigkeit überlassen hatte, verzehrte.

Auch die Karpfen sind nicht selten, und von Bleien (Brachsmen) gelingt es zuweilen den Fischern, reiche Vorräthe zu bekommen. Der Wels (Weller), dieser riesige Koloß, der ausgewachsen 8 Ellen lang und 3 Centner schwer wird, ist in einigen Arten vorhanden, die alle ein sehr süßes, weißes, fettes Fleisch haben und jung verspeist werden müssen.

Unter den Vögeln sind begreiflicher Weise die Waat- und Schwimmvögel besonders häufig. Der weiße Storch läßt sich nur selten sehen als flüchtiger Gast, und auch der schwarze Storch ist eine Seltenheit; aber Riedschnepfe, Strandläufer, Kiebitz, Wasserralle, Rohrhuhn, Wasserhuhn, Fischreiher ziehen ab und zu vom See zu den Teichen und Flüssen und umgekehrt. Von Schnepfen sind fast alle Arten zu treffen: die Wald-, Heer-, Strand-, Teich-, Geißkopfschnepfe, die Regenschnepfe und der Gelbfüßler, auch die Lerchenschnepfe; desgleichen mancherlei Enten, als die Schnatterente, Quaakente, Spatel-, Tafel-, Kriekente, Sommerhalbente, Kragenente, Zwergente, wilde Ente (mit 4 Varietäten), Kolbenente, Myraka, europäische Haubenente. Auch mehrere Möven (die große aschgraue und die rothfüßige Lachmöve), so wie Taucher (der graukehlige Haubentaucher, der kleine, der Ohrentaucher) sind gemein; seltener schon der stumme Schwan, die Schneegans, die Löffelente. Im Sommer 1768 und 1806 schoß man eine Kropfgans, und 1836 ließen sich bei Romannshorn ein paar Struntjäger (Carus parasiticus) sehen, auch eine Mövenart, die aber nicht im Stande ist, selber zu fischen, sondern andere Möven so lange in der Luft herumjagt, bis diese die verschluckten, verdauten und unverdauten Fische wieder von sich geben. Der Ornitholog findet reiche Ausbeute und wird es ganz begreiflich finden, daß ehemals der Bischof von Konstanz kein Bedenken trug, in der besten Jahreszeit die Jäger sogar von der Feier der Heiligentage zu dispensiren.

Auffallend ist die Verminderung der Frösche; da die Schenkel dieser musikalischen Reptilien ein sehr beliebtes Gericht am Bodensee sind, stellt man den armen Sumpfsängern sehr nach. Von Schlangen ist am obern See die Ringelnatter (Coluber natrix) nicht selten. Sie hat 170 Schilde und 60 Schwanzschuppen, eine silbergraue, ins bläuliche spielende Farbe und wird ungefähr 1 Elle lang; doch habe ich auch Exemplare von 1½ Ellen Länge getroffen. Das Männchen hat weiße, das Weibchen gelbe Flecken an den Seiten des Halses, in Gestalt eines Ringes. Sie legt ihre, durch eine Haut zusammenhängende Eier gern in Mistlöcher, und geht gern in die Ställe. Doch ist sie nicht giftig, und ihr Fleisch soll wohlschmeckend sein.

Von der Bodensee-Flora ist mir auf meinen Wanderungen zwischen

Bregenz und Rheineck, also am obersten Rande des Sees, als bemerkenswerth aufgefallen: Erucastrum obtusangulum (Rempe), Burkhausia tucerifolium, Acorus calamus (Kalmus), Helleborus viridis (odorus — Nießwurz, auf den Wiesen bei Rieden), Hydrocotile vulgaris (Wassernabel), bei Fußach nur auf Torfgrund, aber sehr wuchernd, die beiden Drosera (Sonnenthau) am Logsee auf der in den Bodensee ragenden Landzunge bei Fußach. Centunculus minimus (Kleinling), die kleinste Pflanze hiesiger Flora, bei Rheineck. Polygonum amphibium (Wassersumpfknöterich), wurzelt stellenweis in einer Tiefe von 10—12 Fuß und überdeckt den Wasserspiegel wie die Tange. Utricularia vulgaris (Wasserschlauch), besonders in Torflöchern. Merkwürdig deshalb, weil seine zarten Wurzelfasern mit zerstreuten Luftblasen versehen sind, mittelst welcher sich die Pflanze kurz vor der Blüthezeit über die Wasserfläche emporhebt, und wenn der Same anfängt reif zu werden, vertrocknen die Blasen und die Pflanze senkt sich wieder auf den Schlammgrund hinab.

Rings um den Bodensee sind die sonnigen Hügel mit Weinreben bepflanzt. Kann sich der „Seewein" auch nicht mit dem eigentlichen „Rheinwein" messen, so ist er doch in guten Jahrgängen ein schätzbarer Wein, etwas herb, aber sehr gesund. Aus dem reichen Obstertrag wird ein guter Theil zu Most verwendet. Die deutschen Ufer sind besonders reich an Kirsch- und Pflaumenbäumen, die schweizerischen an Aepfel- und Birnbäumen, und im Frühjahr bieten namentlich die thurgauischen Landschaften einen reizenden Anblick dar. Der Wald von Obstbäumen, in welchen das Land wie eingehüllt ist, glänzt in einem weißröthlichen Schmuck von Birn- und Apfelblüthen, den kein Maler durch seine Kunst wiederzugeben vermag, und den man unmittelbar im warmen Frühlingssonnenschein genießen muß.

Was den Bodensee vor allen übrigen Seen der Schweiz auszeichnet, ist, daß er weniger ein Berg- und Alpensee ist, als jene (den Genfersee eingeschlossen), daß er etwas entschieden Meerartiges hat, daß er die freie, offene Aussicht des Landsees vereinigt mit einer prachtvollen Bergscenerie, die am obern Theil des Sees in großartiger Nähe herankommt, aber doch noch fern genug bleibt, um den Blick auf die mannigfaltigsten, in Terrassen sich abstufenden Berggruppen nicht zu beschränken. Ich überschaue aus meiner Wohnung in Hard einen Horizont von fast 40 Meilen; von den allgäuer Alpen bis zu den graubündener Spitzen, von den bregenzer Waldbergen bis zum Basaltkegel von Hohentwiel und ins Höhgau sind ganz respektable Dimensionen. Von Bregenz nach Konstanz zu verliert sich der Blick in der blauen Ferne, wo Himmel und Wasser in einander überzufließen scheinen. Wenn dann die Sonne in die Fluthen taucht und der See wie ein Becken geschmolzenen Goldes sich darstellt, dann mit immer dunkleren Tinten sich schmückt, purpurroth und gelbgestreift und braun in seltsamer Mischung, bis endlich die ruhige

heitere Bläue des Himmels im Wasserspiegel wieder ihr Gegenbild findet: so ist das ein wahrhaft prachtvoller Anblick! Wer auf dem Hafendamm von Konstanz spazieren geht und hinauf nach dem Pfändergebirge bei Bregenz schaut, sieht dann den schönen Reflex der untergehenden Sonne auf den Bergen im Osten, und in Violett und Roth das ganze Vorarlberg gekleidet. Die Umgegend von Konstanz ist reich an entzückenden Fernsichten. Auf dem hochgelegenen Kirchhofe von Allmannsdorf hat man den besten Blick auf den Ober- und Unter- und Ueberlingersee; vom Beßmer ist wieder der Blick auf das Höhgau und Schwaben überraschend. Von Friedrichshafen hat man wiederum den besten Eindruck der gewaltigen Breite des Sees und seiner großen Länge nach Ost und West *); die Thürme von Konstanz auf einer Seite, den pittoresken Gebhardsberg auf der andern und gerade in der Front die ganze Wunderwelt der Schweiz.

Bregenz, obwohl neuerdings sein Hafen in den besten Stand gesetzt und mit vielen Kosten ausgebaut worden, ist wie Lindau und Konstanz ein ziemlich stilles Landstädtchen geblieben, trotz seiner günstigen Lage. Dagegen hat sich Friedrichshafen in kurzer Zeit sehr gehoben. Früher Buchhorn genannt, wie der ältere Theil der Stadt noch heißt, war es, obschon eine „Reichsstadt", eigentlich das Krähwinkelchen des Bodensees; jetzt seit Umwandlung des Klosters Hofen in einen Sommerpalast des Königs von Würtemberg und mit diesem Schlosse durch eine neue Straße verbunden, seit dem Ausbau des Hafens und dem Betrieb der Eisenbahn, ist das Städtchen ein wahrer Juwel in der würtembergischen Krone geworden und ein bedeutender Handelsplatz. Noch lebhafter ist das auf entgegengesetztem Schweizerufer liegende Rorschach, in welchem Marktflecken die Dampfschifffahrt sich eigentlich concentrirt und wo jeden Donnerstag der belebteste Getreidemarkt stattfindet.

Was aber Konstanz, Lindau und Bregenz (abgesehen von einer neuen gewinnreichen Zukunft des Handelsverkehrs, welche diesen alten Städten noch bevorsteht) keine Ungunst der Zeit rauben kann, das ist die herrliche Natur ringsumher. Die fruchtbaren Auen bei Konstanz erinnern schon ganz an italienische Landschaften; die Fernsichten auf die schweizer und tyroler Alpen wie ins Schwabenland sind reizend, und die liebliche Insel Meinau ist das schönste Idyll, das in den Rahmen des Bodensees gefaßt ist. Von Lindau aus betrachtet, ist die Berggruppirung um den Obersee am großartigsten. Man stelle sich auf die 290 Schritt lange Brücke, welche die Inselstadt mit dem Festlande verbindet, oder noch besser, vor die reizende Gruber'sche Villa, etwas weiter westwärts am See, und man wird von einem Naturbilde überrascht, das mit den schönsten des

*) Von Bregenz bis Konstanz sind 12 Stunden, von Friedrichshafen bis Romannshorn 3$^{1}/_{10}$ Stunden, nach Rorschach 5 Stunden.

Genfersees wetteifern kann. Nach Nordwest der herrliche Wasserspiegel, in unbegrenzter Ferne sich dehnend, im Süden die lieblichen Höhen des Thurgaues, immer höher sich thürmend bis zum 7700 Fuß hohen Säntis, der auf der einen Seite in schroffen Wänden großartig steil sich böscht, auf der andern in weiter Fläche ein Schneekleid um die Schultern legt, zur Seite den „alten Mann", den Kamor und hohen Kasten und wie seine Vasallen alle heißen, von welchen dieser König des Bodensees, der sie stolz überragt, sich huldigen läßt, — im Osten die Pyramiden und massiven Felsen der dornbirner und hohenemser Alpen, hinter welchen die höheren Spitzen des Bregenzerwaldes hervorschauen, ganz nahe zu linker Hand das Pfändergebirge, das in den pittoresken Vorsprung, auf welchem die St. Gebhardskapelle thront, ausläuft. Der See scheint den Fuß der gegenüberliegenden Schweizerberge zu bespülen, ja hinauf bis ins Rheinthal zu dringen, das den großartigsten Hintergrund dem überraschten Blicke darstellt; denn es wird von den grauen Hörnern (hinter Ragaz), über welche noch der 9900 Fuß hohe Ringelkopf hervorschaut, geschlossen. Eine Abstufung von den sanftesten zu den kühnsten, schroffsten Formen, ein Wechsel des Erhabenen und Lieblichen, wie er kaum auf einem andern Punkte im lieben deutschen Vaterlande in solcher Fülle zu finden sein mag!

Von Lindau wandere man zu Fuß nach dem eine gute Meile entfernten Bregenz. Sobald man die österreichische Grenze erreicht hat, betritt man einen gut gehaltenen chaussirten Fußweg, der eine halbe Stunde vor Bregenz mit breiten Quadern gepflastert ist. Die Straße führt hart an dem in steilen Wänden aus rother Nagelflue sich erhebenden Pfändergebirge hin; zur Rechten blinkt der See, der, wenn er vom Sturm gepeitscht wird, seine Wogen bis aufs Trottoir hinaufspritzt; gerade vor sich aber hat man den herrlichen Golf, von welchem mir Reisende versichert haben, daß sie kaum zu sagen wüßten, was schöner sei, der Golf von Neapel, oder dieser Bodensee-Golf von Bregenz. Die Häuser von Bregenz und kleine Villen steigen amphitheatralisch auf, dem Hafen gegenüber glänzt hinter einer Pappelallee das Kloster Mehrerau, das dem heiligen Kolumban zugeschrieben wird*), hoch schaut vom steilen Felsen das

*) Kolumban erschien, wie die Chronisten erzählen, mit Gallus und seinen übrigen Schülern Magnus, Theodor, Kilian und Siegewart um das Jahr 611 zu Arbon am Bodensee, nachdem er schon in Frankreich einige Klöster gestiftet und am Zürichsee das Evangelium verkündet hatte. Von Arbon schifften die Missionäre auf den Rath des dortigen Pfarrers Wilimar, der sie gastfreundlich aufnahm, nach der Gegend von Bregenz hinüber. Unweit der Stelle, wo sie landeten, fanden sie eine kleine verlassene Kapelle; sie ward einst auf den Namen der heiligen Jungfrau Aurelia geweiht, die unter dem Hunnenkönige Attila 453 den Märtyrertod litt. Kolumban und Gallus gaben nun die Kapelle dem christlichen Gottesdienst wieder und erbaueten sich an derselben kleine Wohnungen, welche ihre Schüler erweiterten und

St. Gebhardskirchlein nieder, und dann hebt sich wie die Töne eines harmonischen Akkordes die Alpenwelt Tyrols und der Schweiz zum Himmel empor. Es muß freilich ein recht heiterer Sonnen- und Sommertag sein, wenn man dies Gemälde in seiner vollen Schönheit genießen will.

Man unterlasse nicht, den St. Gebhardsberg zu besteigen, zu dem ein etwas steiler, aber nicht unbequemer Pfad hinaufführt. Der schön geformte, auf der Mittagsseite ganz schroff abfallende Felsenvorsprung, der nach Bregenz zu mit frischen Lärchenbäumen umkränzt, nach der Aach zu mit dunklen Tannen besetzt ist, dann aber in freundliche Weingelände und Gärten übergeht, hieß früher Pfannenberg, Schloßberg, und wird jetzt der Gebhardsberg genannt. Hier stand das denkwürdige Schloß Pfannenburg, im zehnten Jahrhundert vom Grafen Otto (aus dem Geblüt der Könige von Frankreich) und Gräfin Dietburga, den Eltern des heiligen Gebhard, bewohnt, 1647 aber von den Schweden zerstört; aus den Trüm-

---

nach Bedürfnissen des klösterlichen Lebens gestalteten. Durch mehr als drei Jahre hatten diese frommen Männer das Land bebaut und den Segen der christlichen Religion unter die verwilderten Bewohner jener Gegend mit dem besten Erfolge verbreitet, als auf einmal Kolumban und seine Schüler auf Beschwerde mißgünstiger Heiden, vorzüglich aber auf Befehl des eben zur Regierung gelangten austrasischen Königs Theodorich, vom Allemannenherzoge Gunzo die Mahnung erhielten, ihre Wohnungen zu verlassen, damit — wie der herzogliche Befehl sich ausdrückte, durch die Anwesenheit so vieler Menschen und das Aushauen der Wälder das Wild nicht verscheucht werde! Kolumban zog nach Italien, bauete daselbst das Kloster Bobio (bei Mailand) und beschloß sein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Gallus ging in die Schweiz, gründete das Kloster St. Gallen, und Magnus, der ostwärts wanderte, stiftete das Kloster Füßen an der tyrolischen Grenze. Ungeachtet dieser Verweisung wagten es doch andere Schüler des h. Kolumban, das von ihm eingeführte Klosterleben fortzusetzen. Es wurde sogar ein zweites Kloster, und zwar von Nonnen errichtet. Allein man vermied alles Aufsehen, um sich der politischen Obrigkeit nicht verdächtig zu machen. Kolumban's Institut erhielt sich durch Jahrhunderte.

Um das Jahr 1098 beschloß Graf Ulrich IV. von Bregenz für das ärmliche und ungenügende Gebäude ein neues aufzubauen. Auf Zudringen des Abtes wurde Andelsbach im Bregenzerwalde dazu gewählt; allein das zu rauhe Klima und der Mangel an Unterhalt zwang die Mönche, jene Gegend bald wieder zu verlassen. Graf Ulrich suchte einen andern Bauplatz: er kam mit Gebhard, Bischof von Konstanz, in die Gegend am Bodensee, fand dort eine wilde Aue voll von dornigem Gestrüppe. „Hier — riefen sie alle einstimmig — soll der Platz des neuen Klosters sein!" Der Bau ward in kurzer Zeit ausgeführt, und dem Kloster der Name Mehrerau gegeben, zum Unterschied von dem Prämonstratenserstift Minderau (oder Weißenau) bei Ravensburg. Die Ordensregel folgte jener des heiligen Benedikt. — Nach mancherlei Wechselfällen wurde die Kirche 1748 und das Kloster 1782 neu erbaut; als aber Vorarlberg an Bayern kam, ward (1806) das Kloster aufgehoben, zwei Jahre darauf Kirche und Thurm abgebrochen. — Nun sind (im März 1854) die Klostergebäude von Sr. Majestät dem Kaiser von Oestreich den Benediktinern wieder zurückgegeben, und das 1200 Jahre alte Kloster feiert abermals seine Auferstehung! (Vgl. Tyrol und Vorarlberg von Joh. Jak. Staffler.)

mern erhob sich 1723 das gegenwärtige freundliche Kirchlein, das nunmehr ein berühmter Wallfahrtsort geworden ist. Daneben ist ein Wirthshaus, das Erfrischungen anbietet. Vom Altan desselben schaut man über die ganze Fläche des Sees mit seinen östreichischen, bayerischen, würtembergischen, badischen und schweizerischen Grenzgebieten bis nach Konstanz hinab. Wie eine Landkarte liegt der See ausgebreitet. Zu den Füßen hat man das steinige, breite Bett der Aach, die bei Kennelbach aus dem Bregenzerwalde tritt und zwischen Hard und Rieden mündet. Nach Süden gen Feldkirch und Altstetten dehnt sich die fruchtbare Aue mit den zahlreichen Dörfern, welche ganze Fläche in Urzeiten Seeboden war, und in welcher der Rhein nun als silberglänzendes Band sich schlängelt. Die vorarlberger, St. galler und appenzeller Alpen thürmen sich in den schärfsten Contouren, daß man sie zeichnen möchte. Was die Natur Erhabenes und Schönes hervorgebracht hat, reiht sich in erhabenem Wechsel an einander.

Steigt man nieder und wandert nun über die lange hölzerne Aachbrücke nach Hard, so kommt man freilich an das allerflachste und sumpfigste Ufer des Sees, aber gewinnt doch wieder ein ganz neues, charakteristisches Bild. Mich gemahnt dieses sandige Ufer immer an die Insel Norderney und an die Nordsee, namentlich wenn die Berge ringsum durch Nebel verhüllt sind und die Möven schreiend am Strande fischen. Die Harder sind geschickte Schiffbauer, und zwischen den vielen Haufen von Flößholz sieht man eine völlige Schiffswerfte, wo Kähne und Lastschiffe gebaut und schadhaft gewordene Fahrzeuge kalfatert werden. Die Ebbe vom Monat October bis zum Mai läßt den See hier wohl 200 Schritt zurückweichen und bietet wie in einem Seebade den trefflichsten Strand zum Spazierengehen. Kleine und große Muscheln, freilich keine seltene, liegen auch in Menge da. Die großen Wiesen- und Riedstrecken, die sich nach Fußach hinziehen und auf denen im Frühling und Herbst in malerischen Gruppen das Rindvieh weidet, geben ganz das Bild einer holländischen Gegend. Die Appenzeller, wenn sie von ihren Bergen nach Hard kommen, sagen, sie gingen „ins Niederland“.

Ist der See stürmisch, dann kann man auch meerartige Wogen, weißgekräuselt von fern über einander stürzend und mit mächtigem Geräusch an der Küste sich brechend heranrollen sehen. Ueberhaupt haben die Winde auf dieser Ebene einen willkommenen Tummelplatz; sie treiben in den nach der Seeseite zu gelegenen Wohnungen den Regen sogar durch die Doppelfenster.

Ein besonders hitziger Gast ist der Föhn (favonius), der als heftiger Südwind aus den Alpen ins Rheinthal und auf die Fläche des Bodensees sich stürzt, mit einer Gewalt, wovon die Bewohner des mittlern Deutschlands kaum einen Begriff haben. Die Wogen des „deutschen Meeres“ thürmen sich in der That meerartig auf, kein Segelschiff wagt

sich hinaus, und wehe dem Nachen, der allzu weit von der Küste sich entfernt hatte! Selbst die Dampfschiffe müssen zuweilen ihren Lauf einstellen. Es ist etwas Sonderbares um diesen Föhn. Schon ein bis zwei Tage vor seinem Ausbruch hüllen sich die Berge in einen höhenrauchartigen Nebel; es tritt Windstille ein, eine ängstliche Spannung der Atmosphäre. Dann erhebt sich wohl ein Kampf mit einem kältern Nordost, und man fühlt sich in der einen Minute von einem ganz warmen, gleich darauf von einem kalten Lufthauch angeweht, besonders an der Küste des Sees, bis endlich der hitzige Alpen-Scirocco den Sieg gewinnt und die Wasserfläche des Sees tief aufwühlt. Die Farbe des Wasserspiegels wird vor dem Ausbruch des Windes hellgrün, wie denn überhaupt bei Gewittern, Hagelschauern oder sonst elektrischen Processen in der Atmosphäre die blaue Farbe des Sees erst ins Hellgrüne, dann ins Meergrüne und Dunkelblaue übergeht. In Hard, das frei am Seeufer liegt und keinen Berg in der Nähe hat, ist der Föhn viel stärker als in Bregenz; in Lindau schon bedeutend schwächer. Auf die Nerven wirkt dieser Wind ganz ähnlich, wie der italienische Scirocco, nämlich betäubend und abspannend, besonders die Kopfnerven angreifend. Nach einigen Tagen schlägt der Föhn um; es erfolgt zuerst Regen, dann Kälte, auf den höheren Bergen fast immer Schnee. Uebrigens kennt man auch einen „kalten Föhn", der mehr aus Südsüdost weht, in seinen Stößen minder heftig ist, und wie man zu sagen pflegt, „sich öfters ausgeht", ohne Regen zu bringen; die Witterung bleibt dann noch zwei bis drei Wochen gut.

So bietet sich dem Naturfreund eine Fülle des Anziehenden und Merkwürdigen, und wer Herz und Sinn erfrischen will und sich befreien aus dem Staub der Ebene und des Geschäfts, der wallfahrte an die grünen Ufer des deutschen Meeres. Besonders freudig wird man überrascht, wenn man auf der nun vollendeten münchen-augsburger Eisenbahn nach Lindau fährt. Die große einförmig trübe bayerische Hochebene ist ganz dazu geschaffen, um den Contrast mit der Mannigfaltigkeit und Liebenswürdigkeit der Bodenseewelt recht innig empfinden zu lassen. Das heitere und doch schon sehr großartige allgäuer Bergland bildet gleichsam die Ehrenpforte zum Eintritt in die Bilderhalle des Bodensees. Die Gegenden von Immenstadt mit dem klaren Alpsee zeigen das friedlichste, anmuthigste Bild der Vorgebirgsnatur; bei Staufen entfalten sich ödere in kühneren Umrissen gezeichnete Gebirgslandschaften, deren Hintergrund durch die Bergspitzen der vorarlberger Kette und die Berggruppen des hohen Säntis abgeschlossen wird. Die Bahn senkt sich merklich, wie im Triumphzuge geht es vorwärts im höchst überraschenden Uebergange, aus dem rauhen Gebirgslande zum milden, sonnigen Obst-, Wein- und Maislande. Einige Mal schon ist die blinkende Fläche des Sees vor dem spähenden Auge wie ein Blitz vorübergeflogen; nun, während der Blick noch an den blauen Alpen hängt, ist plötzlich Lindau erreicht, der

Spiegel des Sees liegt offen da, und die kleine Inselstadt bildet den Vordergrund eines Gemäldes, mit dem sich kein anderes rheinisches Landschaftsbild messen kann. Auch an Burgruinen und historischen merkwürdigen Punkten sind die Ufer des Bodensees so reich, wie es nur irgend eine Strecke des Rheinlaufes sein mag. Was ich im Mai 1848 beim Besuch einer solchen Ruine (Hofen, zwischen Bregenz und Lindau) niederschrieb, mag auch im Mai 1854 hier eine Stelle finden und diese Skizze schließen.

Wallfahrt am Bodensee.

Hinaus in den Wald!
Es lacht uns so freundlich des Himmels Blau,
Es schmückt sich mit Blumen so festlich die Au,
Aus Büschen und Bäumen das Lied erschallt:
Hinaus in den Wald!

Hinaus an den See!
Der Wasserspiegel so klar und so rein —
Hoch schauen die schneeigen Alpen hinein,
Es streckt sich verlangend die waldige Höh
Hinaus an den See!

Nach oben hinauf!
Es führt uns im Schatten ein felsiger Pfad
Hinan zu des Berges zackigem Grad.
Die Waldluft gibt Stärke, im lustigen Lauf
Geht's oben hinauf!

O freundliches Land!
Auf alter Ruine moos'gem Gestein
Da ruhen wir, still uns des Bildes zu freun.
Weit blinket der See bis zum Himmelsrand,
O freundliches Land!

Frei athmet die Brust!
Wir zimmern nun selber den Tisch uns zum Mahl,
Die duftige Wiese, sie ist unser Saal,
Wir singen und springen wie Kinder vor Lust:
Frei athmet die Brust!

O liebe Natur!
Das Menschenleben, es drücket so sehr,
Wie schwüle Gewitterluft, dumpfig und schwer;
Doch finden wir wieder der Freiheit Spur
Bei dir, o Natur!

Hoch lebe der Wald!
Der Odem Gottes hier webet und schafft,
Er wehet ins Herz uns den Frieden, die Kraft;
Drum freudigen Dankes mein Lied erschallt:
„Hoch lebe der Wald!“

2. Das Moselthal. *)

(Zur Charakteristik eines Weinberglandes.)

Wir trafen es so glücklich, daß, trotz der späten Jahreszeit, doch diejenige Beschäftigung, welche für die Moselanwohner die wichtigste ist und welche die ganze Bevölkerung des Thales in die regste und freudigste, jährlich wiederkehrende Bewegung bringt, die Weinlese noch nicht vorüber war. Der Sommer war nämlich in dem laufenden Jahre (1849) besonders kalt gewesen, die Trauben waren nur sehr langsam gereift, und da ihre Ernte gewöhnlich zu Anfang October vor sich geht, so war sie diesmal bis ans Ende aufgeschoben worden. Es entwickelte sich daher mit dem wachsenden Tage allmälig eine äußerst unterhaltende Thätigkeit längs der Ufer des Flusses, und es füllten sich die Bilder der Landschaften, an denen wir vorbeikamen, überall mit einer sehr mannigfaltigen und belebenden Staffage. Aus den Dörfern zogen ganze Gesellschaften von Winzern, Männer, Weiber und Kinder — bei der Weinlese kann ein Jedes sich nützlich machen, jede Kraft gebraucht werden — hervor mit Körben auf dem Rücken, mit ihren Winzermessern in der Hand, zuweilen in ihrer Mitte ein Ochsen- oder Pferdegespann, das auf dem knarrenden Wagen die Kufe, in der die Trauben getreten werden, schleppte. Bei der Weinlese sind die Leute sehr munter, denn sie legen nun die Hand an die schöne, unter so vielen Bemühungen und Besorgnissen gereifte Frucht. Jetzt endlich wird man des lange und unter mancherlei Gefahren in der Luft schwebenden Besitzes sicher. Ist auch nicht jede der in die Kufen fallenden Beeren so gut wie ein Groschen im Beutel, so tritt doch nun die Aussicht auf Lohn und Gewinn ganz nahe heran. Der Familienvater richtet seine Gedanken auf die Bezahlung einiger ihn schwer drückender Schulden oder auf die Anschaffung eines lange gewünschten Gegenstandes. Auch ist ja die Arbeit der Weinlese die leichteste, im erfreulichsten Gegensatze zu den vorangegangenen, vorbereitenden Geschäften stehend. Während im Frühling und Sommer der Winzer einsam in seinem Weinberge thätig war, ist nun die ganze Familie in großen Gesellschaften bei einander. Selbst wenn die Lese nur unbedeutend zu werden verspricht (wie es in genanntem Jahre der Fall war), ist es doch eine alte hergebrachte Sitte, dabei zu jubeln, zu schießen, sich zu necken, lustig zu sein und Freunde zu traktiren.

Die Wagen mit ihren Kufen und ihrem Ochsengespann blieben im Thal stehen, und die Leute vertheilten sich dann in den Felsen und Klüften, um das edle Bergnaß herabzuholen und den gewonnenen Reichthum in den Bottichen am Uferwege wie zur Parade auszustellen. Und wie die Festlandufer und Hügel, so belebte sich allmälig unser Fluß selbst. —

---

*) J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben, II.

Die Moselbewohner haben häufig ihre Weinberge auf der einen Seite des Flusses, während ihr Dorf und ihre kleinen Aecker und Wiesen auf der andern Seite liegen. Sie haben daher bei der Weinernte und bei allen ihren Weinbergsarbeiten der Schiffe noch häufiger nöthig, als der Wagen und Ochsen. Fast alle größeren Wirthschaften oder mehrere kleinere zusammen haben daher auch ihre eigenen Moselnachen, und es entsteht eine Thätigkeit auf dem Wasser, wie man sie auf dem Rhein oder andern Flüssen, welche den Besitz zu beiden Seiten ihrer Ufer mehr aus einander halten als die Mosel, nicht kennt.

Man kann das Moselthal von Trier bis Koblenz als einen sehr langen und sehr schmalen Landstreifen betrachten, der — die Krümmungen des Flusses nicht mit eingerechnet — etwa 13 Meilen lang und dabei im Durchschnitt von der einen Thaluferhöhe zur andern, so weit zu beiden Seiten der Weinbau geht, etwa eine Meile breit ist. Das Ganze hat also etwa einen Flächenraum von 13 Quadratmeilen. Und auf diesem Streifen gibt es wenigstens 200 menschliche Wohnorte, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Klöster, deren Gesammtbevölkerung (Koblenz und Trier eingerechnet) man wohl auf 130,000 Menschen anschlagen kann. Demnach kamen hier im Moselthal auf jede Quadratmeile etwa 10,000 Seelen, eine Bevölkerungsdichtigkeit, wie man sie zu beiden Seiten des bezeichneten Striches weit und breit nicht findet.

Der Rhein von Bingen bis Bonn durchbricht das rheinische Schiefergebirge in einer Richtung, welche mit den Schichten dieses Gebirges parallel geht, oder in einem sogenannten Längenthale. Sein Thal und Lauf sind in Folge dessen ziemlich gerade gerichtet. Die Mosel dagegen durchbricht die Schichten dieses Gebirges von der Seite her oder der Quere nach in einem sogenannten Querthale. Ihr Lauf ist daher wie der Lauf aller in Querthälern strömenden Flüsse sehr vielfach gewunden und gekrümmt, und zwar vermuthlich in höherm Grade als der irgend eines andern der größeren Flüsse Deutschlands. — Die Krümmungen des Flusses sind so groß, daß, während die direkte Entfernung von Trier nach Koblenz, wie gesagt, nur 13 Meilen beträgt, die Distanz auf dem Flusse selbst sich verdoppelt, indem man bei einer Messung längs der Ufer des Flusses eine Linie von 50 Stunden Länge gewinnt. Während der Fluß im Ganzen nach Nordosten fließt, wirft er sich stellenweise dermaßen herum, daß er auf einzelnen Strecken geradezu in entgegengesetzter Richtung strömt. Es scheint zuweilen, als wolle er wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, wieder zu seiner Quelle zurück. Die meisten dieser Krümmungen sind sehr kurz und fast immer kehrt der Fluß sehr bald in eine andere Richtung zurück. Sein Lauf erscheint daher wie ein vielgewundenes Band. Vermittelst dieser Krümmungen schneidet er aus dem Festlandkörper eine Menge von Halbinseln von sehr mannigfaltigen Figuren heraus, die sich zum Theil als sehr lange, meistens als breitköpfige Landzungen zwischen

dem Gewässer des Flusses darstellen. Zuweilen haben diese Halbinseln einen Umfang, der längs des Flußufers sechs Mal größer ist als diese Basis, durch die sie mit dem Festlande zusammenhängen. Die Halbinselbasen bilden also schmale Isthmen, auf denen man, wenn man sie zu Fuße durchkreuzt, sehr schnell von einem obern Flußpunkte zu einem untern gelangen kann, während man auf dem Flusse selbst weite, oft sechs Mal größere Umwege machen muß.

Daß diese vielfachen Flußwindungen dazu beitragen müssen, das Interesse einer Moselfahrt vielfach zu erhöhen, daß in Folge dieser Krümmungen die Scenerie am Flusse, eben so wie an einem vielgewundenen Bergpfade, sehr viel mannigfaltiger werden muß, als z. B. an einem gerade auslaufenden holländischen Kanalgewässer oder an einer schnurgerade gerichteten französischen Pappelchaussée, leuchtet Jedem auf den ersten Blick ein. Der Fluß wird dadurch gleichsam in eine Menge Stücke zerschnitten. Oft ist der Abschnitt so klein und sind die Enden desselben hinter Bergen so versteckt, daß man bei einer Wendung glaubt, man sei in einen Sack gerathen, man befinde sich auf einem kleinen, einsamen Bergsee, fern und abgelegen von aller Welt, oder fürchtet, der Fluß möchte sich dort bei jener Felsenwand in einem Erdschlunde verlieren, wie die Rhone bei ihrer berühmten „Perte du Rhone", bis dann auf einmal bei einer neuen Wendung der schöne Silberfaden gerettet hervortaucht, weit hinaus sichtbar fortläuft und der Zusammenhang mit der übrigen Welt sich wiederherstellt. — In dem innern Busen jener Krümmungen ist der Fluß gewöhnlich mit voller Gewalt gegen die Felsen gestürzt, welche ihn zur Umkehr zwangen, und hat sie angenagt. Sein Bett ist hier daher tief ausgehöhlt, die Thalwände sind schroff und steil abgeschliffen, während die gegenüberliegende Halbinsel, von welcher sich der Fluß zurückzog, niedriger und flacher ist, mit gelinde absteigenden Uferlanden gegen den Fluß ausläuft und oft den fruchtbarsten Wiesenboden rings um sich herum angesetzt hat. Es bieten sich in Folge dessen auf beiden Uferseiten der Krümmungen immer die reizendsten Gegensätze dar, auf der einen hoch aufgetempelte und vielfach terrassirte Felsengelände, von oben bis unten entweder mit dunkler Buschwaldung oder mit zahllosen Weingärtchen besetzt, dann und wann auf einem besonders schroffen Vorsprunge eine alte Burgruine und auf der andern Seite die flachere Halbinsel mit grünem Wiesenbesatz, mit weidendem Vieh, mit kleinen Aeckern und rings am Saume des niedrigen Flußufers die Flecken oder Dörfer.

Diese Einwirkung der Flußkrümmungen auf die Vervielfachung des landschaftlichen Schmuckes der Gegend wird Jeder sogleich erwartet haben. Allein es sind jene Krümmungen auch noch von sehr großem Einfluß auf die klimatischen, auf die ackerbaulichen und überhaupt auf alle wirthschaftlichen und Rechtsverhältnisse des Moselthales gewesen. Ja, man kann sogar sagen, daß die ganze Geschichte, die ganze historische Bedeutung des

Moselthales mit diesen Krümmungen eine ganz andere gewesen ist, als sie es ohne dieselben bei einer mehr geradläufigen Richtung des Flusses gewesen sein würde, und man kann daher geradezu diese Krümmungen als das wichtigste und beachtenswertheste Phänomen und Verhältniß, als das, was der Mosel ihren ganzen Charakter gab, bezeichnen. — Solches zuzugeben wird man sich nicht sogleich geneigt fühlen, und es bedarf dies daher einiger Auseinandersetzung.

Ich will mit dem Einfachern und Handgreiflichern, mit der Einwirkung der Krümmungen auf Klima und Bodenbau, zuerst beginnen und dann zu dem Complicirtern, ihrer Einwirkung auf die historische Rolle, welche der Fluß spielte, fortgehen.

Hätte die Mosel von Trier bis Koblenz einen völlig geradlinigen Thaleinschnitt wie ein holländischer Kanal gemacht, so würde bei der nordöstlichen Richtung des Flusses ein linkes Flußufer entstanden sein, das durchweg nach Südosten der Sonne zugewendet gewesen wäre, und dann ein rechtes Flußufer, dessen Gelände sich durchweg nach Nordwesten der Sonne abgekehrt hätte. Wir würden dann wahrscheinlich den Hauptanbau, namentlich den Weinbau, im ganzen Thale auf jener linken oder Sonnenseite finden, und auf der rechten oder Schattenseite würde vermuthlich eine andere Bodenkultur begründet, überhaupt weniger Leben entstanden sein. Der ganze Anbau des Thales würde sich einförmig darstellen. Wald-, Wiesen-, Ackerbau und Viehzucht auf der einen Seite, Garten-, Gemüse-, Obst- und Weinbau auf der andern Seite. Die vielfachen Krümmungen des Flusses bewirken nun aber eine äußerst mannigfaltige Stellung der Ufergelände zur Sonne und bringen fast jeden kleinen Abschnitt des Flusses und Thales in andere klimatische Verhältnisse. Hier ist ein kleiner, eine oder zwei Stunden langer Busen, dessen Abhänge ganz nach Süden gekehrt sind, in dessen Felsengeklüfte die Sonnenstrahlen heiß reflectirend zusammenschießen und der für den Wärme verlangenden Wein ganz vorzüglich gelegen ist. An diesen Abhängen ist dann jedes Fleckchen für den Weinbau in Anspruch genommen und mit Reben besetzt. Bald ist ein solcher Busen auf der rechten Seite des Flusses, bald, wenn dieser eine seiner capriciösen Windungen ausführte, wieder auf der linken. Solche ganz dem Süden zugekehrte Busen erzeugen dann die schönsten Weine, und hier strebt Jeder ein kleines Gebiet zu gewinnen. Es gibt andere Felsenwände, die mehr nach Südosten oder Osten, oder nach Südwesten und Westen gerichtet sind und welche die Strahlen der Sonne im Laufe des Jahres unter sehr mannigfaltigen Winkeln empfangen. Sie erzeugen die mittleren Weinsorten. Endlich gibt es auch Abhänge, die ganz dem Süden abgekehrt und geradeswegs dem Nordpol zugewendet sind. Diese liegen entweder ganz oder doch einen großen Theil des Tages und Jahres im Schatten. Sie sind kalt und dem Weinbau ganz unzugänglich. An solchen nördlich gerichteten Abhängen findet man fast

nur die Produkte, die Kulturen und die Vegetation des Hundsrücks und der hohen Eifel. Sie sind mit den sogenannten „Lohhecken" oder „Rodehecken" bedeckt, d. h. mit niedrigem Eichengebüsch, das die Moselaner wie die Hundsrückbewohner schälen, um die Rinde an die Lohgerber zu verhandeln. Funfzehn Jahre lassen sie die Gebüsche wachsen, dann hauen sie sie um, benutzen das gewonnene Holz zu Stäben 2c. bei ihrem Weinbau und verbrennen den Rest, indem aus der Asche und aus den alten Wurzelstöcken die Zweige dann wieder um so kräftiger hervortreiben. Die Lohe oder Eichenrinde dieser Gegenden wird weit und breit verschifft, im Hundsrück gibt es bekanntlich große und berühmte Ledergerbereien, und die Loh- oder Rodehecken des Moselthales bilden daher eine nicht unwichtige Branche der Landwirthschaft der Thalbewohner. Manche Dörfer lösen jährlich für 20,000—30,000 Thaler an Lohe und Holz aus ihren Rodehecken. Auch diese nach Norden gerichteten Busenabschnitte sind bald auf der linken, bald auf der rechten Seite des Flusses, und die dunklen Rodeheckengelände mit ihren wilden Gebüschen wechseln daher überall in kurzen Distanzen mit den lachenden, geordneten und kultivirten Weinrebenparthien anmuthig ab. Da, wie ich sagte, der Fluß immer wieder und wieder gegen die schroffen Felsgelände angestürmt und immer wieder und wieder von ihm zurück- und hin- und hergeworfen worden ist, so liegt in der Regel einem schroffen Ufer ein flacheres und niedrigeres gegenüber. Auf diesem sind dann die Wiesen und Aecker, so wie auch die Häuser und Dörfer, auf jenem bleibt für diese neben dem Alles in Anspruch nehmenden Weinbau kein Platz. Die Leute haben daher gewöhnlich ihre Wohnungen und Dörfer auf der einen Seite des Flusses, ihre Weingärten oder Rodehecken auf der andern, und es ist daraus eine außerordentliche Verwebung der Besitzthümer auf beiden Seiten des Flusses entstanden. Jeder Weingartenbesitzer muß doch zugleich auch ein wenig Wiese und Graswuchs für sein Vieh haben, wo möglich auch etwas Acker und Garten oder Waldland, und da er beides immer auf den beiden entgegengesetzten Seiten des Thales zu suchen hat, so muß er daher auch auf beiden Seiten des Flusses besitzlich werden. Dem zu Folge gibt es keine Dorfgemeinde, kein größeres Gut, ja auch kein allerkleinstes Grundeigenthum im Moselthale, dessen Complex nicht von der Mosel durchschnitten würde. Alle Anwohner sind zugleich Cis- und Transmoselaner und haben den einen Fuß, so zu sagen, auf dieser, den andern auf der entgegengesetzten Flußseite. Und eben daher ist denn hier, wie ich oben schon sagte, auch in jeder Wirthschaft ein Nachen fast so nöthig wie anderswo ein Wagen, um bei der Ernte die Trauben, oder das Heu, oder die Lohe, oder das Getreide hinüber und herüber zu transportiren.

Und nun wird man denn auch schon die Wahrheit dessen, was ich oben von dem Einflusse der Krümmungen auf den historischen Charakter und auf die politische Rolle, welche die Mosel stets in der Geschichte be-

hauptete, besser erkennen. Ein gerade gerichteter Fluß macht immer einen viel schärfern Abschnitt zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern, er verflechtet ihre Verhältnisse nicht so sehr, hält sie vielmehr aus einander. Er ist daher in höherm Grade ein Völkerscheider. Er läßt sich auch als militärischer Grenz- und Vertheidigungsgraben leichter festhalten und ist daher dienlicher zur Scheidung der Staaten und Provinzen von einander. Ein vielgekrümmter Fluß, wie die Mosel, dagegen figurirt selten oder gar nicht als Staaten-, Provinzen- und Völkerscheider. Seine vielen Busen und Krümmungen, die zahlreichen Vorsprünge und sich in einander verzahnenden und verkettenden Halbinseln sind gleichsam als eben so viele Glieder einer fortlaufenden Kette anzusehen, die sich unter einander verweben und welche die Berührungen und Beziehungen des Diesseits und Jenseits unter einander vervielfachen. Es schmilzt daraus ein schwer zu trennendes Ganzes hervor, ein Volk, ein Staat, eine Provinz. Bei dem Moselthale finden wir diese Behauptung zu allen Zeiten seiner Geschichte bestätigt. Die Mosel hat nie, wie etwa z. B. die sehr geradeaus laufende Iller oder der Lech, zwei verschiedene Völkerstämme von einander getrennt. Vielmehr wohnten stets zu beiden Seiten des Flusses ganz dieselben Racen von demselben Stamme mit derselben Sprache. Auch hat die Mosel nie zur Begrenzung eines Staates oder einer Provinz gedient, wie z. B. der Rhein oder hundert andere minder gekrümmte Flüsse. Vielmehr haben diejenigen Staaten und Nationen, welche in das Moselthal vorrückten, immer das ganze Moselthal zu beiden Seiten des Flusses ihrem Gebiete einverleibt. Es gab nie ein Cis- und Transmoselanien, wie es cis- und transdanubische, cis- und transrhenanische, cis- und transalbingische Distrikte gab. Die alten Trevirer herrschten zu beiden Seiten der Mosel von Trier abwärts bis Koblenz. Die Römer rechneten das Moselthal zu beiden Seiten des Flusses ebenfalls zu einer und derselben Provinz, und theilten nicht etwa durch diesen Flußfaden zwei verschiedene Provinzen ab. Die deutschen Moselgaue lagen ebenfalls zu beiden Seiten des Flusses. Auch die Churfürsten von Trier beherrschten wie die alten Trevirer beide Flußufer bis nach Koblenz, indem sie die Unterabtheilung ihres Staates in Unterstift und Oberstift nicht nach dem Diesseits und Jenseits des Flusses, sondern nach dem Oberhalb und Unterhalb seines Laufes machten. Dieselbe Abtheilungsweise bestand unter dem französischen Kaiserreiche, in welchem die Mosel wiederum nicht als Departementsscheidegrenze wie der Rhein an so vielen Stellen seines Laufes erschien. Auch die Preußen haben das ganze Moselthal auf einmal ergriffen und beide Flußseiten zusammen bei denselben Regierungsbezirken gelassen. Selbst die Unterabtheilungen in kleinere Provinzen, Kreise, Bürgermeistereien und Gerichtsbezirke springen an der Mosel immer auf beiden Seiten des Flusses hinüber und gliedern sich blos nach dem Unten und Oben ab. Es würde auch, wie aus dem Obigen zur Genüge hervorgeht, eine Zerreißung aller

Lebensverhältnisse, alles Besitzstandes, aller Dorfgemeinden, aller Gütercomplexe, mit einem Worte alles von Natur- und Menschenhand Vereinigten und Verschmolzenen sein, wenn etwa ein Machthaber es sich je einfallen lassen wollte, die linke von der rechten Moselseite politisch zu trennen. Nur unter den größten Leiden der Bevölkerung und zum Nachtheile aller Verhältnisse würde sich eine solche Trennung bewerkstelligen lassen.

Die vielen mäandrischen Windungen der Mosel sind endlich in Verbindung mit der felsigen und gebirgigen Beschaffenheit der benachbarten Flußufer, mit der Schroffheit, Unzugänglichkeit und Zerrissenheit der beiden Flußseiten die Veranlassung zu derjenigen Ausbildung des Wegebaues an der Mosel gewesen, welche man dort findet, und sie haben auch hierdurch auf die Eigenthümlichkeit und den Charakter der Mosellande, so wie auf ihre Schicksale einen mächtigen Einfluß geübt. Die Felsen und schroffen Berggelände ziehen sich oft stundenweit in mächtigen Abhängen längs des Moselufers hin, so daß dort gar kein Platz für eine breite Fahr- und Kunststraße bleibt, oder daß eine solche doch nur mit dem größten Aufwande von Mühe und Kosten durch diese Felsenlabyrinthe gesprengt werden könnte. Wollte man mit einer solchen Kunststraße überall längs des Flusses bleiben und alle die vielen Windungen des Flusses begleiten, so würde man oft meilenlange Wege anbahnen müssen, um Ortschaften mit einander zu verbinden, die nur einige Tausend Schritte aus einander liegen. Wollte man aber überall die Isthmen der Halbinseln in den kürzesten Richtungen quer durchschneiden, so würde man genöthigt sein, auf vielen eben so kostspieligen Brücken die Straße bald diesseits, bald jenseits hinüberzuführen. Ein Weg von Trier nach Koblenz längs der Mosel würde entweder doppelt so lang sein als die direkte Distanz dieser beiden Städte, oder er hätte etwa 20 solcher Riesenbauten nöthig, wie es die Brücke bei Trier ist. Es sind daher auch zu keiner Zeit künstliche Fahr- und Steinstraßen längs der Mosel geführt worden, vielmehr hat man die Verbindungsstraßen zwischen der Moselmündung (Koblenz) und der obern Mosel (Trier) immer in einiger Entfernung vom Flusse, entweder auf den hohen und ebenen Plateaux der Eifel auf der nordwestlichen Seite des Flusses, oder an dem Rücken des Hundsrücks hin auf der südöstlichen Seite fortgeführt. Die Hauptstraße ging fast immer auf der Eifelseite. Dies war schon zu der Römer Zeiten der Fall und ist es noch heutiges Tages. Diese Hochstraße konnte auf dem Gebirgskamme viel gerader laufen als in der Thalrinne und ließ sich auch mit weniger Kosten herstellen. Sie zieht sich in einer Entfernung von vier Stunden neben der Mosel hin. Auf ihr bewegten sich in der Regel die Heere, die Reisenden, die Waarenzüge von der Obermosel zum Rheine. Das Moselthal selbst verlor daher als eine Völkerpassage, als ein Handelskanal, als ein Theater der Völkerschlachten und Kämpfe, für die der Schauplatz auf den benachbarten Bergrücken war, an Bedeutung. Auch der Werth des Mo-

selfadens selbst als einer Schifffahrtsstraße wurde für entfernte Distanzen durch die vielen Krümmungen sehr vermindert, der Kostenaufwand des Transportes verdoppelt. Und viele Waaren mochten daher stets den direkten Landweg dem Wasserwege vorziehen, die sonst wohl diesen eingeschlagen hätten, wenn er gerade und minder langwierig gewesen wäre. Das Moselthal mußte also an Bevölkerung und Leben auf der einen Seite wieder einbüßen, was es auf der andern Seite durch seine klimatischen, dem Wein- und Gartenbau günstigen Verhältnisse gewann.

Ich kenne keine Gegend, der der Weinbau einen solchen Reiz wie dem Moselthale mittheilte, wo er zu so großartigen Bauten und Anstrengungen Veranlassung gäbe, wo er sich so pittoresk darstellte wie hier. In den Ebenen der Lombardei sieht ein Weingarten frappant aus wie der andere. Am Rhein auch hat man sich oft beklagt, daß die unabsehbaren Weingelände, die stets sich wiederholenden Querstriche und einförmigen Schattirungen der wie die Soldaten in ihren Compagnien aufgesteckten, gleich hohen, gleich weit aus einander stehenden Rebstöcke die ursprüngliche Mannigfaltigkeit der Bergformen ganz verdürben, und wie die großen Kornfelder in Norddeutschland am Ende eine förmliche Kulturwüste herstellten. An der Mosel kann man eine ähnliche Klage nicht führen. Denn abgesehen davon, daß die Weingelände beständig, wie ich schon sagte, von Waldparthien, von Wiesenland u. s. w. unterbrochen werden und sich dann und wann einmal höchstens eine oder anderthalb Stunden weit in ununterbrochener Masse forterstrecken, so bieten sie auch schon in sich selbst eine ganz außerordentliche und überraschende Mannigfaltigkeit der Gruppirungen und landschaftlichen Scenen dar. Die Bergabhänge, an denen sie liegen, sind viel höher als am Rhein oder an irgend einem andern deutschen Flusse und auch viel bunter gestaltet. Da gehen Stufen über Stufen, Terrassen über Terrassen hinaus, und selbst die höchsten, zum Himmelsfirmamente emporgebäumten Spitzen bieten noch Reben dar und erscheinen wie Himmelstische, auf denen schöne Trauben servirt sind. Die Bergpfade, welche vom Ufer des Flusses zu diesen hochgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Ansteigens, und wenn ich die Leute von daher mit den Trauben herunterkommen sah, gedachte ich der Senner und Aelpler in der Schweiz, welche ihre Milch kaum weiter herabholen als diese Winzer der Mosel ihren Traubensaft. — Wenn man bedenkt, daß auch die Erde und der Dünger, in denen die Stöcke wachsen sollen, vom Fluß aus eben so hoch in die Felsenbrüche hinaufgeschafft werden müssen, so erscheint Einem die Kühnheit dieser Weingärtner wahrhaft großartig. Sie legen die Wurzeln ihrer Rebstöcke auf Felsenspitzen, auf denen es nur dem Adler bestimmt zu sein schien, seine Eier ins Nest zu legen, und sie trotzen da dem unwirthbaren Gestein noch süße, goldene Früchte ab, wo die Natur kaum für Heidelbeeren, Schlehdornen und anderes Gestrüpp ein Plätzchen bereitet zu haben scheint. — Wir

glaubten schon bei Bremm die höchsten Weingebirge, „Weinalpen" möchte ich fast sagen, gesehen zu haben. Aber bei Willingen erblickten wir höhere, und an manchen Stellen an der untern Mosel schienen sie sich noch weiter hinaufzutempeln, so daß ich nicht zu bestimmen wage, wo wir die allerhöchsten zu sehen bekamen. Einmal zählte ich nicht weniger als 30 „Chöre", eines über dem andern, von denen sich die äußersten in den Wolken verlieren zu wollen schienen. „Chöre" nennt man hier die verschiedenen mit Reben besetzten Stufen oder Terrassen eines Weinbergs.

Diese Chöre sind auf die mannigfaltigste Weise angelegt, gerichtet und geformt, je nach der Gestaltung des Bodenterrains und je nach der Laune oder den Ansichten der Besitzer. Fast jeder Besitzer hat bei der Anlage und Kultur seiner Weinberge sein eigenes System. Und ein Weinbaukenner, der mich begleitete, konnte im Vorüberfahren schon aus dem bloßen Anblick der Chöre, so wie aus der Stellung der Rebstöcke auf ihnen mir mit Bestimmtheit Vieles von der Eigenthümlichkeit der Kultur jeder Abtheilung sagen. — Die Bergabhänge sind von Natur so rauh, so zackig und zerklüftet als nur möglich. Da gibt es Höhlen und Grotten, Felsenspalten aller Art. Die Wände sind zuweilen mehr oder weniger schräg, zuweilen äußerst schroff abgedacht, zuweilen stehen ganz steile Felsenpyramiden wie Zähne hervor. — Da hat man nun sehr mannigfaltige Anstalten treffen, vielfache, oft ganz großartige Bauten unternehmen müssen, um so viel flach geneigtes Terrain zu gewinnen, auf dem etwas Erde und die Wurzeln der Pflanzen haften könnten. Zuweilen sind die Felsenköpfe durch hochschwebende Brücken mit der Hauptmasse des Berges verbunden, damit man das schmale Terrain, das die Scheitel der Felsen darbieten, noch zum Weinbau benutzen könne. Ueberall sieht man große Gewölbe auf langen, hoch emporragenden Pfeilern gebaut, auf deren Decke dann das Chor oder der Weingarten geordnet wurde. Auf solchen Gewölben wird hier an hundert Stellen der Wein, wie auf Aquäducten das Wasser, an den steilen Felsen herumgeführt, damit er das warme Sonnenlicht einsauge, das an ihren Wänden zurückprallt. — Man hat die hängenden Gärten der Semiramis vielfach bewundert. Aber wenn man in Gedanken Alles zusammensummirt, was im Laufe der Zeiten die Weinbauer hier im Moselthale an hängenden Gärten geschaffen haben, so kommt dabei ein viel größeres Wunderwerk der Welt heraus. — Der Raum ist überall sehr eng und beschränkt und oft, wo in einem Winkel die Lage der klimatischen Verhältnisse besonders günstig ist, sehr kostspielig und werthvoll. Da jede Situation eine andere ist, so ist es auf einer Moselfahrt eine unversiegliche Quelle der Unterhaltung, zu beobachten, wie sich der Mensch unter allen den verschiedenen Umständen zu helfen wußte, und wie er bald auf dieses, bald auf jenes Auskunftsmittel verfiel. Zuweilen steht ein Gewölbe dem andern über dem Kopfe, oft springen die Verbindungswege auf hohen Brücken-

bogen über die Weingärten, die unter ihnen grünen, weg, damit für die Wege kein Boden verloren gehe. Häufig hat man dem alternden Gerippe des Berges selber nachgeholfen und die Risse und Spalten eines Felsen, der den Zusammensturz drohte, mit Mauerwerk geflickt und ausgefüllt, oder mit stützenden Pfeilern versehen. Und da scheint denn nicht selten das ganze Gebirge aus solcher künstlichen Weinbergsarchitektur zu bestehen, und es ist dabei zuweilen wenig von der natürlichen Gestaltung der Felsen übrig geblieben. — Die meisten dieser Weingebirge sind wahrhafte Labyrinthe von natürlichen Felsen und von über einander getempelten künstlichen Brücken, Pfeilern, Gewölben und Terrassen, an denen die Geschlechter der Moselanwohner seit des Ausonius Zeiten emsig bauten und schafften wie die Bienen an ihrem Wachszellengewebe. — So ein Moselweinbergsgelände von einer Stunde Länge und Höhe hängt da wie ein gigantisches Spitzenklöppelwerk aus Stein, und es steckt oft mehr Arbeit und Mauerwerk darin als in einem gothischen Dombau.

Da erkennt man denn zu seinem Schrecken, welche unsagliche Mühe auch dies edle Erzeugniß dem Menschen macht, das die Dichter ein G e s c h e n k des Bacchus zu nennen pflegen, das sie aber besser als ein mühsames Produkt vielfachen menschlichen Fleißes und Schweißes bezeichnen könnten. In Griechenland mag es anders sein, aber hier in Deutschland wenigstens schenkt Bacchus nicht viel dabei; ein Stückchen Fels und ein Wurzelknollen, das ist Alles. Daß der Knollen treibt und süße Früchte bringt, daß diese Früchte nicht nur einen genießbaren, sondern auch einen die Seele des Weinkenners entzückenden und den Geist des Dichters berauschenden Saft geben, das Alles ist ein Ergebniß der Kunst und des Raffinements. Den ganzen Winter über muß der Bacchuspriester, ich meine den Winzer, an der Mosel „schiefern", d. h. er muß die Schiefersteine aus den Felsen hervorkratzen, zerhacken und in den Weinbergen zerstreuen. Denn diese Schiefersteine des Moselgebirges haben eine gewisse frische, jungfräuliche Kraft, die sie dem Weinstock mittheilen. Sie halten den Boden feucht, und verwitternd düngen sie ihn, und sie sind daher beständig zu erneuern. Zugleich müssen im Winter, wenn es die Witterung gestattet, die Mauern in den Weinbergen reparirt und ausgebessert, die Felsen geflickt und gestützt werden. Dann im Frühling müssen die Winzer die Stöcke aufstellen, den Boden lockern, umgraben und düngen. Und hier bei dem Düngen fährt man nicht etwa, wie wohl unsere Bauern thun, mit einem vierspännigen großen Düngerwagen aufs Feld hinaus, sondern jede Mistgabel von Dünger muß, so zu sagen, besonders auf dem Rücken der Leute oft, wie ich zeigte, stundenweit in die Berge hinaufgetragen werden. Die Kornäcker, wenn sie einmal geackert, gedüngt und bestellt sind, und wenn die Körner dem Boden anvertraut wurden, sind fertig, und der Landmann hat dann im Sommer nur zuzuschauen, wie die Aehren ihm in den Schooß reifen. Beim Weinbau ist dies anders.

Der Winzer darf seine Stecklinge fast das ganze Jahr hindurch nicht außer Acht lassen. Von der heurigen bis zur nächsten Ernte geht die Kette von Arbeiten, fast ohne abzubrechen, fort. Gleich nach dem Stöckeaufstellen und nach dem Graben muß im Frühjahr auch das alte Holz ausgehauen werden. Der Boden ist immer locker zu halten wie die Poren unserer Haut, damit er Licht, Wärme und Wasser stets willig in sich aufnehme. Die Winzer müssen ihn daher, damit sich keine dichte Gras- und Unkrautnarbe bilde, im Sommer abermals graben oder, wie man hier sagt, „rühren". Und ebenfalls muß abermals im Sommer das überflüssige Holz ausgehauen werden, und zwar diesmal das frischgewachsene, damit die Stöcke nicht ihre Kraft in der Ausbildung geiler, unfruchtbarer Zweige vergeuden. — Dies sind aber nur die großen und regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten, die kleinere Mühe und Noth, das Anbinden der losgerissenen Zweige, das Jäten u. s. w. und die außerordentlichen Anstrengungen, zu welchen die Zerstörungen von Wind und Wasser Veranlassung geben, gehen noch immer zwischen durch. Der Regen, namentlich bei heftigen Ergüssen, richtet zuweilen in diesen hohen Weinbergen der Mosel die herzbetrübendsten Verwüstungen an. Weil diese so hoch und schroff sind, erlangen die Regenbäche oft eine unwiderstehliche Kraft und Mächtigkeit und sammeln sich zu wilden Strömen, die Alles mit sich fortführen. Die Leute haben zwar in ihren Bergen auch Veranstaltungen getroffen, den überflüssigen Regen unschädlich abzuführen, Kanäle gebaut und Rinnen ausgemauert; aber gegen außergewöhnlich heftige Ergüsse sind diese Anstalten zuweilen nicht ausreichend. Manchmal hat man wohl auch einen Weinberg, um doch einen Felsenabhang nicht unbenutzt zu lassen, etwas zu steil angelegt, oder vielleicht ist es eine ganz neue Anlage, die Erde ist frisch hinaufgebracht und noch nicht gehörig auf ihrem Fundamente befestigt, und da schüttet sich dann auf einmal in der Nacht ein unbarmherziger Wolkenbruch darauf herab, und am andern Morgen finden die bedauernswerthen Leute alle ihre mühselig hergeschleppten, zerhackten und sorgfältig ausgebreiteten Erdklöße, ihren ganzen Acker von oben herabgeführt und mit dem Erdreich ihrer Nachbarn am Fuße des Berges zu einer wilden Schlammlawine vermischt. Man sieht zwar in den Alpen der Schweiz solche Schlammlawinen in noch großartigerm Maaßstabe, aber dort ist es dann nur wildes Erdreich, nutzloses Gestein, verwittertes Felsgetrümmer, das stets nur ein Spielzeug der Naturelemente war. Aber hier in den Weinbergen hatte fast jedes Schieferstück seine Bestimmung, an jeden Kloß knüpfte sich eine Berechnung, an jede Schaufel von Erdreich oder Sand, welche nun die wilden, schmuzigen Gewässer zerstreuen und mit sich entführen, war eine Menge von Mühe verschwendet. Wir sahen im Vorüberfahren noch die Spuren mehrerer solcher unheilvoller Ereignisse, deren traurige Geschichte uns unsere Reisebegleiter erzählten.

Um das beständige Hin- und Herschleppen der Geräthschaften und Werkzeuge, die ihnen bei ihren mancherlei Arbeiten nöthig sind, zu vermeiden, und um auch sonst noch andere nöthige Dinge bergen und aufbewahren zu können, haben die Leute sich in den Weinbergen hie und da kleine Winzerhäuschen gebaut, die dann in der Zeit der Traubenreife als Wachthäuser und Wächterposten dienen. Auch diese Winzer- und Wächterhäuschen sind oft der Art, daß sie einen Maler entzücken müssen. Zuweilen sind es neugebaute kleine Häuschen, das eine in diesem, das andere in jenem Geschmack. Zuweilen hat man irgend ein altes Mauerwerk, einen von den Rittern des Mittelalters oder vielleicht gar noch von den Römern gebauten Wartthurm dazu benutzt. Zuweilen hat man blos die Felsengrotten und die Höhlen in den Bergabhängen mit verschließbaren Thüren und Eingängen versehen. Vor diesen Höhlen sitzen die Wächter des Abends beim Feuer, oder die Arbeiter während der Mittagssonne im kühlen Schatten, sich mit Trank und Speise labend. Es gibt da so hübsche Gruppirungen und Scenen, wie man sie nur bei den Hirten von Arkadien finden kann.

Der Weinbau ist den Moselanern Alles. Er ist ihre einzige Kultur, ihre alleinige Industrie. Kornfelder besitzen sie fast gar nicht. Ihre Wiesen, ihr Vieh haben sie nur des Weinbaus wegen. Man sagt, daß es einzelne Dörfer gibt, die 1000 bis 2000 Fuder Wein (das Fuder zu 6 Ohm) in guten Jahren erzeugen. Das ganze Moselthal von Trier bis Koblenz soll in besonders guten Jahren 100,000 Fuder (600,000 Ohm) Wein erzeugen, in gewöhnlichen 70,000 bis 80,000 und herab bis auf 50,000, was sie dann schon ein sehr mittelmäßiges Jahr nennen. In der neuern Zeit, wo die Statistik, die sich mehr mit den Zahlen und Quantitäten als mit dem innern Werthe der Dinge zu thun macht, so modig geworden, haben die Leute oft mehr darauf gesehen, daß sie recht vielen, als darauf, daß sie recht guten Wein erzeugen, und daher zuweilen ihre alten edlen Rebstöcke vernachlässigt und statt dessen solche angepflanzt, die recht viele „Brühe" bringen. Dies hat zum Verfall manches guten und berühmten alten Weinbaues Anlaß gegeben. Doch hat man in allerneuester Zeit wieder bessere Wege betreten. — Die Meinungen meiner Moselleute über die Frage, ob der Weinbau im Allgemeinen jetzt vorschreite oder nicht, fand ich sehr verschieden. Einige meinten, das Moselthal sei seit dem Zollverbande völlig ruinirt, indem es dadurch, und zwar in Folge der eingetretenen Concurrenz mit andern Weinländern, mit den Rhein-, Neckar-, Maingegenden, viele Millionen — sie nannten die runde Summe von 50 Millionen Franken — weniger werth geworden, und es gingen jetzt mehr alte Weinberge ein, als neue angelegt würden. Andere jedoch wollten in diese Klagen nicht entschieden eingehen, sie meinten, daß der Zollverein allerdings zunächst den angedeuteten lähmenden Effect auf die Mosel gehabt habe, daß dieser Effect aber kein tödtlicher sein würde,

daß vielmehr die Moselaner sich erholen, daß sie auf neue Mittel und Anstrengungen bedacht sein würden, und daß die Weinkultur an der Mosel sich ändern und reformiren, vielleicht bessern, aber in keinem Falle untergehen würde. — Einer dieser minder schwarzsehenden Moselweinbergsbesitzer, der ein großer Kenner zu sein schien, holte mich alle Augenblicke herbei, um mir irgend eine neue schöne Anlage oder einen besonders vortrefflichen Weinstand zu zeigen. Obgleich ich dann gewöhnlich an einem solchen Stücke Landes nichts Besonderes erkennen konnte, so labte er doch sein Auge daran, wie ein Pferdekenner an dem Gliederbau eines schönen Vollbluthengstes. Er schmunzelte mit dem ganzen Gesichte und strich sich das Kinn dabei wie ein Gemäldeliebhaber, der prüfend ein schönes Bild besieht. Zuweilen, wenn ich etwas Außerordentliches zu entdecken glaubte, fragte ich: „Ist das dort nicht auch ein besonders schöner Weinstand?" — „Das glaube ich!" erwiderte er dann, „das ist etwas Vortreffliches — hmm!" — Dies „hmm" brummte er stets mit dröhnender Stimme und zog es lang aus, wie Einer, der eben einen schönen Wein gekostet hat, und dabei steckte er beide Hände in die Taschen, als erwartete er schon das Geld darin zu finden, das ein so wundervoll gelegenes Stückchen Erde einbringen könne.

---

3. Köln.*)

1.

Der kölner Dom.

Worauf die Kölner stolz sein dürfen ist das, was sie nicht fertig zu Stande gebracht, ihr Dom. Es war in der Zeit seiner höchsten Blüthe, als Köln den Gedanken zu diesem Tempel faßte. Stände er vollendet da, er wäre das höchste, das edelste und reinste Bauwerk des germanischen Kirchenstyls. Die Zeit der Blüthe Kölns ist die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, das Zeitalter jenes zweiten Friedrich von Hohenstaufen, der den großen Kampf der weltlichen Majestät gegen den Statthalter Gottes auf die Spitze führte, der Hierarchie das weltliche Heldenthum entgegensetzte, wie Köln seinem obersten Prälaten gegenüber sein starkes Bürgerthum ins Feld stellte. Barbarossa, der erste Friedrich, hatte noch die Städte eingeäschert. Der zweite Friedrich erkannte in den Städten das Bollwerk gegen die geistliche Gewalt; er bedurfte ihrer, und Köln war unter allen in Deutschland die mächtigste. Hätten die Fürsten mit den Städten sich enger verbrüdert, Krone und Bürgerthum die Nothwendigkeit ihres Zusammenhaltens gegen Adel und Priesterschaft schon damals fester

*) Gustav Kühne (Europa, 1847).

ins Auge gefaßt: der Kampf der Hohenstaufen hätte nicht den Ausgang einer Tragödie genommen. Aber es schien erst dem protestantischen Geiste vorbehalten zu sein, dem deutschen Städteleben zu seinem entschiedenen Bewußtsein zu verhelfen, leider zu spät, um dem verfallenden Kaiserthum die fundamentale Stütze im Volke zu geben. Im zweiten Friedrich tauchte der Gedanke dieser Verbrüderung auf; Köln war zu seiner Zeit ein Hort des Königthums. Friedrich gab den Kölnern das Stapelrecht, das die Stadt später zur Knechtung des freien Verkehrs auf dem Rhein so trotzig und tyrannisch festhielt. Er führte den Kölnern seine dritte Gemahlin zu, Isabella von England, die dort sechs Wochen hindurch die glänzendste Feier erlebte, von der die Chroniken berichten. Zehntausend schön bewaffnete Bürger holten die Fürstin feierlich von Aachen ein, ganz Köln glich die Zeit über einem fortgesetzten Hochzeitsgelag. Orgeln auf Wagen in Schiffsgestalt, von Pferden geführt, welche Purpurdecken verhüllten, zogen durch die reichgeschmückten Straßen mit melodischem Getön umher, Chöre von Jungfrauen sangen Tags und Nachts vor Isabellens Fenstern Triumphlieder. Das Bürgerthum hat nie mit mehr Selbstgefühl, Pracht und Pomp dem Fürstenthum gehuldigt. Es geschah das funfzehn Jahre vor Friedrich's Tode, 1235. Um diese Zeit entwarf ein kölner Meister den Plan zum Dom; 1248, zwei Jahre vor des großen Kaisers Hinscheiden, ward der Grundstein zum Bau gelegt. Und heut zu Tage ist es nun ein Preußenkönig, der den Bürgern Kölns dessen Vollendung verheißt. Liefen nicht so viel Quergedanken mitdurch, wäre die Entwickelung der Zeit eine ungestörte, fühlten die gebundenen Kräfte dieses Jahrhunderts nicht auf ganz andern Punkten das Heil ihrer Erlösung, wäre es mehr als eine bloße Illusion, im Bau eines Gotteshauses den Act der Vollendung unsers nationalen Lebens zu sehen: wir könnten dies Bündniß zwischen deutschem Königthum und Bürgerthum mit hoher Freude begrüßen.

Der kölner Dom stellt sich uns in seinen Trümmern auch als das räumlich Größte hin, was die germanische Architektur entworfen. Der Dom zu Speier mißt 60,330 Fuß im Geviert, der straßburger Münster nur 48,000; der kölner Dom nimmt 60,400 Fuß Flächenraum ein. Wir legen darauf wenig Gewicht. Unterliegt doch ein Gedanke, der sich selbst aufgibt, leicht dem Verdachte, sich übernommen zu haben; sein Können steht mit seinem Wollen in Widerspruch. Wir kannten diesen mächtigsten deutschen Bau nur als Ruine, Jahrhunderte hatten ihr Nothwerk zwischen dem fertigen Chor und den Thürmen aufgestapelt und aus dem erhabenen Torso eine gleichgültig verwilderte Rumpelkammer gemacht. Von den beiden Thürmen, welche in der Höhe auf dasselbe Maaß berechnet waren, welche die Kirche in ihrer Länge aufweist, ein Maaß von 525 Fuß, erhebt sich der eine kaum aus den Grundmauern, der andere ragt 200 Fuß in die Luft empor. Dieser stellte sich uns mit seinem Krahn als ein

Wahrzeichen hin, daß über die Menschheit, die sich und Gott zu Ehren dergleichen unternommen, ganz andere Zeiten herangebrochen. Manche fanden in der Ruine des kölner Doms sogar die tiefe Bedeutung, daß das Mittelalter in seinem letzten und höchsten Bauwerk eben Bruchstück geblieben, weil die Menschheit fortan ganz anderer Bauten bedürfe. Wie man an Goethe's Faust das Fragmentarische der Form auch als Nothwendigkeit für seinen Inhalt nachgewiesen, so fand man die allerhöchste mittelalterlich germanische Kirche eben als etwas Unvollendetes beziehungsvoll. Nur das Chor mit dem Allerheiligsten, der Kern des Ganzen, stand fertig da. Mit dem Jahre 1322, also 74 Jahre nach der Grundsteinlegung, war es fertig, es ist in der That selbst für die ganze Ausdehnung eines kirchlichen Festes geräumig genug. Die hundert Hauptpfeiler im Schiff der Kirche, 52 auf der Nord-, 52 auf der Südseite, waren bisher wie ein Wald von Säulen, die ein rauher Wintersturm in ihrem Wachsthum plötzlich erstarren ließ. Bis zum Gewölbe standen sie da, trugen aber nichts als den Nothbehelf des betternen Verschlusses.

Diese Bruchstücke der großen Kathedrale in ihrem Bestande zu erhalten, hatte schon immerwährend starke Bauten nöthig gemacht. Je weniger der Bau geschlossen war, desto mehr war er dem Zahn der Zeit, der Verwüstung der Elemente bloßgestellt. Das Chor, durch eine Querwand mit dürftigem Portal von dem wüst liegenden Schiff der Kirche abgeschieden, konnte für eine Kirche für sich, jedenfalls für eine Kapelle im allerhöchsten Style gelten. Allein dies Kleinod germanischer Kunst, dieses Herz des ganzen Baues, stand nicht so fest in sich gesichert, als wenn ihm links und rechts die Mauern des Schiffes die Stützen boten, die eigene Tragkraft durch das Gewicht des Widerstandes eine stärkere Gewährschaft des Bestandes erhielt. Das Chor mit der schlanken Majestät seiner Pfeiler und Wölbungen ward mit der Zeit immer zerbrechlicher; es bedurfte im Stützwerk fortwährender Erweiterungen, die an sich schon unaufhörlich große Bauten erheischten. Bedenkt man dies, so ist der Gedanke, die Kirche fertig zu bauen, nicht so ganz aus der Luft gegriffen, wie es scheint; das Unternehmen hat auch seine architektonischen Nöthigungen.

Wie ich zu wiederholtem Male die obersten Gallerien von außen und innen bestieg, mich auf den vorläufigen Treppen durch die Gänge und Engpässe hindurchwand, habe ich mich erst recht von der Heilsamkeit eines Fortbaues im Ganzen und Großen überzeugt.

Hunderte von Arbeitern sind 12 Jahre lang unter Zwirner's Leitung thätig gewesen. Das Gerüll der todten Massen wurde rasch geordnet, die verschütteten Grundmauern haben sich aufgerichtet; der erstorbene Säulenwald, dessen Stämme nackt und kronenlos in die Luft starrten, hat in seinen Gliedern plötzlich neue Kraft zum Wachsthum verspürt; der alte Titane, der vergeblich gen Himmel gewollt und jahrhundertelang am Boden lag, hebt seine Brust von Neuem in die Höhe. Das Nordportal

steht mächtig da in seiner schlichten Hoheit, die 52 Pfeiler der Südseite des Kirchenschiffs haben ihre schlechte hölzerne Bedachung mit einem festen und doch freien Gewölbe vertauscht, die 52 Pfeiler der Nordseite sind herangewachsen bis zum Laubwerk der Kapitäler. Und schon wird an diesen gearbeitet, jedes der hundert Säulenbänder wird sein eigenes Haupt, seinen eigenthümlichen Kopfschmuck tragen. Hier zeigt man das Fenster, das der kölner Dombauverein ganz allein für sich gebaut; das andere dort verdankt der Dom dem Männergesangverein. Jener Pfeiler wurde von den Prinzen des Hauses Hohenzollern hergestellt; dieser, mit dem Wappen und den Farben Bayerns geziert, ist ein Denkmal vom architektonischen Schönheitssinne König Ludwig's. — Und das Alles rief ein königliches Wort ins Leben, der Hammerschlag des vierten Friedrich Wilhelm am 4. September 1842.

Ich habe einige Tage ganz und gar in der großen Bauhütte des Doms zugebracht und mich am Werkeln der Arbeiter hoch erfreut. Um wie viel rascher baut doch unser Zeitalter, als ein früheres, das blos aus Frömmigkeit baute! Nur brauchen wir Geld neben der Frömmigkeit. „Stecke nur Geld genug in deinen Beutel!" sagt der Shakspeare'sche Jago, der Intriguant in der Tragödie Othello. Geld ist das Stichwort unserer Zeit geworden, das Herzblatt unserer Unternehmungen, der Nerv und die Seele unserer ganzen Lebensmaschine. Früher hatten die Menschen nichts als ihren Glauben, nichts als ihre heilige Zuversicht zum Himmelreich. Ich sage: nichts als das, und es ist doch das Höchste, zu dem es die Menschheit bringen konnte. Sie bauten in diesen Kirchen Gott für seine Gegenwart unter uns ein Haus; er war sonst nirgends da, als in solchem Schrein. Nicht Kunsttrieb, nicht ästhetischer Schöpferdrang war es, was die Menschen zu den großen Bauten trieb. Von Kunst wußten sie wenig; ein Bewußtsein hatten sie davon nicht. Ein großer künstlerischer Instinct war in ihnen mächtig, ihre Kunst war weit mehr ein Handwerk, aber ihr Gedanke war von einem heiligen Feuer beseelt; sie bauten um Gottes willen! Die Religion, der Glaube war ihre Kunst und Baulust.

Die fromme Baulust der mittelalterlichen Menschheit kannte keine Grenzen. Mitten in der Blüthenzeit für den Dom zu Köln stiegen unter den Händen derselben Werkleute zahllose Kirchen in die Höhe. Von der äußern Gallerie weist uns der Führer dort zur Seite auf die Minoritenkirche. Diese war gleichzeitig ein Werk der Arbeitsleute des Doms. In den abendlichen Feierstunden, wenn sie vom Dienst des Tages am Dombau müde waren, gingen sie hin und bauten auch noch den Franziskanern das Gotteshaus weiter, vielleicht damit sie, falls das Gebet des Domherrn nicht ausreichte, auch noch durch die Fürsorge dieser frommen Brüder sich den Himmel und die ewige Seligkeit sicherten. Heute kann man Alles bauen, Tempelhallen und Lusthäuser, Eisenbahnen und Spielhöllen, man baut Gott und dem Teufel Häuser. Man kann heut zu Tage

Alles; aber man kann es nur, wenn man Geld hat. Die Bewunderer der alten Zeiten sagen freilich, wir könnten nicht mehr gut bauen, wir wären in der Kunst, in der Technik zurückgekommen. Ich kann das von einem Zeitalter nicht glauben, das Tunnel und Viaducte baut und es unternimmt, die Landenge von Suez zu durchstechen. Aber in der Frömmigkeit sind wir zurückgekommen, und man soll nicht der Narr sein, sich das zu verheimlichen.

Ein Steinmetz führte uns in der Werkstatt seiner Genossen umher. Wir sahen unter dem Meißel aus dem groben Stein einen jener zahllosen kleinen Baldachine entstehen, deren zackige feine Arbeit sich von einiger Ferne wie eine brüsseler Spitze ausnimmt. Es kommt hier nur darauf an, das Alte zu copiren. Mitunter mögen sich die Steinmetzen im blumigen Schnörkelwerk der Arabesken auch eigene Erfindungen erlauben; sie bleiben mit ihren Leistungen hinter der Arbeit unserer Altvordern hoffentlich nicht zurück. Aber wie emsig und sauber war doch diese deutsche Kunst in der kleinen Einzelheit, während ihr Sinn aufs Große und Kolossale ging! Bekanntlich lieferte der Drachenfels das Material zum Dom. Auch jetzt gibt der alte Steinbruch seine Massen wieder her und scheint auszureichen. Wenigstens sind die Steine im innern Neubau aus dem Siebengebirge. Für Wetter und Regen aber eignet sich der spröde Drachenstein nicht; er blättert, wie man mir sagte, in der Nässe ab. Wir von heute sind in solcher Erkenntniß vielleicht weiter und holen uns aus weiteren Bezirken den Stoff herbei. Zu den Heiligenbildern, die unter ihren Baldachinen am Außenbau zu stehen kommen, nimmt man Sandstein aus Rochefort. Dieser ist unter dem Meißel weich und hat die Eigenthümlichkeit, in der Nässe langsam bis zur Festigkeit des Eisens zu erhärten. All das Gewühl von Steinbildern, Spitzbögen und Blenden, all das Gewimmel von Gallerien, Thürmchen und Säulenknäufen an den Außenseiten des Domes sind von diesem französischen Stein.

Ganz mit der lieblichen Schönheit all dieser Einzelheiten im Ausschmuck der Arbeiten beschäftigt, vergißt man beinahe, wie hier aus all den bunten Mannigfaltigkeiten eine große Einheit erwachsen soll, die tausendfache Willkür im kleinen Zierrath von einem einzigen Gedanken getragen wird. Diese Mosaik im Bauwerk eines germanischen Domes wird, wie die Ausgestaltungen in der Dichtung des Faust von Goethe, von einer Grundidee zusammengehalten, und gerade am kölner Dom, dessen Grundriß im Archive wieder aufgefunden wurde, rühmt man die Eigenthümlichkeit, daß sich auch das Kleinste zum Ganzen fügt, alle subjective Willkür der Nachfolger Meister Gerhard's sich seinem Grundgedanken harmonisch unterordnete. Der Laie, der den Plan nicht kennt, hat nur das fertige Chor vor sich, an und für sich schon ein Wunderwerk Meister Gerhard's. Zu Gerhard's Zeit war Köln die Hauptbauhütte der von Papst und Kaiser bestätigten Steinmetzenbrüderschaft. Er selbst lebte bis

gegen Ende des 13. Jahrhunderts; die Vollendung des Chores erlebte er nicht; doch wird es wahrscheinlich, daß dieser Kern des Baues ganz der Ausdruck seines Gedankens ist. Aber im ganzen Werke will man nach der Anlage und nach den Bruchstücken dieselbe systematische Folgerichtigkeit ersehen, in jeder abgeschlossenen Einzelheit die Idee seiner Unendlichkeit wieder erkennen. In Länge, Höhe und Breite der Kirche, in den Beziehungen der Pfeiler zu ihren Gewölben, in den Verhältnissen der Gurte zu ihren Bögen, in der Stellung der Altäre zum Tabernakel und zum Allerheiligsten, überall, verstehen wir es richtig, tritt uns sinnreich nach dem salomonischen Weisheitsspruch die Siebenzahl im kölner Dom entgegen. Alles in dieser steinernen Apokalypse scheint wie Signatur jenes ewigen Geheimnisses zu sein, wie der Mensch sich zu Gott erhebt, Gott aber Mensch wird, auf daß uns sein ewiges Jenseits als ein ahnungsvolles Diesseits gegenständlich werde. — Laßt uns noch einen Wandel machen durch diesen Säulen-, Pfeiler- und Pyramidenwald im Schiff der Kirche, laßt uns dann das Chor betreten, dem Allerheiligsten uns nahen, aber zuvor die Schuh abthun; denn hier, wenn irgend wo, hat sich Göttliches im irdischen Stoff offenbart, sich der menschliche Gedanke einen Himmel erstiegen.

Das Chor ist bekanntlich fertig wiederhergestellt. Die Kunst von heute hat sich das Wagniß erlaubt, den Stein bunt zu färben. Ein Wagniß, sag' ich. Hätte man mir früher verkündigt, eine gothische Halle gefärbt zu sehen, ich wäre davor erschreckt, wie vor einer verderbten modernen Ueberreizung des Geschmacks. Wir sind von Jung an daran gewöhnt, uns die alten Dome nicht anders als in dem schlichten Grau des Ursteins zu denken. Jetzt kam ich gerade aus Belgien zurück, und die imposante Empfindung der schmucklosen, einfach erhabenen Größe der antwerpener Kathedrale stand noch in meinen Gedanken als ein ächter Typus der germanischen Bauart fest. Das Gefühl der Ueberraschung war darum das Erste, was mich anwandelte, als ich jetzt in Köln die Chorhalle in ihrem Farbenschmuck sah. Der graue Stein des Drachenfelsen hat sich hier in Bronze verwandelt, die Kapitäler, die Säulen haben die Farben ihrer Blumen angenommen, golden und purpurn strahlen die Kelche, im Schmelz prangender Lichter leuchten uns die Kronen und Laubbüschel der großen Pflanzenpfeiler entgegen. Und siehe! zum Duft, der Gestalt angenommen hat, gesellt sich auch die Musik mit ihren Gebilden. Es sind die Leib gewordenen Töne im Chor seliger Geister; in den Bogenfeldern schweben sie auf und ab. Einige haben noch volle Körper und nur Einen Flügel, mit dem sie mühsam schweben; aber sie sind stufenweise geordnet, wie ja die Cherubim und Elohim auch ihre Rangordnung im Himmel haben. Die Leiber schwinden, die Seelen werden mächtiger, auf die einflügeligen Engel folgen lichtere Gestalten, körperlose mit gedoppeltem, mit dreifachem, mit vielfachem Flügelpaar. Je näher dem Allerheiligsten, desto

rascher der Schwung, desto höher der Flügelschlag, desto reiner die vom Staub befreite Seele.

Die Wandmalereien sind von Steinle aus Frankfurt. Man hat bei der Wiederherstellung des Chors hinter dem Putz der Wände alte Farben entdeckt und die verblichenen Gestalten getreu nach den Urkunden wiedergegeben. Nicht nur die Sculptur, auch die Malerei ist hier in den Dienst der Architektur getreten, um die strenge Einfalt und Erhabenheit des Baues zu dämpfen. Diese Verschwisterung an Körper und Farbe, Architektur und Malerei will uns als der höchste Triumph der Künste erscheinen. Es ist, als habe die Chorhalle erst jetzt ihren wahren und letzten Ausdruck erhalten.

Die Sonne warf ihr Abendlicht durch die bemalten Fenster. Diese sind wir gewohnt im farbigen Schmuck zu sehen, die Farbe nimmt dem Licht den grellen Ton. Der Glasmalerei hatten wir längst das Recht zugestanden zur Schmückung der gothischen Kirchen. Es ist aber nur ein Schritt weiter, und die weißgrauen Wände beleben sich für und mit derselben farbigen Gestaltenwelt, der kalte Fels nimmt Leben an, das Todte wird Licht, und in Glanz und Blüthenschimmer getaucht möchte selbst der Stein warm werden und lebendig zu uns sprechen.

In ihrem sanften, dunkeln, goldbraunen Glanz steht jetzt die ganze Halle wie das Gebilde eines morgenländischen Mährchens vor Dir. Und das Helldunkel der gedämpften Abendsonne gibt Dir erst recht die Beleuchtung für das in Stein hingebaute Traumgesicht. Das ist die heiße heilige Dämmerung, bei der man nicht sagen kann, ob die Seele, die sich ihr hingibt, schlummere oder wach sei. Das ist das Licht, in welchem die Heiligen ihre Verzückung halten, Propheten der Kirche, Anachoreten der Wüste die Stunde ihrer Verklärung feierten, ganz aufgelöst in trunkener Andacht, voll Sehnsucht und Liebe sich in den Himmel versetzt fühlten.

Drüben im Schiff der Kirche, wo die Arbeit ihre Tagewerk vollendet hat, verklingt der letzte Hammerschlag. Der Schall einer fallenden Thür tönt von draußen noch herein in die Säulenhalle; am Hochaltar zittern die Becken leise nach. Du bist allein im steinernen Eichenhain. Du stehst und lauschest. Es ist zu still, Du könntest das Aechzen dieser steinernen Bäume hören, die von Neuem den Schmerz des Wachsens fühlen. Wenn Du hier Gott nicht gegenwärtig bist, so ist er Dir niemals von außen nahe getreten. Sieh Dir diesen in Felsen gearbeiteten frommen Gedanken genau an! Heiliger Glaube hat diesen Tempel Gottes ersonnen, felsenfeste Zuversicht, eine Kunst, die wie ein Trotz gegen die Elemente erscheint, ihn auszuführen unternommen. Und Du siehst hier die Größe Hand in Hand mit lieblicher Kindlichkeit, Arm in Arm mit tändelnder Unschuld und süßer träumerischer Grazie. Aus den Wipfeln dieser Bäume knospet überall ein buntes Frühlingsleben. Blumen sprießen aus der Kraft der ungeheuern Stämme, deren gewölbte Zweige das Dach dieses Kirchenhimmels tragen. Und wo die Aeste in der Spitze der Wöl-

bungen sich finden und umschlingen, da bricht die Rosenform das Auge eines Engels auf. So viel spielende Freundlichkeit flicht der ernste Glaube in seine Zuversicht. Blumen windet er sich ins Haar, und wenn die bloßen Schläfe eine Dornenkrone umzieht, bedenke doch, arme Seele, daß auch irdische Rosen ihre Dornen haben, und die Kirche jeden Tropfen Blut auf Deiner Stirn in ewig blühende Rosen wandelt! Nur eine kurze Spanne Zeit — man nennt sie Erdenleben — gibst Du hin und erntest eine ewige Wonne. Und schau den Tempel an! Du hast an ihm schon hienieden einen Vorhof zum Himmel, und in Liebe und Güte umfängt das Reich der Seligen schon hier die gläubige Seele! Oder ahnest Du Schlangen unter den Blumen der heiligen Freude? Dort hinten im stillen Winkel siehst Du seltsam geartet ein steinern Bildwerk. Abtrünnige Seelen reiten auf wilden Säuen ins Thor der Hölle ein. Juden werden in der Angel gequetscht, Ketzer von Furien gespießt. Eine grausame Wollust liegt in den Strafen irrender Seelen, wie sie uns die guten ehrlichen Steinmetzen ihrer Zeit in Arabesken und Allegorien ausgemeißelt. Ist denn die hohe Freude der seligen Geister nicht denkbar ohne die Gräuel wilder Leidenschaft? Mußte denn das mittelalterliche Christenthum, gleich fanatisch im Haß wie in der Liebe, nach beiden Seiten hin die menschliche Natur zum Ausdruck bringen? Ist Gott immer nur so, wie ihn die Menschen sich denken, und der Glaube an ihn immerdar gebunden an die Schwäche der Kreatur?

Das Licht, das von draußen durch die Scheiben bricht, wird immer blässer, aber die Traulichkeit im Hause wird um so süßer, das Gefühl der Gottesnähe nur um so zuversichtlicher; für den Gläubigen gibt es keine Nacht, auch wo ihn Dunkel umfängt. Tritt nur seitwärts, suchende Seele! Im Widerschein ewiger Wonne, wie zur Gemeinschaft mit dem Allerheiligsten einladend, lockt Dich hier die stille Laube, wo Gott sich Dir ganz erschließt. Beachte wohl diese Abstufungen im Bau des Tempels! Das Sanctuarium ist eng und klein. Selten ist ja unter Menschen eine vollkommene Reinheit des Lebens. Größer ist schon das Chor, der Aufenthalt der Enthaltsamen. Weiter und geräumiger noch das Schiff der Kirche, wo das bunte Leben der Geschlechter sich einfindet, in der Welt gemischt, hier aber, wo alles Weltliche schweigt, getrennt, rechts die Männer, links die Frauen. Von der stillen, traulichen Laube, in die Du mit Deinem Gedanken Dich auf Augenblicke geflüchtet, blick' nur hinauf zu den Wölbungen, in die Wohnungen der Seligen. Die Engel steigen auf und feiern ihre Wandelungen zu reinen Geistern. Immer körperloser wird ihr Wesen, immer flügelreicher ihr Leib, bis sie ganz Seele sind, ganz Flügelschlag zum Ewigen. Diese Seligen stört nichts mehr in der Anschauung Gottes, kein Körper und kein Erdenstoff, ja sie haben, ganz Luft und Geist, schon Theil an seinem Wesen. Alle Bewegung irdischer Glieder hat für sie aufgehört, selbst die Sprache, in der sich die Men-

schen verständigen, verstummt; Musik beginnt, die Welt löst sich auf in eine tönende Wonne. Mit dem Blick nach oben, mit der Sehnsucht nach dem Ewigen bist Du hinaufgestiegen. Nun schwindet Dir alle sichtbare Welt, Deine Sinne helfen Dir nicht weiter. Schließ' also das Auge, nur Dein Ohr sei noch wach, die Gesänge der Engel zu hören. So ganz stummes Rauschen, sterblicher Mensch, so ganz Auflösung und Hingebung, erfährst Du an Dir das Geheimniß der Magd des Herrn, das süße Geheimniß der benedeiten Jungfrau, die in Schmerz verloren, doch ganz Seligkeit ist, als sie der Herr mit seiner Umarmung überschattete.

Das ist die Spitze der katholischen Empfindung, die Hingebung der jungfräulichen Liebe ist der Triumph dieses Christenthums. Maria ist der Hort der Sehnsucht, der Akt ihrer gottinnigen Gemeinschaft, das Allerhöchste menschlicher Gefühle.

Wenn Du aus diesem Rausch der Andacht erwachst, richtest Du Dich auf und blickst verwundert auf die Dir fremd gewordene Erde. Dein Auge sieht wieder eine Menschenwelt um sich, Deine Hand fühlt die harte Wirklichkeit. Die Weihe des Augenblicks reicht nicht aus für ein ganzes Erdenleben, Du besinnst Dich auf Zeit und Ort, auf Körper und Gestalt. Wenn Du Protestant bist, wirst Du dann wissen, daß es noch ein anderes Christenthum gibt, ein Christenthum, das die Wirklichkeit nicht den Momenten der Erleuchtung zum Opfer bringt, ein Christenthum, das sich nicht vor der Welt in die Stille flüchtet, sondern hinauszieht in das Leben der Menschen, ins Fleisch der Welt schaffend und gestaltend eingeht, auf daß die Erde nicht dem Himmel dargebracht werde als bloßes Rauchwerk dem Herrn, sondern umgekehrt der Geist auf die Erde eingehe und die Welt mit seinem Athem durchdringe. Das Christenthum, das die Welt in die Kirche trägt, war das Eine; das Christenthum, das die Kirche hinaus in die Welt bringt und zur Wirklichkeit unter Menschen macht, das Zweite. Sage Dir nun selbst, spätgeborner Sohn der Erde, welches Christenthum Dir und Deinem Zeitalter noththut!

Dieser Tempel aber soll nicht erneuert und hergestellt werden, auf daß wir uns in den Rausch der Entzückung alter Zeiten zurück versetzen. Er soll auch nicht den Zwiespalt der Bekenntnisse im Glauben erneuern. Er soll, so sprach ein König, das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, ein Denkmal der Eintracht aller christlichen Religionen werden. Es war im Jahre 1814, als Görres die Vollendung des kölner Doms als ein Dankopfer für die Befreiung des Vaterlandes forderte. Seine Mahnung verscholl. Sulpiz Boisserée war es dann, der alle seine Studien, sein Leben fast daran setzte, uns zur Erkenntniß der Struktur dieses Domes zu verhelfen. 1831 schloß er seine Geschichte, Beschreibung und Abbildung der Kirche, die er uns so überlieferte, wie sie nach dem alten Plane sich gestaltet haben müßte. Es war der Plan zu einem Gotteshause, das alle Dome der Christenheit überflügelte, das Ergebniß alles

Schönen und Erhabenen, das die deutsche Kunst ersonnen, der Schlußpunkt aller germanischen Herrlichkeiten des Mittelalters. Von dieser Herrlichkeit erfüllt nahm ein König in unsern Tagen den Hammer der Steinmetzenzunft zur Hand und sprach: „Belebe dich, Ruine, werde fertig, Haus Gottes.“

Es stände schlimm mit uns, wenn sich damit der nationale Brudersinn begnügte, die Eintracht der Bekenner des Christenthums zu weiter nichts führte, als zum Ausbau dieser römischen Kirche! Brudersinn und Eintracht haben auch sonst im Herzen des Volkes ihre Quelle, haben in der Entwickelung aller Kräfte ihre Grundmauern zu bauen angefangen. Sei uns denn der kölner Dom ein Symbol für die Sache, wie uns ja das alte Christenthum das Symbol statt der Sache gab. Und in diesem Sinne mag der 15. August 1848 die vollendeten Mauern der Kirche begrüßen, auch wenn die Thürme noch fehlen. Ein Friedrich von Hohenstaufen war es, unter dem vor sechshundert Jahren an diesem Tage der Grundstein gelegt ward. Mag denn ein Friedrich Wilhelm von Hohenzollern die Vollendung der Kirche feiern!

2.

Das kölner Henneschen.

Ist der Rhein die Straße zwischen der Schweiz und Holland, was Wunder, wenn am beiderseitigen Ufer Sprachfetzen von der Schweiz und Holland hangen blieben, Ober- und Niederdeutsch in den rheinischen Mundarten sich verschmolzen, hier das Eine, dort das Andere mehr, je nach der Lage und Verbindung der Ortschaften, obschon man Königswimter mit dem Siebengebirge als allgemeine Grenzscheide zwischen Nord und Süd festhalten kann. Viele schweizer Laute hört man den ganzen Rhein hinunter bis nach Holland zu. Unterhalb Mainz verlieren sich die Kehllaute, oberhalb Mainz beginnen schon die zischenden sch. Der Rheinländer näselt das n am Schluß der Wörter wie der Franke, der die Sonne die Sunnh nennt; oder er läßt das n fort und schwäbelt: er isch komme, hat mir'sch gebe. Das Kölner jet für etwas wird oberhalb Mainz schon von dem ebbes verdrängt, oder dem eppas, wie die werthen Sachsenhäuser bei Frankfurt belieben. In den Dörfern des Elsaß kannst du die Predigt vom Säemann also vernehmen: „Guck, 'sisch a mol a Saymann g'sin, der isch 'nuus gange zu saye. Und derwielst er g'sayt hat, isch ebbes dervohn an den Wäg g'falle, doa sinn de Vejel kumme, und hän's uffg'fresse!*)“ — Das g'sin ähnelt dem Schweizerischen g'sy,

*) In kölner Mundart lautet: „dat Evanjiliom vom hellige Marcus, Kapitel vier, Versch drei bis nüng“ etwa folgender Weise: „Hötzo! süch': An demselwe Daach jing Jeses uus dem Huus un sette sich ahnet Meer. Un et versammelten sich vill Lück zu imm, su, dat hä en et Schiff troat un soaß, un all de Lück schtond

für gewesen. In der Pfalz drängt sich verdorbenes Französisch mit seinen Nasenlauten dazwischen und neben Ausdrücken wie Passeltangh (passe-le temps) klingen dann kerndeutsche Flüche, wie: Krieg' du die Kränk'! um so possirlicher. Hat man doch von der pfälzischen Mundart eine Grammatik, deren Verfasser das Zeitwort „Hopfen zupfen" als Paradigma abbeugen läßt. Ich hoppezoppe, du hoppezoppest u. s. w beginnt die congugatio verbi, und zum befehlenden Modus nimmt man den beliebten Fluch zu Hilfe: „Krieg' du die Kränk' und hoppezoppe!" Kaiser Napoleon wußte diese fluchenden Pfälzer wohl zu schätzen und rief bei Leipzig, mit dem Fuße stampfend: „Les Kränkkrieger en-avant!" Die Kränkkrieger aus der Pfalz waren aber schon zu den Brüdern übergegangen, und dem Kaiser blieb nur die Kränke.

Am kölnischen Niederrhein herrscht das Platt vor, das uns an unsern Stiefbruder Mynherr gemahnt. Aber auch Westphalen liefert zur Mundart des Rheins dort seine liebenswürdigen Beiträge. Preußen hält gern getreue Kinder aus Westphalen am Rhein in Garnison, und die „Hacketau=Brauer" in Köln, allezeit „praht" (parat), haben mit ihrem starkherzigen Phlegma auch wohl ihr westphälisches Flickwort „als" dort eingeschmuggelt, ein Wörtchen, das so überflüssig und doch so charakteristisch ist, wie das „halt" der Oestreicher. Die kölner weiche Mundart mit den platten Mitlautern hat eine eigenthümliche Scheu vor allen r und t. Ihre Erde ist Aehd, ihr Herz klingt spitz wie Hätz, ihre Wurzeln sind Wozel, ihre Dornen Döner. Die Kölner essen Keesch, statt Kirschen, Fröhch statt Früchte. Und die „köl'sche Jongen", zu denen sich auch die Alten zählen, sind auf ihr Deutsch so „verstock" (verstockt) wie die Braunschweiger, die weil sie mit den Hannoveranern und Nordseeküstenländern das st fein sprechen, sich im Besitze des „rainsten Daitsch" dünken. —

Es dunkelte bereits, als ich von meinen Wanderungen und Alterthumsstudien müde in den verschlungenen Gassen den Weg nicht mehr allein zu finden glaubte. Auch lag mir nicht daran im koketten und steifen Hotel zu Nacht zu speisen; wie Shakspeare's Prinz Heinz nach Dünnbier, hatt' ich ein Gelüst nach einer stillen, unterirdischen Höhle, wo man sein „Dröppchen" mit Gemüth schlürft. Ich denke, es war an der „Vierwindenecke", wo allerlei luftiges Gesindel, das der Ecke vielleicht

---

ahnet Ofer. Un hä sproach zu inne allerhand durch Gleichnisse un sachte: Süch, et jing á Siemann uus ze sieen. Un do hä siete, fehl jet ob den Weech. Da komen de Väjjel un froßen et ob. Jett fehl en et Steenige wo et nit vill Aehd hatt un jing bahl ob, dorüm dat et keene deefe ähd hatt. Als ávver de Sonn objing, verwelk' et, un weil et keene Wozel hattä, wudd et döhr. Jet fehl unger de Döner, und de Döner wohßen ob un erschteekten et, un et broat jahr keen Frohch. Un jet fehl ob e joht Land un drog Fröhch, menches hunnertfeltig, menches seckzigfeltig, menches drießigfeltig. Un hä sachte ze inne: Wä Ohren hät ze höre, dä höre!"

den Namen gab, zu flattern pflegt. Ich ersah mir aus dem Haufen großer Hänse einen hübschen flotten Burschen zum Führer. Es war ein ächtes kölner „Henneschen". Im Henneschentheater, wo sie die goldne Hochzeit des Bestevaters, den Eckensteher Hannes im Verhör und ähnlichen Kurzweil spielen, sieht man kaum ein besseres Exemplar vom kölnischen Drückes im Kleinen. Diese Jungen an der Ecke sind historisch in Köln. Als Köln noch finster und dunkel war, ich meine, als es für seine engen Gassen noch keine Laternen hatte, standen die Burschen Abends mit Fackeln für den Dienst der Fremden bereit, um sie in all die Spelunken zu führen, an denen das heilige Köln zu heidnischen Ergötzlichkeiten so reich war. Ich nahm den Jungen in Lohn, und er trabte „flöck genohg" (flink genug) neben mir her. Auf meine Frage, was sein Geschäft sei, sagte er: „Nu ich bin ja Päckelchesträger!" — Päckelchesträger ist was wir Magdeburger einen Sackföhder, wir Deutsche einen Sackträger nennen. — Du bist doch noch zu jung dazu! sagt' ich ihm, willst Du nichts lernen? — „Enä", war die Antwort, „Daachlöhner will ich wähden. Un de Lück ze amüsire!" setzte er hinzu. — Ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß mein Sinn nach all den Herrlichkeiten, die er mir aufzählte, nicht stand. Leider traf ich kein Henneschentheater, das große Theater, der Tempel Schiller's mit den Birchpfeifereien von heute, war ebenfalls geschlossen, mich verlangte nach nichts, als nach einer gemüthlichen Kneipe. „O daför wähden ich wahl sorge!" sagte der Junge. — Wo man ein einfaches Abendbrod bekommt! — „Morzapper!" rief Henneschen und jubelte laut. Es ergab sich, daß „seike Frau Moh" (seine Frau Mutter) einen Weinschank hielt, die Frau Herzig an der Josephstraßenecke unfern von der Schnurgasse, wo ehedem die heilige Mutter Gottes eine Kirche hatte. „Meer hann Wing (Wein) uus alle Zone!" rühmte der Bursch, „en Bleichertche ze föhr Silberjroschen dat Quartchen, un Böckemme (Bücklinge), Brohdwoosch, Lefferwoosch, Blootwoosch, un alles wozo 'nen Minsch äckes (nur) Ammelung (Verlangen) hät. Dat drockene Couvertchen koß fünf Jroschen!" — Eß et wiet, mien Junge? fragt' ich. — „O jahr nich wiet, mie leew Herrche", war die Antwort, „meer sinn hie bahl ahnet Elend!"

Das „Elend", wie das Stadtviertel heißt, dehnte sich aber doch weit genug hin. Der Bursch ward redselig und „aandöhnlich" (zuthunlich) genug und erzählte mir seine Streiche vom letzten Kirmeßkrakehl. Er war einer von „de rächte Hennescher gewäs, dä met Trumme, Fleute und Lawumme", wie er eine Art von Tamburin nannte, auf dem Markt gelärmt und mit den Schlüsselbüchsen gefeuert. „O Jäs Marie, sinn meer da geck gewäs!" rief der Junge ganz ausgelassen. „Do hätt eer ens dat Mötzegeschwänke un Schreien un Gebälke sinn un höre solle!"

Hat es keine Prügel gesetzt? fragt' ich den Buben.

„Tackermoht?" rief er, „ich bin och kee Hätzbrenner (Herzbrenner,

Memme), ävver meer machten us op de Lappen, wammer de Patrullje saen, un ich war de Eezte, dä sich durch die Koth gemaht üvver der Nüümaath!"

Hat es zu Hause Strafe gegeben? fragt' ich.

„Vam mie Vah?" (von meinem Vater) sagte der Junge traurig. „Mie Vah hann se eingesteck, un hä is noch nit los!" —

Hat er mit revoltirt?

„Hä hätt mem Oßepissel (mit einem Ochsenziemer) dem eine Prühß den Röckstrank schwatz und bloh geschoht (schwarz und blau gescheuert)! O dä Prühß sinn su grippig und finnig!"

Grippig und finnig soll gewiß boshaft heißen. Der Vater also eingesteckt und der Junge entwischt! Es schien, ich sollte hinter einige kölnische Familiengeheimnisse kommen.

3.

Der kölner Karneval. *)

Man hört so oft von Volksfesten reden, und selbst in Köln spricht man von mehreren, aber fast nie sind diese Feste ein Fest des Volks, in so fern alle Stände und Klassen gleich lebhaften Antheil daran nehmen sollten, sondern nur ein Fest der unteren Stände, denen die höheren herablassend zuzugucken sich erlauben. Ganz anders ist dieses mit unserm Karneval, bei welchem die ganze Bevölkerung sich gleichmäßig betheiligt, und alle Stände durch einander vermischt, jeder auf seine Weise, und doch mit allen übrigen vereint der Lust und Freude sich überlassen.

Das Fest zerfällt in zwei Abtheilungen, in die Vorbereitungen und die Ausführung selbst. Am Neujahrstage versammeln sich alljährlich zuerst die Anhänger des Helden Karneval und die sogenannten „Comittees", um einen Vorstand zu wählen, den „kleinen Rath", bestehend aus 11 Personen (diese Zahl spielt als Narrenzahl eine große Rolle), nämlich die Präsidenten, Secretair, Cassier, Dichter, Componist u. s. w. Die Generalversammlungen werden gewöhnlich Sonntags in Sälen gehalten, deren Wände u. s. w. einen für diese Zeit passenden Schmuck in komischen, satyrischen, oft derben Bildern enthalten, z. B. ein Ochs stiert in den Rhein, denselben beobachtend u. dgl. m.; die Mitglieder (jetzt wohl an tausend in drei Gesellschaften) sitzen auf langen Bänken, die gelbroth-grün-weiße Schellenkappe auf dem Kopfe, die Flasche (für Tische ist kein Raum) an einer Kordel um den Hals, das Glas in der Hand. Karnevalistische Ouverturen, Märsche, Lieder werden vom Orchester und der Versammlung ausgeführt, Reden, Gedichte und Erzählungen im plattkölnischen Dialekt recitirt, und Berathungen über Anordnung des Hauptfestes, Kassa u. s. w., aber Alles in komischer, lustiger, oft beißend satyrischer Weise gehalten.

---

*) Von einem Kölner.

Selten hört man ein ernstes Wort, desto mehr Jubel, Beifall und Tusch, wenn ein guter Witz von Stapel läuft.

Rednerbühne ist ein hohles Faß; die ersten Behörden der Stadt werden eingeladen, zu Ehrenmitgliedern ernannt, und zuweilen auch den Damen Zutritt gegönnt, die dann besonders geehrt und auch gehechelt werden. So bereitet man das Fest vor, während die Maskenanzüge angefertigt, Wagen erbaut und ausgeschmückt, und bei den Damen der Stadt Blumen gesammelt werden, Hanswursts Wagen damit zu schmücken.

Eröffnet wird das Fest mit dem Weiberfastnacht, am Donnerstag Mittag vor der eigentlichen Fastnacht. Der Ort ist der alte Marktplatz. Rings an den Häusern herum stehen die Zuschauer, in der Mitte sitzen die Marktweiber, den Kopf, wie immer, mit weißen Tüchern, die unter dem Kinn zusammengebunden werden, bedeckt, und zwischen ihnen durch und um sie her streichen Gassenbuben und sonstiges Volk, des lustigen Anfangs gewärtig. Auf dem Rathhausthurme sitzen Musikanten mit Pauken und Trompeten, eine große Fahne bereit haltend. — Endlich schlägt es 12 Uhr, die Fahne entfaltet sich, ein Tusch erschallt vom Thurme herab, und unten kreischen plötzlich, accompagnirt von den Gassenbuben, die Marktweiber, einige Hundert, jubelnd auf, jede reißt der Nachbarin, die ihr zuerst in die Finger kommt, das Kopftuch herunter, die Gassenbuben ergreifen die Stühle, Körbe und was sonst wurffähig ist und eröffnen, verfolgt von den Weibern, ein lustiges Bombardement mit diesen Gegenständen, unter lautem Geschrei treibt sich die tobende Menge auf dem Platze umher, während vom Thurme lustige Melodien wirbeln, bis nach einer Stunde die wilde Jagd sich zur Ruhe begibt.

Am Nachmittage zieht eine kleine Maskerade einer jeden Gesellschaft durch einige Straßen nach den betreffenden Versammlungsorten. Diese Züge sind aber nichts weniger als schön, vielmehr bilden sie einen starken Contrast zu den späteren Hauptzügen, bei denen Jeder Acteur und Zuschauer zugleich ist. Diesmal ist es nur ein Conglomerat von alten abgenutzten Masken.

Freitag und Samstag sind der Ruhe gewidmet, aber Sonntag Nachmittag finden die letzten und elften Generalversammlungen statt, zu welchen sich die Theilnehmer in einer sogenannten Kappenfahrt, d. h. mit Musikchören in ungeheuren Zügen zu Wagen und zu Pferde begeben, Niemand im Maskenanzuge, nur etwa mit falschen Bärten und Nasen, vor Allem aber (und daher der Name) mit der Narrenkappe auf dem Kopfe, in der einen Hand die Flasche, in der andern eine Schalmei, Schelle und andere ähnliche Instrumente, mit denen sie einen schrecklichen Lärm machen.

Der folgende sogenannte Rosenmontag ist Haupttag des Festes. Auf verschiedenen Plätzen der Stadt, besonders auf dem großen Paradeplatze, versammeln sich die jetzt maskirten Mitglieder der Gesellschaften. Die

Idee des Festzuges, z. B. diesmal Gründung einer Kolonie, Darstellung der Zukunft in der Gegenwart, spricht sich hier gewöhnlich in irgend einem komischen Akte aus, welche Aufführung aber keinen Effekt macht, da ihr strenge Ordnung und Einheit abgeht, sich auch Jedermann mit den Einzelheiten zu viel beschäftigt.

Unterdessen wogt in den Straßen, die der Zug passiren soll, eine dichte Menschenmenge, die Häuser sind bis auf die Dächer mit Zuschauern gefüllt, einzelne Masken laufen umher, und Alles ist lebendig und fröhlich. Nach langem Harren erschallt Musik, die Reihen sind gebildet, und langsam naht der Zug. Musikchöre in komischer Uniform, z. B. die Dragoner als Mägde zu Pferd, eröffnen und trennen den Zug, die Theilnehmer zu Fuß, zu Pferde oder in ein- oder mehrspännigen Wagen. Ungeheure Gerüste in Form von Thürmen, Häusern, Körben u. s. w. ruhen auf Lastwagen, und die Maskenanzüge sind oft prächtig und kostbar, die Gesichter sind frei, aber nichts Steifes haben die Züge, im Gegentheil, so glänzend sie sind, so heiter sind sie auch. Glanzpunkt des Zuges ist der Wagen des Hanswurstes; in einer Woge von Blumen tanzt Held Karneval mit seiner Braut; sein Wagen wird von sechs Schimmeln gezogen, und voraus reiten Musikanten, mit Pauken und Trompeten beständig Tusch blasend. Rechts und links vertheilen die Masken gedruckte Zettel komischen und satyrischen Inhalts; die Gläser klingen, sie trinken den Schönen zu, werfen Kußhände, halten unter den Fenstern ihrer Bekannten Reden, denen man es anmerkt, daß sie uncensirt sind, necken, singen und sind fort. Die Menge tobt um die Wagen, sie reißt sich um die Zettel, lacht, bewundert, schreit, reißt Witze, neckt mit den Masken, scherzhafter Streit entsteht; der Harlequine Pritsche knallt, und lustig geht es weiter, bis sich nach einigen Stunden der Zug zerstreut, und die Menge in den Gassen umherläuft. — Dienstags finden wohl noch einige kleinere Umzüge von Maskeraden statt, aber nicht in dieser großartigen Weise.

An beiden Tagen werden vielfach kleine dramatische Vorstellungen gegeben. Vier oder mehr genauere Bekannte vereinigen sich; nun wird ein musikalisch-declamatorisches Quodlibet componirt, Alles, was an Stadtgeschichten aufzufinden ist, und andere Ereignisse, z. B. das Beethovenfest, werden darin kritisirt und satyrisirt. Diese Anspielungen sind dem Kölner Hauptgegenstand des Vergnügens, dem Fremden erschwert neben der Unbekanntschaft mit den Stadtgeschichten die platte Sprache des Dialekts das Verständniß. Einer Bühne bedarf es bei diesen Aufführungen nicht, nur die größeren Trupps solcher improvisirten Schauspieler bauen Buden, brauchen Coulissen und Decoration, benutzen wohl auch das Theater. Die Einnahmen aller dieser Belustigungen, sowie der Bälle u. s. w. werden zu wohlthätigen Zwecken, besonders an die Armenschulen vertheilt.

Dienstags wird Morgens, wie an den vorhergehenden Tagen Abends,

im Theater ein beliebtes Stück gegeben und besonders von den Fremden besucht. — Auf den Straßen ist es den ganzen Tag über sehr belebt. Jede anständige Maske, die mit gutem Witz und Humor zu unterhalten weiß, hat freien Zutritt in jedem Hause, man ladet sie zu Tische und verlangt zum Dank nur Scherz und Heiterkeit.

An den Nachmittagen, und besonders Dienstag Nachmittags, findet man in einigen Straßen großes Gedränge: Hochstraße, Schildergasse, Ober-Marspforten und Wallrafsplatz sind der Hauptttummelplatz desselben. Schöne Masken sieht man fast gar nicht, im Gegentheil scheint sich Jeder zu bemühen, recht schlecht gekleidet zu erscheinen. Trupps oft sehr anständiger Leute (freilich auch viel Gesindel), bis zur Unkenntlichkeit im Gesichte bemalt, in alten Hüten und zerrissenen Kleidern, treiben sich umher. Hier zeigt sich nun der indifferent-gemüthliche Charakter der Kölner im vollsten Lichte, hier gilt der Grundsatz: „Geck lohß Geckelans", d. h. Narr laß Narren gehen. Alles schreit, singt, lacht, jubelt, stößt, drängt, läuft, springt und tanzt und wird nicht müde, so lange der Tag scheint. Für die Damen ist dies freilich ein schlechtes Vergnügen, daher sieht man wenige auf den Straßen, und wenn sie einmal gezwungen sind, über die Straße zu gehen, so ist die Schönste am schlimmsten daran, denn ungeküßt kommt sie schwerlich nach Hause, und ein Händchen zu geben, versteht sich von selbst. Doch nehmen die Damen in anderer Weise lebhaften Antheil an diesem allgemeinen Jubel; ehe die Zeit des Gedränges kommt, gleich nach Mittag, gehen sie in die Häuser ihrer Bekannten oder in solche, wo man sich Fenster gemiethet hat, und so zeigt sich der ganze Flor Kölns in den Fenstern oder auf Balcons. Unten tobt die Menge; zieht etwa eine schöne Maske vorbei, oder hält ein Spaßvogel, der sich einen Kreis zurecht gestoßen hat, eine Rede, oder singt ein Weinbegeisterter, so wehen die Tücher von oben herab, und Beifall lohnt die lustigen Gesellen. Aber ein Bleiben ist hier nicht, immer weiter geht es, und ist man am Ende angekommen, so kehrt man zum Anfang zurück. Wagen und Reiter dürfen nur in einer Richtung in langsamem Schritte die Straßen passiren. An den sogenannten Vierwinden schneiden sich die Hauptstraßen Kölns, und auf diesem kaum 500 Quadratfuß großen Centrum der Stadt ist auch das Centrum des Gedränges. Früher warf sich hier die Menge mit Erbsen und Mehl und lieferte sich große Erbsenschlachten, seit dieses verboten ist, verfolgt man die Hüte mit Stöcken. Am besten ist es, unbekümmert hindurchzugehen, denn auf den Kopf schlägt Niemand, nur auf den Hut ist es abgesehen, dem sich Widersetzenden hagelt es aber auf Hut und Rücken von Stockschlägen. Wenn sich aber ein Wagen naht, so schreit die ganze Menge: „öch! öch!" (halt! halt!) und da ist es denn komisch anzusehen, wie sich die Kutscher bemühen, die Pferde von der Stelle zu bringen, die gewöhnt sind, auf diesen Ruf stille zu stehen.

Uniformen sieht man an diesen Tagen wenige, weil das Militär, außer den Gemeinen und Unteroffizieren, in bürgerlicher Kleidung zu erscheinen pflegt, aus leicht begreiflichen Rücksichten; das Auffallendste bei diesem Lärm ist es, daß fast nie eine ernste Prügelei entsteht, es nimmt Niemand etwas übel, und das Volk hält bei all dieser grenzenlosen Unordnung doch auch wieder die beste Ordnung, ohne sich um die zahlreichen Wachtposten zu kümmern. Ich habe mich oft bemüht, ein ernstes Gesicht in diesen Straßen aufzufinden, aber es ist mir nie gelungen, ich sah nur Lachende, und selbst die Gesichter der bärtigen Gendarmen waren freundlich.

Mit dem Tageslichte schwindet auch das Gedränge, um auf den zahlreichen Maskenbällen von Neuem anzufangen. Montag auf dem Saale Gürzenich und im neuen Kuhberge, Dienstag im Theater sind die Hauptbälle. Sie beginnen nach 9 Uhr Abends, und auch hier bewegt sich Hoch und Niedrig im bunten Gemisch durch einander. Ein- bis zweitausend Masken (besonders Dominos) und Nichtmasken bilden ein dichtes Gewühl, auch hier lacht, singt und springt Jeder, wie er will. Wird man vom Nachbar zur Rechten gestoßen, so stößt man den zur Linken, so gehts weiter, und je besser man stößt, desto mehr wird gelacht. Getanzt wird vor Mitternacht wenig, und die Tanzenden gehören nicht zur besten Sorte, man tanzt in mehreren Kreisen zu gleicher Zeit; wo sich eine Lücke zeigt, da dreht sich ein Paar, stößt sich einen Kreis zurecht, Andere folgen, bis der Kreis von der Menge überfluthet wird; daß hier keine Etiquette gilt, versteht sich von selbst, der Bauer erscheint im Kittel, der Herr wie er will, die Hüte behält man auf dem Kopfe, nur geraucht wird nicht. Erst der helle Morgen treibt die Letzten nach Hause.

Am Aschermittwoch hat Alles ein Ende, und die strenge Fastenzeit, in der das gesellige Leben stockt, gibt Gelegenheit, über die vertaumelten Tage nachzusinnen. Während des Festes hat fast Niemand gearbeitet, aber gegessen und getrunken so viel als möglich und mehr; in gleichem Maaße, wie sich die Taschen leeren, füllen sich die Leihhäuser und Trödelbuden, und so erscheint der Karneval als ein Fest, das für bessere Zeiten bestimmt ist, für Zeiten, wo Jedermann wenigstens einmal die Woche ein Huhn im Topfe hat.

Achter Abschnitt.

1. Die bayerische Hochebene.*)

1.

Wer aus dem westlichen Mitteldeutschland kommt, wo überall auf engstem Raum so große Mannigfaltigkeit des Volkslebens und der Bodenbeschaffenheit zusammengedrängt ist, wo man bei jeder Meile Wegs gleichsam um eine Ecke tritt, daß sich der Anblick eines neuen Landes, anders gearteter Menschen eröffnet, für den fällt auf den langgestreckten bayerschen Hochflächen zwischen der Donau und den Alpen vor Allem das Weitschichtige, Auseinandergezogene der Landschaft, wie der Volksgruppen auf, der Mangel der Individualisirung auf kleinem Raum. In den erstgenannten Gauen liegt das ethnographische und topographische Material in zahlreichen Duodezbändchen angehäuft, hier in zwei bis drei großen Folianten; wo dort manchmal ein Nachmittagsspaziergang genügt, um Gegensätze von Natur und Menschensitte neben einander im Original zu studiren, da fordert dies hier Tagemärsche. Nicht als ob es dem Flach- und Hügellande zwischen Iller und Inn an scharf geprägtem Charakter fehle; derselbe ist nur in breiten Zügen angelegt, und gerade darum hat er sich viel ungebrochene Derbheit bewahrt. Den bis ins Kleinste individualisirten Landstrichen gehörte die Vergangenheit, namentlich die mittelalterliche. Gehört vielleicht den ins Breite und Massenhafte angelegten Ländergruppen die Zukunft? Der Hauptstock der am individuellsten durchgebildeten Gegenden Deutschlands, Thüringen, Hessen, die Uferlande des Ober- und Mittelrheins, ist in der Kleinstaaterei stecken geblieben; die Ländergebiete der drei mächtigsten deutschen Staaten, Oestreich, Preußen und Bayern, gliederten sich seit alter Zeit vorwiegend nach massenhaften Gruppen. Auf

*) W. H. Riehl. (S. A. A. Zeitung 1851, Nr. 189 und 199, Beil.)

den weiten Hochflächen an der Isar, in den weiten Sandniederungen an der Spree zogen sich in der neuesten Zeit die zwei bedeutendsten Mittelpunkte deutschen Kunstlebens zusammen; nie und nimmer hätte das Mittelalter an solchen Punkten Kunsthauptstädte zu gründen vermocht. Die große Fabrikindustrie und der Weltverkehr der Eisenbahnen suchten mit Vorliebe die weiten, individualitätsarmen Ebenen auf, und die beklommene Phantasie des vielgliederigen Abendlandes sieht aus den endlosen Steppen Rußlands die dunklen Schattenbilder einer neuen Völkerwanderung von ferne heranziehen.

Suchen wir einige von den ins Große gestalteten Einzelzügen der südbayerischen Hochflächen festzuhalten.

Bei den Thälern des Lech, der Isar, Iller, Amper, Paar, Glon, Zusam, Schmutter ꝛc. ist allenthalben, so wie sie den äußersten Damm des Hochgebirges durchbrochen haben, die Thalweitung unverhältnißmäßig breit gegen die Höhe der umsäumenden Hügel und die Masse des Wasserlaufs. Sonst bändigt und beherrscht in der Regel der Berg, ja der Hügel den Fluß oder Bach, zwingt ihn, um seine Ecken und Vorsprünge sich zu beugen; die Felsen und Höhen sind die Riesen, und die Bäche, zu ihren Füßen sich windend, die Zwerge. Hier dagegen sieht es aus, als ob die Hügel den Bächen nachliefen, und obendrein stets in ehrerbietiger Entfernung: diese Alpenströme ohne Alpen sind die Riesen, und die Hügel ohne sichtbaren Felsenkern, mit weibisch rundlichen Formen, die Zwerge. Man sieht fast immer zu viel Himmel und zu viel Erde.

Die breite Physiognomie sitzt denn auch gleicherweise den natürlichsten Kunstwerken des Landes wie angeboren: den Dörfern. Sie sind viel gedehnter angelegt, die Häuser geräumiger als man's bei den Bauernwohnungen Mitteldeutschlands zu finden pflegt, die Fenster so breit, daß sie zum Entsetzen jedes künstlerischen Auges wohl gar quadratförmig werden. Selbst auf den Kirchhöfen liegen die Todten oft auffallend weit aus einander gebettet. Ueberall der Eindruck, daß in diesen Gegenden noch sehr viel Platz sei, Platz für eine verdoppelte Bevölkerung. Es ist noch allerlei Rohstoff des Landes vorhanden, nicht jedes Zipfelchen der Oberfläche präsentirt sich sofort als verarbeitetes Produkt. Die Wahrnehmung, daß hier die Welt noch nicht ganz vertheilt sei, hat für Jemand, der aus einem übervölkerten Landstrich kommt, etwas Beruhigendes, Behagliches. Die Ackerparcellen sind für ein mittelrheinisches Auge mehrentheils erstaunlich groß. Es wäre freilich sehr verkehrt, wenn man diese räumliche Ausdehnung zum Maaßstab für den größern Reichthum nehmen wollte, denn auch die Ausbeutung des Bodens zielt meist mehr auf das Massenhafte, als auf die Benutzung im Kleinsten und Einzelnsten. Die Ackerfurchen sind auffallend breit und tief gezogen, die Pflanzen meist weitschichtig gesetzt. Wie consequent leuchtet dieser Grundcharakter eines ausgedehnten, geräumigen Landstriches überall durch! In den Wäldern

sieht man mehrentheils die gefällten Bäume einen oder mehrere Fuß über der Wurzel abgesägt, während dieser Stumpf mit der Wurzel im Boden stecken bleibt und häufig genug unbenutzt verwittert. Wie sorgsam verwerthet man diese sogenannten Erdstöcke in dichter bevölkerten Gegenden!

Die Flüsse unserer Hochfläche haben selten ein geregeltes Bett, sie laufen fast überall in zahlreiche Abzweigungen und Seitenarme aus einander und nehmen mit nutzlosen Inselchen, kleinen Sümpfen, Sand- und Geröllbänken drei Mal mehr Platz ein, als ihnen von Rechtswegen gebührte. Gerade so ist es mit den Wegen. Die kleineren Gemeindewege zumal nehmen sich mit ihren Krümmungen — die in uralter Zeit der Fuß des Wanderers vorgezeichnet haben mag, nicht die Meßschnur des modernen Wegbauers — mit ihren dem Hauptweg bald nah, bald weitab zur Seite laufenden Fußpfaden genau wie das wilde Strombett eines vertrockneten Flusses aus. Diese ungeregelten, überzähligen wilden Pfade fressen unglaubliche Strecken kulturfähigen Landes weg. Wenn Walther in seiner „Topischen Geographie von Bayern" versichert, daß Bayern durch die Kultur aller seiner Moore innerhalb seiner eigenen Grenzen an urbarem Flächeninhalt ein nicht unbedeutendes Fürstenthum erobern könne, so glauben wir, daß durch die Regulirung der wilden Wege wenigstens auch noch eine stattliche Grafschaft dazu zu gewinnen wäre. Aber dann müßten die geregelten Wege freilich in einem ganz andern Stand gehalten werden als gegenwärtig, denn so lange man bei nassem Wetter selbst im frisch gepflügten Acker reinlicher geht, als in dem Schlammstrom der Straße, wird die Nothwehr von Roß und Mann doch immer wieder die wilden Wege usurpiren. Nur wer die Armuth an Bruchsteinen auf diesen Hochflächen aus eigener Anschauung kennt, begreift, wie die Straßen so schlecht sein können, während doch das Budget so beträchtliche Summen für deren Unterhaltung aufweist. Elendes kleines Kalkgerölle, welches man in unsern basalt- und quarzreichen Mittelrheingegenden zu schlecht erachten würde, um den letzten Feldweg zu flicken, wird hier wohl gar meilenweit verfahren zur Unterhaltung von Staatsstraßen ersten Ranges. Wenn man in dem weiten Hügel- und Flachlande zwischen Ulm und München gelegentlich einen durch den Zufall verschleuderten tüchtigen Bruchstein am Wege liegen sieht, so betrachtet man ihn mit kindischer Freude, mit jener Pietät, mit welcher man in holzarmen Gegenden zu einem vereinzelten Baum aufblickt. Hölzerne Grenzsteine sind in den Dorfgemarkungen nichts Seltenes; dem Conflict mit der Logik, der in diesen hölzernen Steinen liegt, geht man neuerdings wohl auch durch Grenzsteine von gebranntem Thon aus dem Wege. Wo der Backsteinbau ausschließlich herrscht, werden Land und Leute fast immer nur nach breiten Massen individualisirt sein. Der Backstein und die ebenmäßigen breiten Wandflächen bedingen sich gegenseitig, und der Mensch ist enger mit seinem Haus verwachsen, als man gemeiniglich glaubt. Die Parallele zwischen den Marschen und

Niederungen des deutschen Nordens am Saume des Meeres und der Moore und Hochflächen des deutschen Südens am Fuße der Hochalpen ist schon oft durchgeführt worden. Nicht blos die Bodenbeschaffenheit, auch die darin gewurzelte Verwandtschaft der Kulturentwickelung des Volkes fordert zum Vergleich heraus. Und gerade diese letztere Verwandtschaft läuft in hundert Zweigen auf den gemeinsamen Mangel des Bruchsteins und die Aushilfe durch den gebrannten Stein zurück. Ein Landmann vom nördlichen Saum der allgäuer Alpen erzählte mir als etwas Mährchenhaftes, daß er in Mannheim Häuser gesehen habe, deren Dächer ganz „mit Schreibtafeln benagelt" seien. Er war entzückt von diesem Eindruck; ganz dasselbe hätte bei einem norddeutschen Küstenbewohner der Fall sein können. Den Einfluß des Bruchsteins oder Backsteins auf den Volkscharakter in seiner ganzen Breite und Tiefe nachzuweisen, ist noch eine stattliche Aufgabe für einen Kulturhistoriker. Die Gegensätze, welche sich auf diese beiden entscheidendsten Rohstoffe aller Civilisation gründen, erweitern sich bei historischem Rückblick in riesigem Maaßstabe; aus örtlich geschichtlichem Gegensatz wächst ein weltgeschichtlicher auf: der Orient des Alterthums, der wie Babylon durchaus oder wie Indien und Aegypten zum großen Theil auf den gebrannten Thon hingewiesen war, und das bruchsteinreiche Hellas und Rom; der backsteinbauende Nordosten Deutschlands im Mittelalter und die südwestdeutschen Bruchsteingegenden in demselben Zeitraum! Ueberall kommen wir auf gleiche Grundunterschiede zurück, die zuletzt in dem Bruchsteinhaus des Gebirgsbauern und in dem Lehm- oder Backsteinhaus des Flachland- oder Moorbauern zu dem kleinsten Maaßstab zusammengeschrumpft, aber nicht erloschen sind.

Wie fein stuft sich wieder, um auf der südbayerschen Hochebene stehen zu bleiben, der ziegelgedeckte Backsteinbau in den Dörfern des hügeligen Theiles gegen die strohgedeckten Häuser der Moordörfer, gegen die schweizerischen Holzschindelhäuser der höhern Lage ab! Da, wo die Amper bei Wildenrott, die Würm bei Obermühlthal in die Ebene des dachauer Mooses durchbricht, hat die Natur zum letzten Mal, als auf dem äußersten vorgeschobenen Posten, ein Stück wildromantischer Hochgebirgsscenerie inmitten des Flachlandes improvisirt, und genau in dieser Gegend tritt auch bei den Dörfern die Bauart der Gebirgslandschaft ein, obgleich bei den Nachbarn rechts und links noch weit hinaus die Bauart der Hügel- und Moosstriche gilt, und eine zwingende klimatische Nothwendigkeit zur Anlage dieser schweizerischen Bauernhäuser gewiß noch nicht vorhanden war. Mit so wunderbar sicherm Instinct hat der Volksgeist seine bescheidenen architektonischen Schöpfungen dem Charakter der Gegend angepaßt. Eine Synopsis des traditionellen deutschen Dorfbaustyls, nach den topographischen Parallelen geordnet, würde außerordentlich lehrreich sein, und es wäre hohe Zeit, dieselbe zusammen zu stellen, bevor das immer weiter fressende Nivellement auch hier all die alten natürlichen Unterschiede

vertilgt hat. Die Bauart der Bauernhäuser, wo sie noch historisch und ächt ist, gehört eben so gut der Kunstgeschichte, als das Volkslied der Geschichte der Musik. Nicht überall freilich gibt es Dörfer, deren Bau den ästhetischen Gehalt eines volksthümlichen Kunstwerkes beanspruchen darf, aber nicht überall sprudelt auch der Quell des Volksliedes. Die moderne Architektur, nachdem sie mit der Nachahmung der höheren Kunstformen vergangener Jahrhunderte so ziemlich fertig geworden ist, hat jener Baukunst des Volkes schon mancherlei für neu geltende Formen abgelauscht, die uns lebhaft an die Ausbeutung des Volksliedes durch unsere gelehrten Componisten erinnert, und wenn bei manchen großen Fabrik- und Eisenbahnbauten das travestirte schweizerische Bauernhaus aus allen Ecken hervorlugt, so ist dies nichts anderes, als wenn die große Oper durch den Schmuck alter Volkslieder wieder jugendlichen Reiz zu gewinnen sucht.

Wie im deutschen Mittelalter die Individualisirung des Volkslebens auf die äußerste Spitze getrieben war, so bezeichnet auch die gothische Architektur dasselbe Aeußerste in ästhetischer Hinsicht. Der Backstein ist aber der ärgste Feind der gothischen Architektur. Nicht leicht mag eine Stadt solch redendes Zeugniß hiefür ablegen als Augsburg, der alte Centralpunkt der südbayerischen Hochflächen. Die gothische Kunst ist hier verkümmert in dem widerstrebenden Material, die altromantische Weise und der Zopf, beide mit den breiten Wandflächen herrschen despotisch. Das geht denn weiter fort durchs ganze Land. Die Centralisirung des Dorfkirchenbaues hat sich zwischen Iller und Isar in einer Weise vollendet, die vielleicht in ganz Deutschland ohne Gleichen ist. Ueberall derselbe romanische Unterbau des Kirchenthurmes, auf den der Zopf noch einen luftigen achteckigen Pavillon und eine zwiebelförmige Kappe gesetzt hat, überall dieselben überschlanken minaretartigen Thürme, die, dem Charakter des Flachlandes entsprechend, wie riesige Spargeln aus der weiten Ebene aufschießen. Es geht eine scharfe Grenzlinie des bayerischen und schwäbischen Volksstammes mitten durch die Hochfläche, das Land in zwei große, nach Geschichte, Sitte und Sprache grundverschiedene Gruppen theilend; aber die Dorfkirchen sind in der gleichen Weise gebaut, hüben wie drüben. Wer da weiß, wie consequent sich im Mittelalter der Kirchenbau und zumal dieser kleinere, handwerksmäßige, streng nach den Grenzen des Gaues sonderte, der wird die Bedeutung dieses Umstandes ermessen. Wir wiesen oben auf die unterschiedliche Bauart der Hügelland-, Moor- und Gebirgsdörfer hin: die alten Dorfkirchen sind trotzdem fast durchweg nach stets gleicher Schablone geschnitten. Diese Gleichförmigkeit mag das künstlerische Auge zur Verzweiflung bringen; der Kulturhistoriker sieht in den Hunderten gleichgebauter Thürme, Schiffe und Chöre ein imponirendes Denkmal der centralisirenden Gewalt der Kirche.

Auch die alten Dorfkirchen sind wenigstens ein Bruchstück volks-

thümlicher Kunst. Wenn uns die charakteristischen Bauernhäuser die produktive architektonische Kunstrichtung des Volks darstellen, dann bezeichnen uns diese Kirchen die reproduktive. Denn in ihnen spiegelt sich die rohe, handwerksmäßige Auffassung, welche der gemeine Mann in alter Zeit von dem höhern Kunststyl sich aneignete, gleichsam sein praktisch dargelegtes Verständniß des letztern. Wer freilich an den modernen Dorfkirchenbau denkt, der lediglich durch die Willkür des Baumeisters, der Gemeindevorstände ꝛc. bestimmt wird, der mag schwer begreifen, welch ein ungehobener Schatz für die Kunstgeschichte noch in den alten Dorfkirchenbauten liegt, die sich nach ganz natürlichen örtlichen Gruppen ordnen und, wie die ganze mittelalterliche Baukunst, aufs festeste in dem engbegrenzten Boden gewurzelt sind, der sie trägt.

Eines der merkwürdigsten Denkmale der Wahlverwandtschaft der norddeutschen Küstenländer mit den süddeutschen Hochflächen ist die gothische Frauenkirche zu München. Sie zeigt in ihrer Bauart die auffallendste Aehnlichkeit mit den gothischen Kirchen der deutschen Ostseeländer, die eine so ganz eigenthümliche, in der Natur von Land und Volk, wie in der Art des Baumaterials (Backstein) begründete Einzelart des gothischen Styles darstellen. Weite Länderstrecken liegen trennend zwischen diesen beiden Polen Deutschlands, nirgends ist eine örtliche Vermittlung, ein Uebergang, und doch baute man zu München in derselben, weil dem Volksgeist, dem Boden und dem Material entsprechenden Weise wie an der fernen Ostseeküste.

Barthold in seiner Geschichte des deutschen Städtewesens zieht eine Parallele zwischen dem alten Lübeck und dem alten München, und weiset auf den großen Abstand in den jüngsten Epochen beider Städte hin. Nur in zwei Bauwerken findet er, daß ein Denkmal der alten Verwandtschaft geblieben sei: in den düstern, hünenhaft über das Maaß ausgereckten Formen der münchener Frauenkirche und der stylverwandten St. Marienspfarre zu Lübeck. Und wie der Dachgiebel und die wunderlich bekuppelten Doppelthürme der Frauenkirche, alles moderne Werk nebenan an Masse überragend, dem von den Alpen niedersteigenden Wanderer als erstes Wahrzeichen aus der Ebene aufsteigen, so begrüßt auch der Schiffer im Golf von Wagrien das Gewölbe und Nadelpyramidenpaar der Marienpfarre als erste Landmarke.

Ein Holsteiner oder Mecklenburger könnte vom Heimweh überwältigt werden, wenn er an den kleinen Seen zwischen dem Ammer- und Starnbergersee wandert, durch diese Buchenhaine von so tief gesättigtem, saftigem Grün, wie sie nur die Nähe des Meeres oder der Alpen erzeugen kann, über diese smaragdfarbigen Triften, wie sie nur dem äußersten Norden und dem äußersten Süden unsers Vaterlandes eigen sind. Unter unsern älteren Landschaftsmalern haben die größten Meister jener duftigen Luftperspectiven, jener feuchtverklärten Fernen entweder an unsern

nordischen Meeren oder auf unsern südlichen Hochflächen ihre besten Studien gemacht.

In der Mitte Deutschlands spielt der vorzugsweise romantische Theil unserer Geschichte. Dort ragen auch unsere schönsten Burgen, der reichste Kranz von dichterisch schönen Städtetrümmern und Kirchen- und Klosterruinen. Viel grimmigere Kämpfe wurden aber im Nordosten und Südwesten geschlagen, an beiden Punkten Vertilgungskämpfe gegen einbrechende Barbarenfluthen. Die südbayerische Hochfläche ist seit länger als einem Jahrtausend gleichsam Ein großes Schlachtfeld gewesen, und doch sind beide Punkte vergleichsweise arm an augenfälligen historischen Trümmern. Die zahlreichen Burgen auf dem linken Lechufer sind fast alle bis auf die Grundmauern weggetilgt. Es ist ein Charakterzeichen für diese Gegend, daß man fast immer entweder lediglich die Burgkapelle stehen ließ, oder aus dem letzten Trümmerrest eine Kirche auf die Burgstätte gebaut hat.

An den norddeutschen Meeresküsten zeigt man oft kleine Strecken des Küstensandes, die ganz roth gefärbt sind von zermalmten, aus dem Meeresgrunde aufgespülten Ziegelsteinen. Es sind die Stätten, wo ganze Dörfer vor Jahrhunderten vom Meere verschlungen wurden. So sieht man auf den südbayerischen Flächen mitunter Hügel, deren Köpfe ganz roth gefärbt sind von einer förmlichen Saat zerbröckelter Backsteine. Es sind alte Burgstellen, und das rothe Gerölle ist das einzige Monument versunkener Macht und Herrlichkeit.

In ihrer Massenhaftigkeit sind diese Hochflächen schön, wie die flachen Meeresküsten in ihrer Massenhaftigkeit. Der landschaftliche Reiz unserer individualisirten mitteldeutschen Gegenden liegt dagegen fast immer in der gesonderten Plastik einzelner Formen. So geht die landschaftlich ästhetische Bedeutung überall Hand in Hand mit der topographischen und ethnographischen. Das Lechfeld, von der historischen Sage wie von der Geschichte geweiht, ist eine Oede, baumlos, hügellos, eine unabsehbare braungrüne Fläche. Man hat sie mit einem erstarrten See verglichen. Aber gerade über dieser endlosen Oede schwebt im verglimmenden Abendsonnenschein ein dämonischer herzbewegender Zauber der tiefsten landschaftlichen Charakteristik. Und eben in dieser Erhabenheit der endlosen Oede überwältigt uns so recht der Gedanke, daß die Erde überall schön sei, denn sie ist überall Gottes.

2.

Seit uralten Tagen macht der Lech den Satz zu Schanden, daß die Flüsse nicht trennende Grenzlinien, sondern Verbindungslinien der Ufervölker seien. Mit strengster Präcision theilt sein Lauf von den Quellen bis zur Mündung nicht blos Südbayern in zwei Hauptgruppen, sondern alle südlich der Donau gelegenen deutschen Gaue in eine schwäbische und

eine bayerisch-österreichische Hälfte. Der Charakter des Bodens auf beiden Ufern bildet durchaus keinen entsprechenden Gegensatz, und doch hält der schmale Wasserstreif so scharfe Gegensätze des Volkscharakters mit der Genauigkeit einer mathematischen Linie aus einander. Er ist merkwürdiger Weise eine Völkerscheide, ohne zugleich eine Landesscheide zu sein. Lediglich in der äußern Figuration des Bodens liegt die Grenznatur: der Lech ist die senkrechte Linie von den Alpen auf die Donau gefällt, also die natürlichste Vertheidigungslinie gegen jedes durch die breite Heerstraße des Donauthales einfluthende Heer. Und so ward der natürliche Vertheidigungsgraben in so vielen Völkerkämpfen zum Grenzgraben, an welchem die zwei Hauptgegensätze süddeutschen Volksthums aus einander gehen. Selbst in seiner äußern Erscheinung ist dem Lech der Stempel eines strategischen Flusses, eines Vertheidigungsgrabens, aufgeprägt. Die wilde Strömung spottet der Schifffahrt und duldet wenig Uebergänge, und bevor die moderne Fabrikindustrie den unbändigen Gesellen in ihr Joch gespannt, richtete er sicher mehr Verwüstung an, als er Nutzen stiftete.

Schlägt man Specialkarten aus dem 18. Jahrhundert nach, so zeigt sich auf der schwäbischen Seite zwischen Lech und Iller ein so buntes Gewirr von allerlei Herrschaften — reichsstädtisches, augsburgisches, memmingisches, kaufbeuernsches ꝛc. Gebiet, markgräflich burgauisches, gräflich fuggerisches ꝛc., dazu ein halbes Dutzend geistlicher Territorien — daß sich diese Ecke Landes als Musterstück einer möglichst großen Gebietsconfusion auf möglichst kleinem Raum mit dem Erbaulichsten messen kann, was in dieser Art auf den modernen Karten Mitteldeutschlands noch stehen geblieben ist. Mit dem rechten Lechufer sind diese bunten Lappen auch schon auf den alten Karten wie abgeschnitten, und Altbayern beginnt hier als ein bereits centralisirtes, nur durch unbedeutende Enclaven unterbrochenes Land.

Aber die politische Zersplitterung der Ecke zwischen Iller und Lech war eine zufällige, nicht durch des Landes Art gebotene. Selbst die landschaftliche Physiognomie der Gegend symbolisirt dieses Verhältniß. Die Hochfläche zerklüftet sich zwar in zahllose Hügel, diese aber sondern sich nirgends zu selbstständig geschlossenen Massen ab. Das Bewußtsein der alten zufälligen Gebietsunterschiede wird gar bald bei der Bevölkerung vollends erloschen sein, aufgesogen durch den in unvordenklicher Verjährung eingewurzelten Hauptunterschied der schwäbischen und bayerischen Lechseite, den keine politische Verschmelzung so bald vertilgen wird. Nur eine Reminiscenz der alten Herrschaftsverhältnisse ist — wie fast überall — auch bei den bayerischen Schwaben des linken Lechufers noch unverloren, daß nämlich die Leute aus den ehemals geistlichen Gebietstheilen mit wehmüthigem Behagen der goldenen Zeit gedenken, wo sie noch unter dem Schatten des Krummstabes wohnten, — und das Maaß Bier nur zwei Kreuzer kostete.

Wie scharf die Lechlinie sich auch als Grenze der beiden Mundarten bewährt, dafür genüge ein einziges Beispiel. Auf dem linken Lechufer gehen gut drei Viertel aller Ortsnamen auf die Schlußbildung „ingen" aus, diese charakteristische Form der schwäbischen Ortsnamen, die im Herzen Schwabens bis zum Komischen die Alleinherrschaft behauptet. Also: Göggingen, Bobingen, Inningen u. s. w. So wie man aber den Fuß über den Fluß setzt, ist ostwärts schlechterdings kein „ingen" mehr aufzuspüren, dieselbe Form hat sich in „ing" verwandelt, welches in Bayern eben so charakteristisch vorherrscht wie „ingen" in Schwaben. Also: Mering, Statzling, Derching u. s. w. Diese Ortsnamen auf „ing" gehen aber, obwohl sparsamer, durch das ganze südlich der Donau gelegene Oesterreich fort bis zur ungarischen Grenze; auf der andern Seite läuft das schwäbische „ingen" durch Würtemberg und Baden nach dem Elsaß und erlischt erst in den Ostgrenzen von Lothringen und der Franche-Comté. Diese Consequenz, mit welcher sich die am meisten charakteristische Formbildung der Ortsnamen für ganz Süddeutschland am Lech abscheidet, zeigt uns recht, welch eine scharf gezeichnete Grenze der Volksstämme in diesem Fluß gegeben ist. Im Norden der Donau wird man die Grenzlinie zwischen „ingen" und „ing" da finden, wo die Marken des alten schwäbischen und fränkischen Reichskreises im Flußgebiet der Altmühl und der Wörnitz in einem Winkel mit dem bayerischen Kreise zusammenstoßen. In Franken kommen beide Endungen neben einander, doch nur sporadisch, vor. Vorzugsweise in Süddeutschland zeigt sich die Kreiseintheilung des Reiches, wie sie Kaiser Maximilian I. geschaffen, als großentheils trefflich begründet auf die natürlichen Länder- und Völkergrenzen. So hatte sie sich auch bei Bayern und Schwaben streng an den großen strategischen Grenzgraben des Lechbettes gehalten.

Heute noch hat der Lech auffallend wenig Brücken, und der Lokalverkehr zwischen beiden Ufern ist erstaunlich gering. Die nächste Brücke oberhalb der augsburger ist nicht weniger als sechs bayerische Stunden von dieser Stadt entfernt, bei dem Dorf Lechfeld, und obendrein nur für Fußgänger praktikabel. Sie ist mit einem Thor abgeschlossen, und eine gute Strecke seitab in den Wiesen steht das Haus des Pförtners und Brückenzollerhebers. Will man die Brücke passiren, so ruft man diesen Mann herbei, der uns mit dem Schlüssel zur Brücke begleitet, das Thor aufschließt und den Zoll erhebt, um dann wieder hinter uns abzuschließen. Diese eben so gemüthliche als gründliche Art der Brückengelderhebung und Controlle gibt ein Bild von der hier herrschenden Lebhaftigkeit des Verkehrs zwischen beiden Ufern.

In alten Tagen lag es im Interesse der Politik, möglichst wenige feste Brücken über den großen Grenz- und Vertheidigungsgraben des Lech zu bauen; die moderne Zeit aber hat in Bayern überhaupt noch nicht allzu viel von dem nachgeholt, was frühere Jahrhunderte im Brücken-

und Straßenbau versäumt haben. Der Abgeordnete v. Koch bemerkte in einem 1850 erstatteten Bericht über das Budget des Straßenbaues als etwas besonders Auffallendes, daß fast sämmtliche Brücken des Königreichs Bayern als gleichzeitig reparaturbedürftig aufgeführt seien!

Aeußerst wenige Dörfer liegen unmittelbar am Uferrande des Lech, die meisten sind bis auf eine Stunde Wegs landeinwärts geschoben; dagegen sieht man vielfach die verwachsenen Reste alter Wälle, Schanzen und Gräben am Wassersaum.

Im Allgemeinen ist auf der bayerischen Lechseite noch viel größere Abgeschlossenheit des Volkslebens, ältere Sitte, mindere Beweglichkeit der Entwickelung wahrzunehmen als auf der schwäbischen. Schon die Bauerntracht, obgleich nicht mehr ganz streng nach der Flußgrenze geschieden, macht dies anschaulich. Auf beiden Ufern sind alterthümliche Volkstrachten, aber das Datum der bayerischen ist das bei Weitem ältere. Wenn unsere heutigen Volkstrachten nichts Anderes sind als aus der Mode gekommene städtische Trachten, dann sind die Altbayern bei einer wenigstens um hundert Jahre früher abgelegten Garderobe stehen geblieben als die schwäbischen Bayern. Das rechte Lechufer trägt den Rock des 17., das linke des 18. Jahrhunderts. Dort hohe, spitze Hüte, kurze Wämser und lange, faltige Lederstiefel bei den Männern, und die über die Schultern emporgedrückten, ausgepolsterten Schinkenärmel der Frauen, hier das kleine, runde Hütchen oder der Dreimaster der Zopfzeit, lange Oberröcke mit stehendem Kragen, kurze Hosen mit Schnallenschuhen und Zwickelstrümpfen, oder auch kurze Hosen mit Schnallenschuhen und — keine Strümpfe, wobei der possirlichste Contrast von Natur und Etiquette auf Beineslänge zusammengerückt ist.

Warum sind aber diese Volkstrachten gerade bei diesem bestimmten Zeitpunkt stehen geblieben, warum nicht eben so gut bei einem frühern oder spätern? Und ist nicht beiläufig in demselben Zeitraum, wo der Dorfkirchenbau auf dem rechten Lechufer zu stehenden Formen erstarrte, auch die Volkstracht in diesen Gegenden für viele Geschlechter normirt worden? Wäre ein solches Zusammentreffen so ganz zufällig? Wenn ein Volk die Tracht einer bestimmten Periode auf Jahrhunderte beibehält, dann betont es damit jene Periode als die für sein ganzes nachfolgendes Kulturleben entscheidende, als die Periode, in welcher es, Hegelisch zu reden, den letzten „Ruck in seiner Weltgeschichte" gemacht hat.

Und trifft es nicht wunderbar mit dieser Fixirung der altbayerischen Volkstracht im 17. Jahrhundert zusammen, daß mit dem Beginn desselben Jahrhunderts auch das vorwärts drängende politische Leben in Bayern erstarrte? Die geistigen Kämpfe des 18. Jahrhunderts mit ihren Gährungen, Zersetzungen, Auflösungen, mit ihren Vorbildungen der Neuzeit sind für Altbayern kaum vorhanden gewesen. Das 19. Jahrhundert setzte hier gleichsam unvermittelt an das 17. an, das 18. war nur eine wie-

derholte Auflage des 17. gewesen. Dieser Umstand, daß Altbayern an der Hand seiner geistlichen Führer um das 18. Jahrhundert herumgekommen ist, mag gar manche Eigenthümlichkeit des Volkslebens wie neuerer politischer Zustände erst in das klare Licht setzen.

Auf dem rechten Lechufer sind bis zur Donau hinab buntbemalte Todtenbretter an allen Straßen aufgestellt, und überall prangt noch in den Dörfern der altbayerische Kirmesbaum, statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und übermalten kleinen Figuren geziert. Auf der linken Lechseite wird man so wenig ein einziges Todtenbrett oder einen Baum der Art*) finden, als einen Ortsnamen, der auf „ing" statt auf „ingen" auslautete. Es bekunden aber die Todtenbretter sowohl wie die Kirmesbäume einen eigenthümlichen monumentalen Sinn bei den altbayerischen Bauern. Ist Jemand gestorben, so wird ein Brett von Manneshöhe bunt bemalt mit den Sinnbildern des Todes, die Leiche wird eine Weile auf das Brett gelegt und dasselbe nachher mit einer Inschrift versehen, die gewöhnlich anhebt: „Auf diesem Brett ist todt gelegen der ehrengeachtete N. N." u. s. w. Diese Bretter werden an Feldwegen, bei Crucifixen und Heiligenhäuschen, an einem Acker des Verstorbenen, oder auch an seinem Lieblingsplatz, wo er sich in Feld oder Wald auszuruhen pflegte, aufgestellt. Mehrentheils findet man sie an den Grundstücken der einzelnen Familien, und zwar familienweise zusammengruppirt. Der Bauer hat keine Familiengruft, aber die „Monumenta" seiner Familie, wie sie auch oft ausdrücklich genannt sind, stehen bei einander auf dem ererbten Grundstück. Der Kultus der Leiche, welcher darin liegt, daß der entseelte Körper durch unmittelbare Berührung das Brett, auf dem er „todtgelegen", sich zu eigen weihen muß, hat etwas Schaudererregendes, und wenn der einsame Wanderer des Nachts am Saume des Waldes oder der Feldflur sich plötzlich von einem solchen Brett mit dem hellgemalten Todtenkopfe angegrinst sieht, so weckt das gerade nicht die behaglichste Stimmung. Und doch wohnt diesen bunten Brettern zugleich etwas Ehrwürdiges bei, sie sind einer der Uranfänge aller monumentalen Kunst, der in der vollen Naivetät des grauen Alterthums hier in unsere civilisirte Welt hereinragt. Ein roh bemaltes Brett, das sich in seinen Umrissen sogar oft der menschlichen Gestalt nähert, zum Gedächtniß eines Verstorbenen an seinem Acker aufgestellt, könnte eben so gut auf einer Südseeinsel landesüblich sein, als in Altbayern.

Der Kirmesbaum ist das Monument der Lebenden. Statt der Zweige sind breite Brettchen sprossenartig über einander in den Stamm gefügt, und auf denselben die Kirche des Orts und die vornehmsten Häuser in Schnitzwerk nachgebildet, dazu die Figuren der Bewohner, in ihren ver-

*) Der Kirmesbaum findet sich da und dort auf der schwäbischen Seite, aber allerdings sehr selten.

schiedenen Handthierungen begriffen. In den Rathhäusern unserer alten Reichsstädte haben unsere Vorfahren mitunter die Modelle ihrer Häuser, dazu Abbildungen der üblichen Trachten u. dgl. als ein ausdrückliches Vermächtniß für kommende Jahrhunderte niedergelegt. Ist ein solcher Baum, an dessen Stamm das Abbild des Dorfes mit allen seinen charakteristischen Figuren sich bis zum Gipfel rankt, nicht ganz dasselbe Vermächtniß, zwar nicht für kommende Jahrhunderte, aber doch vielleicht, wenn Sturm und Wetter gnädig sind, für die nächstfolgende Generation?

Dieses buntfarbige Bildwerk der verschiedensten Art, wozu auch noch die zahllosen ausgemalten Gedenktafeln für Verunglückte zu rechnen sind, hebt in den Alpen an, hält die Lechgrenze ein und verschwindet an der Donau. Auch der Schmuck der Bauernhäuser innen und außen mit allerlei Schnörkeln des Tünchers pflanzt sich aus den Alpen über die südbayerischen Hochflächen fort, gegen das Donauthal zu mehr und mehr verblassend. Es ist der Zug der alten Handelsstraße aus Italien, auf welchem diese rohen Aeußerungen des Kunstsinnes beim Volk noch immer fortleben. In den Städten der Gegend hat selbst der Mangel guter Pflastersteine den Vorwand zu künstlerischem Schmuck abgeben müssen, indem man die kleinen, dunklen und hellen Flußkiesel zu allerlei Rosetten, Sternen, Schachfeldern u. dgl. mosaikartig zusammenpflastert. Dasselbe findet sich auch in italienischen Städten.

Zu solch unläugbarem künstlerischem Instinct, der in allerlei Ueberlieferungen des südbayerischen Volkslebens sich erhalten hat, stehen wiederum so manche hervorstechende Züge massiven Wesens in grellem Contrast, jenes derben Materialismus, den der deutsche Norden so gerne in Verbindung bringt mit den vielberufenen 7½ Millionen bayerischen Eimern Bier, die jährlich im Lande gebraut werden. Der Zug des Plumpen und Massiven im Charakter des Volkes dieser rauhen Hochflächen spiegelt sich trefflich in einer bayerischen Variante zu einer hessisch-thüringischen Legende von der heiligen Elisabeth. Der frommen Landgräfin von Hessen verwandelten sich bekanntlich die Speisen, welche sie verbotener Weise den Kranken zutrug, in Rosen, als sie, von ihrem Gemahl ertappt, behauptet hatte, der Korb enthalte Rosen. Die heilige Radegundis, welche von den Anwohnern des Lechs verehrt wird, trug gleichfalls Speisen verbotener Weise den Kranken zu; als sie ertappt wurde, behauptete sie, sie trage Lauge und Kämme im Korbe, und Milch und Butter fand sich in Lauge und Kämme verwandelt. Das charakterisirt mitteldeutsches und oberdeutsches Volksthum: dort Rosen, hier Lauge und Kämme.

Jeder, der auch nur ein winzig Bruchstück des deutschen Volkes kennt, glaubt sich berechtigt, dieses Fragment für das deutsche Volk im Allgemeinen zu nehmen und demgemäß von den Ansichten, dem Bewußtsein, den Forderungen des Volkes zu sprechen. Das Bewußtsein des deutschen Volkes unterscheidet sich aber zumeist dadurch von dem der andern Völker

Europas, daß es sich in endloser Vereinzelung abstuft und nur in wenigen großen Grundzügen eines ist. Diese Bauern der südbayerischen Hochflächen, die so gut wie gar nicht politisch räsonniren, die in der überfüllten Schenkstube, wenn die Abendglocke das Ave Maria läutet, das Bierglas vom Munde setzen und in dem plötzlich kirchenstill gewordenen Raume, während vielleicht die Wirthin oder gar die Kellnerin den Abendsegen spricht, andächtig die Responsorien sagen, und wenn der letzte Ton der Glocke verklungen, wieder zum Bierglas greifen und weiter zechen wie die Bürstenbinder — diese Bauern sind eben so gut ein Stück deutschen Volkes, und zwar ein tüchtiges Stück, wie ihre viel aufgeklärteren Collegen in Baden oder Rheinpreußen oder sonstwo. Die groben Verbrechen gegen Person und Eigenthum: Mord, Todtschlag, Raub und Diebstahl, sind hier verhältnißmäßig noch häufiger unter dem rohen Volk; anderwärts wiegen die feineren selbst bei dem gemeinen Mann schon vor: Meineid, Fälschung, Betrug u. s. w. Wer will entscheiden, welches von Beidem für die tiefere Unsittlichkeit zeuge? Man erzählt sich von altbayerischen Orten, wo eine Kirmes nicht für eine recht lustige gilt, wenn nicht Einer wenigstens im Jubel todtgeschlagen worden ist. Das ist etwas zu viel Natur, aber doch eben noch Natur. Das Landvolk steht in dem weitaus größern Theil Süddeutschlands fast durchweg unter geistlichem Einfluß. Man muß darum in Sachsen oder am Rhein nicht glauben, daß dem „deutschen Volke" überhaupt der Weg zur Kirchenthüre bereits aus dem Gedächtniß gefallen sei. Das wunderliche Gemisch von natürlicher Rohheit und naiv religiöser und volkskünstlerischer Bildung macht den südbayerischen Bauern zu einer höchst anziehenden Charakterfigur. Gesteigert finden sich dieselben Züge bei den Tyrolern wieder, wo die blasirte Welt ja längst das Anziehende der Erscheinung herausgefunden hat. Der gemeine Mann auf den südbayerischen Hochflächen trägt zu jeder Jahreszeit einen schweren Tuchmantel, der aufgeklärte Bauer der mitteldeutschen Gebirgsgegenden meist einen luftigen Kittel. In Südbayern ißt man im Dorfe noch Fleisch, und zwar tüchtige Portionen, dazu auch häufig Weizenbrod, und trinkt ein kräftiges Bier. Auf den mitteldeutschen Hochflächen ist Fleisch längst eine große Rarität beim Bauersmann geworden, man hilft mit Kartoffeln und Käse aus, ißt schweres, nasses Hafer- oder Kartoffelbrod und trinkt Branntwein dazu. Das materielle Wohlbehagen ist im äußersten Süden wie im äußersten Norden Deutschlands das Charakteristische der Landbevölkerung, in der Mitte die vorwiegende Armseligkeit. Auch hierin liegt ein politisches Moment. Bei den südbayerischen Bauern, die doch immer noch auf einem Wagen mit ein paar schweren Pferden wettfahrend in die Stadt zum Markte kommen, ist der letzte Rest des alten städtischen Wohlstandes, der weiland in Augsburg Geschäfte mit 175 Procent Reingewinn machte, gleichsam aufs Land gezogen. Wenn ich in einem Dorfwirthshause nur die Hälfte der aufgetragenen mächtigen Fleischportion zu bewältigen ver-

mag und der Wirth überrascht mich durch die Darreichung von einem Bogen Papier, damit ich die andere Hälfte, weil sie ja bezahlt sei, zu mir stecken und mitnehmen möge, so zeugt das doch noch von Wohlstand und Solidität. Erkennt man nicht auch hierin, wie sich in Bayern die neue Zeit unvermittelt an die alte angesetzt hat?

Treten wir in unsere mitteldeutschen Dörfer, so fällt mehrentheils das Schulhaus, als der Palast im Dorfe, dem Wanderer zuerst ins Auge. In Südbayern ist dagegen mehrentheils das Wirthshaus der Palast im Dorfe, das Schulhaus findet man selten heraus. Aber neben dem Wirthshaus steht gemeiniglich die Kirche, und wenn das Wirthshaus am Sonntag Abend bis zum Erdrücken voll ist, so war doch die Kirche auch im Laufe des Tages nicht minder überfüllt. Es gibt mancherlei Volkserziehung, und aus sich selber bildet das Volk immer diejenige Pädagogik heraus, welche seiner Natur am angemessensten ist. Diese so grundverschieden geartete Natur der deutschen Volksstämme läßt sich vielleicht ausgleichen im Laufe der Jahrhunderte, aber gewiß nicht heute oder morgen. Wer so frischweg von dem Bewußtsein und den Bedürfnissen des deutschen Volkes im Allgemeinen spricht, der bringe es einmal erst dem südbayerischen Bauern bei, daß er die Erziehung der Schule über die Erziehung der Kirche setze, daß er links vom Lech einen spitzen und rechts vom Lech einen runden Hut trage, daß er Kartoffeln esse statt Kalbsbraten, daß andererseits der mitteldeutsche Bauer im Sommer einen schweren Tuchmantel überhänge statt eines Kittels, und daß die rheinischen Gastwirthe aus freien Stücken dem Gast einen Bogen Papier bringen, damit er den bezahlten, aber unverzehrten Rest seiner Mahlzeit mitnehmen könne. Wer das nicht fertig bringt, der muß auch nicht das ihn zunächst umgebende Bruchstück des deutschen Volks flugs für das ganze Volk nehmen.

---

2. Augsburg.*)

Von Donauwörth ging es, als wir Mittags aufgebrochen waren, wie im Fluge nach der berühmten ehemaligen Reichsstadt **Augsburg**, welche durch ihre Gewerbe, ihren Handel, ihren Reichthum, nebst **Nürnberg** die wichtigste Rolle unter allen Reichsstädten spielte. Es gab vor dreihundert Jahren hier Kaufleute, welche ganze große Länder in Amerika besaßen. So hatten z. B. die Welser, die hier lebten, die Kolonie Venezuela begründet. Ein anderer, **Fugger**, verbrannte die Verschreibung über eine große Summe, welche ihm Kaiser Karl V. schuldete, vor seinen Augen im Kamine über einem Feuer von Zimmtrinde, die damals mehr

*) Lustige Wanderungen durch Bayern, Tyrol und Salzburg (Leipzig 1842).

als jetzt kostete, und als man dem Kaiser Maximilian I. in Venedig einst eine große Menge Kostbarkeiten im Regierungspalaste zeigte, erwiderte er endlich gelassen: „Ich habe in Augsburg einen Leinweber, der das Alles gleich baar bezahlen kann!“ Damals zählte die Stadt 80,000 Einwohner. Jetzt ist sie nicht mehr von solcher Bedeutung und mag nicht halb so viel Bewohner zählen, aber ansehnlich ist sie immer noch, und wandelt man auf den Hauptstraßen, so stößt man noch auf viele Dinge, welche an die alte Pracht und Herrlichkeit erinnern. So konnten wir nicht genug die schönen Springbrunnen bewundern, wo die herrlichen Gestalten von Göttern und Göttinnen und Nymphen aus der griechischen Fabelwelt in Erz gegossen das Element des Wassers in der lockendsten mannigfachsten Art darbieten. Bald spielt unter diesen Gestalten der Herkules die Hauptrolle, ein andermal ist sie dem Merkurius zugetheilt. Dagegen ist auch Manches aus jener alten Zeit verschwunden. So wurde bekanntlich hier 1530 von den protestantischen Fürsten Deutschlands dem Kaiser Karl V. das von ihnen geforderte Glaubensbekenntniß übergeben, und so ansehnlich nun das Haus auch sein mußte, wo der Kaiser mit wohl 300 Fürsten und Grafen den Reichstag abhielt, so ist von aller solcher Herrlichkeit doch keine Spur mehr da. Dasselbe gilt von dem Hause, wo die schöne Philippine Welser wohnte, welche 1548 die Gemahlin des Neffen von Karl V. wurde.

Außerordentlich stattlich stellt sich das Rathhaus hier dar, auch noch in jener Zeit des Reichthums erbaut, 1615. So hoch, groß und geräumig ist wohl keines in einer Stadt Deutschlands, denn selbst das ebenfalls sehr ansehnliche in Nürnberg steht ihm nach. Besonders zeigt sich der unendliche Prunk, welchen in jener Zeit der Stadtsäckel machen konnte, in dem sogenannten goldenen Saale. Ja, mit Recht mochte er so genannt werden, denn das Auge wird von dem vielen Golde, womit alle Thürgewände und die großen Rahmen der Gemälde bedeckt sind, eben so geblendet, wie von der Größe und Höhe in Staunen versetzt. Allerdings aber mußte er auch schon stattlich sein, da hier sonst die Kurfürsten öfters zusammenkamen und zwei römische Könige gekrönt wurden. Es war Sonntag, wo er dem Publikum zum Besuchen offen steht, das sich auch in großer Menge eingefunden hatte. Vornehmlich fehlte es auch nicht an Landleuten aus der Umgegend. Diese alle waren nun so von Erstaunen und Bewunderung hingerissen, daß sie sich kaum mit leisen Worten darüber zu äußern wagten.

Auf den Straßen selbst gab es ein Gedränge, wie es bei uns zur Meßzeit stattfindet, und da es doch Sonntag war, so wunderten wir uns allerdings, alle Gewölbe offen zu finden, in welchen ein lebhafter Handel getrieben wurde. Manche waren so voll, daß kein Käufer mehr hinein konnte. Als wir uns nach der Ursache davon erkundigten, erfuhren wir, daß dies alle Sonntage, wenigstens in der bessern Jahreszeit,

der Fall zu sein pflege. Der Landmann komme da zu Fuß oder im Wagen mehrere Stunden weit her, um die Messe zu hören, dann aber seine Bedürfnisse einzukaufen und sich den Freuden zu überlassen, welche ihm in den zahlreichen Gasthöfen, Kaffeehäusern und durch das Zusammentreffen mit Freunden und Verwandten von andern Dörfern geboten werden.

Ein anderes Schauspiel eigener Art bot uns die St. Ulrichskirche dar. Als wir uns in ihr herumführen ließen, zeigte uns der Küster gar manches schöne Bild und die Todtenkapelle, welche sich die ehemals reiche Kaufmannsfamilie der Fugger hatte bauen lassen. Besonders freute es uns, daß sie hier auch einem alten Diener ihres Hauses ein Plätzchen gegönnt hatte, der 69 Jahre in ihrem Comptoir thätig gewesen war, als er 1608 starb. Auch ein kolossales bronzenes Kreuz rührte von dieser Familie her, ließ sich aber doch nicht mit dem hohen Altare vergleichen, der bis zum Kirchengewölbe oben hinanreichte und über und über mit Figuren bedeckt ist. Nun kamen aber auch Dinge, wo sich Jeder, der auf dem Standpunkte norddeutscher protestantischer Anschauungsweise war, wenigstens wundern mußte, wie ein denkender Mensch daran Geschmack finden kann und ihnen wohl gar Verehrung zollt. In einem silbernen vergoldeten Sarg lag ein mit Gold- und Silberstoff bekleidetes Todtengerippe. Es soll von einem Manne sein, welcher Ulrich hieß und ein Heiliger war, d. h. ein Mann gewesen ist, der so außerordentlich gut und rechtschaffen lebte, daß er beim lieben Gott immerfort in ganz besonderer Gnade steht, und bei diesem durch seine Vorstellungen und Bitten bewirken kann, was andern Sterblichen nicht vergönnt ist. Nun steht freilich geschrieben: „Wenn wir Alles gethan haben, was wir zu thun schuldig sind, so sind wir doch nur unnütze Knechte", d. h. wir haben gerade nur gethan, was unsere Pflicht ist, denn mehr kann der Mensch nicht thun, und mehr also hat auch weder der heilige Ulrich, noch sonst ein anderer Heiliger oder eine Heilige thun können; aber liegt nicht dennoch im katholischen Dogma von der Fürbitte der Heiligen ein tieferer Sinn und mehr Wahrheit als die Protestanten meinen? Wird nicht das Sündenbewußtsein mächtig angeregt, wenn der Gerechte für den Ungerechten Fürbitte einlegen muß, wie einst Abraham für Sodom und Gomorrha, und wird nicht eben dadurch die solidarische Einheit und Gegenseitigkeit der Menschen vor Gott und der moralischen Weltordnung ausgesprochen? Freilich wird von der Menge der Glaube leicht in den Aberglauben verkehrt! So suchte man Hilfe von einem Zahne des heiligen Ulrich, und seinem Becher oder Kelche. Wer das Fieber hatte, suchte um die Gunst nach, aus diesem einen Trunk zu thun, indem ein Zahn des heiligen Mannes am Kelche hing. Ein Kamm des Heiligen sollte ein treffliches Mittel gegen Schwindel, Ohnmacht und Hauptwehe sein. Damit das Maaß voll wurde, verkaufte man die Erde, in welcher der Heilige begraben gewesen war, als ein unfehlbares Rattengift. Außer

den Gebeinen desselben waren eben so die Gebeine einer heiligen Afra und ihrer Magd hier, die auch so aus Gold- und Silberstoff entgegenstarrten.

Der heilige Ulrich wurde gerade bei unserer Anwesenheit, weil sein Gedächtnißtag war, recht feierlich celebrirt. Die Kerzen flammten, vielleicht ihrer hundert; Musik, Orgel, Messe, Alles wirkte zusammen, um das gläubige Volk festlich zu stimmen. Das Gedränge war groß. Aber wie lebhaft ging es erst auf dem Kirchhofe zu! Hier reihte sich Bude an Bude mit Pfefferkuchen, Rosenkränzen, Heiligenbildern, Gebetbüchlein, Crucifixen und ähnlichen Dingen, und die Bauern drängten sich fast zum Schlagen, wer zuerst kaufen könnte. Besonders eine große Bude war gleichsam umlagert. Die beglückten Käufer, welche mit ihrer Beute herauskamen, verzehrten sie meist sogleich. Ich fragte den Einen und den Andern, was er denn habe und esse, aber war nicht im Stande, ins Klare zu kommen, und so gab ich den Meinigen einen Wink, beisammen zu bleiben, indem ich selbst mich zum Verkäufer drängte, der nicht Augen und Hände genug haben zu können schien. Glücklich erwischte ich zwei Stück des Wundergebäcks. Es waren zwei tellergroße Oblaten, ringsum mit Crucifixen und Heiligenabbildungen bedeckt, dünn wie ein Mohnblatt, aber durch die Abbildungen ausgezeichnet und vielleicht auch besonders geweiht. Als wir endlich aus dem Getümmel herauskamen, wanderten wir dem Thore zu. Die schönen Straßen zeigten in ungewöhnlicher Menge auch reichgefüllte Gold- und Silbergewölbe. Goldene Monstranzen, Crucifixe von Silber, von Silber und vergoldet, goldene und silberne Häubchen für die Frauen und Mädchen des Bürgerstandes, Ringe, Ketten, oft in vielfachen Schnuren bestehend, und so vieles Andere ladete die Vermögenden ein, zu kaufen, was zu Schmuck und Zier dient. Die Meinigen wunderten sich nicht wenig über so vielen Prunk.

„Ihr müßt daran denken", sagte ich ihnen, „daß Augsburg wegen seiner Gold- und Silberarbeiten vor 100, 200 und 300 Jahren weltberühmt war. Es ging von hier aus an alle Höfe das Schönste und Kostbarste, was man in getriebener, gegossener und jeder andern Façon von solcher Art zu haben wünschte. Jetzt ist nur noch, so groß Euch auch die Vorräthe davon dünken, ein Schatten jenes Verkehrs. Selbst noch vor 50 Jahren war viel mehr desselben. So ließ ungefähr im Jahre 1780 die Kaiserin Katharina von Rußland sechs silberne Tafelservice hier fertigen, wovon jedes auf 40 Personen berechnet war."

„Ich muß Sie doch auch auf Etwas in unserer Stadt aufmerksam machen", bemerkte, sich an uns anschließend, bescheiden und höflich ein Bürger, der es uns ansah, daß wir Fremde waren.

Er zeigte uns seitwärts ein ziemlich unansehnliches Thor mitten in der Straße.

„Hier geht es in die Fuggerei hinein!" belehrte er uns. „Etwas Schönes finden Sie nicht, aber etwas sehr Nützliches. Die sonst so

reichen Fuggers bauten hier nämlich eine kleine Stadt in der Stadt; sie besteht aus 51 Häusern, hat drei Thore und ihre eigene Kirche. Die Häuser aber alle dienen, unbemittelten Bürgern freie Wohnung zu geben. Ist das nicht dankenswerth?"

Wir freuten uns, daß sich diese so reiche Kaufmannsfamilie solch ein Denkmal gebaut hat, das besser wie jedes von Erz und Marmor ist, und gelangten so auf die schöne Promenade, welche sich um die ansehnliche Stadt auf dem Walle herumzieht. Sonst war Augsburg eine sehr bedeutende Festung, und im Nothfall kann es noch durch seine hohen Mauern, tiefen Gräben, starken Wälle einigen Widerstand, mindestens gegen ein schwaches feindliches Corps leisten. Im Kriege 1805 und 1809 war es namentlich zu diesem Zwecke nöthigenfalls ausersehen worden. Allein die Wälle bieten jetzt doch zunächst einen trefflichen Spaziergang, indem an der einen Seite überall freundliche Gärten und Landhäuser entgegentreten. Ehemals war unter diesen Gärten besonders der Schauer'sche berühmt. Zu Ende des 17. Jahrhunderts hatte nämlich ein Chemiker und Arzt, Johann Kaspar Schauer, einen Balsam, ein Arzneimittel erfunden, welches gegen alle Uebel helfen sollte und in der ganzen Welt solchen Absatz fand, daß der Mann nur der reiche Schauer hieß. Er legte sich nun einen Garten an, welcher durch Spaliere, Grotten, Gewächs- und Vogelhäuser, Fontainen, Bildsäulen fast so berühmt wurde, wie der Balsam, der das Geld dazu verschafft hatte. Jetzt aber wußte in Augsburg kaum Jemand noch, ob ein Nachkomme von ihm, ob sein Balsam und sein Garten existirt.

Einer der herrlichsten Punkte in der unmittelbaren Umgebung Augsburgs, ja innerhalb der Stadt selbst gelegen, ist der Lug ins Land, eine mäßige Anhöhe, von welcher man weit in die Umgegend lugen kann. Die Einwohner kommen auf diesem herrlichen Punkte in großer Menge zusammen, wie in Dresden z. B. auf der Brühl'schen Terrasse. Mit dieser stellten wir unwillkürlich einen Vergleich an, freilich zum Vortheil jener, denn hier liegt Alles zu weit aus einander, um malerisch zu sein. Ferne Berge und Dörfer, deren wir wohl einige zwanzig zählten, ziehen sich unten am Horizonte hin; statt der Elbe rauscht hier auf der einen Seite der Wertachfluß, welcher nördlich von Augsburg in den hier sehr ansehnlichen Lech fällt, und die das Thal desselben begrenzenden Berge ließen wiederum an unsere heimischen Elbberge denken. Wir besuchten zwei Mal diesen herrlichen Punkt, der, je länger man hinaus und im Kreise herumsah, immer neue Gegenstände entdecken ließ. Der weite Raum zwischen Wertach und Lech ist das in deutscher Geschichte so berühmt gewordene Lechfeld, wo 955 Kaiser Otto die Ungarn und 1651 Gustav Adolf den Tilly schlug. So fehlte es auch auf dieser Ebene nicht an merkwürdigen Punkten und Bemerkungen. Da uns der liebe gute Hans Gerstenkorn dabei Gesellschaft leistete, und die Bürger,

welche gleich uns an der herrlichen Aussicht sich laben wollten, alle recht freundlich und gesprächig waren, so konnten wir uns nur mit Mühe endlich davon trennen.

Ehe wir unsere Reise nach Süden fortsetzten, besuchten wir noch die große Cotta'sche Buchdruckerei, wo die durch die ganze Welt verbreitete Allgemeine Zeitung mittelst einer Dampfmaschine gedruckt wird, indem zwei Knaben beschäftigt sind, die ungedruckten Bogen Papier in die Presse zu legen und sie bedruckt unten wieder herauszulangen, und dies geht so schnell, daß jeder von ihnen gerade genug zu thun hat, hineinzulegen und wegzunehmen. Was 60 Drucker auf gewöhnlichen Pressen liefern könnten, geht jetzt aus der Hand von ein paar Knaben hervor, welche von Zeit zu Zeit abgelöst werden, nicht weil ihre Arbeit die Kräfte erschöpft, wohl aber durch die Einförmigkeit ermüdet und sie also zum Einschlafen verleiten könnte. Da die Alles in Bewegung bringende Maschine in einem Nebengemache arbeitet, so scheint die Druckerpresse selbst von einer unsichtbaren Hand in Bewegung gesetzt, und in älterer Zeit würde man den Besitzer einer solchen Maschinerie für einen Genossen des Teufels gehalten, deshalb aber vielleicht auf die Folter und den Scheiterhaufen gebracht haben. Wenn Ihr, lieben Leser, einmal nach Augsburg kommt, so vergeßt nicht, diese merkwürdige Druckerei zu besuchen. In Leipzig hat der gleich sehr berühmte Buchdrucker F. A. Brockhaus ebenfalls eine solche, und so findet Ihr auch hier Gelegenheit, den Mechanismus kennen zu lernen, welcher in wenig Stunden vollbringt, was sonst Wochen nöthig gemacht hätte.

Als wir aus der Druckerei herauskamen, war die Stunde da, wo die Gemäldegallerie geöffnet wurde. Das sonst reiche Augsburg hatte nämlich einer großen Menge Maler Gelegenheit gegeben, ihre Talente geltend zu machen. Theils kamen sie von auswärts, um für die hiesigen Kirchen oder kunstliebenden augsburger Kaufherren zu arbeiten, theils waren sie in der Stadt selbst zu Hause. So war z. B. der weltberühmte Titian einmal einige Zeit hier, für die reichen Fuggers zu malen, welche ihm 3000 Kronen zahlten, was jetzt vielleicht 10,000 Thaler thun würde. Was nun von solcher alten guten Zeit sich noch erhalten hat, ist in einer ehemaligen dazu umgebauten Kirche schön aufgestellt und steht alle Sonntage, so wie mehrere Mal in der Woche zum Anschauen für Jedermann da. Die Stadt dankt dies dem Könige von Bayern, ihrem Herrn, einem der kunstsinnigsten Fürsten, der auch für Nürnberg auf solche Weise gesorgt hat.

3. Nürnberg.*)

So flüchtig die Eindrücke sind, die eine Fahrt mit der Eisenbahn von den Gegenden zurückläßt, durch welche man mit der ruhelosen Eile eines Schnellzuges hindurchbraust, so werden doch Jedem, der von Hof in das Mainthal hinabsteigt, unvergeßlich schöne Landschaftsbilder sich darbieten, falls Wetter und Jahreszeit ihn begünstigen und die Tagesstunde eine vortheilhafte Beleuchtung hinzufügt. Ich erblickte sie zuerst in der Nachmittagssonne eines der letzten Augusttage. Die waldigen Bergzüge, die sich in wechselnden Linien, bald weite Fernsichten öffnend, bald den Weg zu malerischen Schluchten verengend, zu beiden Seiten der Bahn hinziehen, schillerten breits in den Farben des herannahenden Herbstes. Culmbach, am Fuße eines kegelartigen Hügels, dessen Spitze mit einem alten Schlosse — jetzt zur Strafanstalt verwendet — gekrönt ist, gelegen, gewährt einen pittoresken Anblick. Bei Lichtenfels mündet das Mainthal in die fränkische Ebene. Diese Stadt liegt in einem breiten Gebirgspasse, auf der südöstlichen Seite von dem Kloster Vierzehnheiligen überragt, während auf den westlichen Bergen jenseits des Mains die Thürme vom Kloster Banz in stolzer Schönheit sich erheben. Wendet man von der nächsten Station seine Blicke auf diese großartige Scenerie zurück, so stellt sie sich noch ungleich schöner dar. Jetzt erst fällt die kühne, weitherrschende Lage des Klosters Banz in die Augen. Die schrägen Strahlen der allmälig sinkenden Sonne färbten seine prächtigen Gebäude, so wie die von Vierzehnheiligen auf den gegenüberliegenden Bergen, und brachen sich auf den Scheiben der zahlreichen Fenster; die ganze Gegend erglühte in der prächtigen Beleuchtung des Abends. Die Bahn verläßt später den hier noch ziemlich schmalen und seichten Main und wendet sich südwärts. An ihrer östlichen Seite ziehen sich in mäßiger Entfernung die Abhänge der fränkischen Schweiz hin, während man nach Westen hin die blauen Berge der Rhön dem Laufe des Mains folgen sieht. Bamberg liegt vor uns. Die Ufer der Regnitz bedeckend und am Michaelisberge sich heraufziehend, bildet die alte Bischofsstadt ein Gemälde von wunderbarem Reize. Inmitten desselben auf einem Absatze des Michaelisberges ragt der Dom mit seinen vier schlanken Thürmen empor; selbst von der beträchtlichen Entfernung des Bahnhofes aus erräth das Auge den edlen Styl und die schönen Umrisse dieses stolzen Gotteshauses. Auf der Südseite der Stadt erhebt sich auf einem Berge die Altenburg. Hinter Bamberg verflacht sich die Umgebung mit den weiter zurückweichenden Bergen. Als der Zug Erlangen erreichte, stieg der Vollmond im Osten auf, und mir ward somit der Genuß, die Mauern und Thürme der ehemaligen Reichsstadt Nürn-

---

*) Grenzboten, IV, 1852.

berg zum ersten Male in dem Zauber eines vollen und klaren Mondlichtes zu erblicken.

Nürnberg und Danzig theilen den Ruf, unter den deutschen Städten am getreuesten die Formen der mittelalterlichen Bauart bewahrt zu haben. Fand ich auch, als ich am Morgen nach meiner Ankunft durch die Stadt schlenderte, meine etwas hochgespannten Erwartungen in dieser Beziehung nicht ganz befriedigt, so muß ich doch gestehen, daß ich keine Stadt kenne, die ein so harmonisches Bild altdeutschen Wesens gewährt, als Nürnberg. Es übertrifft hierin nach meiner Ansicht Danzig bei Weitem, indem es weniger durch moderne Zuthaten beeinträchtigt ist. Nürnberg behauptet seinen mittelalterlichen Charakter mit viel größerer Treue. In den Haupttheilen der Stadt sind mir nur drei Gebäude aufgefallen, die davon abweichen, das Rathhaus, das Theater und die Egidienkirche, deren Entstehung vom Anfang des 17. und 18. Jahrhunderts datirt. Erker erblickt man bei Weitem nicht an allen Häusern, vielleicht kaum an dem dritten Theil derselben, aber sie sind hier von feiner, zierlicher Bauart. Noch sehr viel seltener stößt man auf gothische Wölbungen der Fenster und Thüren. Auch die in vielen alten Städten herrschende Gewohnheit, die Häuser mit den Giebeln nach der Straße hinauszubauen, findet sich in Nürnberg im Ganzen nicht häufig. Die Rücksicht der Raumersparung hat hier offenbar weniger obgewaltet. Die Hauptstraßen sind überall von erträglicher, zum Theil von beträchtlicher Breite, und eine solche Unzahl kleiner Gäßchen, wie an andern Orten, ist hier nicht vorhanden. Die innere Stadt Leipzigs und Frankfurts a. M., mit Ausnahme der Zeil, sind viel enger gebaut, als Nürnberg. Der mittelalterliche Charakter der Stadt bewährt sich aber darin, daß selbst diejenigen Privathäuser, welche keine hervorstechenden Merkmale der Vergangenheit an sich tragen, in ihrer allgemeinen Bauart dem Styl derselben homogen sind. Alle Häuser sind aus Stein gebaut; die meistens kleinen und tiefeingeschnittenen Fenster zeigen Festigkeit der Mauern. Die öffentlichen Denkmäler und Bauwerke, die schönen gothischen Kirchen, die auf das Reichste in gothischer Bauart ausgeführten und verzierten Brunnen, die steinernen Brücken, die stets in *einem* Bogen über die Regnitz gespannt sind, erfüllen überall die Phantasie mit mittelalterlichen Vorstellungen, zu denen die Privathäuser, die Straßen und Plätze nur den Rahmen abgeben. Zudem herrscht in allen besseren Stadttheilen große Reinlichkeit und Sauberkeit.

Was aber Nürnberg vor allen mir bekannten Städten voraus hat — sind seine alterthümlichen Befestigungswerke. Dieselben sind noch so gut erhalten, daß es von dem bayerischen Kriegsministerium unter die „Waffenplätze" gezählt wird, obwohl auf seinen ausgedehnten Mauern nicht ein einziges Geschütz zu erblicken ist. Desto anziehender ist der Anblick der Mauern selbst. Rund um die Stadt läuft ein tiefer, jedoch trockener, ausgemauerter Graben, über welchen Brücken zu den Haupt-

thoren, Stege zu den kleineren Eingangspforten führen. Die Stadt hat jetzt im Ganzen zehn Thore. Die vier Hauptthore, das Spittler-, Frauen-, Laufer- und neue Thor sind durch gewaltige Thürme geschützt; sie sind in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Georg Unger erbaut. Die Zahl der kleineren Thürme ist ausnehmend groß. Der obere Kranz der letzteren ist zum großen Theil abgebröckelt; an manchen Stellen befinden sich jetzt öffentliche Etablissements darauf mit kleinen Gärten, in denen die Nürnberger an heiteren Abenden sich des Biers und der hübschen Aussicht erfreuen.

Die Regnitz theilt die Stadt in zwei fast gleiche Hälften und scheint stets ein gelber, trüber und schmuziger Strom zu sein. In ältester Zeit beschränkte sich Nürnbergs Ausdehnung auf das nördliche Ufer des Flusses. Nach dem Jahre 1130 wurde es erweitert und auf das südliche Ufer ausgedehnt, und in einer zweiten Erweiterung, die 1350 begann und 1427 vollendet wurde, erhielt es seine jetzige Gestalt.

Die größeren Hauptstädte Deutschlands, Berlin, Wien, München und Dresden ausgenommen, bietet keine deutsche Stadt dem Besucher so viele Kunstschätze dar als Nürnberg. Sind seine derartigen Sammlungen auch nicht so groß als die von jenen Städten, so behaupten die seinigen dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter, daß sie in Bezug auf altdeutsche Kunst und Malerei den ersten Rang einnehmen. Und Nürnberg hat das Recht, auf diese Besitzthümer stolz zu sein, mehr als irgend eine andere Stadt. In großen Residenzen sind entweder auf Staatskosten, oder durch die Freigebigkeit der Fürsten große Bauwerke aufgeführt oder Sammlungen und Gallerien angehäuft. Was Nürnberg besitzt, ist eine rühmliche Erbschaft seiner großen Vergangenheit, und ist die kleine reichsfreie Republik auch untergegangen im Laufe der Jahrhunderte, so sind doch die Denkmäler jener Zeiten, welche die Schultheißen und Staatsmänner Nürnbergs in den Rathsversammlungen der Kaiser eine gewichtige Stimme führen sahen, den Enkeln als ein werthvolles Vermächtniß geblieben.

Mein erster Besuch galt der Lorenzkirche; sie ist unstreitig die bedeutendste aller Kirchen Nürnbergs und eine der ersten Deutschlands. Sie ist durchaus im germanischen Styl gehalten, und nur wenige Gotteshäuser aus dem Mittelalter theilen mit ihr diesen Vorzug. Sie wurde 1278 begonnen und 1477 mit Vollendung ihres zweiten Thurmes beendigt. Die Höhe der Thürme ist etwa 300 Fuß. Sie sind nicht in der feinen durchbrochenen Arbeit, wie der Thurm des straßburger und freiburger Münsters, sondern massiv, mit spitzen Dächern, jedoch reich verziert. Die Front ist besonders schön, sowohl das reiche Portal, als auch die über demselben sich befindliche Rose oder der Stern. Die Kirche ist 312 Fuß lang, 82 Fuß breit und hat drei Schiffe; das Mittelschiff ist 76 Fuß hoch. Sie ist aus einem röthlichen Sandstein erbaut, welcher im Laufe der

Zeit eine fast schwarzgraue Farbe angenommen hat. Da sie inwendig nicht angestrichen ist, so gibt diese dunkle Färbung ihren weiten Räumen einen ehrfurchtgebietenden Zauber. Die alten Fenstermalereien am Chor sind von hohem Werth; am höchsten wird das Valkammer'sche Fenster geschätzt, den Stammbaum Christi darstellend; auf einem andern sind die Dürer'schen Apostel nachgebildet. Unter den Kunstwerken der Lorenzkirche nimmt das Sacramentshäuschen von Adam Kraft, gewiß eine der feinsten und kunstreichsten Steinarbeiten, die wir aus dem Mittelalter besitzen, die erste Stelle ein. Es ist ein 64 Fuß hohes Gebäude, dessen verschiedene Abtheilungen Scenen aus dem Leben Christi enthalten, während das Ganze von knieenden Figuren, dem Meister und seinen Gesellen, getragen wird; es wurde im Jahre 1506 aufgestellt. Altar und Kanzel sind neu nach Zeichnungen von Heideloff. Von der Decke des Chors herabhängend erblickt man eines der schönsten Schnitzwerke von Veit Stoß, den englischen Gruß. Unter den in der Kirche enthaltenen Gemälden ist manches Schätzenswerthe. Die 14 Heiligen und die Entdeckung des ächten Kreuzes durch die heilige Irone von Wohlgemuth sind mir erinnerlich. Ueber den kleinen Altären in den Seitenschiffen befinden sich Holzschnitzereien von vorzüglicher Feinheit; die Gesichter, die Hände sind mit einer solchen Wahrheit wiedergegeben, wie man es kaum für möglich hält, daß es aus diesem Stoff geschehen kann. So ist z. B. der heilige Konrad und der heilige Joseph da. Letzterm verdankt man eine kleine Bilderstürmerei; der gegenwärtige Seelsorger der Marthakirche, die 1800 der reformirten Confession eingeräumt wurde, entdeckte bei seinem Amtsantritt in ihr den heiligen Joseph. Derselbe wurde sofort hinaus und auf die Flucht bis zur Lorenzkirche getrieben, die ihn gastfreundlich aufnahm. Das Einzige, was innerhalb der Lorenzkirche ihrem sonst streng gothischen Charakter widerspricht, ist ein Denkmal der Markgräfin Sophie von Brandenburg im Rococogeschmack; es rührt aus dem Jahre 1649 her.

Die Lorenzkirche steht auf einem mäßig großen Platze und ist von allen Seiten frei und dem Anblick zugänglich. Sie ist auf das Vortrefflichste erhalten. Jedoch ist ihr Styl nicht mehr der gothische in seiner höchsten Reinheit und Vollendung. Es zeigt sich vielmehr einige Schwerfälligkeit, und ohne daß die Feinheit der Arbeit erreicht ist, die wir am straßburger Münster und am kölner Dom bewundern, macht sich eine gewisse Ueberladung fühlbar.

Zunächst der Lorenzkirche steht an architektonischem Werthe die des heiligen Sebald. Sie ist ungefähr von derselben Größe und Höhe, erreicht jedoch die erstere bei Weitem nicht an Schönheit und Einheit des Styls. Da sie bedeutend älter ist, so findet sich viel Romanisches in ihr; von außen ist sie viel roher und schmuckloser. Das Schiff ist schwerfällig und gedrückt und eine Mischung verschiedener Baustyle. Es soll eine Mischung von gothischem, byzantinischem und maurischem Style sein. Der Chor

ist dagegen rein gothisch und erhebt sich auf schlanken Bogen bis zu 80 Fuß. Leider ist diese Kirche im Innern gelb angestrichen. Von den in ihr enthaltenen reichen Kunstschätzen ist vor Allem das berühmte Sebaldsgrab von Peter Vischer zu nennen. Mainberger sagt in seinem Handbuch: „Es ist aus 120 Centner Metall von P. Vischer und seinen fünf Söhnen in den Jahren 1506—1519 gegossen, in einer Höhe von 15 Fuß, einer Länge von 8 Fuß 7 Zoll, und einer Breite von 4 Fuß 8 Zoll. Die an demselben befindlichen Apostel sind 1 Schuh 11 Zoll hoch. Ueber diesen stehen 12 Kirchenväter, dann sind noch mindestens 72 größere und kleinere Figuren zur Ausschmückung angebracht. Nach oben wölbt es sich zusammen und wird in drei Abtheilungen durch 45 Thürmchen und Zinnen geschlossen. Auf der höchsten Spitze thront das Christuskind. Ueber dem mit Gold- und Silberblech überzogenen, 5 Fuß 10 Zoll langen, 1 Fuß 7 Zoll breiten, 1397 gefertigten Sarge sind Basreliefs, Scenen aus der Legende Sebald's darstellend. — Das Denkmal kostete 2042 Gulden 6 Pf. 21 Heller, da Peter Vischer für den Centner 20 Gulden erhielt." Die einzelnen Figuren des Denkmals sind sämmtlich von hohem Kunstwerth, vor Allem aber die 12 Apostel; eben so sind auch die Glasmalereien der Kirche werthvoll. Eine Grablegung Christi wird als nach Dürer gemalt angegeben; wahrscheinlich nach einer seiner Zeichnungen. Dies ist der Fall mit einer Tafel, gemalt von Hans von Culmbach, dem besten Schüler Dürer's; in der Mitte derselben sind Maria, Katharina, Barbara, rechts Petrus und Laurentius, links Johannes und Hieronymus. Die beiden letzten Figuren sind vorzugsweise schön und ausdrucksvoll. Die Sebalduskirche ist außerdem reich an Arbeiten von Veit Stoß und Adam Kraft.

Von den anderen Kirchen Nürnbergs ist keine mit den vorhergehenden weder als Bauwerk, noch als Ort für aufbewahrte Kunstschätze zu vergleichen. Die Frauenkirche, die seit 1816 dem katholischen Kultus überlassen ist, zeichnet sich durch ein schönes, dem großen Markt zugewandtes Frontispice in reichem, gothischem Style aus.

Eine interessante Eigenthümlichkeit, die Nürnberg aus der Zeit seiner Blüthe sich erhalten hat, sind die vielen zierlich und fein gebauten Brunnen, von denen der sogenannte „schöne Brunnen", an einer Ecke des großen Marktes befindlich, bei Weitem den Vorrang verdient. Es ist derselbe eine kunstvoll ausgeführte Steinpyramide von 60 Fuß Höhe, in der Mitte des 14. Jahrhunderts erbaut. In der untern Abtheilung befinden sich 16 Figuren von 4 Fuß Höhe, die außer den sieben Kurfürsten eine seltsame Gesellschaft bilden. Nämlich Chlodwig, Gottfried von Bouillon, Karl der Große, Judas Makkabäus, David, Josua, J. Cäsar, Hektor und Alexander. Eine bunte Zusammenstellung. Die Abtheilung über ihnen enthält Moses und die Propheten. Ein anderer Brunnen, der hinter der Frauenkirche am Obstmarkte liegt, stellt einen Bauer vor, der zwei Gänse

unter dem Arm trägt und das „Gänsemännchen" genannt wird; er ist hübsch und charakteristisch ausgeführt. Der Meister, von dem er herrührt, ist Pankraz Labenwelf, ein Schüler Vischer's.

Das nürnberger Rathhaus, das in völligem Contrast mit der überall in der Stadt vorherrschenden altdeutschen Bauart steht, ist in den Jahren 1616—1619 erbaut und ganz in dem finstern, schwerfälligen, sogenannten Jesuitenstyl gehalten. Es ist 275 Fuß lang, liegt der Sebalduskirche gegenüber und in einer nicht sehr breiten Straße und verliert dadurch selbst sehr. Ein altdeutsches Stadthaus, wie in Leipzig oder Breslau, würde besser an seiner Stelle sein. Die Hofgebäude gehören noch dem frühern Rathhause an, sind aber ohne architektonische Bedeutung. Ein Ueberrest des letztern jedoch, der große Rathhaussaal, ist des Besuches werth. Er ist auf eine Weise in den neuen Bau gefügt, der dem oberflächlichen Beschauer verborgen bleibt. Er ist 80 Fuß lang und 30 Fuß breit. Die Decke, die aus einer großen, runden und glatten Wölbung besteht, ist von Holz. Und doch war er vor Jahrhunderten der Schauplatz fürstlichen Glanzes; hier wurden öfters Reichstage gehalten. In einer Ecke steht noch der schmucklose Lehnsessel, von dunklem Eichenholz, dessen sich die Kaiser bedienten. Was den Saal indeß noch heute sehenswerth macht, sind drei lebensgroße Wandgemälde von Albrecht Dürer. Zunächst dem Fenster ist die Allegorie, der „ungerechte Richterspruch", befindlich. An dem einen Ende ist auf einem Stuhle sitzend der Richter, vor ihm ein knieender Jüngling, die verfolgte Unschuld darstellend, welche durch die verschiedenen Laster, die sie verfolgen, bedroht wird. Die letzteren sind in männlichen und weiblichen Figuren personificirt, deren geniale Auffassung von der Meisterschaft des großen Malers Zeugniß gibt.

Leider hat das Gemälde durch Risse, Flecken und theilweise Verwischung der Farben sehr gelitten. Zunächst dem ungerechten Richterspruch ist eine Gruppe Musikanten, die städtische Musikbande zu Dürer's Zeiten darstellend. Die Charakteristik der einzelnen Gesichter ist von glänzender humoristischer Wirkung. Den größten Theil der Wand bedeckt ein Triumphwagen Maximilian's I., mit Pferden bespannt, deren jedes Paar von einer weiblichen Figur am Zügel gehalten wird. Der alte eingeschrumpfte Kaiser sitzt auf dem, dem Anscheine nach höchst unbequemen Fuhrwerk. Das gewiß sehr ähnliche Gesicht fällt durch seine außerordentlich große habsburgische Nase auf; von dem „letzten Ritter", dem kühnen Jäger auf der Martinswand, ist in diesem abgelebten Greise keine Spur mehr übrig.

In dem kleinen Rathhaussaale werden jetzt Sitzungen des Gemeinderaths gehalten. Seine Dimensionen sind unbedeutend; indessen werden die Deckengemälde gerühmt. Im obern Corridor ist eine kunstvolle Stuccaturarbeit, ein im Jahre 1446 abgehaltenes Gesellenstechen in Lebensgröße vorstellend.

Die ehemals kaiserliche Burg in Nürnberg ist ein alter verwitterter Bau, verbunden mit einer Anhäufung von Nebengebäuden, Thürmen, Mauern. Von außerhalb der Stadt gewährt sie gerade durch die regellose Mischung ihrer verschiedenen Bestandtheile einen pittoresken Anblick. Von der Majestät eines Kaisersitzes ist aber keine Spur zu finden. Die alten deutschen Kaiser scheinen überhaupt nirgends besonders großartig gewohnt zu haben; vergleiche man dagegen das Hochmeisterschloß, die Marienburg, damit. Diese nürnberger Burg würde sich ihr zur Seite wie ein Schwalbennest neben einem Adlerhorst ausnehmen. Das Aeußere ist immer noch viel imposanter als das Innere. Auf dem engen Schloßhofe steht eine uralte Linde, der Sage nach von Kunigunde der Heiligen, Zacharias Werner'schen Andenkens, gepflanzt. Ein 300 Fuß tiefer, in den Felsen gehauener Brunnen ist außerdem noch bemerkenswerth.

Nürnberg besitzt zwei Gemäldesammlungen von sehr bedeutendem Werthe: den königlichen Bildersaal in der Moritzkapelle, ein Geschenk des Königs Ludwig an die Stadt, und die Gallerie im Landauerkloster, die zu der dort befindlichen Kunstgewerbeschule gehört.

Man muß den Nürnbergern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie für ihre Vergangenheit sowohl als für die Männer, deren Thaten, Arbeiten und Werke der Stadt zu Gute gekommen sind, eine hohe Pietät hegen. Das Andenken an Letztere wird durch Monumente oder Gedenksteine der Gegenwart zurückgerufen; Plätze und Straßen führen noch heute nach ihnen ihre Namen. Man hat einen Dürersplatz, Dürersstraße, eine Hans Sachsstraße, eben so eine Grübelsstraße, zum Gedächtniß des Volksdichters dieses Namens, der im vorigen Jahrhunderte blühte und 1809 starb. Die Häuser, in denen diese Männer lebten, sind durch Gedenktafeln bezeichnet. Dürer, der unter den bedeutenden Geistern, deren Werke Nürnberg zur Zierde und deren Namen ihm zum Ruhme gereichen, die höchste Stelle einnimmt, ist in neuerer Zeit durch ein schönes Standbild von Erz geehrt, das am 21. Mai 1840 auf dem gleichnamigen Platze enthüllt wurde. Das Modell ist von Rauch, der vorzüglich gelungene Erzguß von Burgschmiet. Auch ein Dürersbrunnen ist auf dem Marxplatze 1821 von Heideloff erbaut. Auf dem Egidienplatze befindet sich vor dem Gymnasialgebäude eine steinerne Bildsäule Melanchthon's von Burgschmiet; sie wurde 1826 am 23. Mai bei dem 300jährigen Jubiläum des Gymnasiums errichtet, zu dessen Gründung Melanchthon den Rath gegeben hatte.

Dieser lebhaften Erinnerung an die Vergangenheit ist in Nürnberg auch die Ueberlieferung der Häuser zu danken, in denen historisch berühmte Männer zur Zeit ihres Aufenthaltes in der Stadt wohnten. So wird das Sorz'sche Haus als das bezeichnet, in dem Wallenstein 1630, und später 1649 der Hauptvollbringer seines Sturzes, Octavio Piccolomini, gewohnt haben; das Platner'sche Haus, geradeüber der Egidienkirche,

beherbergte Gustav Adolf. Das Andenken an den Letztern ist, wie es scheint, sehr lebendig geblieben; außer daß er als großer Vorkämpfer des Protestantismus dieser altprotestantischen Stadt geehrt wird, hat er den besondern Anspruch auf die Dankbarkeit der Nürnberger, sie vor dem Schicksale Magdeburgs bewahrt zu haben. Denn allem Ermessen nach hätte ohne seine mächtige Hilfe Wallenstein Nürnberg keine größere Schonung bewiesen, als Tilly jenem.

Der Johanniskirchhof, etwa eine starke Viertelstunde vor der Stadt, auf deren westlicher Seite am Ende der sogenannten Johannisvorstadt gelegen, ist von so besonderm und merkwürdigem Charakter, daß er eine Erwähnung verdient. Es ist wohl fast durchgängig Sitte, die Kirchhöfe durch Sträucher und Baumanlagen zu zieren. Die Gräber, die mit grünem Rasen bedeckt sind, sind gleichsam die Beete dieser traurigen Gärten; die düstre Nähe des Todes und der Vergänglichkeit wird so durch die blühende Natur gemildert. Anders der Johanniskirchhof. Er bietet dem Beschauer nur eine weite, einförmige Straße länglich viereckiger Steine dar, die fast in der Form kolossaler Särge die Gräber bedecken. Zwischen diesen Grabsteinen wandelnd, auf denen die Wappenschilder Derer, die unter ihnen ruhen, aus Erz zuweilen kunstvoll und in den reichsten Verzierungen gearbeitet, liegen, fühlt man den kalten Athem des Todes sich entgegendringen, fast als ob man in einer Gruft unter Särgen weilte. Die Fläche dieses öden, aber imposanten Friedhofs wird nur unterbrochen durch die Johanniskirche, eine Begräbnißkapelle der Holzschuher'schen Familie und ein großes, dem Ritter Alexis Münzer gewidmetes Monument. Als ich den Gottesacker betrat, warf die Abendgluth ihre letzten Strahlen auf ihn. Der alte Todtengräber gesellte sich zu mir und führte mich unter den Gräbern umher, mir die einfachen Denkmale zeigend, welche die Gräber Albrecht Dürer's, Hans Sachs', Grübel's u. A. berühmter Nürnberger decken. Er schloß mir auch die Holzschuher'sche Kapelle auf; sie ist in einfachem deutschem Style schon im 14. Jahrhundert erbaut und enthält im Innern eine Grablegung Christi von Adam Kraft in lebensgroßen Figuren, so wie mehrere verdienstliche Schnitzarbeiten. Ich erfuhr von dem alten Manne, daß der Name dieser Familie, die unter den alten Patriziergeschlechtern Nürnbergs mit die erste Stelle einzunehmen scheint, sich davon herschreibt, daß der Ahnherr, der den Grund ihrer Bedeutung legte, Holzschuhe angefertigt hatte. Die Sitte jener großen, sargähnlichen Grabsteine ist noch heute in Nürnberg, wie ich mich aus mehreren von ganz neuer Arbeit überzeugen konnte. Jemand, dem ich meine Verwunderung über diesen Gebrauch ausdrückte, sagte mir, er stamme aus den ältesten Zeiten der Stadt her, in denen sich der große Stadtwald bis nahe an die Thore zog. Man habe damals die Gräber mit diesen mächtigen Steinen belegt, um sie vor dem Aufscharren durch Wölfe zu behüten.

Die Umgebungen Nürnbergs sind von keiner hervorragenden, landschaftlichen Schönheit; zwar erblickt man von den Promenaden die blauen Berge, welche den Saum des Horizonts umziehen. Sie sind jedoch zu weit entfernt und nicht hoch genug, um einen wirksamen Eindruck zu erzeugen. Gleichwohl bietet z. B. der Blick von der Burg hinab, der bis zu ihnen hin über eine fruchtbare Ebene und die dunklen Massen des Stadtwaldes schweift, ein angenehmes Bild. In der nächsten Nähe hat die Stadt einige sehr hübsche Vergnügungsorte und Anlagen, wie unter andern die Haberwiese, welche an der Westseite sich am rechten Ufer der Pegnitz hinzieht. Die sehr alten Bäume sollen zum Theil schon 1484 gepflanzt worden sein. Der beliebteste Lustort der Nürnberger aber ist die Rosenau; dieselbe liegt dicht an der Stadt an der südwestlichen Ecke der Ringmauer und besteht in einer schönen, parkähnlichen Anlage, die in einem Thalgrunde neben einem großen Wasserbassin gelegen ist. Hier versammelt sich des Abends die feine Welt, um sich von der bayerischen Militärmusik Gartenconcerte geben zu lassen, Bier zu trinken und sich an der buntfarbigen Illumination, womit die Estrade des Orchesters geziert ist, zu erfreuen. Nebenbei läßt man öfters Raketen und Schwärmer in die Luft steigen. Am letzten Abend meines Aufenthalts wurde ein wirklich sehr splendides Feuerwerk in einem Garten gegeben, der unmittelbar der Rosenau gegenüber am innern Rande des Stadtgrabens liegt und einer geschlossenen Gesellschaft gehört. Eine große Menschenmasse füllte den äußern Fahrweg. Der helle Mondschein fiel auf die spitzen Dächer, auf die verwitterten Mauern und alterthümlichen Festungsthürme, und vermischte sein sanftes Licht mit den grelleren Strahlen, welche die Leuchtkugeln warfen, die von Zeit zu Zeit den kühn aufsteigenden Raketen entfielen. Aus dem Grunde der Rosenau tönten die italienischen Melodien des Orchesters herauf, die buntfarbigen Lampen schimmerten durch die Bäume, und zuweilen zischten auch von dort Raketen und Schwärmer in den dunklen Nachthimmel. Dieses fröhliche Leben in dem pittoresken Rahmen der alten Mauern, die eine denkwürdige, für immer zu Grabe getragene Vorzeit in die Seele rufen, das Alles in dem magischen Doppellicht des Mondes und der künstlichen Sterne, die unaufhörlich auftauchten und verschwanden, gewährte ein eigenthümlich reizvolles Bild, das nur zu erzeugen ist, wo so wirksame Contraste einander begegnen.

---

4. München.

Der Münchner und sein Bier.

Wenn gleich die Lust am Biertrinken und die Kunst vortreffliches Bier zu brauen, keineswegs auf das Bayernland beschränkt ist, sondern eine altdeutsche Tugend ist (konnten doch die Germanen sich ihre Götter

und Helden in Walhalla nur biertrinkend als der Seligkeit theilhaftig denken!): so bleibt doch Bayern par excellence das Bierland, und München mit seinem Bockkeller ist eben so eine dem Gott Gambrinus geweihete Hauptstadt, ja die Metropole aller biertrinkenden Städte, als es mit seinen Kunsthallen, Palästen und Kirchen Apoll und den Musen huldigt und sich gern das deutsche Athen nennen läßt. Das Bier ist in München jedenfalls älter und ursprünglicher als die Kunst, und die Leidenschaft für den Genuß des braunen Gerstentranks ist ohne Zweifel der hervorstechendste Zug im bayerischen Volkscharakter, — ein Zug, der zugleich ethnographisch bedeutsam ist.

Freilich macht jetzt die Verehrung des Bieres so große Fortschritte, daß selbst im Weinlande Frankreich der Verehrer dieses Gerstensaftes von Tag zu Tag mehr werden; freilich braut man auch außerhalb Altbayerns ächt „bayerisches Bier", aber dennoch wird die rechte Bierheimath immer in Bayern sein, da hier allein das Bier zu einem wesentlichen Stück der Lebensluft, man möchte sagen des Lebens selber gehört. Hoch und Niedrig, Arm und Reich findet im Bier den König aller Getränke, Alter und Geschlecht macht in diesem Geschmacksurtheil keinen Unterschied, die Damen halten es nicht minder für ehrenvoll, hinter dem Bierkruge zu sitzen, als die Männer, und selbst an den höchsten Feiertagen, in den vornehmsten Familien, in den früheſten Stunden des Tages wird das Bier jedem andern Getränk vorgezogen. Sieh da (es ist Frohnleichnamsfest) den reich besetzten Tisch mit ausgesuchten Weinen und Leckereien zum Frühstück, es sind Gäste geladen, und zwar sehr angesehene Gäste: man langt zu, aber ehe der Wein versucht wird, kostet man erst einige Schoppen Bier. Ein Handwerksmann verzehrt seine Maaß Bier tagtäglich zum Frühstück, und selbst der Holzhacker weiß so viel zu erübrigen, um des Abends sein Herz am Nationalgetränk zu laben. Wenn der Bayer sein Land verläßt und in eine Gegend kommt, wo das Bier schlecht oder gar keins zu haben ist, schnappt er wie ein Fisch nach seinem Elemente, und das Heimweh ist zunächst und zu allermeist auf das Bier gerichtet. Es ist bekannt, daß im Jahre 1844 München eine Revolution erlebte, weil die Maaß Bier um — einen Kreuzer aufgeschlagen war. Es wurden dabei viele Fenster eingeworfen und drohende Aufläufe gemacht. Das Bier schlug wieder ab, und man überließ sich aufs Neue mit altgewohnter Seelenruhe dem Genusse der goldgelben schäumenden Flüssigkeit. Allerdings mußte der um einen Kreuzer gestiegene Preis des Bieres tief ins Leben einschneiden; denn angenommen, daß ein guter Münchner täglich seine drei Maaß Bier trinkt (was noch mäßig zu nennen!), so macht das eine Mehrausgabe von 21 Kreuzer die Woche, von 1 Gulden 30 Kreuzer (fast 1 Thaler) den Monat. Sollten wieder die Preise plötzlich in die Höhe gehen, dann möchte ich kein münchner Bierbrauer sein!

Auf äußern Comfort und Schönheit des Bierlokals sieht der Bayer

nicht, wenn nur das Bier gut ist. Er spricht auch, während er Bier trinkt, am liebsten von diesem Biere. Wenn auch hie und da einmal gesungen wird, so werden die Zecher doch selten lustig dabei. Da ist nun wohl Mancher schnell mit dem Urtheil bei der Hand, an dieser Schwerfälligkeit sei eben das schwere Bier schuld, das Bier übe den größten Einfluß auf Temperament und Gemüth. Dem ist aber nicht so. Der Thüringer ist auch ein Biertrinker und doch viel heiterer, lebensfroher als der Bayer. Dieser trinkt aber so gern Bier, weil es seinem Charakter zusagt, der nach etwas Solidem verlangt, das, wenn es aufregt, doch zugleich nährt. Und besonders der Münchner muß nach einem solchen Getränk verlangen, weil er auf einer dürren, rauhen Hochebene wohnt, wo Wind und Wetter auch nicht fein sind und derb an der Lebenskraft des Menschen zehren, so daß dieser, wenn sein Lebensflämmchen wacker brennen soll, viel Kohlenstoff zum Nachschütten braucht.

Der Bayer ist ein kräftiger, tüchtiger Mensch, er fühlt sich in seiner Kraft, ist aber dabei auch etwas selbstgefällig und eitel und genießt sich gern selbst, unbeirrt von fremden Gedanken und ungestört von Widerspruch. Da kommt ihm das Bier erwünscht, das viel weniger gesellig-vertrauliche Mittheilung, jovial-heitere Offenherzigkeit und gemeinsamen Genuß verlangt als der Wein. Eine gewisse Redefertigkeit und Sprachlust ist dem Bayer, insbesondere dem Münchner, ohnedies eigen, und er braucht sie nicht erst durch den Wein hervorzurufen. Man kann dem Münchner eine gewisse Beredtsamkeit nicht absprechen; er trägt nicht die gewöhnliche Schüchternheit des Deutschen an der Stirn, aber er spricht und radotirt nicht aus idealem Drange, um sich über die gemeinen Lebensverhältnisse emporzuschwingen, sondern aus einer gutmüthigen Geradheit, die nicht erst lange reflectirt, die aber auch leicht derb und grob wird, wenn der Andere verschiedener Meinung ist. Man kann es am besten mit einem französischen Worte bezeichnen: der Münchner ist étourdi.

Wenn schon bei dem Berliner der Widerspruch gar nicht zu verkennen ist, der zwischen der hochkultivirten Hauptstadt und einer der Kultur feindlichen Sandebene obwaltet: so ist dies noch mehr bei dem Münchner der Fall, und dieser sucht, was ihm die Natur nach außen hin versagt hat, durch Genuß des Bieres innerlich zu ersetzen. Der abstracteste Geist kann doch nicht ganz von seiner Umgebung abstrahiren. Wer da rings um sich lachende Auen, kühnragende Berge, sprudelnde Quellen, üppige Sträucher und glänzende Blumenmassen schaut, der ist sicherlich wärmer und freundlicher angeregt, als wer in die münchner Zugluft, auf das stechende Straßenpflaster und die unermeßlichen Kiesfelder vor den Thoren Münchens hinauskommt, wo nur der angestrengteste Fleiß des Menschen Baum und Strauch zum Leben bringt. Wo keine Bäume wachsen, da wachsen auch keine Reben, und dieselbe Natur, welche dem Münchner heitere Thalgründe und lachende Weinberge versagte, die stimmt ihn aller-

dings vorzugsweise zum Genuß eines Trankes, der den Wein ersetzen muß, aber nie die Natur des Weines gewinnen kann. So liebt der Münchner sein Bier zugleich seiner eigensten Charakteranlage und des Charakters seiner Gegend willen, und so ist überhaupt die Natur im Menschen und außer dem Menschen stets correspondirend.

Es ist schwer zu bestimmen, wie viel tausend Seidel Bier täglich in der Metropolis hinabgeschwemmt werden. Da mancher ehrsame Bürger schon zum Frühstück fünf bis sechs der bekannten Deckelgläser austrinkt, wie viel mag dieselbe Capacität nicht erst Abends zu trinken im Stande sein. *) Dabei ist zu bemerken, daß dieses Bier eben so wohlschmeckend und nahrhaft als geistig ist; es ist darum gleich verführerisch und beschwerend. Man sieht leicht an den blauweißen Augäpfeln, an den feisten, oft kugelrunden Gestalten und dem bedächtigen Schritt, daß die Bevölkerung eine biertrinkende ist.

Die Zeit, wo das erste Frühlingsbier verzapft wird, gehört zu den Volksfesten der Münchner. Wer hat nicht schon von dem berühmten Bockkeller gehört, der am 1. Mai geöffnet wird. In diesem unterirdischen Tempel wird dem Gambrinus geopfert mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie ein Norddeutscher kaum begreift. Es wird um den Einlaß förmlich gebuhlt, wie an den Pforten Elysiums, und um einen guten Platz gerungen, wie bei den Spielen im römischen Circus, und endlich wird um ein hochschäumendes Glas oder Krüglein gestritten, wie zu Paris in den Versteigerungen um eine Reliquie Napoleon's. Keiner kann sich rühmen, ein ächter Bayer zu sein, wenn er nicht an diesem Quell der reinsten Labung gelegen und den bayerischen Nektar gekostet hat. **)

Die Kunst in München.

So ungünstig auch der Boden ist für die Heranbildung einer nationalen Kunst, so hat doch der kunstsinnige König Ludwig das Mögliche geleistet und seine Residenz zu einem wahren Musensitz edler Kunst gemacht. Die Residenz zu verlegen, z. B. nach Regensburg, wo sich die Natur gleichsam gastlich für einen Freund des Schönen öffnet, wäre eine so schwierige Sache gewesen, daß man als Uneingeweihter gar nicht davon sprechen kann, ob dies dem König Ludwig irgend möglich war. Genug, er hat es unternommen und glücklich ausgeführt, aus seinem angestammten München eine Kunststadt ersten Ranges zu machen. Dazu konnte Niemand den Beruf haben wie er. Ihm ist eine seltene Begierde nach den Herrlichkeiten des Alterthums, so wie überhaupt nach allem Klassischen eingeboren; ihm ist eine seltene Gabe der Kritik in diesem Bereiche

*) Bayern producirt jährlich 8 Millionen Eimer Bier, im Jahre 1852 wurden in München allein 28,200,000 Maaß davon consumirt!

**) Vgl. L. v. Jagemann, Deutsche Städte und deutsche Männer.

verliehen, ihm leuchtet in Allem, was er unternimmt, ein heller Geist, ein sicherer Geschmack, daß man jedes Werk, wozu er den Grundstein legte, schon im Voraus ein gelungenes nennen konnte. Für die hervorragenden Talente fühlt er eine unbegrenzte, ja man dürfte sagen, eine fromme Verehrung; was er zu ihrem Fortkommen, zu ihrer würdigen Beschäftigung, zu ihrer sorgenlosen Existenz beitragen kann, das thut er gewiß, und sollte es auch bedeutende Opfer kosten. Diese großherzige Freigebigkeit dauert noch jetzt fort, wo der edle Fürst vom Throne herabgestiegen ist. Haben auch die Münchner hin und wieder Stimmen der Mißbilligung laut werden lassen über den großen Aufwand, oder wie sie sagten, über die Verschwendung, womit die Bauten, Malereien und Bildnereien ins Leben gerufen wurden und unterhalten werden: so mußten sie doch bald erkennen, daß, mochten die Summen auch aus diesem oder jenem Theile des Landes kommen, Niemand größern Vortheil davon hatte als der Münchner selbst. Und zwar nicht allein im Zufluß so vieler Fremden, sondern auch in der Bildung der Eingeborenen selber, in der Verfeinerung ihrer Sitten, in der Weckung ihres Geistes. Man blicke z. B. auf die Gemäldesammlungen und Wandmalereien in München, und man wird gewiß kein menschliches Lebensverhältniß, keine Beziehung höherer Art, keine interessante Seite der Natur, keine Scene der Helden- und Göttergeschichte, keinen Hauptakt in der Christusreligion in der großen Reihe vermissen. Und wie geschieht hier die Vermittelung mit dem Geiste? Durch sinnliche Anschauung, durch Bilder der lieblichsten Art, durch fesselnde Darstellung des Uebersinnlichen.

Auf den sinnlichen Menschen muß ja zunächst gewirkt werden, wenn man seiner geistigen Entwickelung eine kräftige Stütze geben will. Das geistige Element muß gleichsam ein lockendes, ja bestechendes Aeußere haben, damit es nicht spurlos an stumpfen Seelen vorübergehe. Dieses Lockende gewährt uns vorzugsweise ein Gemälde. Darum hat man auch für Alles, was man auf den ersten Blick kenntlich und anziehend machen will, gewisse Symbole oder Embleme; der Deutsche hat dafür ein gutes Wort: „Sinnbild"; durch ein Bild wird zuerst auf den äußern und von da auf den innern Sinn gewirkt. Wird nun ein Publikum, wie das Münchener, auf diesem Wege in alle Kreise des menschlichen Daseins eingeführt, so kann es nicht fehlen, daß die Kultur fortschreitet; denn selbst rohere Naturen haben mitunter eine müßige Stunde, die sie nicht besser als in dem offenen Gemäldesaale zubringen können, und sie lernen hier mit einem Blicke leicht mehr, als wenn sie in Bücher und Vorlesungen sich vertieften.

Wirklich erkannte ich auch im Gespräch mit manchen Leuten aus den niederen Klassen, daß sie bereits anfangen, den Reiz der Kunstanschauung zu empfinden, und in den höheren Klassen mag kaum Jemand zu treffen sein, der nicht gewisse Ideale und Kunstregeln aus den mannigfachen

Schätzen der Krone abstrahirt hätte; ja es ist schon dahin gekommen, daß Charlatans und Mittelmäßigkeiten sich hier gar nicht halten können.

Es ist merkwürdig, daß in dem an Naturschönheiten so reichen Tyrol wohl die Geschichtsmalerei, aber nicht die Landschaftsmalerei ihre Vertreter gefunden hat, während im sterilen München auf seiner weiten einförmigen Hochebene die Landschaftsmalerei so herrlich sich entfaltet hat. Aber wenn man die Sache recht überlegt, zeigt sich der Mangel der geographischen Lage wiederum als ein Vortheil. Im Süden wird das bayerische Plateau von den Alpen begrenzt; diese winken aus der Ferne und erfüllen unwiderstehlich die Seele des Naturfreundes mit Sehnsucht. Der Künstler beobachtet um so schärfer und freut sich um so mehr, wenn er aus der einförmigen Ebene in die herrliche Bergwelt gelangt, der Gegensatz hebt das Charakteristische nur desto entschiedener hervor, während die Bewohner der Berge zu subjectiv mit der Natur verwachsen und sie nicht objectiv genug anschauen.

Der neue Königsbau.

Mit Betrachtung dieses schönen Palastes könnte der Fremde füglich seine Rundschau der durch König Ludwig geschaffenen Kunstwelt eröffnen.

Leo v. Klenze vollendete im Jahre 1835 diesen Bau, dessen Außenseite eben so sehr durch großartige Einfachheit und Wirkung der Masse imponirt, als das Innere durch Bedeutsamkeit und Mannigfaltigkeit überrascht. 430 Fuß in der Länge mißt die dem Max Josephsplatze zugekehrte, dem neuen Postgebäude gegenüberliegende Façade, 105 in der Höhe. Die Bekleidung derselben in Quadern gibt ihr den Charakter der edelsten Solidität; über dem im Rustikostyl erbauten Erdgeschosse erhebt sich das erste Stockwerk mit einer ionischen Pilasterordnung, über der Mitte desselben, in einer Länge von 220 Fuß, das zweite in korinthischer Ordnung; auf diesem sind Terrassen. Drei Thore führen von der Fronte in den herrlichen Bau.

Im Erdgeschosse, links vom Eingang (der rechte Flügel wird von der Haushaltung eingenommen), findet man in fünf großen Abtheilungen eine Reihenfolge von bildlichen Darstellungen zu dem Gedicht der Nibelungen, al fresco gemalt von Julius Schnorr. Der kleinere Eingangssaal enthält einen Ueberblick über Veranlassung und Hauptcharakter des Gedichts; im zweiten (Hochzeits-) Saal sind die bedeutendsten Momente aus dem Leben Siegfried's dargestellt, als: seine Ankunft bei König Gunther in Worms, seine Rückkehr aus dem Sachsenkrieg, Brunhildens Ankunft zu Worms, Chrimhildens und Siegfried's Vermählung, die Reise nach Iseland u. s. w. Im dritten Saal stellt ein Bildercyklus die Scenen des Verraths dar, im vierten die Rache, das fünfte Zimmer soll eine Reihe von Gemälden erhalten, wodurch sich das ganze Heldengedicht künstlerisch abschließt.

Das erste Stockwerk, zu welchem zwei Marmortreppen hinaufführen (das Stiegenhaus schmücken die allegorischen Gestalten der acht Kreise Bayerns von Schwanthaler), enthält die Gemächer des Königs und der Königin. Wir beginnen mit Beschauung jener des Königs.

An dem imposanten Eingang zum ersten Vorzimmer stehen die Göttinnen Nike-Apteras und Nemesis, Symbole des königlichen Wahlspruchs „gerecht und beharrlich!“ Die Wände sind geschmückt durch Bilder aus dem Argonautenzuge, in enkaustischer (einfarbig, geätzter) Malerei. Im zweiten Vorzimmer sind Bilder aus dem Gedichte des Hesiod, die Entstehung der Götter und der Erde behandelnd, nebst den Titanenkämpfen des Zeus. Der Servicesaal enthält Decken- und Wandgemälde (die ersteren al fresco, die letzteren enkaustisch) zu Homer's Hymnen nach Zeichnungen Schnorr's. Für die Pracht eines Thronsaales eignete sich kein würdigerer Stoff, als die hohen Gesänge Pindar's, und L. Schwanthaler hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Im Fries sind die olympischen, pythischen, isthmischen, nemäischen Spiele vorgestellt. Gerade über dem Throne Pindar selbst. Links ein poetischer, rechts ein musikalischer Wettstreit. Die Reliefs an den Wänden versinnlichen die Thaten der griechischen Helden, Herakles, Achilles, Jason ꝛc. Der Speisesaal prangt mit lieblichen Darstellungen zu Anakreon's Liedern (nach Zeichnungen Cl. Zimmermann's, ausgeführt von Anschütz und Nilson). Das Empfangzimmer enthält 24 Darstellungen aus Aeschylus, das Arbeitszimmer 21 aus Sophokles, das Ankleidezimmer des Königs 27 Bilder aus den Lustspielen des Aristophanes, das Schlafzimmer Frescodeckenbilder und enkaustische Wandmalereien zu Theokrit's Idyllen von L. Schulz, Röckel und Brückmann.

Wie in den Gemächern des Königs die klassische Poesie der Hellenen, so hat die vaterländische deutsche in jenen der Königin ihre Verherrlichung durch die Kunst erhalten. Die beiden Vorzimmer der Königin enthalten Darstellungen aus den Gedichten des Minnesängers Walther von der Vogelweide und aus dem wunderbaren Parcival Wolfram's von Eschenbach (Fresken von Hermann). Im Servicezimmer begegnen wir unserm wackern Bürger, dessen Gedichte in 20 enkaustischen Bildern verherrlicht sind: Leonore, der wilde Jäger, die Entführung, die Weiber von Weinsberg, das Lied vom braven Manne u. s. w. Für den Thronsaal der Königin wurde (in bedeutsamem Gegensatz zu Pindar) Klopstock gewählt, aus dessen Oden der geniale Wilhelm Kaulbach Stoff für die vier Deckenfresken, wie aus der Hermannsschlacht und aus Hermann's Tod die Bilder für die enkaustischen Wandgemälde nahm. Den Salon der Königin schmücken Gemälde aus Wieland's Dichtungen. Der Fries enthält Scenen aus Oberon, von Hr. v. Klenze und Eugen Neureuther, die unteren Räume Bilder aus dem Musarion und den Grazien, nach W. Kaulbach's Entwürfen von Ernst Förster. Den

Schlafsaal der Königin zieren 36 bildliche Darstellungen aus den Werken Goethe's; an der Decke sind vier allegorische Figuren aus Gips, die Malerei, Bildhauerei, Architektur und Naturwissenschaft repräsentirend, von L. Schaller. Sämmtliche Bilder sind von W. Kaulbauch erfunden und theils al fresco, theils in Enkaustik meist von ihm selbst ausgeführt; das Schreibzimmer der Königin enthält 22 Gemälde zu Schiller's Werken (Graf von Habsburg, Kampf mit dem Drachen, Taucher, Handschuh, Gang nach dem Eisenhammer, Wallenstein's Lager, Wallenstein's Tod u. s. w.), von Feltz und Lindenschmitt. Die Bibliothek der Königin ist geschmückt mit reizenden Bildern zu Tieck, von M. v. Schwind.

Die Räume des zweiten Stockwerkes sind für die geselligen Freuden des Hofes bestimmt. Der Tanzsaal, von ovaler Form, ist geschmückt mit dem in zwei Wandbilder getheilten Chor der Musen, und am Friese mit einer Reihe tanzender und musicirender Gestalten. Im Nebenzimmer rechts wird die Hohlkehle von 10 Landschaften des berühmten Landschaftsmalers Rottmann, Scenen aus dem altgriechischen Volksleben enthaltend, geziert. Im nächstfolgenden Zimmer ist eine Reihe von Darstellungen aus der Mythe der Venus, die Reliefs in Gips sind von L. Schwanthaler. Auf der entgegengesetzten Seite kommt man aus dem Tanzsaal in den Gartensaal, der mit seiner reichen Vegetation den Hoffesten eine angenehme Mannigfaltigkeit und Frische verleiht.

Volksfeste.*)

Der ächte, altbayerische Charakter tritt uns derb und entschieden, frischbäckig und handfest gegenüber; im altherkömmlichen Schäfflertanz, dessen Ursprung nach der großen Pest 1517 datiren soll, der noch in jedem siebenten Jahre begangen wird, im Metzgersprung, der in jedem Karneval stattfindet, begrüßt er uns in der alten Jacke des lustigen Eulenspiegels, dessen Freibrief noch nicht erloschen ist. Den Schäfflertanz führen die Böttcher nach eigenen alten Gesetzen aus; es sei uns erlaubt, einen Bericht über diese Sitte von dem fleißigen Forscher vaterländischer Sittengeschichte, H. F. Maaßmann, hier einzuschalten.

„Der Reifentanz", erzählt Maaßmann, „kehrt jetzt nur alle sieben Jahre wieder. Um so mehr will er, besonders sein Reifenschwingen, was ganz dem Fahnenschwingen gleicht, mit den jedesmal neuen festlichen Gewändern neu eingeübt sein, darum aber auch nicht wie ein derber Metzgersprung in flüchtiger Stunde zu Ende gehen. Deshalb wird 14 Tage vorgeübt und 14 Tage (früher sogar volle 4 Wochen) währt alsdann der Tanz vom Morgen bis zum Abend, vom Hofe der königlichen Re-

*) E. Duller, Das deutsche Volk. H. F. Maaßmann. Vgl. Spindler's Zeitspiegel, 1831, V.

sidenz, bis zum letzten münchner Großbräu. Der Zug schreitet, sinnig geordnet (Beweis treuer älterer Ueberlieferung), in heiterm Schmucke, unter beständiger Musik einher. Voran der Vortänzer oder Vorreigner, mit vergoldetem, bändergeschmücktem Scepterstabe; ihm zur Seite die Umfragen, die nach jedem Tanze, sobald sie dem Hause nahen, dem sie den nächsten Auftanz zugedacht haben, vorauseilen und anfragen, ob der Tanz aufgeführt werden dürfe. Ihm folgen die beiden Reifenschwinger, denen die Kreisreifen über Achsel und Hüfte hangen. Hinter ihnen schreitet der Nachtänzer, welchem zwanzig Gesellenpaare, je zwei und zwei, folgen. Diese Paare tragen alle nach hinten zu in zwei Kettenreihen großbogige, mit Buchs dicht umwundene Halbreifen, welche den Reigen ketten und retten, so zwar, daß den Reifenzug ein mit blauen und weißen Bändern ausgezeichneter Buchsbogen eröffnet; dieser Anreifen, der obenein mit einem schwebenden Apfel in der Mitte versehen ist, tanzt nie mit, sondern bildet das Thor des An- und Abzugs, eben so das Merkzeichen des Anfanges, der nicht aus den Augen gelassen werden darf. Alle Reigner oder Reifner sind fein und zierlich in rothe Rundjäckchen mit ganz kleinen Schößchen gekleidet, dazu ein weißes Westchen, schwarz manchesterne Beinkleider bis zum Knie, weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Von der linken Hüfte greift über den Latz und den rechten Schenkel ein feines, gelbes Vor- oder Schurzfell. Den Kopf ziert eine grüne Kappe mit einer weißen und blauen Feder über dem linken Ohr. — In jenen Farben erscheinen auch die beiden Hanswurste gekleidet, deren einer den Zug führt, der andere schließt, als die natürlichen Gendarmen. So ist in ihnen, daß sie nicht fehlen, der altherkömmliche Zug sinnig geschlossen; denn der deutsche Hanswurst, wie der deutsche Lebensphilosoph Eulenspiegel, ist ein Allerweltsspiegel für Jedermann, der ihm zuschaut, und dem er eins aufhaut oder auswischt. Es ist der Hauptordner, die beste Festpolizei; er verkehrt den sauren Ernst in heitern Scherz und spiegelt im Scherz die schiefe Wirklichkeit oder den innern Ernst der Dinge. So ist er Narr und König im Feste, ein Doppelgänger, wie die Narren einst der Könige Begleiter waren. — Auch hier im münchner Schäfflertanze drängt sich der Wursthans bald unter die zuschauende Menge, bald unter die Laubenrose des Reigens, läßt sich darunter krönen und huldigen, wird aber plötzlich unter dem rasch zum Kessel umgekehrten grünen Bogen begraben, so daß man von ihm mit Jakob Balde sagen könnte:

Gestern war Kunz zum Scepter g'lockt,
Muß heut den Kolben tragen;

er schlüpft jedoch unverwüstlich hervor und tanzt, als wäre ihm kein Scheitern seines Königstraumes widerfahren, siegreich über die langgestaltete, hoffnungsgrüne Hohlgasse fort, springt bald mit einem herbeigehaschten

Mädchen im Bannkreise der Bogenreifen, bald mit dem blauen, silberreifigen Fäßchen außer dem Tanze der Uebrigen umher, ganz in sich versunken, oder vielmehr mit dem hölzernen Schäfflerbrüderchen reigend, das auf jenem Fäßchen sitzt, und zecht zur Selbstbelohnung aus den viererlei Wein schenkenden Zapfen; bald tanzt er mit seinem scheckigen Wurstbruder und peitscht sich mit ihm brüderlich herzhaft; bald endlich schwärzt er einen kecken Buben oder ein Schelmengesicht unter der Ringelhaube. So ist er der Nimmerstill und der Immermunter und hält Alles rege. — Bis zum Jahre 1802 erschien auch noch beim Tanze die Gretel in der Butten, ein Lustigmacher mit einem großen, vierfach aufgeschlagenen Hute, von einem ausgeschoppten oder ausgestopften alten Weibe scheinbar in der Butte auf dem Rücken getragen, in der Hand eine lange Wurst tragend, zum Necken der Nachfolger oder des Volkes. So schritt die Gretel unter Trommeln und Pfeifen nach dem Maaße vor:

«Gretel in der Butten,
Wie viel gibst du Dar?» ꝛc. ꝛc.

Wir blicken aber jetzt auf die Tänzer selber, die unter immer unermüdlichem Schirme und Scherze weiterziehen und reigen. Sobald der Zug Halt macht, ordnet sich der Reigen, Bogen an Bogen, zum Reife, wobei die beiden gleich großen, gar nicht niedrigen Bögen das rechte Maaß abgeben, indem Jeder in jeder Hand des Nebenbogens eines Ende faßt. Ist der Kreis so geordnet, so beginnt der Reigen oder der große Achter. Alle senken zum Gruße zugleich die Bögen erdwärts, und nun führt der Vorreigner an, anfangs zu einfachen Kreisumgängen und Kreiswendungen in gleicher Zwiehaltung der Bögen, wobei, wie bei allen ferneren Bewegungen und Biegungen, der hüpfende Vierschritt bewahrt werden muß, welcher erst rechts angetreten, dann eben so links wiederholt, ein sanftes, auch die verschlungenere Bogenführung ein hemmendes Herüber- und Hinüberwogen oder Schweben des Einzelnen und des Ganzen veranlaßt. Den einfachen Bewegungen folgen bald Durchwindungen aller, nie losgelassenen Bögen durch Einen; bald werden Laubengänge gebildet, durch welche Hanswurst, die schattende Gelegenheit belauschend, einzeln behaglich durchschlängelt und, am Ende angekommen, beim Letzten anfassend und rücktanzend, die Laube wieder auflöst; bald wickelt sich die Bogenkette in einen Knäuel zusammen, bildet sich dadurch zur grünen Kronlaube, indem die Reifen, richtig berechnet auf die Krongestalt und fernere Wiederablösung, immer höher über einander gekreuzt werden. — Nachdem sich diese und andere Ketten, Gewinde, Lauben, Kronen, Rosen, Brücken oder Bahnen ausgebildet und gelöst haben, steht der vollkommene Kreis still, die Vorreigner oder Reifenschwinger treten in das Mittel und vollführen unter dem Takt der raschfröhlichen Musik den Schwung des Reifens und der in ihm stehenden gefüllten Gläser um Haupt,

Hals und Hüften und unter den Beinen weg so rüstig, rasch und rein, so meister- und musterhaft, daß in den Gläsern nichts mangelt, wenn sie zum Lebehoch ausgetrunken werden, nach welchem das Ehrenglas, aus dem kein anderer Trunk wieder gethan werden darf, häuptlings oder rücklings in die Luft geschleudert wird; aber Hanswurst, der sonst mit Zeit und Waare ziemlich unbesorgt, harmlos und muthwillig Verschwenderische, fängt, wie ein guter, knickriger Philisterbruder jenes wegwerfenden Renommisten, das arme Glas, um das es Schade wäre — auf Gläser geübt — in seinem Spitzhute geschickt und sicher wieder auf."

Die Metzger (welche sich von Jahr zu Jahr aufs Neue um die Erlaubniß zur Uebung ihres seit unvordenklichen Zeiten üblichen Festbrauches bewerben) halten ihren „Sprung" am Fastnachtsmontag. Schon vierzehn Tage vor Fastnacht kommen sie zur Berathung, wie zur Wahl der guten Gesellen aus ihrer Mitte, die den silbernen Becher und die Kanne tragen sollen, in ihrer Herberge zusammen. Am Vorabend des Festtages tanzen die sogenannten „Hochzeitbitter" mit ihren Mädchen den „Büscheltanz", und nehmen Becher und Kanne nach Hause, wo sie dieselben schmücken. Am Festtage selbst gehen die Metzger im feierlichen Zuge zur Peterskirche, wo sie dem Gottesdienste beiwohnen, und nach demselben von Straße zu Straße; Meisterkinder und Lehrlinge reiten auf zierlich geschmückten Pferden, Musikanten spielen ihnen lustige Weisen auf, die Metzgerknechte, der Altgeselle, die Kannen- und Becherträger und die Beilmeister folgen; in der Residenz wird dem Könige der „Willkommen" gebracht; dann ziehen Alle zu dem Fischbrunnen auf dem Schrannenplatz. Dort schlüpfen die Lehrlinge in Hosen und Jacken, die über und über mit Kälberschwänzchen ausstaffirt sind, und der Altgesell spricht sie, indem er die üblichen Ehrenbecher ausbringt und ihnen die Freisagungsschläge auf den Rücken gibt, von der Lehrzeit frei. Nun springen sie in das Bassin des Brunnens und treiben mit Allen in der Runde tollen Schabernack. Hierauf erhalten sie weiße Binden und silberne Denkmünzen an blauen Bändern, und die Zunftfeierlichkeit ist vorbei.

Wollt Ihr jedoch des münchner Volkes Lusttreiben im Großen sehen, so müßt Ihr an einem ersten Montag im September auf den keferloher Markt eilen; den Ursprung desselben weist die Ueberlieferung in die Zeiten der Heidenschlachten zurück, da alles deutsche Land des Schreckens vor dem Centaurenvolke der Ungarn voll war. Damals seien dem Kaiser Otto dem Großen im rechten Augenblicke die Bayern wohlberitten zugeeilt, und voll Freude habe er ihre Hauptleute, — einige in Bauernkitteln, zu Rittern geschlagen und die großen Pferdemärkte gestiftet, die jetzt in Keferlohe (2½ Stunden von München) und in München gehalten werden Zu jenem Markte strömt das münchner Volk, jung und alt, hoch und niedrig, reich und arm, als wären Alle verzaubert; das ist ein Rennen, Jagen und Treiben, in dem Euch schwindelt; da wird gezecht und ge-

jubelt; nehmt Eure Arme, Eure Rücken, vor Allem nehmt Eure Worte wohl in Acht! Der wiener Brigittenkirchtag ist ein Gentleman gegen diesen ungeschlachten Goliath, den keferloher Markt.

Einen schönen Contrast zu solchem wilden Treiben bietet das Octoberfest auf der Theresienwiese, das zur Feier der Vermählung des Königs Ludwig und der Königin Therese gestiftet wurde und alljährlich am ersten Sonntag im October beginnt. Hier hat die Volksfreude an dem Wetteifer der Kultur einen erfreulichen Hintergrund und erhält dadurch eine edlere Bedeutung. Aus allen Gegenden Bayerns eilen Wetteifernde zur Vertheilung der Preise, zu dem Pferderennen herbei; in freisamen Kampfspielen erprobt und stählt sich des Volkes Kraft.

Die Walhalla bei Regensburg.*)

So wie man den Flecken Donaustauf verläßt, liegt die Walhalla auf eichenumrauschtem Berge nahe vor. In dieser Nähe macht der großartige Bau mit seinem kolossalen, cyklopischen Unterbau einen mächtigen Eindruck. Dieser Unterbau besteht aus über einander ruhenden Terrassen, die durch Doppeltreppen unter sich verbunden sind und allmälig bis zur Höhe des Berges aufsteigen. Von den Absätzen der Treppe hat man die herrlichsten Aussichten auf den Donaustrom und das Land bis zu den fernen, nur wie dämmernde Schatten aufsteigenden bayerischen Alpen. Auf der zweiten Terrasse führt eine Thür ins Innere des Unterbaues, wo die für unser nordisches Klima nicht zu umgehenden Vorrichtungen zur Heizung während der Wintermonate angebracht sind.

Der Bau dieses unstreitig großartigsten deutschen Nationaltempels ist dorischer Ordnung und besteht auf den schmalen Seiten aus je 8, auf den langen Seiten aus je 17 cannelirten Säulen. Der Eindruck, den das gewaltige Gebäude auf den Beschauer macht, ist durchaus ein wohlthuender. Man fühlt sich von der reinen Schönheit architektonischer Formen geistig erhoben und stimmt, vertieft in glückliches Anschauen dieses wunderbaren Baues, aus vollem Herzen mit ein in das Lob seines Gründers.

Tritt man nun mit gespanntester Erwartung in das Innere dieser majestätischen Ruhmeshalle, so wird man von der Hohheit, dem Glanz und der kunstsinnigen Harmonie entzückt. Der Fußboden ist aus buntem Marmor mosaikartig zusammengesetzt; drei Inschriften sind ihm eingefügt — das Jahr des Beschlusses 1807 (zur Zeit, als Deutschland in den Banden der Knechtschaft lag), das des Beginnens 1830 und das der Vollendung 1842. Die Decke, welche genau der schrägen Lage des

*) Nach E. Willkomm.

metallenen Daches folgt, besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten, mit himmelblauen, sternverzierten Cassetten, mit Schraubenköpfen und vergoldeten Tannenzapfen ungemein reich und mannigfaltig ausgeschmückt. Durch die vorstehenden Pfeiler zerfallen die Wände in mehrere Felder, die ganz mit kostbarem rothen Marmor bekleidet sind. In diesen Wandfeldern stehen nun die weißen Büsten der deutschen Männer und Helden, die auf die Entwickelung des Volkes und seine Geschichte einen ausgezeichneten Einfluß geübt haben. Zwischen den einzelnen Büstengruppen zeigen sich geflügelte weibliche Figuren von blendend weißem Marmor, Walkyren als Ruhmesgenien ausgeführt. Ueber den Räumen, wo sich die Büsten befinden, sieht man auf grauem Grunde weiße Marmortafeln gleichsam in einem zweiten Gesteck, und auf diesen Tafeln sind mit goldenen Buchstaben die Namen der Helden und großen Männer deutscher Vorzeit verzeichnet, von denen keine Büsten angefertigt werden konnten, da man keine Bildnisse von ihnen vorfand. Ihre Anzahl beträgt 64. Wie nun die unteren Wandfelder durch die erwähnten mit Pilastern verzierten Pfeiler getrennt sind, so stehen hier kolossale weibliche Statuen in altgermanischer Kleidung auf den Pfeilern und tragen als gigantische Karyatiden das obere Gebälk. Diese Riesenjungfrauen machen durch Tracht und eigenthümliche Färbung einen seltsamen Eindruck. Ihr Teint ist nämlich gelblich, die lang herabwallenden Haare sind von bräunlichem Blond; die Oberkleider sind hellblau, die Unterkleider weiß, Säume und Verzierungen daran sind reich vergoldet, und ein ganz vergoldeter Bärenpelz dient ihnen als Ueberwurf.

Den ganzen Saal umzieht ein Fries, welcher in meisterhaften Sculpturen die Urgeschichte Deutschlands von Prof. Martin Wagner in Rom darstellt. Berühmt sind die Rundbilder Schwanthaler's an beiden Giebeln des Tempels. Das gegen Süden gelegene versinnbildlicht die Siegesfeier Germaniens in 15 Figuren, welche symbolisch an Deutschlands Wiederherstellung nach Beendigung des Befreiungskrieges erinnern sollen; das nördlich schauende die Hermannsschlacht im Teutoburgerwalde.

Das Große, Erhabene und wahrhaft Schöne, das uns an und in dem künstlerisch vollendeten Bau der Walhalla überrascht, macht gewiß auf jedes deutsche Gemüth den erfreulichsten und nachhaltigsten Eindruck, und nicht ohne Gefühle hoher Verehrung für den Schöpfer dieses Werkes und für Diejenigen, die zu so harmonischer Vollendung aller Theile desselben mit deutschem Sinn und treuer Ausdauer ihm die Hände gereicht haben, verlassen wir das deutsche Parthenon.

5. Parallele zwischen der Gegend von München und Berlin. *)

Man hat oft die Frage aufgeworfen, welche unter beiden Städten, Berlin oder München, die ungünstigste Lage habe? Nun ist es freilich gewiß, daß die erstere Stadt, wenn man aus dem östlichen Thore fährt, keineswegs eine anmuthige Gegend darbietet; aber wer, wie ich, Berlin seit 44 Jahren gekannt und so aufmerksam als ich auf die Umwandlung der Gegend gewesen ist, der wird doch gestehen müssen, daß diese vielleicht in keiner Gegend überraschende Stadt solche mehr gefunden hat, als auf der westlichen Seite von Berlin. Der Thiergarten, nachdem man den schmerzlichen Verlust mancher alten Lieblingsplätze vergessen hat, ist doch jetzt, sorgfältiger durch den Schaafgraben bewässert, ein lieblicher Park geworden. Die mannigfaltig wechselnde Bauart der immer zunehmenden Villen hinter reichen Blumengärten muß Denjenigen, der Berlin verschreien hörte, auf die angenehmste Weise überraschen, und ich höre oft unbefangene Reisende ihr Erstaunen äußern, wenn sie gestehen müssen, hier gefunden zu haben, was sie nicht erwarteten. Freilich fehlt es auch nicht an Solchen, denen das Urtheil über die berlinische Einöde, wie es sich vor ihrer Ankunft ausgebildet hat, eine Maxime geworden ist, die ein standhafter und consequenter Mann nicht aufgeben darf. Das principiis obsta verbindet sich mit dem nihil admirari, um einen jeden Genuß von einer lieblichen Parthie schlechthin auszuschließen, und wer die Alpen bereist hat, hat sich das schöne Vorrecht errungen, jede Naturscene**) um Berlin zu verachten. Wenn ich gestehen soll, was ich immer bedauere, so ist es, daß ich monatelang ohne Horizont leben muß; allenthalben bin ich von Häusern oder Bäumen umgeben, und wenn ich aus diesen heraustrete, kann ich zwar hier und da weit genug um mich sehen, aber die grenzenlose, kahle Ebene bietet keinen Ersatz. Die Majorität des jetzigen Geschlechts theilt freilich nicht meinen Schmerz, denn zwei Drittel sind kurzsichtig.

Betrachtet man nun München, so muß man gestehen, daß der Kiesboden viel trauriger, wüster, trostloser uns umgibt, als der kahle Sandboden. Jener hat etwas grauenhaft Zerrissenes, und wenn, wie Tieck sich

*) H. Steffens, Was ich erlebte, Bd. 8.

**) Die Kunst hat aus dem widerstrebenden berliner Boden viel gemacht, aber von „Naturscenen" kann eigentlich doch keine Rede sein. Ein Anderes ist es mit der Gegend von Potsdam, die sehr liebliche Naturbilder aufzuweisen hat. Mir ist die berliner Gegend wirklich trostlos erschienen, und selbst der Thiergarten war des permanenten Staubes willen in der heißen Jahreszeit ein schlechter Ersatz für die Frische natürlicher Laubwälder, oder auch nur offener, aber fruchtbarer Feldfluren. Die arme Spree ist unter den deutschen Flüssen einer der ärmlichsten.

(Der Herausgeber.)

äußert, der weiche Sand die Räder mit sentimentaler Gastfreiheit umfaßt und uns zuruft: „Freund, warum eilst du so? Weile doch etwas bei uns!" — so scheint der harte Kies ein brummender grober Wirth zu sein, der uns scheltend empfängt und abweist. Ich kenne drei Formen wüster Gegenden, die mir eine Steigerung darzustellen scheinen. Die Sandgegend, wie sie wenigstens im nördlichen Deutschland erscheint, ist mir unter diesen immer noch die mildeste, und ich finde mich, wenn auch zuletzt in einer weichen Langweile versunken, doch in einer Stimmung, welche die Sehnsucht nach einer fruchtbaren Gegend aufrecht erhält, und wo eine feuchte, grüne, baumreiche Oase erscheint, glaube ich einen lange mit Ungeduld erwarteten Freund in ihr zu erkennen. Der zerrissene Kiesboden aber macht mich zornig, und ich weise die freundlicheren Gegenden, die mir entgegentreten, scheltend zurück. Die dritte trostlose Steigerung wüster Gegenden zeigt aber das westliche Schweden, nach dem Kattegat zu, doch tief ins Land hineinstreichend. Es sind die sogenannten Scheeren, die sich seit Jahrtausenden aus dem Meer gehoben haben. Kleine, früher unter dem Meer glatt gewordene und abgerundete Hügel stehen in größerer oder kleinerer Entfernung in chaotischer Unordnung unter einander. In allen Richtungen winden sich die Vertiefungen, die sie trennen; keine, auch die winzigste Pflanze nicht, kann auf dem glatten Felsen Wurzel fassen; die Wellen des Meeres haben sich weit zurückgezogen, auch der kleinste Bach kann kein fortlaufendes Bette finden. Hier nun ist man von der tödtenden Macht der Steinwelt viel entsetzlicher umgeben, als in den mächtigsten Alpen; diese locken doch das frischeste, fröhlichste Leben in ihre Thäler hinein, und wo die Erhabenheit der Masse am mächtigsten erscheint, da tritt mit der zugleich erstarrenden und zerschmelzenden Wasserwelt in den stets rieselnden Quellen, wie in der freudigen Vegetation, ein Krieg hervor, der den todten, mächtigen Stein für das fröhliche Leben zu gewinnen vermag und die Masse in das individuelle Leben hineinzulocken weiß: es ist uns zu Muthe, als sähen wir Alexander oder Cäsar, alle seine Siege vergessend, mit seinen Kindern spielen. Unter diesen furchtbaren Scheeren aber, wo wir wider Willen von einem kahlen, platten Hügel mit den Augen zu einem andern hingedrängt werden, ohne irgend einen Ruhepunkt zu finden, ist es, als würden wir von einer Unzahl Wespen überfallen, wir stehen völlig waffenlos da; die verkrüppelten Gebüsche erscheinen vereinzelt in den Vertiefungen, wie der kraftlos gewordene Ritter in der Gewalt eines zauberhaften Riesen, der ihm das Blut aus den Adern saugt, aber ihn leben läßt, damit das Bewußtsein des Sterbens ihn nie verlasse. Wer von Wenersburg über Strömstad nach Norwegen reist, der wird gestehen, daß der zerrissene Kiesboden ein ersehnter Sieg über diese starre Masse, daß der Sand, der doch die Möglichkeit einer Idylle nicht ausschließt, ein hoffnungsvolles Leben genannt werden muß.

Wenn nun auch dieses Wüste der bayerischen Hochebene etwas Abschreckendes hat, wenn wir selbst in der Nähe von München, am hohen Ufer der Isar, Gegenden finden, die viel zurückstoßender sind, als irgend eine Sandgegend von Berlin: so treten uns dort doch die mächtigen Alpen entgegen, die bei günstiger Beleuchtung mit ihren Gletschermassen in allen ihren Umrissen klar zu erkennen sind. Da finden wir uns selbst wieder, eine Heimath liegt uns nahe, und der umgebende wüste Boden hat seine Macht an uns verloren. Einen solchen mächtigen Verbündeten, der, wenn auch aus der Ferne, uns unterstützt und hebt, haben wir in der Nähe von Berlin leider nicht, und die matte Sehnsucht kann den Mangel nie ersetzen. Und nun das Isarthal (der Stadt so nahe, wie der Thiergarten Berlin) mit diesem verglichen — die reiche Pflanzenwelt, der südliche Baumwuchs mit dem nördlichen vereinigt, die Felsenparthien von Schlingpflanzen umwunden, von mannigfaltigen Bäumen umschlossen, die von frischen, hervorsprudelnden Quellen benetzt sind: es ist, als wäre man von der rauhen, kalten, windigen Hochebene plötzlich in ein viel milderes südliches Klima versetzt; die Isar selbst ist der Schaafgraben dieses Thiergartens mit ihren frischen, alpengrünen Wellen; hier strömt sie schäumend fort, dort dehnt sie sich beruhigt zu einem See aus. Man kann es nicht läugnen, daß München durch die Alpen in der Ferne und den Isarpark in der Nähe Schätze besitzt, durch welche es in den lieblichen Sommermonaten, mit Berlin verglichen, unzweifelhaft den Sieg erringt. Die weniger günstige Hälfte des Jahres muß dagegen desto rauher erscheinen. Hinter den trüben Nebeln verbergen sich die Alpen; das Isarthal bleibt immer fast unzugänglich, die wüste Gegend nimmt die Einwohner siegreich in ihre Mitte; rauhe, kalte Winde rücken das Land um mehrere Grade der Breite nördlicher, und man begreift, wie Baldus, der Straßburger, nach München versetzt, in den zierlichsten lateinischen Oden, die an horazische Klassicität erinnern, seine Klagen laut werden ließ, so daß man durch den Inhalt hindurch Ovid's Gram unter den Geten zu erkennen glaubt.

Neunter Abschnitt.

1. Aus dem bayerischen Hochlande. — 2. Aus dem Salzkammergut, Steiermark, Tyrol. — 3. Der Mensch in den deutschen Alpen.

1. Aus dem bayerischen Hochlande.

Eine Fahrt auf dem Königssee.*)

Von Berchtesgaden führen zwei Wege zum See; eine gute Straße auf dem rechten Ufer der Seeache und ein schöner Fußsteig größtentheils auf dem linken Ufer. Das erste Auffallende, was uns aufstößt, ist die grüne, klare Seeache, ein wahrer Smaragd; denn die Albe hat durch den Einfluß der ramsauer Ache einen weißlichen Anstrich und erscheint blauweißgrün, während der See ihre Gewässer von den Kalktheilen gereinigt hat; durchsichtig bis auf den Grund, fluthet sie grün daher. Außerdem gleicht der ganze Weg einem Garten, bald von malerischen Ahorngruppen umschattet, bald von einem einsamen Tannenforst unterbrochen, bald von herrlichen Häusergruppen belebt; vor jedem Haus ein frischer, sprudelnder Brunnen, und von oben herab die weißen Kalkschroffen mit ihren duftigen Schattengebilden, der wahre Gegensatz des üppigen Grüns der Tiefe, links der Göll, rechts der Watzmann. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden verkünden grüne, abgerundete Hügel die Ausmündung eines Sees; außerdem liegen noch ungeheure Felsblöcke mit Bäumen bewachsen umher. Der Fußsteig führt zuletzt bei einer Mühle vorüber, dann auf einem Stege über die Ache und um den runden Hügel herum zum Dorf Königssee, dessen letzte Häuser Amsee (Am-See) heißen. Hier ist ein Wirthshaus mit billiger und freundlicher Bedienung. Außerdem wohnt hier der Seër, Admiral der hiesigen Flotte, welcher als Neptun einen lang herabwallenden Bart trägt. Er besorgt die Seefahrten; der Preis ist äußerst billig und fest. Ein Einbaum mit zwei Ruderern über den See (2 Stunden) und

*) Schaubach, Die deutschen Alpen, Bd. 3.

zurück, wenn man bis 12 Uhr wieder zurück ist, der halbe Tag also, kostet 30 Kreuzer, der ganze Tag einen Gulden. Der Einbaum ist ein ausgehöhlter Baum, der aber sicherer und schneller fährt als jedes andere Fahrzeug, und der Reisende lasse sich nicht durch den Anblick abschrecken, sondern vertraue den erfahrenen Schiffern, die eben so ungern umkommen wie er. Je größer die Fahrzeuge, desto mehr Mannschaft, desto theurer. Die größeren Fahrzeuge sind bedeckt, bei Regenwetter recht schön, bei schönem Wetter aber recht schlecht zum Umsehen.

Man sieht vom Königssee aus die Sohlenleitung, durch welche der Bergbau von Berchtesgaden auch mit den Salinen in Reichenhall, Traunstein und Rosenhaim in Verbindung gesetzt, und die im Jahre 1817 gebaut worden ist; sie wird als hydraulisches Kunstwerk bewundert. Die Sohle wird in Röhren auf einer Länge von 107,536 Fuß über Berge und Abgründe geführt, wobei die Flüssigkeit, um sie auf höhere Punkte zu bringen, durch drei gewöhnliche Druckwerke, durch vier doppelt wirkende und zwei ganz einfache Wassersäulenmaschinen, welche Reichenbach erfunden und ausgeführt hat, von der Tiefe in die Höhe getrieben wird.

Das Holz zu dem Sudhause in Frauenreit und zu dem Bergbaue wird auf den Bergen, die den Königssee umgeben, gefällt, durch den Königsbach von den Felsen gestürzt, mit Nachhilfe von Menschenhänden, und auf der Albe fortgeschwemmt.

Dieser Holzsturz mittelst des durch Schneewasser angeschwemmten Königsbaches gewährt im Frühjahr ein interessantes Schauspiel, welches man am westlichen Ufer des Sees in Gondeln beobachten kann. Ein Pistolenschuß verkündet den Anfang desselben. In der Ferne erhebt sich ein donnerähnliches Getöse, sobald das hoch angeschwellte Wasser durch die auf dem Gipfel der Felsenwand eröffnete Klause durchbricht. Nun wälzen sich die gewaltigen Fluthen, auf ihrem Rücken eine unendliche Menge von Holzblöcken tragend, mit fürchterlichem Geräusch an den Rand des tiefen Abgrunds, und stürzen mit ihrer Last über den steilen Felsabhang in die Tiefe des Sees herab. Der herabeilende Wasserstrom verbreitet durch seine schäumenden Wogen Nebel und Regen auf einem weiten Umkreis, das Getöse betäubt die Ohren; der Spiegel des Sees, von dem herabstürzenden Gewässer und von der Holzlast in Aufruhr gesetzt, treibt hohe Wellen, und die auf den eine Viertelstunde entfernten Gondeln befindlichen Zuschauer werden bei diesem schauerlich schönen Schauspiele, wie auf dem sturmbewegten Meere, durch die angetriebenen Wasserwogen geschaukelt, auch wohl an das steinige Ufer geworfen.

Das Passionsspiel im Ammergau. *)

1840.

Wer diesen Sommer auf seiner Gebirgsfahrt Partenkirchen, Hohenschwangau oder das Amperthal besucht, der unterläßt es gewiß nicht, die Reise so einzurichten, daß er auf einen „Spieltag" nach Oberammergau kommt, und wäre er auch nicht so nahe, wäre er selbst 20 Stunden weit entfernt, so muß es ihn hineinziehen, wenn er sogar in solcher Ferne noch die passionslustige Regung unter Alt und Jung gewahrt, die lobpreisenden, entzückenden Erzählungen der Dortgewesenen, die sehnsüchtige Freude Derer, die noch hinzugehen trachten. So macht er sich also auf, und welchen Weg er auch eingeschlagen hat, um in das hohe Thal zu kommen — er mag vom schönen Murnau ausgegangen sein, das nach seinen Bränden herrlich wieder auferstanden, oder von dem geigenkundigen Mittenwald, oder von den Lechstädten, von Füßen, Schongau oder Landsberg, oder er mag auf engen Alpenwegen aus dem Tyrol herbei wandern — überall wird er am Vorabend des Festes die Straßen wimmelnd von Wallfahrern, die Wirthshäuser bis ins Dach hinauf vollgepfropft, das Unterkommen schwierig finden. Im Dorfe Ammergau selbst ist das Gedränge und der Lärm am größten: ganze Schaaren von Pilgern ziehen betend ein, mächtige Haufen Anderer kommen plaudernd heraus, Wagen jeder Art, vom derbsten Leiterwagen bis zum feinsten Cabriolet, rasseln durch die Menge; einzelne Reiter kommen herbeigesprengt, viele Hunderte stehen da, um die bunten Ankömmlinge zu mustern; alle Fenster sind besetzt, alle Thüren stehen voll; Zuruf und Begrüßungen an allen Enden. Jede Stunde bringt ihr Tausend mit sich; die Gasthäuser sind schon lange zu enge, und die Gäste stehen dicht und summend vor den offenen Pforten.

Zufällig sind wir schon um Mittag angelangt, und da das Getümmel erst gegen Abend sich erhebt, so haben wir noch freien Gang im Dorfe. Es liegt in einem hohen Thale, das gute Wiesen, aber unergiebige Felder hat und weit mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau einladet. In früheren Zeiten soll man auch auf Gold gegraben haben, allein in unsern Tagen ist der Hort ganz verschollen. Die Berge gegen Ettal hin, obwohl noch weit unter der Schneehöhe, sind schroff und wild, in ihrer Art recht ansehnlich, und der ammergauer Kofel zuvörderst steigt sehr fürnehm gegen den Himmel. Auf der andern Seite, an der Amper hinab, strecken sich die Höhen wie eine Scheere gegen die Ebene aus, werden zusehends niederer und verflachen sich bald. Wenn dem Gelände die erhabene Schönheit der höheren Alpenthäler mangelt, so spricht es uns dennoch in seiner mildern Gebirgsnatur freundlich und erhebend an. Die

---

*) Aus dem bayerischen Hochlande von L. Steub, München 1850.

Häuser der Ammergauer sind nach Hochlandsart gebaut, neigen aber, wie Sitte und Wesen der Einwohner selbst, sichtlich zum Städtischen hin. Die flachen Dächer mit den Giebelzierden und den beiden Vorsprüngen sind erhalten, aber die malerischen Balcons lassen sich meist vermissen. Dafür sind alle Wände bemalt mit frommen Darstellungen aus der Schrift, oder aus den Geschichten der Heiligen; auf dem Ehrenplatze in der Mitte der Vorderseite prangt fast überall das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal. Es sind wohl lauter Leistungen der ammergauer Kunstschule aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daher auch Schnörkel, Muscheln, Schuppen und alle Schönheiten des Rococo reichlich angebracht erscheinen.

Die Einwohner betreiben seit mehr denn siebenzig Jahren ein eigenes Gewerbe, das der Holzschnitzerei, deren Erzeugnisse, wie die der Grödner, Berchtolsgadner und Nürnberger, in alle Welt gehen. Diese Industrie hat eine völlig fabrikmäßige Ausbildung erhalten, auch darin, daß die Kinder von klein auf mit arbeiten. Dieses lebenslange Sitzen über der Arbeit, immer das Schnitzmesser oder den Pinsel in der Hand, in den niederen Stuben, die wegen des Trocknens der Farben stets geheizt werden und daher Winters wie Sommers voll Qualm und Farbendunst sind, ist dem Aeußern des Schlags nicht förderlich, und den kriegerischen Ausdruck der Schlierseer, den stolzen Anstand der Jachenauer wird man unter den Männern von Ammergau so wenig finden, als unter den Mädchen die dralle Frische der Hochländerinnen. Den Vertrieb ihrer Holzwaaren haben die Ammergauer in die Hände eines „Verlegers" gegeben, der ein großes Magazin unterhält, das man nicht unbesucht lassen darf. Da ist ein freundliches Wiedersehen all der Wonnen unserer Kinderjahre; in strahlender Verherrlichung funkeln sie hier auf langen Rahmen. Hier liegen die gelenkigen Hanswurste, die noch in der Kinderstube ein Leben fristen, das ihnen die Bühne grausam absprach; da stehen Steckenpferde zu vollen Schwadronen, dort hängen ganze Pensionate von braven Puppen; so ist Alles hier zu sehen, was den Knaben erfreut und das Mädchen ergötzt, Alles nagelneu und glänzend in farbenreichem Wechsel. Das Kostbarste, was das Waarenlager aufzuweisen hat, sind kleine, drei bis vier Zoll hohe Schnitzereien aus feinerm Holze und ohne Farbenanstrich, theils Conterfei neuerer Monumente, theils Abbilder berühmter Lebender und Todter. So sieht man Schiller, Gutenberg und Albrecht Dürer, nach ihren ehernen Statuen getreu geschnitzt; Friedrich von Preußen scheint noch eben so wohl seine Käufer zu finden, als Napoleon, und neben andern gekrönten Häuptern steht da für reisende Engländer das Bildniß der Königin von Großbritannien im vollen Krönungsornate, zwar wahrscheinlich nicht nach dem Portrait gemacht, aber doch mit Benutzung des Winkes, den die Zeitungen gaben über ihre remarkably fine bust, denn die Bildung des Oberleibes läßt an schöner Fülle nichts zu wünschen

übrig. Solche Bildchen stehen im Werthe zwischen sechs bis zwölf Gulden; einzelne Kunstwerke mögen wohl auch noch theurer verkauft werden.

Diese Werke zeugen, wenn auch nicht von hellenischer Technik, so doch von wohlgeübter und fleißiger Hand. Es scheinen die Probestücke der vorzüglichsten Arbeiter zu sein, die aber alle nur das Messer führen, nicht auch das Reißblei, so daß keiner das, was er schnitzt, auch zu zeichnen vermag. Dieser Umstand erklärt wohl auch die Typik in den übrigen untergeordneten Sorten von Schnitzwerk, welche seit vier Jahrzehnten völlig stationär geblieben sind. Es zeigt sich dies am deutlichsten an all den Figuren, welche neueres Costüm tragen! denn diese haben noch sämmtlich die Moden aus den Zeiten des Direktoriums beibehalten: die Damen die kurzen Taillen, die engen Gewänder und die erbärmlichen Hütchen; die Männer die lappenreichen Röcke und Westen sammt Zubehör, was uns jetzt Alles so schlumpicht vorkommt. Derselbe altmodische Styl zeigt sich auch sonst allenthalben, wo der Geschmack der Arbeiter Gelegenheit hat, hervor zu treten, an architektonischen Verzierungen z. B. und namentlich an etlichen ungeheuern, vergoldeten Uhrgehäusen, die im Magazine stehen und ihren Absatz wohl schon lange überlebt haben. Die Kunst der Ammergauer findet sich nicht heraus aus diesen Ueberlieferungen, weil bisher Niemand sie auf bessere Vorbilder aufmerksam machte. Es ist dies ein bedenklicher Zustand, der gegründete Besorgnisse über die Zukunft dieses Industriezweiges erregen muß, zumal wenn man an die Concurrenz der Nürnberger denkt, denen allerdings ein Eingehen in die Anforderungen, welche die neuere Blüthe der bildenden Künste mit sich bringt, weit näher gelegt ist, als unsern Ammergauern in ihren einsamen Bergen. Solches wohl ermessend, hat die Regierung in den letzten Jahren eine Zeichnungsschule im Dorf angelegt, von der wir ein recht erfreuliches Wirken hoffen wollen. Etwas Herculanum und Pompeji oder etwas Erwin von Steinbach könnte dem alten Gewerbe einen neuen fröhlichen Aufschwung geben.

Des andern Tages früh acht Uhr finden wir uns unter vielen Tausenden vor der Bühne des Passionsspiels. Das Drama von Oberammergau ist schon in seiner letzten cyklischen Epoche — vor zehn Jahren — der Aufmerksamkeit reisender Autoren nicht entgangen und hat auch diesesmal wieder seine Darsteller gefunden, so daß wir die Bauart der Bühne wie die des Schauplatzes als bekannt voraussetzen dürfen. Wir bemerken in Bezug auf erstere nur nochmals wiederholend, daß aus dem breiten, doch nicht tiefen Proscenium, das durch keinen Vorhang geschlossen wird, rechts und links die Einsicht in die Straßen von Jerusalem offen steht, während im Mittelgrunde zwischen zwei Pfeilern, welche Balcons tragen, eine kleinere bedeckte Bühne sich eintieft, die nach Bedürfniß durch einen Vorhang verhüllt werden kann, so daß die ganze Einrichtung nicht allein, wie uns versichert wird, der Bühne des Sophokles, sondern im Wesent-

lichen eben sowohl der Shakespeare'schen, wie wir sie aus Tieck's jungem Tischlermeister kennen lernen, ähnlich ist.

Um auch ein Wort von der Entstehung des Spieles zu reden, so wird dieselbe in das Jahr 1633 verlegt und einem Gelübde zugeschrieben, welches die Ammergauer damals zur Abwendung einer Seuche gethan. Jedenfalls steht das Werk in Stammverwandtschaft mit den religiösen Schauspielen, die das Mittelalter fast im ganzen katholischen Europa erblühen sah und Mysterien, Mirakelspiele, Moralitäten, Moralien, Moralités benannte. Ursprünglich in dem Innern der Kirchen von den Geistlichen selbst aufgeführt, gewannen diese Darstellungen bald das Freie und gingen allmälig ganz in das Volk über. Je nach dem Eifer und dem Reichthum der unternehmenden Städte wurde oft eine blendende Pracht an diese Spiele gesetzt. Im 16. Jahrhundert kamen sie noch in Bayern häufig vor, fielen aber von da an in Abnahme, bis endlich auch das vorletzte, im nahen Mittelwald, aufgegeben wurde und so nur das einzige zu Ammergau übrigblieb. Den jetzigen Text, so wie überhaupt die ganze gegenwärtige Einrichtung der Passion verdankt man einem ehemaligen Benediktiner des Klosters Ettal, dem spätern Herrn Pfarrer Weiß von Jesewang bei Fürstenfeldbruck. Die Musik aber hat Herr Dedler gedichtet, der früher Chorknabe zu Raitenbuch, später Schullehrer zu Ammergau war. Ehedem wurde hier auch jedes fünfte Jahr in dem Jahrzehnt der Passion ein anderes Spiel aufgeführt, welches man die Kreuzschule nannte. Dieses war, so zu sagen, der Gegensatz seines Doppelgängers; denn Alles, was in der Passion dramatisch gegeben wird, kam dort als mimische Darstellung vor, und was jetzt symbolisch in Tableaux zur Aufführung kommt, war dort dramatisch behandelt.*)

Das Spiel beginnt, und der Chor tritt auf. Er besteht aus fünf Sängern und sechs Sängerinnen, sämmtlich in gleichen Gewändern, weiß mit blauen Mänteln, ungefähr so, wie man sich die Genien denkt; auch nennt sie das Volk nicht anders als die Schutzgeister. Diese stellen sich halbkreisförmig im Proscenium auf und leiten die Darstellung, vom Orchester unten begleitet, mit einem Gesange ein. Dann tritt der Chor wieder ab, der Vorhang der Mittelbühne rollt auf, und wir sehen Jesus

---

*) Vor kurzer Zeit fand der tyrolische Geschichtsforscher Professor Albert Jäger im sterzinger Archive neun Hefte Handschriften, welche kirchliche Schauspiele aus dem 15. und 16. Jahrhundert enthielten. Die meisten dieser Stücke hatte, laut einer Vorbemerkung des damaligen Besitzers, Meister Benedikt Debs von Ingolstadt nach Sterzingen gebracht. In dieser Stadt und zu Botzen wurden sie dann auch aufgeführt und spielten mitunter die ganze Charwoche durch. Auch zu Cavalese im Fleimserthale, wo seit der Zeit die deutsche Sprache ganz verkommen ist, wurden damals solche, und zwar deutsche Spiele gegeben. Im Sarnthal bei Botzen erhielt sich die Uebung bis auf die neueste Zeit, wo die Obrigkeit ihr Verbot darauf legte. Näheres hierüber theilt Dr. Adolf Pichler in dem zu Innsbruck erschienenen Phönix mit; Monat März, Nr. 19—22, 1850.

in Jerusalem einziehen. Diese erste Scene ist vielleicht die beste des Tages; der Heiland kommt auf dem Füllen der Eselin aus der Tiefe der einen Straße, zieht durch den Mittelraum in die andere und dann über das Proscenium. Das jubelnde Volk umgibt ihn, schwingt die Zweige, breitet die Kleider aus; Hosanna! tönt es, Hosanna! Männer und Greise, Weiber und Kinder rufen und singen. — Wer beim Schwabenwirth wohnt, der kennt gleich das kleine, vierjährige Töchterlein wieder, das recht vernehmlich mitruft und triumphirend auf die Kunden hinausblickt, die Tags zuvor es seine Rolle aufsagen ließen. Der ganze Auftritt wird mit so lebendiger Freude, so liebevollem Eifer, zugleich mit so feinem Sinne für malerische Zusammenstellung durchgeführt, daß sich Jeder gleich in eine wohlmeinende, empfängliche Stimmung versetzt fühlt.

Nun folgt die Austreibung aus dem Tempel, wobei die Verkäufer mit erträglichem Anachronismus in der Tracht der polnischen Juden von heute erscheinen. Dann geht Jesus wieder nach Bethanien, worauf der Vorhang der Mittelbühne fällt. Der Chor tritt wieder auf, beleuchtet singend die vorhergegangene Scene, knüpft sie an die nächste und erklärt den Zusammenhang, in dem die plastische Vorstellung, die wir nun sehen sollen, mit den Ereignissen steht, denen sie vorausgeht. Es ist überhaupt seine mühevolle Aufgabe, während des Tages, die Scenen zu vermitteln, den Zuschauer zu stimmen und seinen Empfindungen zur Sprache zu verhelfen, in welchem Bestreben er allerdings dadurch unterstützt wird, daß auch der schlichteste Bauersmann sein Spielbüchlein mitbringt und so dem Gesange zu folgen im Stande ist. Wenn nun im Innern Alles vorbereitet und der Augenblick für die plastische Darstellung gekommen ist, so theilt sich der Chor, stellt sich zu beiden Seiten der Mittelbühne, deren Vorhang nun emporgeht, und fährt singend in seiner Erklärung fort; dann tritt er ganz ab, um wieder den dramatischen Auftritten Raum zu geben. In größeren Zwischenräumen kommt es dann auch vor, daß der Chorführer, der der Gemeindevorsteher und ein Kürschner ist, umgeben von seinen Sängern, in feierlich gehaltener Prosa einen Inbegriff der gegenwärtigen Lage der Dinge gibt und auf das Kommende aufmerksam macht.

So haben wir nun die erste plastische Vorstellung. Die Söhne Jakob's beschließen, ihren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen. Dieses Bild, wie fast alle seiner Art, verdient billig unsere Bewunderung. Der Moment der Katastrophe ist so richtig herausgegriffen, die Figuren so gut gestellt und ihre Haltung so unbeweglich, der engere Rahmen der Mittelbühne selbst ist der Darstellung so zuträglich, daß in der That ein Effect erzielt wird, der so nah an ein Gemälde auf todter Leinwand hinanreicht, als es mit lebenden Menschen möglich ist. Diese Tableaux sind nun alle aus dem alten Testamente gewählt und kommen, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, lediglich in der Mittelbühne zur Erscheinung,

da sie des Vorhangs bedürfen, um sich aufzustellen und zu ordnen, so wie veränderlicher Decorationen, um die Verschiedenheit des Orts anzudeuten. Jedoch ist diese Mittelbühne, wie ebenfalls schon erwähnt, nicht für diesen Zweck allein da, sondern sie eröffnet sich, nachdem der Vorhang gefallen und die Gemälde beseitigt worden, immer wieder auch für die dramatischen Scenen, wie denn besonders Alles, was der Natur der Sache nach in geschlossenem Raume vorzugehen hat, in ihr seine Darstellung findet, so die Rathsversammlung der Priester und Pharisäer, das Abendmahl u. s. w. Einzelne dieser Gemälde nun sind einfach und bestehen zum Theil nur aus zwei, drei Figuren, wie z. B. das Opfer Abraham's, Adam und seine Familie nach der Vertreibung aus dem Paradiese; andere sind wieder aus mehreren Hundert Personen zusammengesetzt, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, in aufsteigender Anordnung, von den zweijährigen Kindlein, die vorn an der Grenze des Prosceniums theils stehen, theils in den Armen ihrer knienden Mütter ruhen, bis in den Hintergrund, wo die größten Männer der Gemeinde das Gemälde abschließen. Im Ganzen gaben wir den einfachen Darstellungen den Vorzug, obgleich uns auch unter den volkreicheren manche sehr gelungen schienen, so namentlich das Bild, wie der Herr in der Wüste das Manna schickt, wo das ganze Volk Israel, unzählig wie der Sand am Meere, mit dankender Geberde zum Himmel blickt, während Moses und Aaron auf erhöhtem Standpunkte gebieterisch unter der Menge stehen, und das Manna, durch kleine Papierschnitzel für das Auge nicht übel vertreten, in dichten Flocken herunterschneit. Diese Darstellungen erinnern an jene Bilder, wo John Martin ganze Nationen in übersichtlichen Tausenden auf die Leinwand gebracht hat.

Die erste plastische Darstellung, wie sich die Brüder Joseph's über sein Verderben berathen, entspricht nur symbolisch der Rathsversammlung der Hohenpriester und Schriftgelehrten, wie sie Jesum fangen und tödten können. So sehen wir, nachdem der Chor vorerst gethan, was seines Amtes, mitten hinein in das Synedrium zu Jerusalem. Dies ist nun aber, gelinde gesagt, eine sehr lang dauernde Scene. Die beiden Hohenpriester, Annas und Kaiphas, halten sehr gründliche, aber nichts desto minder wenig unterhaltende Vorträge, über welche sofort die Abstimmung der übrigen Rathsglieder erfolgt. Jeder motivirt sein Votum besonders, die meisten sind mit den hohenpriesterlichen Anträgen einverstanden, geben aber doch, um nicht geradezu Ja zu sagen, in gutgewählten Synonymen eine Umschreibung derselben, ungefähr eben so, wie noch heutzutage in den Collegien die jüngeren Beisitzer es machen. Ich will nicht läugnen, daß mir überhaupt der hohe Rath bei seinem Auftreten, sei's nun in der Sitzung oder auf der Gasse, etwas schleppend zu verhandeln schien, und zwar deswegen, weil der Text, in der guten Absicht, Jedem seine Rolle lieb und werth zu machen, allenthalben Jedem etwas in den Mund legt. Daß dieses weitläufige Herumreden aber nicht mir allein unbehaglich war,

schien daraus hervorzugehen, daß ich neben mir bei wiederholtem Erscheinen des Synedriums zu öfteren Malen den Ausruf hören mußte: „O, die sind schon wieder da!“ Worte, die zuversichtlich nicht den unpopulären Tendenzen der Auftretenden allein gegolten haben.

Nach den Vorgängen in Bethania finden wir uns abermals in Jerusalem bei der Feier des Passamahles. Hier versinken wir nun wieder ganz in den rührenden Ernst, in die fromme Weihe der Darstellung, die in ihrer biblischen Einfachheit, ohne alle Zuthat rednerischer Zierden, mächtig ergreift. Dann sehen wir wieder Judas vor dem redseligen Synedrium, und endlich beginnt die Leidensgeschichte. Den jetzt folgenden Scenen nun, wenigstens vom Gebete auf dem Oelberge bis nach der Dornenkrönung, wünschten wir in ihrer grellen Natürlichkeit allerdings von Herzen eine mildernde Hand. Wie empörend wirkt es, wenn Jesus im Todeskampfe dreimal auf das Angesicht fällt und platt und langgestreckt jedesmal fast eine Minute liegen bleibt! Dies ist eine Unschönheit, mit der wir uns auch dann nicht aussöhnen konnten, als wir einsahen, daß sie nothwendig gewesen, weil während dieser Lage auf die Stirn des Heilands, die bis in die Coulisse reichte, lange, schwere Blutstropfen gemalt werden mußten, mit denen er nun vors Publikum tritt. Es wird schon schwierig sein, diesen blutigen Schweiß in der Darstellung vor den Urtheilsfähigen zu rechtfertigen; denn wenn auch der heilige Athanasius Diejenigen für Ketzer erklärt, welche nicht an die Thatsache glauben, sehen wollen wir den Graus dessenungeachtet nicht. Nun ist aber selbst noch die Dornenkrone bei der Geißelung mit Blut gefüttert, das bei jedem Drucke herunterrieselt, und der Heiland wird mit gebundenen Händen und Füßen von den Kriegsknechten noch immer einmal von dem Marterstuhl herunter auf den Boden gestoßen, obgleich nach Hofrath Oken schon im Jahre 1830 eine Bauernfrau Zweifel an der Authenticität dieser Rohheit geäußert hat, und obgleich diese Zweifel durch das Stillschweigen der heiligen Schrift beträchtlich unterstützt werden. Indessen geben wir gerne zu, daß das Spiel durch eine Richtung in unserm Sinne bei dem Volke leicht eben so viel verlieren könnte, als es für andere Augen gewänne. Ein einflußreicher Mann der Gegend war derselben Meinung, indem er auf meine Vorschläge ganz entschieden antwortete: „Alles umsonst! das Volk schenkt keinen Tropfen Blut her.“

Die Scene auf Golgatha steht in aller Erhabenheit vor uns. Der Vorhang der Mittelbühne ist aufgerollt. Die beiden Schächer sind schon ans Kreuz geheftet, Christus aber wird eben aufgerichtet. Weinen und tiefes Schluchzen bezeugen die tiefe Rührung der Zuschauer. Die römischen Kriegsknechte würfeln um das Gewand des Herrn, wir hören den teuflischen Spott der Juden und die letzten Worte vom Kreuze; der Heiland neigt das Haupt und gibt den Geist auf. Erdbeben und Zeichen folgen. Hierauf werden die Gebeine der Schächer mit Knitteln gebrochen,

was wir immerhin mit Gleichmuth ansehen können, weil die Knittel elastisch sind; dann tritt Longinus heran und durchsticht mit der Lanze die linke Seite des Herrn, aus welcher sofort Blut fließt. Endlich folgt, nachdem die Schächer herunter genommen worden und Römer und Juden die Bühne verlassen haben, die Abnahme Christi vom Kreuze in stiller Heiligkeit mit bewundernswerther Ruhe und Würde. — Zwei plastische Vorstellungen treten nun ein: Jonas, von dem Wallfisch gesund ans Land gesetzt, dann das Volk Israel, trockenen Fußes durchs Rothe Meer ziehend, und darauf sehen wir fröhlich Christus auferstehen. Das Schauspiel schließt mit einer schönen allegorischen Vorstellung, die Verherrlichung der Stiftung des neuen Bundes bedeutend.

Wir haben hiermit die Hauptmomente der Vorstellung berührt, die durch Zerfällung in einzelne Scenen, durch Dazwischentreten der Tableaux und des Chors so an äußerm Umfange gewinnt, daß nicht allein von acht bis zwölf Uhr, sondern nach Unterbrechung einer Stunde wieder fortgespielt wird, bis gegen vier und fünf Uhr Abends. Ueber das Spiel der Darstellenden haben schon bedeutende Gewährsmänner sich rühmend geäußert, und wir treten ihren Aussprüchen bescheiden bei. Die thätigeren Rollen werden natürlich aufgefaßt und frisch und kräftig weggespielt, die mehr leidenden aber gehalten und würdig durchgeführt. Der Ruhm des Tages scheint mir dem Christus zu gebühren, der uns das Wesen des menschgewordenen Gottes, so weit es für uns Sünder erreichbar ist, mit weihevollem Anstand vorführte. Auch das Spiel des Judas ist sehr zu loben, wie denn überhaupt Niemand ganz aus der Rolle fiel. Manche fragen vielleicht nach der Farbe des sprachlichen Vortrags, und denen sei zur Antwort, daß die Ammergauer ein Idiom sprechen, in dem sich bayerische und schwäbische Elemente unentwirrbar mischen, und daß sie mit den Tyrolern das harte ch gemein haben, das immer dreifach klingt; deswegen wird man auch ganz reinen Accent nicht verlangen und sich an das Hervortreten der Kehllaute nicht stoßen.

Die Ammergauer haben ihr Spiel unter Schmerzen geboren und lieben es auch darnach. Es ist ein erstaunliches Werk für eine nicht sehr wohlhabende Landgemeinde von 1500 Seelen, dieses große Drama mit all seinen Beigaben in so würdiger Gestalt uns vorzuführen. Wie viel Eifer und Hingebung, wie viel Verlust an Arbeitsstunden und an Erwerb gehörte dazu, bis dieses Orchester, bis dieser Chor, die plastischen Darstellungen, die dramatischen Auftritte zu so störungsfreiem Zusammenspiel eingeübt waren, und dies von einfachen Schnitzern, von Greisen, Männern, Weibern und Kindern, von mehreren Hundert Personen! Wir finden es daher in der Ordnung, daß die Meister stolz sind auf ihr Werk, das so wohl gelungen, und finden es auch erklärlich, daß sie in ihrem Bewußtsein empfindlich sind gegen den Tadel; dies sind sie aber auch in hohem Grade.

Wem daran liegt, auch das Treiben, das Zusammenleben und die Einrichtungen hinter der Bühne kennen zu lernen, dem ist es nicht versagt, einen Ausflug dahin zu machen; nur muß er nicht unversehens in eine der Straßen von Jerusalem treten, zu denen eine Menge verlockender Zugänge führen. Man wird freundlich aufgenommen und von allem Wissenswerthen gefällig unterrichtet. Die Leute findet man recht heiter und aufgeräumt hinter ihren Coulissen; wenn die Vorbereitung des Spieles auch in tiefem frommem Ernst geschieht, während der wiederholten Vorstellungen bricht doch der natürliche, unschuldige Frohsinn der Gebirgsländer wieder hervor, und das Spiel ist ihnen kein lastendes Gelübde mehr, sondern eine heitere, gern gelöste Aufgabe. So wandeln wir also mit unsern Führern umher, betrachtend und bewundernd, und treten dann auch in die Rüstkammer und haben unsere Freude an all den Merkwürdigkeiten, die hier unter einem Dache zu sehen sind. Da zeigt man uns das Hündchen Tobiä, die Salbenbüchse Mariä, die Weintrauben aus Kanaan, den Rock Joseph's, das Schurzfell Eva's, den Felsen Gabaon, den Widder Abraham's, die Schnur, mit der sich Ahitophel erhenkt, die eherne Schlange Mosis, den Wallfisch Jonä und vieles andere mehr. In dieser Gegend wird auch Bier geschenkt, zur Erquickung für die Spielenden, die deren an warmen Sommertagen oft wohl bedürftig sind. Hierher kommen auch die römischen Soldaten und scherzen ehrbar und züchtig bei vollen Gläsern mit den Mädchen von Ammergau.

Kaum ist das Spiel geschlossen, so geht ein ungeheurer Aufruhr durch das Dorf. Der Lärm ist noch um etliche Mal größer als bei der Ankunft, denn was damals nach und nach herankam, das will jetzt auf einmal wieder fort. Ein Fuhrwerk nach dem andern löst sich ab aus der wirren Wagenburg, die den Hauptplatz fast unzugänglich macht; tausend und tausend Fußgänger verlassen in dichten Haufen das Dorf. Es ist, als wenn, wie in uralten Zeiten, wieder ganze Stämme unterwegs wären, sich eine neue Heimath zu suchen. Alles plaudert brüderlich zusammen über die frommen Freuden dieses Tages; aus einigen Wagen hört man auch Gebete tönen. Bei Weitem die Meisten suchen noch Murnau zu erreichen, obgleich dieser Flecken fünf Stunden vom Schauplatz liegt. Einige Hundert Glückliche fahren mit raschen Pferden voraus, um noch Stuben und Betten zu erhaschen; die Andern ziehen später zu Tausenden ein und legen sich vergnügt aufs Stroh.

2. Aus dem Salzkammergut, Steiermark, Tyrol.

Die ramsauer Hochebene im steierischen Hochlande.*)

Von dem im schönen, breiten und fruchtbaren Ennsthale gelegenen Marktflecken Schladming gelangt man nach Norden hin auf eine Hochebene, die (von Schladming aus noch nicht sichtbar) das freundliche Dorf Ramsau trägt, das von ihr diesen Namen erhalten hat.

Man überschreitet die klar durch fette Wiesen hinströmende Enns und wandelt nordwärts gegen den ramsauer Stein hin, dessen Vorgebirge, die sogenannte „raumsauer Leiten" sich als rasiger Abhang in das Thal senkt. Zwei Wege, genannt der Torfweg und der Schneckenweg, führen als Fußpfade die Leiten hinan. Am östlichen Ende derselben führt der schlechte Fuhrweg hinauf. — Wir betreten den Torfweg. Man erkennt erst die beträchtliche Höhe der „Leiten", wenn man sie hinanklimmt. Bald liegt tief zu unsern Füßen in der engen Schlucht der Markt Schladming; jenseits desselben erhebt sich die schladminger Leiten. Südlich erheben sich zuerst bebaute, dann waldbewachsene, endlich grünende Abhänge; über diesen zeigen sich von Osten her die Vorberge der Sölk, hinter denen wieder das schlanke pyramidalische Gunkenegg, dann der Kauspitz, der Schoberspitz, der Mittenberg mit dem Steinzucken und endlich der schladminger Kalbling emporragen. Alles durchaus Ur- und Schiefergebirge. Herrlich schimmern diese Riesen von der Sonne beleuchtet in die blaue Luft. Nur leichte, flatternde Wölkchen ziehen hin an den felsigen Gipfeln, sie gleichsam kosend im sanften Treiben der Lüfte, und dann hinabschwebend gegen Südost und hier verschwindend.

Ein höchst überraschender Anblick bietet sich dar, wenn man endlich die ganze Höhe der Leiten erstiegen und den schönen Nadelwald, der den Rand der Bergebene bedeckt, durchschritten hat. Es entfaltet sich sodann der volle Ueberblick der herrlichen Gegend. Vor sich sieht man die schöne Hochebene der Ramsau. Das Auge schwelgt in dem üppigen Reiz dieser Matten, und der Blick versenkt sich so gern in dieses saftige Grün; die trefflichen Heerden gewähren einen fröhlichen Anblick. Im Norden erhebt sich majestätisch und hehr die hohe Felsenkette vom Dachstein (Thorstein) bis an den Stoder. Eine lange Reihe Felsengebilde von der höchsten malerischen Schönheit; prächtig ragen hier die Gipfel des Sinebalsteins, des Scheichenspitz, der Sattel des Feisterkars, wo man auf die Alpen gelangt und der Steig nach Hallstadt führt, empor. Die Wände sind ganz kahl, die Schluchten voll Schutt und Gerölle, nur am Fuße der steilen Wände zeigt sich etwas Wald. Der Anblick dieser Alpenmas-

*) Darstellungen aus dem steiermärkischen Oberlande von F. C. Weidmann (Wien, Gerold).

sen ist hier wahrhaft großartig. Dazu das rege, freudige Leben der ganz bebauten Ebene, die zahlreichen, zerstreuten Höfe, jeder mitten in seiner Wirthschaft, alles dies erhöht den Reiz des großartigen Bildes.

Die Ramsau hat ihren Namen von dem Hochgebirge, in der alten Sprache der Ramms genannt; der Name will also besagen „Au am Ramms". Die Länge der Ramsau beträgt vier Stunden, die Breite anderthalb Stunden. Im Norden ist sie, wie schon erwähnt, von der hohen Wand des Dachsteins und Ramms begrenzt, im Süden von der ramsauer Leiten, im Ost und West durch Gräben und Schluchten. Die Gemeinde zählt 150 Höfe und circa 1500 Einwohner.

Die Gemeinde ist größtentheils der augsburgischen Confession zugethan. Das Pastorat wurde 1783 errichtet; es steht fast mitten in der Ramsau. Auch ein katholisches Vikariatskirchlein, Kulm zu St. Rupert auf der Ramsau genannt, befindet sich hier, und diese kleine, gothische Kirche erhöht sehr den Reiz der Gegend. Das protestantische Bethaus ist geräumig und freundlich und erfreut sich einer schönen Orgel.

Friedlich und arbeitsam lebt hier das biedere Alpenvölkchen auf seinem heimischen Boden. Fleiß, sittlicher Lebenswandel und redlich treuer Brudersinn zeichnet diese evangelische Gemeinde vortheilhaft aus. Da die Höfe alle auf ihren Gründen liegen, sind die Wohnungen oft ziemlich entfernt von einander gelegen. Alles ist gut verzäunt. Die Weiden sind hier und da mit Ahornbäumen besetzt. Die Zäune sind von Eschen, die Wohnungen halb Stein, halb Holz. Reinlich, wie in den besten Theilen des schweizer Hochlandes, ist die Hütte des hiesigen Aelplers. Die Häuser sind stockhoch*), haben aber größere Fenster, als man gewöhnlich in solchen Wohnungen trifft. Zu ebener Erde ist das Vorhaus sammt den Stuben, wo die Leute essen und spinnen. Häufig sieht man hier auch eine einfache Vorrichtung zum Bandmachen, eine Beschäftigung, welche hauptsächlich die Kinder treiben; ferner eine einfache Maschine, um Seile zu drehen. Diese Werkzeuge verfertigen sie alle selbst. Auch die Knechtsstube und der Keller ist im Erdgeschoß. Im obern Stockwerk ist auch ein Vorhaus, das sogenannte „Menscherzimmer" (Mägdezimmer), das Wohn- und Schlafzimmer und das Gastzimmer. Ueberall herrscht die erfreulichste Reinlichkeit. Das Geschirr in der Küche ist spiegelblank, der Estrich sauber gescheuert. Die Möbeln, im ehrbaren derben Styl eines vergangenen Jahrhunderts, tragen die Spuren großer Pflege und Sorgfalt. In den großen Kasten bewahrt die emsige Hausfrau die Vorräthe selbsterzeugter Leinwand, die Tischzeuge, ihre Brautkleider, den Sonntagsstaat, die schönen Kindtaufspolster u. s. w. In eigenen Sparbüchsen werden die Silbermünzen gesammelt, welche der Fleiß der Mägde sich errang. Jede solche Büchse trägt den Namen der Eigenthümerin und be-

*) Einmal übersetzt.

wahrt ihre einstige Mitgift. Gleiche häusliche, industrielle Thätigkeit zeigt sich auch bei den Hausvätern dieser abgeschiedenen und doch so lebensfrischen Gemeinde. Während der langen Winterabende beschäftigen sich die meisten Hausherren mit Verfertigung kleiner Holz- und Drechslerwaaren, mit Flechtarbeiten und Herrichten der nothwendigen Ackergeräthschaften, ja sogar mit Anfertigung von Barometern und Thermometern. Dabei ist überall stille, prunklose Frömmigkeit ersichtlich. Die Bibel und Arndt's wahres Christenthum sind Bücher, die man fast in jedem Hause antrifft; und wenn der fleißige Hausvater des Tages Last und Hitze redlich mit den Seinigen getragen hat, dann versammelt sich Abends die ganze Hausgenossenschaft um ihn her, der Vorlesung des Wortes Gottes zu horchen.

Die Luft auf der Ramsau ist, der hohen Lage wegen, rein und kalt. Doch ist die Temperatur sehr wechselnd. Daher häufig Brustkrankheiten, doch höchst selten Epidemien.

Da sich die Lage von Norden gegen Süden abwärts neigt, so ist die Wirkung der Sonne mächtig. Winde sind hier häufig. Im Frühjahr bis tief in den Mai hinein ist der Ostwind herrschend, er trocknet aus und hält die Saat zurück; nach der Sonnenwende tritt häufig West, Süd- oder Nordwest ein. Der Südwest ist hier der Sirocco, der oft Gewitter und Hagel vom Thorstein herabholt, auch Regen und Schnee bringt, doch selten anhaltend. Da kann man oft mitten im Sommer des Vormittags um den Thorstein und Scheichenspitz die Flocken tanzen sehen, während diese Berghäupter Nachmittags im hellsten Sonnenglanz strahlen. Außer Waldkirschen gedeiht kein Obst. Der Klee wächst sehr üppig, leidet aber oft von Frost und Reif. Von Getreide wird nicht blos Hafer und Roggen, sondern auch Weizen gebaut.

Der Boden ist thonig und spröde; die Unterlage ist Fels und Schoder (Schutt). Doch benutzt der Fleiß des Landmanns jedes Fleckchen, und der Dünger muß die Dürftigkeit des Bodens ausgleichen helfen. Roggen, Hafer und Flachs sind die Hauptfrüchte, das Uebrige ist nicht genügend, und der Mangel muß durch Einfuhr gedeckt werden. Mit Ausnahme des Hafers wird Alles gedüngt. Der Dünger wird im Stalle angehäuft; $^1/_3$ gehacktes Stroh, das übrige Gras (auch zerhackte Zweige von Fichten und Tannen) und Farrnkraut wird im Herbste gesammelt. Im Februar und März wird der Dünger auf große Haufen ausgeführt; auf ein Tagewerk (1200 □°) rechnet man 30—35 einspännige Fuhren. Man arbeitet hier mit dem Doppelpflug und der hölzernen und eisernen Egge, meist mit Ochsen bespannt.

Die um das Haus gelagerten Gründe sind in 6 Theile getheilt; 1 mit Weizen, 1 mit Roggen, 1 mit Hafer und Flachs, 3 als Eggarten (Wiese). Seit einiger Zeit ist auch die Jerusalemergerste heimisch geworden; der russische Hafer gedeiht besonders gut. Der Schnitt ist in

guten Jahren für das Winterkorn Anfangs August, für den Sommerweizen und das Sommerkorn Anfangs September, für den Hafer 14 Tage später. In naßkalten, ungünstigen Jahren wird aber das Winterkorn erst Anfangs September, Sommerweizen zwischen Mitte September und Mitte October, Hafer Ende October geerntet, und zuweilen muß der arme Aelpler seine Ernte aus dem Schnee hervorholen. In guten Jahren gewinnt man vom Weizen dreifachen, vom Roggen vierfachen Saamen, und das Getreide langt also selten hin. Nur vom Hafer wird etwas erübrigt, und der Ueberschuß dann wohl zu Branntwein (die Trestern zur Viehmast) verwendet. Kraut, Rüben und Kartoffeln werden für das Bedürfniß in hinlänglicher Menge gewonnen.

Was die Wiesen und Moose betrifft, so gibt Eggarten das beste Futter zweischürig. Die Eggarten werden Ende Juni gemäht, die übrigen Anfangs August, das Grummet im September. In nassen Jahren ist das Grummet kaum der Rede werth.

Was den Viehstand der Ramsauer betrifft, so haben sie an Hornvieh einen eigenen Schlag von Farbe und Größe. Roth mit weißem Kopfe, weißem Streif über Hals und Nacken, weißem Bauch und weißer Brust. Eine gut gemästete Kuh hält 3 Centner, ein Ochs 4—5 Centner. Die Thiere sind also klein, aber desto geweckter und munterer. Es ist ein herzerfreuender Anblick, dieses schöne Vieh auf dem saftigen, grünen Boden weiden zu sehen. Jene Kälber, welche nicht gezogen werden, verkauft man gewöhnlich mit 3 Wochen. — Pferde hat man nicht viel; sie sind größtentheils pinzgauer Schlag. Mit salzburger Pferden treiben die Aelpler einen nicht unerheblichen Handel auf den Märkten in Lietzen und Steinach. Schafe hat man ebenfalls nur wenige; sie sind von grober Wolle, werden zwei bis drei Mal geschoren, und mit Laub- und Stoppelfutter gehalten. Schweine hält man in den wohlhabenden Wirthschaften. Ziegen aber, ein für den Aelpler sehr vortheilhaftes Thier, sind zahlreich. Mancher Bauer hält bis 50 Stück. Die Böcke werden als jährig verkauft, das Paar zu 8 bis 9 Fl. C.-M. Hat ein Bauer 24 Stück Ziegen, so werfen davon 18 jede ein Junges, 6 aber jedes zwei, das macht 30 Junge, die als jährig 100 Fl. C.-M. werth sind.

Die Katzenburg.

Den Rückweg von der Ramsau nach Schladming treten wir auf einem kleinen Umwege an. Wir wollen die wüsten, selbst in der hiesigen Gegend kaum gekannten Trümmer einer Burg besuchen, welche den Namen „Katzenburg" führte.

Ehe wir dahin aufbrechen, werfen wir noch einen Blick auf die sogenannte Felsenkanzel an den Wänden des Ramsauersteines. Die Sage geht, daß in jenen Zeiten, als hier die Lehre Luther's verfolgt ward, die heimlichen Bekenner derselben sich nächtlicher Weile in den Felsenklüften

des Ramsauersteines versammelt hätten, bei welchen Versammlungen von diesem Felsenstück herab gepredigt worden sei. Auch machen wir noch einen Halt am Schullehrerhause, um auf diesem vorzugsweise geeigneten Standpunkte den in seiner ganzen imposanten Mächtigkeit hier sichtbaren Gipfel des Dachsteines zu beschauen. Diese höchste Bergspitze des Steirerlandes erhebt sich nach den Messungen des k. k. Quartiermeisterstabes 9132 Fuß über die Meeresfläche. Der ihm nache Scheichenspitz erreicht nach denselben Messungen eine Höhe von 8414 Fuß. Man übersieht an dieser Stelle die östliche und südliche Seite des Dachsteingipfels, welche in schroffen Wänden sich darstellen. Deutlich erkennt man das große Schneefeld, über welches der kühne Jäger Puchsteiner bei seiner zweiten Ersteigung des Dachsteines am 5. August 1823 seinen Weg nahm.

Nun schlagen wir unsererseits den Weg nach der Katzenburg ein. Wir schreiten immer östlich, bis zu einem Bauernhofe, dessen Besitzer noch heut zu Tage den Namen des „Burglehners" führt. Von hier aus lenken wir, statt südlich über die Leiten hinab den Schneckenweg nach Schladming einzuschlagen, abermals ostwärts in den Wald ein, der mit jedem Schritte vorwärts düsterer und unwegsamer wird. Oft winden wir uns mühsam durch das Gestrüpp der Wildniß, und endlich, nach einer guten Viertelstunde mühsamen Kletterns, befinden wir uns am Ziele der Wanderung. Das öde Gemäuer der Veste starrt uns aus dem dichtesten Waldschatten entgegen. Alles trägt das Gepräge langer Verlassenheit, Alles ist wüst und wild wie in einem Urwalde. Nirgends in den Annalen des Steierlandes findet man diese Burg erwähnt, welche doch, nach dem Umfange der Ruine zu schließen, nicht unbedeutend gewesen sein kann. Wer weiß, welch ein Wegelagerer in den unruhvollen Zeiten des Faustrechts hier sein Unwesen trieb, wie viel Gräuel und Unthaten im Schutte dieser verödeten Hallen begraben liegen! Die so ganz im Waldesdickicht verborgene Lage des Schlosses, die vielen Gewölbe, Verließe und unterirdischen Gänge, welche noch sichtbar sind, machen solche Muthmaßungen wahrscheinlich. Wie gewöhnlich bei solchen Ruinen, behaupten die wenigen Aelpler, denen das Dasein dieser Burg bekannt ist, von ihren Ureltern die Sage überkommen zu haben: in den unterirdischen Gewölben der Veste lägen unermeßliche, aber leider von Gnomen, Kobolden und feurigen Hunden bewachte Schätze.

Die Waldhornalp.

Die Waldhornalp hat acht Hütten und gehört theils zu Schladming, theils zu Ramsau. Die höchsten Gebirge umkränzen die stille Gegend dieser Alp. Ringsum ragen die Felswände steil und von bräunlicher Farbe, was die Wildheit der ohnedies schon düstern Gegend noch erhöht. Die schönen, grünen Wiesenmatten strahlen einzeln wie Oasen in dieser Bergwüste. Der Boden der Alp ist aber auch sehr beschränkt, vom Alpen-

bache durchschnitten. Die Hütten stehen daher nahe beisammen. Meist von Stein erbaut, sind sie ziemlich geräumig und im Innern auch reinlich. Von außen umgibt sie grundloser Koth, dessen Sümpfe nur bei trockener Sommerszeit etwas versiegen. Da die Ställe für das Vieh, für Kühe, Schweine, Ziegen und Schafe hier dicht an den Hütten liegen, so ist dieser Uebelstand nicht zu vermeiden.

Die Hütte besteht aus einem Vorhause, wo der Käseherd sich befindet; der Rauch muß aus der Thür entweichen. Dann kommt der Milchbehälter, die Residenz der Senntin, hier „Brentlerin" genannt; da wird das nothwendige Geräth, Butter, Käse und Schotten aufbewahrt, und zugleich ist da die Schlafstätte der Brentlerin. Auf der andern Seite der Hütte ist noch eine Stube, wo der Hirtenbub schläft. Da schlugen auch wir unser Nachtquartier auf, und es kehrte mit uns laute Fröhlichkeit ein. Ein Zitherschläger bewegte Jung und Alt zum Tanz, und wir hatten alle Müdigkeit vergessen.

Alpwirthschaft am Schwarzensee.

Der Viehstand der Aelpler des Schwarzensees ist ziemlich bedeutend und die Alpwirthschaft hier noch freundlicher als auf der Waldhornalp. Bei jeder Hütte sind die Kuhställe (Trempeln), die Geißställe und ein Heuschober. Die Ställe sind von unbehauenen Baumstämmen zusammengefügt, auf zwei Reihen Kühe berechnet (drei und drei beisammen, die Köpfe gegen die Wand), mit einfachen Futterbarren. Der Boden ist mit Prügeln belegt, das Ganze niedrig, mit flachem Dache. Noch niederer sind die Geißställe. Die Schweineställe sind getrennt und einzeln.

Die Hütten selbst sind groß und geräumig; die Dächer mit Bretterschindeln bedeckt und mit Steinen beschwert. Unten bildet ein Kranz von Steinen zur Verhütung der Fäulniß die Grundlage. Es sind drei Abtheilungen. Mitten, wo die Thür ist, befindet sich die Küche, worin der Herd zum Kochen und Käsemachen. Hier sind die gröberen Geschirre, das Butterfaß, der Schweintrog zur Aufbewahrung des Käsewassers u. dgl. Auf der einen Seite ist die Milchkammer, ein sehr geräumiges Lokal; da stehen die Stötzeln oder Schüsseln von Zermholz (Pinus cembra), worin die Milch aufbewahrt wird; ferner der Bottich zur abgerührten Milch, die zum Käsen (Käsemachen) kommt; ferner die in Reih und Glied aufgestellten Käse selber; ferner die Kiste der Senntin zum Aufbewahren ihrer Kleider, daneben der Proviantkasten, und endlich in der Ecke das hohe Bette. Auf der entgegengesetzten Seite der Küche ist die eigentliche Stube, öfters ausgetafelt, mit Dielenboden (die Küche und Kammer der Senntin hat blos Estrich) und mit ordentlichen kleinen Glasfenstern versehen. Hier findet man einen Ofen, Tische, Bänke und Stühle und ein gutes Bett. Alles ist hier geräumig und wohnlich. In kälteren Tagen, gewöhnlich zu Ende der Alpenzeit, pflegt man hier Milch aufzubewah-

ren, die Geschirre zu trocknen, und dann bewohnt auch die Senntin diese Stube.

Die Alpzeit fängt hier mit halbem Mai an und dauert bis halben October, bei günstiger Witterung auch wohl noch etwas länger. Drei Mal fährt der Bauer zu seiner Alp hinauf und holt die Butter nach Hause; Käse und Schoten werden nur ein Mal, zu Ende der Alpzeit, abgeholt. In den großen Hütten ist gewöhnlich eine Senntin (hier auch Schwoagerin, Brentlerin genannt), ein Knabe, der „der Geißler" genannt wird, und ein Fütterer.

Früh wird das Vieh auf die Weide getrieben; die Kühe zunächst, die Ziegen am weitesten; die Schafe halten sich unweit der Ochsen und des Jungviehs, das von eigenen Hütern besorgt wird. Diese Hüter bewohnen einzelne Hütten, hoch oben an den Wänden.

Des Abends kommen Kühe und Geiße in ihre Stallungen, und nur auf wenigen Alpen bleiben sie die Nacht im Freien. Früh wird um 4 Uhr und Abends um 5 Uhr gemolken. Kuh- und Geißmilch wird gewöhnlich gemischt, und alle zwei Tage wird gebuttert. Auf vielen Alpen werden die Butterfässer vom Wasser getrieben, an welchem selten Mangel ist. Nach dem Buttern wird gekäset. Zuerst werden die mageren Käse in großen Kupferkesseln, bei gelindem Feuer gemacht; der oben schwimmende „Topfen" wird abgeschöpft, in ein Tuch gehängt, und wie er trocken ist, in die Käseform gebracht, gesalzen und geschwert. Zu der im Kessel bleibenden Masse wird die Buttermilch geschüttet und durch starkes Heizen „Schotten" gemacht. Da die Buttermilch schon etwas säuerlich ist, wird der Proceß der Abscheidung des Käsestoffes von dem Milchwasser leicht. Die Käse sind 7 — 8 Zoll hohe Stücke von anderthalb Schuh im Durchmesser, 10 bis 12 Pfund schwer.

Das Rindvieh ist klein, aber milchreich, roth oder buntscheckig von Farbe. Das Futter ist vortrefflich. Die Schweine werden bei den Geißen mit dem Abfall der Milch genährt. Die Nahrung der Menschen besteht in Mehl- und Milchspeisen, wobei indeß selten Butter verbraucht wird. Milch, Schotten, Schottsuppe (einfache Theilung der Molken und des Käsestoffs, der in Klümpchen in der grünlichen Brühe schwimmt), Mueß (Mehlbrei) und Sterz (in Fett „gestürztes" Mehl) sind die gewöhnlichen Speisen; Fleisch ist ein höchst seltener Gast.

Auf Reinlichkeit wird sehr gehalten; täglich wird Alles gewaschen. In den Ställen, wo nichts eingestreut wird, wird fleißig ausgemistet, der Dünger aber bleibt unbenutzt vor den Ställen liegen. Daher der gewaltige Koth; nur durch eingelegte behauene Baumstämme oder Steinpflaster ist die Passage möglich.

Die Arbeiten der Senntin sind sehr beschwerlich. Nebst Melken, Butterrühren, Käsemachen, Reinigung der Geschirre und der Hütte muß sie täglich um grünes Futter gehen, das (etwas gesalzen) dem Vieh beim

Melken gereicht oder für die Zeit von anhaltend schlechter Witterung aufbewahrt wird. „Gleck schneiden“ oder „ins Gleck“ gehen heißt, wenn die Senntin auf sehr hohe und steile Stellen, wo das Vieh nicht hinkommt, um Futter gehen muß. Dieser Gang ist oft lebensgefährlich; mit Steigeisen an den Füßen steigt die kühne Senntin auf die steilsten Höhen, um oft ein einziges, dürftiges Grasplätzchen zu benutzen. Mit der Sichel schneidet sie das Gras, faßt es dann entweder in ein großes Tuch und trägt es auf dem Kopfe, mit bedächtigem Schritt dem Steige folgend, der oft kaum so breit ist, um einen Fuß darauf zu setzen, nach der Hütte herab. Oefter ladet sie das Gras auch in einen Tragekorb (eine sogenannte „Buckelkraxen“) und bringt es so auf dem Rücken nach Hause. „Fois“ oder „ins Fois gehen“ heißt nach den näheren, gemächlicher zugänglichen Stellen steigen, meist am Fuß der Berge in Waldungen, und dort das Gras schneiden. Wir begleiteten sie oft auf diesen Wanderungen und sahen sie meist die Blätter der Cacalia alpina auswählen.

Bei einigen Hütten befinden sich auch noch eingeschlossene Grasgärten, welche mit der Sense gemäht werden und deren Heu bei schlechter Witterung und im Spätherbst aushelfen muß. Solche Flecke werden gedüngt. Ferner werden noch die „Bergweiden“ benutzt, die so hoch und steil sind, daß man kein Vieh hinauftreiben kann. Doch der Hauer mit seiner Sense wagt sich hinauf, und wenn er das Gras abgemäht hat, häuft er es in Schober um eine Stange und läßt es da bis im Winter. Dann werden die Heuballen auf dem Schnee herabgezogen und als grüne Lawinen hinabgewälzt. Bei dieser lebensgefährlichen Verrichtung stürzt aber der Mensch nicht selten in den vom Schnee nur lose bedeckten Abgrund.

Der Holzknecht.

Wenn wir des beschwerlichen Tagewerks der Aelpler und Senntinnen Erwähnung thun, dürfen wir auch der Holzknechte nicht vergessen, die einen ganz eigenthümlichen Theil der steierischen Bevölkerung bilden. Der Holzknecht zieht, seine Säge auf dem Rücken, sein Beil mit den Keilen über der Schulter, in den dunklen Forsten umher, frei und ungebunden in seiner Lebensweise, wie kaum irgend ein anderer Mann des Volks. Der Wald ist seine Heimath, sein ganzes Leben und Sein umfassend. Aus unbehauenen Stämmen errichtet er inmitten des Waldes seine Hütte. Der Waldquell liefert ihm den gesunden erfrischenden Trank, der ihn nicht minder heiter stimmt, als den Weinhändler der Wein oder den bayerischen Nachbar das Bier. Wie der Senne sich nach der freien Alphöhe sehnt, trotz der mancherlei harten Entbehrung, die sie ihm auferlegt, so ist dem Holzhauer die Stille und das Dunkel des Waldes Poesie und Lebensfreude; aus seinem Bergwalde steigt er ungern ins Thal hinab, und nur zuweilen, wenn Tanz und ein frohes Zechgelag seiner warten, eilt er zu den Häusern der Menschen.

Der Winter ist dem Holzknecht die langweiligste Zeit. Wenn aber der Schnee schmilzt und der Frühling sein holdes Antlitz zeigt, dann ergreift der rüstige Mann froh sein Werkzeug. In kleinen Trupps versammeln sie sich, unter der Leitung eines Meisterknechts, der ihnen den „Paß" anweist. Nun werden die riesigen Bäume mit sehenswerther Geschicklichkeit gefällt, dann mit dem Axtbeil abgeästet, von den Wipfeln getrennt, und in große Klötze, welche „Brocken" genannt werden, zersägt. Diese Brocken werden dann wieder in Scheite gehauen und aufgeklaftert, was man hier „aufzäunen" nennt. So bleibt das Holz dem Durchzuge der scharfen, trocknenden Gebirgsluft ausgesetzt.

Der beschwerlichste Theil der Arbeit des Holzknechts ist aber das Bringen der Scheiter — so wird nämlich das Herabschaffen auf den Riesen (Schleifbahnen) bis an die Holzstätte oder den Schwemmbach genannt. Dies geschieht auch im Winter, wo der rüstige Holzknecht seine Sohlen mit den Steigeisen oder den Schneereifen bewaffnet und auf dem Schlitten das gefällte Holz bis an die Riesen fährt. An Ort und Stelle wird vom Förster das Holz beschaut und der Machlohn berechnet. Dieser Machlohn ist sehr gering. So ist das Loos dieser Arbeiter stets beschwerlich, oft gefährlich, immer dürftig; aber dennoch ergreifen es viele der kräftigsten Burschen und wollen um keinen Preis davon lassen.

Der steierische Tanz.*)

Als ich Musik aus dem Wirthshause erschallen hörte, ging ich hinein und fand eine Menge „runder Buben" und „saubrer Madeln" beim Tanz beschäftigt. Ich hatte schon einmal in Grätz bei einer anmuthigen Gesellschaft Gelegenheit gehabt, den Charakter der steierischen Tänze zu studiren oder besser, um nicht zu viel zu sagen, zu buchstabiren und ihre Anmuth und Zierlichkeit zu bewundern, und hier fand ich nun Gelegenheit, meine Lection zu repetiren.

Ich muß sagen, daß ich schon mehre Volkstänze gesehen habe, die mir wohlgefielen, z. B. den Husarentanz der Ungarn, die kräftige Masurka der Polen, die poetische Kosakka der Russen, den originellen Djoko der Walachen. Auch habe ich wohl den reizenden und üppigen Fandango der Spanier und den leider! nichtssagenden Walzer der Deutschen gesehen, aber ich muß gestehen, daß, was Anmuth, Anstand und Gemüthlichkeit betrifft, mir nichts den steierischen Nationaltanz zu übertreffen scheint. Er ist der nächste Bruder des tyroler Nationaltanzes und des österreichischen Ländlers, doch ist er noch anmuthiger als jener und mannigfaltiger, bedeutungsvoller und reicher als dieser. Die Bewegungen sind so langsam, wie sie, um schön genannt zu werden, sein müssen. Die Figuren und Stellungen sind lauter zarte und sinnige Anspielungen auf die süßen Ge-

*) Vgl. Weidmann a. a. O. und Kohl, Reisen in Steiermark.

fühle der Liebe. Dabei wird eine bedeutungsvolle Mimik aufgewandt, welche den Charakter gemüthvoller Fröhlichkeit athmet, und die beweist, daß die Steirer den Tanz nicht blos als eine Motion der Füße, sondern als den höchsten und schönsten Ausdruck der Seelenempfindungen in dem ganzen entzückten Spiele der Glieder aufgefaßt haben.

Ich finde allerdings auch viele der andern genannten Nationaltänze sehr schön, wenn sie schön getanzt werden. Allein der spanische Fandango wird leicht zu üppig, der ungarische Nationaltanz klirrt zu viel mit den Sporen, der polnische artet leicht zu Wildheit aus, und der russische ist mit vielen bizarren, mehr komischen als schönen Muskel- und Gliederverzerrungen untermischt. Allein zu welcher Ausartung der steierische geneigt wäre, weiß ich nicht. Vielmehr scheint es mir, daß er so weit von dem Ueppigen, Wollüstigen, Wilden und Bizarren entfernt ist, daß ich ihn geradezu den Tanz der Grazien nennen möchte. Ich gestehe, ich bin auf der einen Seite stolz darauf, daß es ein deutscher Stamm ist, der diesen Ausdruck des Schönen erfand, — begreife aber zugleich auf der andern Seite gar nicht, daß nicht alle andern deutschen Bruderstämme diesen steierischen erlernen und sich anzueignen suchen. Freilich zu unsern Eisenbahnen, zu unsern großen Gesellschaften, zu unsern stürmischen Freuden paßt er nicht so gut als unser Walzer und unsere Gallopaden, die Jedem ein Gräuel sein müssen, wenn er etwas Besseres, z. B. den steierischen Tanz, gesehen hat. — Sollte ich, wie aus der Hand die ganze Statue, so aus diesem Tanze die Steiermärker beurtheilen, so müßte ich sagen, daß sie ein sehr sinniges, gemüthliches und für das wahrhaft Schöne im höchsten Grad empfängliches Volk seien.

So eigenthümlich und schön die Formen des Tanzes sind, so originell, zart und rührend ist auch die Musik, und etwas Besonderes ist noch dies dabei, daß sie den Tanz, wenn die Fröhlichkeit und Lust den höchsten Gipfel erreicht, auch mit Gesang begleiten, wie dies die Polen und andere Völker ebenfalls thun. Solche kleine Gesänge und Lieder, die oft improvisirt werden, nennen sie „Basseln", und es bestehen dieselben in der Regel nur in einer Strophe mit zwei Reimen. Diese Reime sind oft Ausbrüche eines wahrhaft poetischen Geistes und Sinnes, meist scharf, treffend und genial.

Nur das eigene Anschauen und Anhören kann einen deutlichen Begriff dieser älplerischen Lust geben; das Wort vermag nicht zu schildern, was nur Leben und Bewegung, Lied und Ton ist. Die Violine ist das tonangebende Instrument, aber das sogenannte Hackebrett und die Baßgeige sind wo möglich ihre Gefährten. Der Vorgeiger beobachtet jederzeit einen gewissen Strich und ein wiegendes Tempo, welches durchaus eigenthümlich ist. Nur ein steierischer Virtuos vermag den steierischen Ländler so ganz con amore zu spielen. Die süßen Tändeleien der Liebe mit der ansprechendsten Einfachheit und Natürlichkeit und dem Ausdruck ei-

ner unaussprechlichen Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit: das ist der Charakter des steierischen Tanzes.

Eine Fahrt in den Dürrenberg bei Hallein.*)

Das Städtchen Hallein hat ein alterthümliches, rußiges Ansehen und ist am Fuße des Dürrenberges auf einem sehr unebnen Boden am linken Ufer der Salza erbauet. Von den Häusern sind viele blos aus Balken zusammengefügt; die flachen Dächer sind mit großen Steinen beschwert. Einen freundlichen Anblick gewähren die Springbrunnen, die sich fast auf allen Plätzen finden, so wie auch in jedem Hause Quellwasser ist. Die Einwohner aus der untern Klasse haben keine angenehme Gesichtsbildung und sehen ärmlich aus; viele leben von den Salinen, viele finden auch in der Baumwollen- und Holzwaarenfabrik, wie in der Fabrikation von Stecknadeln ihren Unterhalt.

Noch am Abend besorgten wir einen Erlaubnißschein zur Besichtigung des Bergwerkes von dem Oberberg- und Hüttenamte in Hallein. Am Morgen des folgenden Tages standen kleine Kaleschen, mit zwei starken Pferden bespannt, bereit, um uns über den steilen Dürrenberg bis zum Eingangsstollen zu führen. Man thut wohl daran, diesen Weg nicht zu Fuß zu machen, damit man nicht erhitzt in die unterirdischen Räume einfahren muß.

Je weiter man auf den Berg hinauf gelangt, desto freier wird die Aussicht. Man übersieht hier wieder das Salzathal bis an die fernen Gebirge; die am Abhange des Berges zerstreut liegenden Wohnungen der Bergknappen bilden mit den sie umgrenzenden Feldern, Wiesen und Gehölzen eine schöne Gruppe.

Nach einer Stunde langten wir bei der aus rothem unpolirtem Marmor erbauten Wallfahrtskirche und dem Knappendorfe an. Man führte uns in ein Haus, wo wir mit dem Bergmannsgruße „Glück auf!" empfangen wurden, und von den Bergleuten leinene Beinkleider, weit genug, um auch die Schöße unserer Röcke darin zu verbergen, ferner ein leinenes Kamisol, eine schwarze, roth verbrämte Bergmannskappe, ein ledernes Schurzfell für den Hinterleib und einen dichten, ledernen Handschuh auf die rechte Hand bekamen. Wir lachten nicht wenig, als wir uns in dieser Vermummung einander gegenüberstellten. Noch sieben andere Reisende hatten sich eingefunden, welche in unserer Gesellschaft das merkwürdige Bergwerk beschauen wollten, so daß nun die Zahl der Musen voll war.

Wir schritten, dem Steiger folgend, dem Eingangsstollen zu. Hier erhielt jeder zweite Mann ein Grubenlicht in einem irdenen Leuchter, welchen er mit der linken Hand halten mußte. Anfangs gingen wir durch

*) Leop. Chimani's Ferienreise.

einen langen, in Marmor gehauenen, wagrecht laufenden Stollen, an dessen beiden Seiten doppelte Röhren parallel gezogen waren, in deren zweien Quellwasser in die Stukwerke (Salzstuben) geleitet, während in den zwei andern die Sohle in die Sudhäuser nach Hallein geführt wird. In dem engen Stollen schritt Einer ganz dicht hinter dem Andern vorwärts, der Steiger voran, ein zweiter Bergmann am Schluß des Zuges. War ein Balken oder eine Röhre zu übersteigen, eine Stufe zu betreten, oder ein anderer Gegenstand im Wege, so machte der Steiger darauf aufmerksam, und so warnte der Vormann immer seinen Nachfolger.

Wir betraten dann einen Stollen, der an der Decke und an den Seiten getäfelt war, und gelangten zu einem andern, wo das Salz selber, in verschiedenen Farben marmorirt, die Wände zierte, auch krystallisirt am Tage lag. Der Steiger machte uns auf alles Merkwürdige aufmerksam. Er zeigte uns rechts und links auslaufende Seitenstollen, welche theils noch bearbeitet wurden, theils schon ausgelassen waren. Er erklärte uns alle Vorrichtungen bei Bearbeitung des Salzberges, und wies uns die Werkzeuge und Karren, welche der Bergbau fordert.

Endlich gelangten wir zu den ersten Stollen oder zu der Rutschbahn, über welche man 58 Klafter tief hinabgleitet. Es ist hier die nämliche Vorrichtung, wie im Salzbergwerke von Hallstadt. Ein glattes, einen Schuh breites Brett zwischen zwei runden, abgehobelten, parallel gezogenen Baumstämmen läuft abschüssig bis in die Tiefe. Man setzt sich auf dieses Brett, hat zur Unterlage das Schurzfell, ergreift mit der rechten Hand das von oben bis unten gespannte Tau, legt beide Schenkel auswärts über die beiden Bäume und gleitet langsam oder geschwind hinab. Will man die Rutschfahrt beschleunigen, biegt man den Oberleib vorwärts; will man sie verzögern, hält man den Oberleib zurück!

Da ich mich an diesem Morgen nicht ganz wohl befand und die vorhergehende Nacht fast schlaflos zugebracht hatte, so setzte ich mich nicht ohne Besorgniß auf das Rutschbrett, um in den schauerlichen Abgrund des Salzberges einzufahren. Ich hielt meinen Oberleib viel rückwärts, um langsam in diese sehr beträchtliche Tiefe hinabzugleiten, aber eben dadurch bekamen meine Vormänner einen weiten Vorsprung vor mir; meine Nachfolger, auch Erstlinge bei der Fahrt, blieben dagegen weit hinter mir zurück, und so befand ich mich auf einem großen Raume allein und ohne Licht in der finstern Felsenröhre, und mußte meine Rutschfahrt beschleunigen, um nur bald am Ende derselben und aller Besorgniß überhoben zu sein. Mir war schon leichter ums Herz, als ich nur wieder Licht im Abgrunde wie einen leuchtenden Stern erblickte, und meine Pulse schlugen heftiger, als ich das Ziel erreicht hatte.

Nachdem Alle ohne Unfall in der Tiefe angelangt waren, ging es bald durch wagerecht laufende Schachten, bald über Treppen aufwärts, bald abwärts zu dem zweiten Rutschwerke, welches 34 Klafter tief, aber

in einem sehr spitzigen Winkel hinabläuft. Schnell wurde die Fahrt von der Gesellschaft angetreten, und wie ein Pfeil schoß Einer hinter dem Andern in die schauerliche, durch die fünf Grubenlichter sparsam erhellte Tiefe hinab.

Nachdem wir mehre Schachte bald auf=, bald ab=, bald seitwärts durchwandert und noch über zwei Rollen hinabgerutscht waren, kamen wir in die größte Salzstube, Stöber genannt, welche die Form eines ungeheuren Gewölbes und in der Mitte einen Teich hat, der mit einer Gondel befahren werden kann. Sie war beleuchtet. An den Wänden und an der Decke glänzte das Salz in den mannigfaltigsten Farben. Durch Röhren wird das Wasser in diese Sulze bis an die obere Decke geleitet. Sie faßt 630,000 Eimer. Drei Wochen lang bleibt das Wasser stehen, um das salzhaltige Gestein aufzulösen. Die Salztheile vermischen sich mit dem Wasser, die taube Erde sinkt zu Boden und das mit Salz geschwängerte Wasser wird als edle Sohle durch Röhren aus der Salzstube in das Sudhaus geleitet. Hier, in großen eisernen Pfannen, wird dann die Sohle versotten, d. h. das Wasser abgedampft. Aus 1,200,000 Eimern gewinnt man 300,000 Centner Salz.

Aus der großen Salzstube wurden wir zum Wolf=Dietrich=Stollen geleitet, welcher 11,000 Klafter lang in gerader Linie, etwas abschüssig durch Marmorgestein gehauen, ziemlich enge und sehr niedrig ist. Hier bestiegen wir einen Wurstschlitten, „Hund“ genannt, welcher in einer Holzbahn läuft. Sieben von der Gesellschaft, den Steiger an der Spitze, setzten sich auf den ersten Hund, die Uebrigen mit dem Bergknappen auf den zweiten. Alle wurden gewarnt, weder Füße noch Hände auszustrecken, auch den Kopf nicht seitwärts zu beugen und nicht aufzustehen, damit bei dem schnellen Lauf des Hundes kein Anstreifen an die Wände oder an die Decke stattfinden möchte.

Darauf spannten sich vor jeden Schlitten zwei Bergknappen und liefen nun mit demselben im raschen Tritte vorwärts dem Ausgange zu. Der Stollen hat eine Länge von drei Viertelstunden, war aber in einer Viertelstunde durchlaufen. Wie alle Stollen, Schachte und Stukwerke, welche wir durchwandert hatten, luftig waren, so war in diesem Ausgangsstollen ganz besonders viel Luftzug. Als wir über die Mitte desselben waren, erloschen alle Grubenlichter, und wir fuhren in einer schauerlichen Finsterniß. Ein banges Gefühl ergriff uns, Jeder zog Kopf und Glieder an sich, um nicht irgend wo anzustoßen, und Keiner sah den Vordermann.

Auf einmal standen die Schlitten still, und der Steiger wies in weiter Entfernung auf einen Lichtpunkt hin, welcher wie ein Stern glänzte. Die Schlitten setzten sich wieder in schnelle Bewegung, der Stern nahm zu an Licht, Glanz und Ausdehnung, je weiter wir vorwärts kamen; die grause Finsterniß verschwand allmälig, das Tageslicht begann zu dämmern, dann zu leuchten, wir näherten uns dem Ausgange, und nach einigen Minuten hatten wir ihn erreicht.

Wir holten wieder freien Athem, als die Sonne uns beschien. Die Schlittenzieher, junge Bursche, taumelten todtenblaß, fast athemlos und in Schweiß gebadet hin und her. Wir nickten ihnen mitleidig unsern Dank zu. Als wir uns umschauten, sahen wir uns am Fuße des Dürrenberges, auf dessen flachem Gipfel wir eingefahren waren. Man führte uns in ein Haus, wo wir die Bergmannskleider ablegten, und wo unsere Ueberröcke, Mäntel, Hüte und Stöcke bereit waren. Wir gaben jeder Einzelne dem Steiger einen Gulden Conv.-M. (ist die Gesellschaft klein, zahlt Jeder zwei Gulden), für ihn und zur Vertheilung an die Bergleute, und eilten den kurzen Weg über den Abhang des Berges unserm Wagen zu, die Reise fortzusetzen.

Die Zillerthaler in Tyrol.*)

Die Zillerthaler sind unstreitig der schönste, gewandteste Menschenschlag von Nordtyrol, den gerühmten Gestalten von Lienz, Kastelrutt und Ulten gerechte Waage haltend, sie aber weit überflügelnd an Grazie und Leichtigkeit, gehoben und verschönt durch die ungemein leichte, malerische Kleidung der Unterinnthaler, die an ihnen am geschmackvollsten zu Tage tritt. Von Natur gerade und offen, verschmähen sie allen Rückhalt, alle Gefühlsziererei; das treuherzige „Du" an Vornehme und Geringe schwebt auf ihren Lippen; das zutraulichste Wesen, eine Art Zudringlichkeit, nähert sie im ersten Augenblicke dem nächsten besten Fremden, den sie für ihren Freund und Bruder nehmen, die Herzlichkeit ihrer Gesinnung durch Mittheilungen bekräftigend, die man anderwärts sorgsam verheimlicht. Unerschöpfliche Heiterkeit, Alles leicht nehmend, Vieles für gut haltend, ist ihr steter Gefährte bei harter Arbeit, im Thal und auf den Bergen, liederlaut, melodisch in natürlichen Tonweisen. Ihre Arbeitsamkeit, unermüdlich im Anbaue ihrer Gründe, auch von ihren Feinden hoch gerühmt, steuert den alljährlichen Verwüstungen der Waldbäche auf die löblichste Weise; gartenähnlich blühen ihre Felder, aufgeräumt und wiesenartig gepflegt ihre Alpen, jede Wurzel der Hochgebirge muß sich ihrem Dienste, ihrem Nutzen fügen. Ihre Mildthätigkeit gegen Arme kennt keine Grenzen, wer sich immer meldet als brodbedürftig, hat ein Recht an ihren Tisch, auf ihre Schüssel, oft mehr, als der Klugheit geziemt. In Geldangelegenheiten sind sie genau, jeden Kreuzer mühsam erworben, halten sie mit äußerster Strenge zu Rathe und fordern von Andern ein Gleiches. Der öffentlichen Gewalt leisten sie bereitwillige Folge; aber überzeugt wollen sie sein, Willkür und blinder Zwang reizt sie leicht zum Widerstande. Den Militärdienst lieben sie nicht, die Freiheit ihrer Berge ist ihnen zu tief in die Seele gegraben; gleichwohl ehren sie das Loos, das sie für einige Jahre unter die Fahne des Kaiserregiments ruft. In Landstürmen hat ihr kühner

*) Beda Weber, Das Land Tyrol, Bd. 3.

Muth, ihre Stutzenfertigkeit, die stürmende Kraft ihres Jägerthums die rühmlichsten Proben abgelegt. Der Aberglaube, früher mit wunderlichen Mährlein in den Gemüthern wurzelnd, ist jetzt gänzlich in den Hintergrund getreten, wirkungslos fürs Leben. Sie lieben und achten im Ganzen die Religion und die Kirche, ihre Vermittlerin, und wer öfter in den Kirchen Zillerthals gewesen, hat sich unwillkürlich angesprochen gefühlt von der erbaulichen Andacht des gerade in diesem Punkte verleumdeten Volkes. Der Priester hat an ihnen scharfe Beurtheiler, sein Leben muß rein, sein Verstand hell, seine Rede beredt, sein Benehmen herablassend sein: dann ist er Meister ihrer Herzen. Die Mädchen von Zillerthal, so oft von der empfindlichsten Seite verleumdet, sind, wie überall im Lande, nur ein wenig schöner und natürlicher als anderswo. Das häßliche Harzkauen zur Erhaltung ihrer weißen Zähne steht ihnen doch besser, als das Tabackkauen den Jünglingen und Männern, für Manchen nebst der Unreinlichkeit eine baare Auslage von 10—15 Gulden jährlich. Das Verhältniß beider Geschlechter zu einander, freier als in vielen andern Gegenden, oft auch die Grenze der Zucht überschreitend, erscheint am Ende stets ehelich geregelt, und die eheliche Treue eben so fest in inniger Liebe als musterhaft im wechselseitigen Gedulden und Ertragen.

Die Sprache des Volkes ist bojoarisch, wie der Stamm, welcher sie spricht, wie das tiefere Innthal überhaupt, aber durch größere Geschmeidigkeit, durch nachlässig verschmolzene Laute vor der unterinnthalischen ausgezeichnet. Diese schmiegsame Aussprache einzelner Buchstaben erhellt aus folgenden Beispielen: zittag'n = zittern; wundachts dich = wundert es dich; Wiecht = Wirth; Keachen = Kirschen (vergl. das oberinnthalische Keastn); Wuscht = Wurst; Kischta = Kirchtag; Huagn = Horn; Dloggen = Glocke; Dlück = Glück; zoich = zieh (trahe); ghoat = gehabt, gsoat = gsagt. Die Endsylbe „er" in Hauptwörtern schlägt in ar oder a um; die Vorschlagssylbe „er" lautet dar, z. B. darzöln, und die Endsylbe en wird in e verkürzt, z. B. schlage. An seltsamen Wörtern ist kein Mangel; z. B. Grauwutzl = Teufel; Afer-Haar = Nachflachs; begreifen = betasten; blauge = schüchtern; Bueg = Schenkel; Disal = jede gewöhnliche Krankheit an Menschen und Vieh; Dösen = Wassergeschirr aus Holz; dostig = aufgebläht, schwerfällig; Triel = Lippe; ghumlat = gehörnt; Gigl (plur. Gigelar) = Schaf; herdln = Abends um den Herd sitzen; Kieß = weibliches Kalb; Kilperlar = weibliche Schafe; Knafl = Knopf; Kuntar = Kleinvieh; Lagel = ganzer Hof; Sam = Doppelhof; Spoiche = eine das Jahr unfruchtbar gebliebene Ziege; Thörl = ein unweltläufiger Mensch; ungamper = außerordentlich; wehrla = garstig; zwiene = zwei. Wohlgefällig nimmt sich die halbvergangene Zeit statt der schwerfälligen vergangenen aus. Der aufmerksame Beobachter gewahrt, daß der urkräftige, durch das Achenthal eingewanderte Stamm des zillerthalischen Volkes seine Zweige über

die Gerlos hinüber nach Pinzgau, von dort über die Taurengebirge auf die Sonnenberge von Lienz getrieben hat, wo er in den Gaimbergern den slavischen Völkern gegenüber üppig gewuchert, der östliche Volksblüthensaum bojoarischer Lebensfülle um das Land Tyrol, stark in der Sünde wie in der Tugend, durch Gestalt, Züge, Sprache, Sitte zusammenhängig; das Gegenstück zum schwäbisch-allemannischen Völkerstreif im Westen, welcher sich aus den Stromgebieten des Rheins und des Lechs durch Pitzthal und Oetzthal über Schnals, Ulten, Sarnthal, Deutschnofen und Valsugana in die sette comuni hinüber gezogen, die italienische Grenze mit deutschem Worte streifend, überall heiter und klar in Verstand und Ansicht, mehr maßhaltend mit der physischen Kraft, anstatt der vollen Sinnlichkeit die Anmuth lebenskräftiger Formen entwickelnd; zwei Hauptrichtungen des aus dem Norden nach dem Süden vordringenden deutschen Lebens, das altrhätische Element und die demselben aufgepfropfte altrömische Beimischung am Kern der mittlern Taurenkette Tyrols mit ewig blühender Jugend auffrischend.

Das Zillerthal ist, wie der Augenschein lehrt, sehr fruchtbar, die höchsten Alpengipfel sind mit lebensgrüner Decke edler Kräuter überzogen, die gleichmäßige Oeffnung des Thals nach Nord und Süd weckt durch die gleichnamigen Winde alle Keime der Flur und schwellt die Bodenerzeugnisse reich und voll ans Licht der Sonne. Alle Getreidegattungen gedeihen in vorzüglicher Güte, werden jedoch in so beschränkten Verhältnissen angebaut, daß sie nur drei Viertheile des einheimischen Bedürfnisses decken; das Mangelnde muß aus Bayern eingeführt werden. Das erklärt sich theils aus dem hohen Bevölkerungsstande, theils aus dem großen Umfange der Viehzucht, die den größten Reichthum des Zillerthalers ausmacht und ausmachen muß. Der Boden besteht größtentheils aus Kalk- und Schiefererde und erfordert für das gute Gedeihen der Getreidesaat doppelt so viel Dünger als ein anderer, während er an und für sich für den Graswuchs günstig ist. Daher ist der Getreidebau auf ein Drittel der ackerbaren Gründe beschränkt und zwei Drittel dem Graswuchse gewidmet. Nebst dem Getreide zieht man vielen und schönen Flachs von vorzüglicher Länge und Güte, ein Gegenstand gerechten Stolzes für die vorsorgenden Hausmütter. Daraus wird beträchtlich mehr Leinwand erzeugt, als das Thal selbst bedarf, und fällt dem Verkaufe anheim. Der Leinsaame wird auf die Oelstämpfe gebracht und Leinöl daraus gepreßt, theils für das Vieh, theils zum Kochen, und nur sehr wenig zur Hausbeleuchtung. Die Oelkuchen dienen zur Mastung des Viehes. Besonders geschätzt ist das Obst (sogar die Feige und Muskatellertraube findet sich in sonnigen, windsichern Gärten an Mauern und Geländern), wenig nachgebend an Güte und Süßigkeit dem Etschländerobste, im Ganzen jedoch nicht mit besonderer Sorgfalt und Liebe gepflegt, weil der daraus fließende Gewinn nicht beträchtlich ist. Man ißt es theils roh in großer Menge, theils

dörrt man dasselbe und bereitet daraus die sogenannten Kloatzen, d. h. Dörrschnitze, die zerstampft leckerhaftes Obstmehl gewähren; theils wird es endlich zum Branntwein umgebrannt. Die Waldungen liefern selten Eichen, welche zum Färbeholz benutzt werden, aber desto mehr Zirbelnußkiefern auf dem höhern Gebirge. Ungelernte Drechsler verfertigen aus den letzteren Milchschüsseln von ungeheurer Größe, wie man sie in andern Landestheilen nicht antrifft, sodann allerlei Kästen und Kleiderbehältnisse, da man glaubt, daß das Zirbelnußholz alle Wanzen verscheuche; auch die Wohn- und Schlafzimmer werden mit diesem Holze getäfelt. Die Fichte liefert nebst dem Holzbedarfe des alltäglichen Lebens viele Kohlen an die Feuerarbeiter in den einheimischen Gewerken. Früher gingen jährlich 16—17,000 Klaftern Holz aus den Wäldern der Gerlos, des Finsing- und Dechselthales auf dem Ziller und andern Bächen nach Fügen, wurden daselbst zu Kohlen gebrannt und theils für den dortigen Eisen- und Stahlhammer verwendet, theils und bei Weitem der größere Theil nach Jenbach zum Eisenschmelzwerke geliefert. Aber diese Holzausfuhr hat sich größtentheils verloren, weil die Ausforstungen unforstmännisch betrieben und der Nachwuchs vernachlässigt worden sind. Da ferner fast alle Waldungen Gemeinden angehören, so wurden sie nur wenig geschont, oft unverschämt ausgebeutet. Die Haupterwerbsquelle ist die Viehzucht; dieser wenden sich die Einwohner mit der vorzüglichsten Sorgfalt zu, weil sie daraus die nothwendigen Gelder zur Bestreitung ihrer Abgaben und Fristung ihres Lebens ziehen. Wie im Unterinnthale überhaupt, so bleibt auch im Zillerthale die Erziehung des Lobviehes, besonders der Kühe, zum Milchgewinne das Erste und Wichtigste. Aus der Milch geht die Butter, der vorzüglichste Handelszweig, in die Hauptstadt des Landes hervor: der Käse, welcher gewöhnlich in höher liegenden Gegenden die Stelle des Brodes vertritt; die Molke und Jute, als beliebtes, durststillendes, magenreinigendes Tischgetränke; der Schotten, zur Füllung ihrer Krapfen. Die Viehbesorgung ist sehr beschwerlich, die Hütten auf den höchsten Bergen und Asten (Voralpen) sind mit wohlgefüllten Ställen und Heustädeln versehen, übrigens unbewohnt, rüstige Dirnen erscheinen alle Tage oft aus einer Entfernung von mehreren Stunden zur Milchzeit in denselben und liefern die Milch mit ungemeiner Anstrengung im Sturm, Wind und Schnee alltäglich nach Hause. Die Alpen selbst sind steil und brüchig, besonders in der Nähe der Kalkgebirgskuppen, von welchen oft ungeheure Trümmer, weithin auseinanderfliegend, grasreiche Höhenstrecken bedecken, die nur sehr sorgsam abgeweidet sein wollen, wenn das Vieh nicht beschädigt werden soll. In früheren Zeiten war es im Zillerthal allgemeine Sitte, Senninnen auf den Alpen zur Viehbesorgung zu unterhalten. Da aber diese Sitte zu mancherlei Ausschweifungen verleitete, so wurde der Gebrauch allmälig abgethan, und an die Stelle der Senninnen (Sentinnen) traten größtentheils Männer als Besorger des Alpnutzens.

Diese heißen nach der Verschiedenheit ihres Geschäftes Küebue, Fuetarar, Hüetar, Melchar u. dgl. In den Nebenstunden, deren es natürlich den ganzen Sommer über sehr viele gibt, verfertigen sie aus Föhrenholz eine Menge Späne, deren man sich auf dem Lande fast allgemein als Leuchtkerzen bedient, oder sie flechten aus den Zundelstauden (pinus pumil.) eine Art Schuhe, für den Stall- und Bergmannsgebrauch ein nothwendiges Erforderniß, oder sie schnitzen Löffel, Teller, Milchgefäße und allerlei anderes Hausgeräthe. Die Arbeit, nicht ermüdend, in längst geübten Handgriffen bestehend, wird mit Liedern und Gesang begleitet, die theils angelernt, theils nagelneu in älplicher Begeisterung erfunden sind. Da überdies in jeder Alphütte ein paar Maultrommeln, eine Waldflöte, eine Schwegel, ein Hackbrett u. dgl. Tonwerkzeuge zu finden sind, so fehlt es nicht an fröhlichen Intermezzos zur Sinneserheiterung. So poetisch diese Seite des Alplebens, eben so widerlich ist der Schmuz und die Unreinlichkeit der Alpleute. Sie tragen den ganzen Sommer ein einziges Hemd und setzen ihren Stolz darein, allen Mitgenossen den Vorrang des unfläthigsten Hemdes abzugewinnen, namentlich bei der Heimfahrt, wo sie den ekelsten Schmuz als Beweis rüstiger Alpenthätigkeit selbstgefällig zur Schau tragen. Gegen das Ungeziefer schützen sie sich durch den Rauch der Alphütten und eine eigene Salbe, so gut es geht. Die Heimfahrt ist ein sehenswürdiger Zug, ein Gemisch von wahrhafter Poesie und abstoßender Unnatur. Der heimkehrende Bursche, an der Spitze oder hinter der Heerde, die weithin glöckelt und klingt, trägt einen kleinen, grünen Hut, mit Edelweiß, Federn und Gemsbart geziert. Der Hals und die behaarte Brust ist nur von einer leichten Flor- oder Tuchschleife umflogen, am bloßen Leibe sitzt und klebt das unfläthigste Hemd, darüber ein feuerfarbner oder hellgrüner Hosenträger, meistens mit Goldbörtchen und Stickereien geziert, in der Aelplersprache die Hosenkraxe genannt. Die graulederne Jacke hängt von der linken Schulter nachlässig herunter. Um das Hemd schlingt sich die Bauchbinde, ein breiter lederner, mit zinnernen Stiften beschlagener, oder mit Pfaufederkielen niedlich durchnähter Gurt, um die Beine schwarzlederne Beinkleider mit grünen Bändern, nur die Hälfte des Oberschenkels bedeckend, die Gsaßhosen genannt, um die Füße weiße und geringelte Rumpfstrümpfe, die sie Boanhose oder Raislstrümpfe nennen. Die Schuhe, an den bloßen Füßen steckend, sind mit Bändern von mancherlei Farbe geschmückt. In diesem sonderbaren Aufzuge ordnen sie den Zug wie folgt: Der Melcher, mit einem Stocke bewaffnet, langsamen Schrittes voran, stolz auf den Stolz der schönen Heerde trotzend; nach ihm unmittelbar die Mairkuh, die gekrönte Siegerin in den sommerlichen Alpenkämpfen, am Halse mit einer ungeheuren Schelle, der Hafen genannt, beschwert, alle andern weit übertönend; hierauf die übrigen Kühe nach der Ordnung, mit Schellen, Blumensträußen und gestickten Halsriemen geziert. Dann schließt sich der Galterer (Wärter des Galtviehes, meist des jungen, noch

unträchtigen), mit Kälbern und Stieren, hinter ihm der Gaißer mit den Ziegen, der Schäfer mit dem Wollvieh, die Saudirn mit den Schweinen, mit feierlichem Grunzen den Zug beschließend. Die Alpenwirthschaft kommt ganz mit der unterinnthalischen überein. Amtliche Berichte geben für die Landgerichte Fügen und Zell zusammen den Flächenraum nutzbarer Gründe auf 73,697 Jauch Acker, 65,107 Morgen Wiesen, 95,680 Morgen Alpen- und Hutweiden, 89,990 Morgen Waldungen, und den Viehstand auf 192 Pferde, 45 Ochsen, 4427 Kühe, 6833 Schafe, 1736 Ziegen, 401 Schweine, wozu noch mit einem Zehntel der zum ehemaligen Landgerichte Rothholz gehörige Thalantheil zu rechnen kommt. Diese Angabe des Viehstandes dürfte indeß nicht ganz verläßlich sein, und mehr das Verhältniß der einzelnen Hausthierarten zu einander zeigen, als die eigentliche Höhe, die man überhaupt vor dem Bezuge des Limitosalzes zu verheimlichen liebte. Von dem im Thale geschlachteten Viehe sucht man den größtmöglichen, mitunter gewerbfleißigsten Nutzen zu ziehen. Aus dem Blute kocht man den Blutschmarn, eine beliebte Leckerkost; aus dem Fette bereitet man Talglichter und Seife, und das Schweinfett wird fast allgemein statt der Butter benutzt. Die Häute werden im Thale so kunstreich bearbeitet, daß sie auswärtigem Leder um nichts nachstehen. Aus den Schwanzhaaren der Kühe macht der Seiler Schnüre, woraus die sogenannten Seihriedeln (welche man zum Durchseihen ins Seihgefäß zur Abwehr fremdartiger Grobstoffe steckt) zusammengesetzt werden. Die Schweinborsten gehen sorgfältig gesammelt zum Verkaufe ins Ausland. Aus der Wolle werden Zeuge zur Bekleidung verfertigt, Loden und Raß, der erstere ganz aus Wolle, der letztere mit einem Flachseinschlage. Die jährliche Verkaufsausfuhr an Butter schätzt man auf 3000 Centner, an Hornvieh auf 3000 Stücke, meist Kälber. Der Handelszug geht zunächst nach Wien, sodann sogar nach Polen, Rußland und den nächsten Grenzgebieten. Da aber das Alles nicht hinreicht, die eingeborne Bevölkerung zu ernähren, so verlegen sich viele Zillerthaler auf den Kleinhausirhandel und durchwandern oft als sogenannte einfältige Tyroler die Gegenden des deutschen Reiches. Sie kaufen Handschuhe in Innsbruck, Schwatz, Ried und andern Orten, und bieten sie in der Fremde feil, wo man sich gar zu gern von einem schmucken Zillerthaler ein gemsledernes Paar solcher Handschuhe einreden läßt. Der jährliche Absatz steigt im Durchschnitte auf 10,000 Dutzend. Andere ziehen mit Wurzeln und Kräutern, die sie auf den tyrolischen, salzburgischen und steiermärkischen Gebirgen ausgraben und sammeln, mit Enzianbranntwein, Kräuterthee, allerlei Oelen und Essenzen in Deutschland und Italien umher. Wieder Andere handeln mit Mineralien, die allmälig Zug bekommen und an die Stelle der immer anstößigeren Essenzen und Kräuter treten; 80—100 Centner Asbest zu 36—40 Gulden R. W. gehen nach Leipzig und sogar nach Paris, 10—12 Centner Granaten, oktaëdrischer Eisenstein, das Pfund zu 2—3 Gulden R. W.,

meistentheils nach Böhmen. Und trotz aller dieser Verschleißgeschäfte sind noch alljährlich 500—600 Männer verfügbar, welche nach Bayern und ins Pinzgau wandern, um den Sommer über als Knechte zu dienen.

Frohnleichnam in Meran.*)

Meran, das stille, friedliche Städtchen, zeigte das Wogen und Lärmen einer großen Stadt. Es bereitete sich aber darin auch ein freundlich-erhebendes Fest vor, die Feier des Frohnleichnamstages. Ich hatte mir immer vorgestellt, daß der Umgang, der an diesem Tage in der ganzen katholischen Welt gehalten wird, gerade in dieser Gebirgsgegend von besonderer Wirkung sein müßte. Und nun bin ich überzeugt, daß selbst der, welcher den Pomp gesehen hat, womit der Papst, umgeben von dem höchsten Glanze der Klerisei, im Angesicht der Peterskirche und des ägyptischen Obelisken in feierlichem Zuge getragen wird, nicht ohne ein eigenthümliches Interesse bei dem einfachen Umgange verweilt haben würde, welchen hier der würdige und gelehrte Pfarrherr von Untermais durch Feigen- und Kastanienalleen, zwischen den Rebgeländen der Hügel und Thäler hindurch hielt, umgeben von seinen Schützen und seiner andächtigen Gemeinde.

Ich stieg am frühesten Morgen mit dem alten Schloßhauptmann vom Berge hernieder; nicht ohne einigen Stolz verließ er heute die Burg, um das Amt, wozu er berufen war, würdig zu bekleiden. Es galt dem Pfarrherrn die Schleppe nachzutragen, und dann an der großen Tafel, welche dieser gab, den Platz an seiner Seite einzunehmen. Nur in diesem einzigen Falle erschien der Alte wieder in der Welt, angethan mit schwarzem Frack und den weißen Backenbart sauber gekämmt; dann sprach er mit erhöhtem Selbstgefühl von seinen Thaten unter Hofer, von dem Alter seiner Familie, die über dreihundert Jahre in Meran ansässig war, von der Erstürmung Belgrads, an der er unter des großen Helden Gideon von Loudon Befehlen Theil genommen, und von dem ehrenvollen Stich im Unterleibe, den er als einzigen Lohn an jenem Tage davon getragen. Während wir mit einander nach St. Valentin hinabstiegen, traf uns ein kalter Windstoß gerade aus dem vor uns liegenden Passeyerthale und nöthigte uns, vor den aufgewirbelten Staubwolken die Augen zu schließen. Als ich sie wieder aufschlug und den vom feinen Sande thränenden Blick, das vom Reiben geröthete Angesicht des alten Hauptmanns gewahrte, gedachte ich unwillkürlich seines Kriegerlebens an Hofer's Seite während der Insurrection und seiner Thaten bei Belgrad; er, der damals mit jugendlich kräftigem Arme die Fahne zum Sturm der feindlichen Wälle durch den Kugelregen getragen hatte, folgte jetzt vom Alter gebleicht

*) Lewald, Tyrol vom Glockner zum Orteles, 1838.

seinem Pfarrherrn als Schleppenträger, — und der wackere Greis erschien mir so doppelt ehrwürdig, ja als wahrhaft tragische Person.

Wir hatten Meran erreicht und trennten uns, indem ich über die Passer ging, die brausend unter der Brücke hindurchtost, er aber abbog, um durch die heiteren Weinberge nach Mais emporzusteigen. Auf dem Platze vor dem Kloster der englischen Fräulein war ein Altar errichtet, und dienende Schwestern waren beschäftigt, ihn mit hohen Kerzen, Blumen und Bildern zu schmücken, während Knaben rings umher junge Baumstämmchen an die Häuser lehnten und mit Stricken festbanden, denn der rauhe Wind aus Passeyer hatte sich noch nicht gelegt. Die Klosterpforte war geöffnet, und die Fräulein in wehenden, schwarzseidenen Mänteln gingen ab und zu, um das fromme Werk zu fördern und den Schwestern zur Hand zu gehen.

Das Geläute vieler Glocken, das Schießen von den Höhen und das Herbeiströmen des Volkes deuteten an, daß die Procession begonnen habe. Selbst volkreichere Städte haben wohl kein bunteres Gewimmel aufzuweisen, als Meran bei dieser Gelegenheit. Die Landbewohner im Etschthale, in der nächsten Umgebung der Stadt, kleiden sich in heitere, lebhafte Farben. Die braune Jacke ziert ein breiter, scharlachrother Umschlag, fast wie die Revers einer Uniform gestaltet, und über den Brustlatz von gleicher Farbe liegt, ihn fast bedeckend, der grasgrüne, sehr breite seidene Hosenträger, um den Hals ist ein großes Stück schwarzen Flors locker in künstlichen Knoten geschlungen, so daß man den starken, hohen Nacken entblößt daraus hervorragen sieht. Die schwarzledernen, knappen und kurzen Beinkleider lassen Knie und Kniegelenk bis zur Wade entblößt; das Bein ist mit einem dicken, weißen oder violetten Strumpf, der Fuß mit einem rund zugeschnittenen Schuh bekleidet. Zu dieser fremdartigen, nicht ungefälligen Tracht gesellt sich bei den Junggesellen ein breitkrämpiger Hut mit niedrigem Kopf, von hellapfelgrüner Farbe, mit breiten, grasgrünen Bändern eingefaßt, unter welchem das lange, oft gelockte Haar hervorquillt. Die verheiratheten Männer tragen schwarze Hüte von gleicher Form. Während nun die Männer des Thales alle auf diese Weise gekleidet und fast uniformirt erscheinen, waltet in dem Anzuge der Weiber eine desto größere Verschiedenheit ob. Allen gemein jedoch ist der sehr lange, schwere Rock, der sie unter den anderen tyroler Trachten nicht eben sehr empfehlend auszeichnet. Der Kopfputz besteht größtentheils in den durch ganz Tyrol verbreiteten schwerfälligen Mützen von gestrickter Wolle, welche einer Grenadierbärenmütze nicht unähnlich sehen. Bald sind sie glänzend weiß, bald dunkelblau, bald schwarz. In einigen Gegenden, wie im passeyer Thale, werden sie flacher getragen und ähneln dann einem Turbane; auch dabei sind sie dort mit einigen schmalen, buntfarbigen Streifen verziert. Viele Weiber tragen auch schwarze Filzhüte mit hohem Kopf und schmalem Rande, wie in Salzburg und andern Gegenden;

doch wird der spitzige Tyrolerhut der nördlichen Thäler hier nicht gesehen, dafür aber die alte botzener Haube, Kmaushaube genannt, von gestreiftem, schwarzem Flor, mit tiefer Schnebbe und dreieckigen Fledermausflügeln; sie steht einer hohen, zarten Stirne nicht uneben und läuft manchmal, nach allerältester Mode, oben in eine sogenannte Krone aus, welche aus einem Geflecht von rothem Bande in Schneckenhausform besteht; ein Strauß künstlicher Blumen mit Silber- und Goldzierrathen überragt dieselbe und wird mittels einer großen, dicken Prachtnadel von Silber an der Krone festgehalten. Dieser zierliche Kopfputz war jedoch heute selten, weil er nicht mehr in Brauch ist. Sollte man wohl glauben, daß auch hier die tyrannische Mode ihre Gesetze gibt?

Aus den benachbarten Thälern waren nur Wenige erschienen; einige Männer in grellrothen Jacken aus dem Sarnthal, andere aus Hafling, arme Leute, in offenen Wämsern, von grobem, haarigem Zeuge, dunkelgrau, die schwarzen Aufschläge mit schmaler, gelber Einfassung besetzt; die breiten Hosenträger waren von Leder, die Hüte schwarz. Von dem halbwilden Anzuge schlecht verhüllt, trat das Nackte stellenweise hervor; die Gesichter waren sonnverbrannt und stark gerunzelt, dürftig genährt, im Vergleich mit den Weinbauern des Etschthales, die täglich ihre fünf Mahlzeiten mit Wein und Fleisch halten. Die kolossalen, schweren Passeyrer in ihren hochgelben Hüten, die herrlichsten der ganzen tyroler Alpenfamilie, waren daheim geblieben, denn sie hielten selbst ihren feierlichen Umgang zu St. Leonhardt, dem Hauptorte ihres Thales.

In Meran fanden zwei Processionen statt. Die erste zog von Untermais nach der Hospitalkirche jenseits der Passerbrücke, wobei der Pfarrherr, Cisterzienserordens, fungirte; die zweite ging durch die Stadt, und der infulirte Abt von Marienberg, Benediktinerordens, hielt hier die Evangelien.

Die Zünfte mit ihren Riesenfahnen machten den Anfang, dann folgte der bunte Zug der Landleute, dem sich die Schützen anschlossen. Diese hatten ihre grünen, an einer Seite aufgekrämpten Hüte mit einer weiß und grünen Cocarde und einem hohen Busche von Blumen und Pfauenfedern geziert. Von dem Rande fielen bunte Bänder nieder. Im Laufe ihrer langen Röhre steckten ebenfalls große Blumensträußer. Voran marschirte der Commandant, ein hochgewachsener, alter Bauer, mit einem markirten Gesichte, eine seidene Schärpe um den Leib, ein breites, kurzes Schwert in der Hand. Er war der Einzige, der den schwarzen Hut trug, die Schützen, insgesammt junge, wunderschöne Bursche, hatten grüne Hüte. Nach dem Commandanten ging der Fahnenschwenker, ihm zu beiden Seiten wurden zwei Fahnen getragen, die eine mit dem kaiserlichen Adler, die andere mit den Farben Tyrols, weiß und roth; dann kamen zwei Pfeifer und ein Trommelschläger. Die Bauern zeigten sich trefflich exercirt; sie bildeten Spalier und präsentirten, als das Hochwürdigste vor-

übergetragen wurde, und so wie der Priester die Monstranz emporhob setzten sie Gewehr beim Fuß und knieeten nieder, den Hut abnehmend. Alles geschah ächt militärisch und mit großer Präcision. Mein Blick fiel hier auf den alten Hauptmann, der die Schleppe niedergelegt hatte und mit gefalteten Händen fromm betend auf einen Schemel niedergeknieet war, der Wind aus Passeyer, der noch immer stürmte, wühlte in seinen weißen Haaren; da dachte ich mit einem Male wieder an alle Gräuel des Jahres 1809, an die Bergschluchten und Päſſe voll herabgerollter Felsen, voll zerstückter, zerquetschter Feinde, sah diese — jetzt so friedlichen, gutmüthigen Leute — in derselben lustigen, bunten Tracht über den hohen Jauffen stürmen gen Sterzing zu; aber statt der Blumensträußer steckten damals schwere Kugeln in den langen Röhren.

Die heilige Handlung am Altar war geendet, die Schützen schlossen einen Kreis, Trommler und Pfeifer spielten den nationalen Schützenmarsch, zu dem kein König noch Worte gedichtet und den kein berühmter Hofkapellmeister je componirt hat. Es war ein einförmiges Getön, weder künstlich, noch singbar, fast so schwerfällig wie der polnische Bärentanz, der auch nationell ist; aber ich fühlte mich dennoch ergriffen, denn diesen Klängen folgend waren auch Hofer und seine Mannen marschirt. Der Schwenker nahm die großmächtige tyroler Fahne zur Hand, und verstand gar trefflich, trotz des wilden Windes seine kunstvollen Drehungen und Wendungen nach dem Takte auszuführen. Der Zug ging nun weiter, ich aber eilte in die Stadt zurück, um die zweite Procession nicht zu versäumen. Sie war zahlreicher, mehr Heiligenbilder, mehr Fahnen, Magistratsräthe in Mänteln, Beamte, Männer mit Schärpe, Degen und Claque, selbst Damen in Shawls und Modehüten; Schützen aber waren nicht dabei. Die Meßgewänder, überaus prachtvoll, sind aus Würzburg hierher gekommen. Statt des Schützenmarsches hörte ich hier eine gut ausgeführte Musik, die der Organist in Schwatz componirt hatte. Orchester und Chor waren zahlreich besetzt, die Musiker größtentheils Dilettanten. Es machte einen schönen Eindruck, während des Evangeliums auf dem Stadtplatze die erste Procession über die Berge aufwärtsziehen zu sehen, beim Spiel des Schützenmarsches und dem Krachen der dazwischen fallenden Schüsse.

Um zwölf Uhr, da Alles vorüber war, kündigte eine furchtbare Böllersalve der Gegend an, daß der Herr Abt sich zur Tafel setzte. Diese Salven wiederholten sich später und bezeichneten die Toaste. Nachmittags saß das Landvolk in den steinernen Lauben zu beiden Seiten der Straße oder in Weinhäusern.

---

3. Der Mensch in den deutschen Alpen.*)

Drei Volksstämme bewohnen die deutschen Alpen gegenwärtig: Deutsche 3,816,732, Slaven 1,259,050 und Romanen 352,700; außerdem 3000 Griechen und 6100 Juden. Jeder dieser Stämme zerfällt wieder, wie die Gebirgsgruppen, innerhalb deren sie wohnen, in viele Unterabtheilungen.

Die Deutschen bewohnen 1) die ganze Nordabdachung der Alpen; 2) von der Südabdachung: a) das ganze Etschthal und sein Gebiet vom Anfange bis Botzen; b) das ganze Gebiet der hier hereinkommenden Eisack, mit Ausnahme der Thäler Gröden und Enneberg, welche altromanisch sind; c) das untere Etschthal von Botzen rechts bis zur Einmündung des Nosbachs bei Deutsch-Metz und links bis zur Einmündung des Avisio bei Lavis; d) das ganze Draugebiet bis Villach; e) das nördliche Draugebiet von der Einmündung der Gail bis Hohenmauthen; f) das Murgebiet von seinem Ursprunge bis Ehrenhausen; g) den größten Theil des Raabgebietes auf deutschem Boden; h) abgesonderte Gemeinden, von Romanen umgeben, finden sich die meisten im obersten zu Tyrol gehörenden Brentagebiete, meistens die Höhen suchend. Auch im Osten kommen noch deutsche Gebiete im Süden der Drau vor bis zur Fella bei Pontafel, wie im Süden der Sau das Becken von Gottschee.

Die Slaven bewohnen 1) das ganze Gebiet der Sau und Kulpa, mit Ausnahme des eben erwähnten Beckens von Gottschee; 2) vom Draugebiet: a) das untere Gailthal, wo dasselbe nach Kärnthen tritt; die oberste Thalstufe, welche zu Tyrol gehört, ist von Deutschen bewohnt; b) vom Drauthale selbst die rechte Seite von der Einmündung der Gail an bis gegen Unter-Drauburg, wo beide Ufer slavisch werden und es bis zur deutschen Grenze bleiben; 3) vom Murgebiete: das untere Murthal von Ehrenhausen an, wo es sich wieder östlich wendet; 4) von dem unmittelbaren Gebiete des adriatischen Meeres: a) das Karstgebirge, b) das Innere Istriens, c) die Seitenthäler und der oberste Anfang des Isonzothales. Alle tieferen Gegenden dieses ganzes Gebietes, wie sie sich dem Meere nähern, werden, die Einwanderer ausgenommen, zwar ebenfalls von slavischem Stamme bewohnt, der aber italienischen Ueberzug hat. Umgekehrt sind die wenigen Stamm-Illyrier, die Liburnier, am Quarnero und auf den Inseln slavisch überfirnißt.

Die Romanen, in Tyrol Wälsche genannt, zerfallen in zwei wesentlich verschiedene Abtheilungen:

1) Altromanen, wahrscheinlich Ueberreste römischer Niederlassungen in Rhätien und aus der Vermischung mit Rhätiern hervorgehend; ihre Verbindung mit andern romanischen Stämmen wurde später theil-

*) Die deutschen Alpen von Ad. Schaubach.

weise durch die germanischen Ströme der Völkerwanderung unterbrochen und blieb es; daher bildete sich ihre Sprache nicht mit der andern gleichzeitig aus; sie blieb zurück und verwilderte auf dem beschränkten Raume. Diese altromanischen Stämme finden sich: a) im Thale Gröden, wo die deutsche Eisack den romanischen grödener Bach verschlingt; b) im Thale Enneberg, wo die romanische Gader in der deutschen Rienz verschwindet; c) im Thale des Avisio, welcher zuletzt sich im Neuromanischen verliert, und d) im obersten Thale des Cordevole, Buchenstein, wo dieselbe Erscheinung eintritt.

2) Der neuromanische Stamm mit italienischer Sprache dringt aus der Ebene Oberitaliens in das Gebirge ein und beherrscht das Etschthal und die Seitengegenden bis zur Einmündung des Avisio von Osten und des Nosbaches im Westen bei Deutsch-Metz, Mezzo tedesco (Meta Teutonica). Von hier an aufwärts im Etschthal vermischt sich die italienische Sprache mit der deutschen, so verschiedenartig auch die Elemente sind (Crauti Kräuter, Gemüse, il Trager Träger, il Wagerle Wägelchen, il Tisler Tischler, il Slosser u. s. w.). In den vorhin genannten Seitenthälern aber, welche dadurch, daß sie nördlich von hohen Gebirgen umwallt sind, gegen die von Norden kommende Völkerströmung der Deutschen gesichert waren, behaupteten sich damals altromanische Reste durch alle Zeiten hindurch; nur in die unterste Thalstufe drangen, wie in eine Seitenbucht, die Deutschen aus dem Etschthale (Cembrathal). Später kam die romanische Fluth zurück, überdeckte diesen deutschen Volksstamm, drang im Avisiothal hinan, wo sie leicht in den verwandten Stamm der Altromanen überfloß, ohne den abgelegensten Theil im Fassathale zu erreichen. Daher die drei verschiedenen Stämme des Avisiothales nach seinen natürlichen drei Stufen und Benennungen; im obersten Thale, dem Fassathale, wohnen Altromanen, welche jedoch gut Deutsch und Italienisch reden können; im mittlern Thale, dem fleimser Thale, wohnen Neuromanen in Sitte, Denkart und Sprache; in der untersten Stufe, dem Cembrathale, wohnen Deutsche an Gestalt, Denkart und Sitte, nur mit italienischer Sprache. Im Thale des Nosbaches (Val di Non oder Nonsberg, Val di Sole oder Sulzberg) drang das neuromanische Element hinan bis zu seinem Ursprung, geschützt gegen die Deutschen im Etschthal durch den Dolomitwall der Mendel, und nur an einer Stelle drangen Deutsche ebenfalls durch Hirtenansiedelungen über diesen Gebirgswall, ohne in die Tiefe herabzusteigen. Das im Westen des Etschthales liegende Sarcathal wird nur von Neuromanen, das im Osten liegende Brentathal größtentheils von solchen bewohnt, indem es hier, wie oben erwähnt, viele zerstreut liegende deutsche Gemeinden gibt.

Der deutsche Volksstamm verkündet durch die Verschiedenartigkeit seiner Mundart die Verschiedenheit seiner Abstammung. Diese Vielartigkeit geht nicht nur aus der Abstammung hervor, sondern ist eine Folge

der Art der Ansiedelungen. Hier wurde ein alter Volksstamm verdrängt oder vernichtet, und der Sieger ließ sich auf dessen Gebiet nieder mit seiner Sprache und Sitte, und nur die Ortsnamen ragen wie Thürme aus einer Schlammfluth hervor, das ehemalige Dasein des untergegangenen Volkes verkündend; z. B. die Ortsnamen in einem Theile Vorarlbergs deuten offenbar noch theils auf rhätischen, theils römischen Ursprungs, als Bregenz, Vandans, Bludenz, Montafun, Rhäticon, Gaschurn, Schruns u. s. w., während die gegenwärtige Bevölkerung allemannisch ist; dort ließ sich ein anderer Volksstamm friedlich zwischen andern nieder, wurde der herrschende und nöthigte dem unterjochten seine Sprache auf, wie in einem Theile des Oberinnthales und Etschthales; die Sprache ist deutsch, das äußere Gepräge aber rhätisch. Sollte, wie Dr. Goldrainer behauptet, es sich bestätigen, daß der Schädelbau der Vintschgauer (Oberetschthäler) auf mongolischen Ursprung schließen ließe, so möchten die Bewohner dieser Thalstufe ein Ueberrest mongolischer Horden aus Attila's Zuge sein, und für den Sprachforscher möchte es von Wichtigkeit sein, die in dieser Thalstrecke eigentlichen Ortsnamen zu prüfen, als Compatsch, Latsch, Matsch, Flatsch, Gratsch, Tartsch, Tarsch, Tschars u. s. w.

Dort, wo das Vintschgau endet und die Etsch wohl 500 Fuß in ein tieferes Thalland abfällt, an der Töll, dort verschwinden auch mit diesem merkwürdigen Thalabschnitt jene eigenthümlichen Ortsnamen, und an ihre Stelle treten Endungen auf an, als Meran, Völlan, Vellan, Nissian, Plan, Paßlan, Ulpian, Andrian, Terlan, Eppan, Girlan, Montan u. s. w., welche wieder auf einen gemeinsamen fremden Ursprung deuten; die Bevölkerung dieses Gebiets, wie namentlich um Meran, im Passeyer- und Ultenthal und bei Botzen, ist ächt deutsch. Fast den ganzen Osten der Alpen nimmt der bojoarische Stamm, den Westen der allemannische Stamm ein; zwischen ihnen hindurch haben sich aber auf der großen Heer- und Völkerstraße zwischen den rhätischen und norischen Alpen auch Volksstämme des höhern deutschen Nordens gedrängt und sich in den Seitenbuchten der Engpässe des Brenners niedergelassen, oder da, wo sich die Engen in das weite Etschthal bei Botzen erschlossen, nicht nur nach Süden, sondern auch nördlich das Etschthal hinan bis Meran, und von ihnen mag das eigene, hier seltenere, nördlichere deutsche Element kommen, was vorhin erwähnt wurde.

Gegenwärtig, wo es keine rhätischen und norischen Alpen mehr gibt, sondern tyroler, salzburgische, österreichische, steierische, kärnthner und krainer Alpen, wollen wir auch die Bewohner nach den Provinzen benennen, in denen sie leben, und sie haben sich ja mit der Zeit wieder unter sich so eigenthümlich ausgebildet, daß ein nur irgend erfahrener Reisender sehr leicht den Tyroler von dem Salzburger und diesen von dem Steirer unterscheiden wird. Obgleich sonst Zillerthal selbst theilweise zu Salzburg gehörte und nur durch einen niedrigen Sattel, die Gerlos, vom ersten

salzburger Thale, dem Pinzgau, getrennt ist, so findet dennoch ein gewaltiger Unterschied statt zwischen beiden Völkern. Die angrenzenden Pinzgauer sind wahre Athleten, Riesen, die Raufereien vor Allem lieben und ihre Kampfplätze und Kampftage haben; sie sind rauh und kräftig wie ihre Berge, nur das untere Pinzgau leidet durch seine Sümpfe zum Theil an einer Art Cretinismus. Der Zillerthaler ist auch groß und stark, und gehört zu dem schönsten deutschen Menschenschlag; nur das weibliche Geschlecht geht bei aller Zartheit und Feinheit der Züge etwas ins Riesenartige und überwächst oft das männliche Geschlecht. Sie sind gewandter, freier und lustiger, und das Zillerthal ist das Arkadien Deutschlands. Die größere Gewandtheit des Zillerthalers, wie überhaupt des Tyrolers, ist zwar einestheils eine Folge seiner Wanderungen; allein diese Wanderungen sind doch erst die Folge, daß man sich dazu berufen fühlt, wie der Zugvogel. Doch eben so sehr, wie die Provinzen und Länder des Alpenlandes verschieden sind, eben so sind es auch wieder die einzelnen Thäler. Der Passeyrer, ebenfalls zu dem schönsten und kräftigsten Schlage Tyrols gehörig, ist ernst und feierlich; man hört bei ihm keinen Sang und Klang, außer bei Processionen und Schützenfesten, während sein gegenüber wohnender Nachbar, der Ultner, wieder ächt zillerthalisch herüberjauchzt, hier zu seinen wälschen Nachbarn im Nonsberg und Veltlin, dort zu seinen ernsten rhätisch-deutschen Nachbarn in Martell. Der pusterthaler Oberländer würdigt dich kaum eines Gegengrußes, wenn der deinige nicht heißt: Gelobt sei Jesus Christus! und dort im pusterthaler Unterlande jauchzt Alles wieder von den Bergen um Lienz herab. So reihen sich durch das ganze deutsche Alpenland die größten Gegensätze in Ansehung der Bevölkerung an einander; doch muß sich der Fremde hüten, aus der ersten Aufnahme auf den Volkscharakter zu schließen; denn gerade da, wo ich als Fremder oft am wenigsten begrüßt wurde, fand ich später oft die beste und gemüthlichste Aufnahme.

Demnach zerfällt gegenwärtig die Bevölkerung des deutschen Alpengebiets in Tyroler, Salzburger, Steirer, Oesterreicher, Kärnthner und Bayern, die sich im Lauf der Zeiten wirklich zu besondern Volksstämmen ausgebildet haben und sich durch Charakter, Tracht, Sitten und Bauart der Wohnungen unterscheiden, wenn sich gleich auch ein allgemeiner Charakter aller dieser Bergvölker nicht verläugnen läßt. Dieser ist treue Anhänglichkeit an den Herrscher und die Gewohnheit, Religiosität, Einfachheit, Genügsamkeit, Ausdauer, Kühnheit, Muth, Liebe zur Heimath, Tapferkeit, welche oft in Rauflust ausartet, Stärke, Gewandtheit, Erfindungsgeist u. s. w. Diese Züge sind natürliche Folgen der ganzen Lebensart, zu der sie von der Natur gezwungen werden, um leben zu können. Sehr viele gewöhnliche Geschäfte, die dem Flachländer nicht die mindeste Mühe machen, sind hier nicht nur mit der größten Kraftanstrengung, sondern auch mit den größten Gefahren verbunden. Alle das ganze Jahr über

angewandte Mühe wird durch ein einziges Gewitter, das die Felder fußhoch mit Steingetrümmer überschüttet, auf viele Jahre vernichtet; doch unverdrossen wendet der Aelpler den Boden um, die Steine wegschaffend, die gute Erde ausgrabend, die Steine in die dadurch entstandene Tiefe bringend und nun die gute Erde wieder darauf deckend, nicht wissend, ob nicht die nächste Viertelstunde seine ganze mühevolle Arbeit wieder vernichtet; Ausdauer und Unverdrossenheit muß eine Folge eines solchen Kampfes werden. Eine Kütze Gras für den Wintervorrath einzusammeln, ist oft mit der größten Gefahr verbunden. Der Weg, den ein Aelpler von einem Dorfe zum andern über ein Bergjoch macht, ist vielleicht sein letzter; denn wird er vom Wetter überrascht, so ereilt ihn leicht der Wetterstrahl, oder das Schneegestöber führt ihn vom unkenntlich gewordenen Pfade in ein Schneegrab, oder er stürzt von der jähen, schlüpfrigen Wand in den schwindelnden Abgrund. Daher findet sich der Aelpler, bevor er sein Geschäft beginnt, mit seinem Schöpfer ab. Dort am Fuße des Joches steht die einsame Kapelle, an der eine Schaar frommer Aelpler knieet und sich Glück erfleht zum sichern Uebergang; hier an sprudelnder Quelle erinnert ihn ein Bild daran, wem er die Labung zu danken habe, und dort oben, wo kein Halm mehr grünt, auf des Berges Rücken, ruft zwischen grauen Felsen und Schneefeldern das bemooste Kreuz zur Andacht; und dankend fällt der Aelpler vor der Kapelle oder dem Bilde nieder, das ihm am Fuße des Berges die glückliche Vollendung seines Tagewerkes verkündet. Die Alpenthäler sind tief ausgefurchte Wagengleise; der Weg führt in ihnen fortwährend hin und zurück. Willst Du rechts oder links abweichen, so geschieht es nur mit unsäglicher Mühe, denn nicht ohne Beschwerde und Gefahr erklimmst Du die Abhänge; willst Du auf dem rechten Wege bleiben, so halte Dich im Thalweg, indem eine kleine Verirrung am Berge Dich sehr weit abirren läßt. Sollte daher der Aelpler nicht von Natur gerne im alten Gleise bleiben und einmal hergebrachter Gewohnheit anhängen? Hierzu kommt noch die Abgeschlossenheit der Thäler, die Unbekanntschaft mit der Außenwelt. Moden werden dadurch eingeführt, daß man sich die Menge so kleiden sieht und der Einzelne nicht auffallen will; hier in den Alpen würde der umgekehrte Fall sein, denn deren, welche das Fremde bringen, sind wenige.

Nirgends ist die Liebe zur Heimath lebendiger als im Gebirge und vor Allem in den Alpen. Je einfacher oder eigenthümlicher die Natur zu dem Menschen spricht, und je mehr der Mensch mit der Natur in Verkehr steht, desto tiefer prägt sie ihre Züge in des Menschen Herz. Je mehr sich aber der Mensch von ihr lossagt, je vielfacher sein Leben nur unter Menschen sich umhertreibt, desto weniger hat er einen festen Anhaltpunkt, nach dem er sich aus dem Getriebe der Menschen sehnt. Daher wohl selten ein Großstädter vom Heimweh befallen wird (ich rede nicht von der Sehnsucht nach der Familie). Er kann keine festen Wur-

zeln schlagen oder seine Anker auswerfen, sie haften nicht in dem lockern Sandboden. Er flattert von einer Blume zur andern. Der Weltbürger, der überall seine Heimath zu haben glaubt, hat gar keine. Eben so wenig wird auch der Landmann, der in einer gesegneten, fruchtbaren Gegend lebt, nie von dem Heimweh des Aelplers befallen. Doch auch der Flachländer, der Bewohner der Vielen so trostlos erscheinenden lüneburger Haide, wird sich mehr in seine Hütte, von Eichen umschattet und von den braunen Wogen des Haideoceans umfernt, zurücksehnen, als der reiche Kornbauer, wie sich der Grönländer nirgends glücklicher fühlt, als in seiner Einöde bei Seehundsthran. Aber kein Leben bietet des Eigenthümlichen so viel, als das Alpenleben. Der Holzknecht, der sechs Tage in der Woche im Walde beim Holzfällen voller Gefahren und Mühseligkeit zubringt und täglich in seiner Kaserne oben im Walde, fern von der Heimath, sich seine Kost, die Knödel, zubereitet und daselbst sein Holzlager hat, zieht im Frühjahr mit derselben Wonne diesem Geschäfte entgegen, wie das Alpenvieh der Alpe. Was treibt den Gemsjäger hinan in die Bergwüsten, in denen er oft wochenlang umherirrt und nur Mühe und Gefahren zu Gefährten hat? Habsucht gewiß nicht, nicht einmal der Trieb, sich etwas zu verdienen; denn jedes andere Geschäft würde ihm mehr einbringen. Die Jagd allein ist es auch nicht; denn man lasse einen Gemsjäger in einen Jagdpark, wo er ohne Anstrengung so viel erlegen kann als er will, und er wird davon laufen in seine Hochgebirge, um nur der edlern Jagd nachzugehen, wo er wenigstens auch sein Leben gegen das des wehrlosen Thieres einsetzt.

Der Senner oder die Sennerin führt, würde man sagen, ein armseliges, kümmerliches und wenig einbringendes Gewerbe. Auch der Reisende, von romantischen Ideen durchdrungen, welcher zum ersten Mal in einer Sennhütte einspricht, wird vielleicht abgeschreckt von der sumpfigen Umwallung, von dem dunklen, räucherigen Raume, besonders bei schlechtem Wetter, denn er ist müssig; allein ich frage den wahren Naturfreund, ob er, einmal auf einer Alpe gewesen, sich nicht wieder hinansehnt in jene von der Abendsonne verklärten Räume, wenn er auf den besonnten Matten die braunen Pünktchen der Hütten erblickt und das Gejauchze ihrer immer munteren Bewohner aus seiner dunklen Tiefe hört? Um wie viel mehr wird die Sennerin, die nicht Zeit hat, sich einer mürrischen Laune hinzugeben, wenn das Wetter nicht ist, wie es zu einer schönen Aussicht gehört, sich in jene Räume sehnen!

Wer einmal eine Gletscherwanderung oder überhaupt einen für den Ungeübten und Unbekannten gefährlichen Weg mit Aelplern machte, wird sich gewiß wundern über ihre Unerschrockenheit, Sicherheit, Gewandtheit und Stärke. Ruhig, als ob nichts wäre, schreiten sie auf den Vorsprüngen einer Wand hin, wo jeder Tritt den Fremdling erzittern macht. Die fortwährende Bekanntschaft mit Abgründen macht sie, wie den Thurm-

decker, schwindelfrei: ein großer Gewinn, um sicher vor Gefahren zu sein. Die vielen Gefahren, welche ihnen fortwährend drohen, der Kampf, in dem sie mit der Natur leben, um ihr Alles abzutrotzen, was möglich ist, macht sie nothwendiger Weise erfinderisch, wie den Odysseus.

Dieser durch die Natur geweckte Funke zündet nun an vielen Stellen, besonders wo es auf Mechanik ankommt. Ein Beispiel aus dem gewerbthätigen Stubaithale möge genügen. Das Häuschen des Kupferschmiedmeisters Joseph Kremser (bei Telfs), 22 Schuh lang, 18 Schuh breit, an einem kleinen Seitenbache, enthält ein Hammerwerk mit sechs kleinen und einem großen Hammer, zwei Messingdrehmaschinen, eine Schleif-, Mehl- und Poliermühle, eine Feueresse mit Amboß zum Schmieden, eine Schlafkammer mit Ofen und ein Kohlenmagazin. Drei Wasserräder dienen zum Betriebe. Er verarbeitet mit drei Gehülfen jährlich 40 Centner Messing und 4 Centner Kupfer, besorgt nebenbei seine Alpenwirthschaft und ist Musiklehrer auf der Flöte, Klarinette und dem Fagot. Der Senner reiht seine Butterfässer an eine Axe und läßt sie von der Kraft des an der Hütte vorbeirauschenden Baches umtreiben, um sich selbst Mühe und Zeit zu ersparen. Ein kleines Rädchen, unter einer Brunnenröhre angebracht, setzt durch ein Gestänge die Wiege des Kindes im Hause in stete Bewegung. Oben im Gebirge siehst du Drechsler, welche an Ort und Stelle, wo sie das beste Holz finden, ihre wandernde Drechselbank an dem Ufer eines reißenden Baches aufschlagen und seinen Fall zum Betriebe ihrer Maschine benutzen. So wie der Aelpler durch die Natur gezwungen wird, sie zu beobachten und den größtmöglichsten Nutzen von ihr zu ziehen in seinen Gewerben, so führt ihn diese Beobachtung auch eben so leicht zur Wissenschaft und Kunst. Berühmt sind die tyroler Bauern Peter Anich und Hueber, welche nicht nur die beste Karte Tyrols verfertigten, sondern auch einen Erd- und Himmelsglobus. Auch ein salzburger Landmann, Fürstaller, erwarb sich gleiche Verdienste. So wie unter den Wissenschaften die Mathematik die erste war, zu der sie die Natur führte, so steht die Plastik unter den Künsten oben an, und zwar die Holzschnitzerei, wie wir sie in Gröden, Berchtesgaden, der Fichtau u. s. w. finden; oft bildeten sich aus diesen Naturplastikern höhere Künstler heran, wie ein Nissl, Hell, Pendl, Zauner, Kriesmaier, Reinalter u. A.

In der niedersten Bauernhütte ertönt Gesang und Zither, begleitet von dem Takt der Füße, dem Tanz. Diese jauchzende Freude der Alpen hat sich verfeinert zum Ländler, und dieser ist der in Deutschland wohlbekannte Walzer, der eigentliche, aber ausgeartete Alpentanz.*) Die Strauß'schen und Lanner'schen Zauberwalzer sind nur die verklärten Töne des von den Sennhütten aus luftiger Höhe herabtönenden Jodelns. Salzburgs Gegend vereinigt alle Herrlichkeiten einer wahrhaft schönen Gegend

*) Vgl. die Skizze von Kohl.

in seinem Panorama, und aus ihm schmolzen ja auch die herrlichsten Harmonien der Welt zusammen, die uns noch begeistern in einem Don Juan, einer Zauberflöte u. s. w. An die Musik reiht sich die Malerei, und Tyrol hat allein eine ziemliche Reihe Künstler aufzuweisen aus alter und neuer Zeit. Kein Land aber bietet wohl dem Künstler fast jeden Faches so vielartigen Stoff, als das wahrhaft romantische und großartige Tyrol, die glänzende Krone unsers deutschen Vaterlandes. Alles hat hier einen poetischen Anstrich; der Wildschütze in seinem Elemente und Leben ist schon ein reichhaltiger Gegenstand der Kunst; die Sennerin mit ihrer Hütte, Alpe und Heerde, die Ferner in ihrer glühenden Pracht, die Bäche in ihren schäumenden Stürzen, die Kirche mit ihrer Gemeinde in der bunten Volkstracht am Sonntage; das Bauernhaus hier als braunes Blockhaus mit seinen Umgängen und Schnitzereien, dort als burgähnlicher, massiver Bau mit Erkern und bunten Wandgemälden; der Bauer hier im Kampfe mit den Elementen, dort mit den Feinden des Vaterlandes; ein Sandwirth Hofer, der durch seinen Tod seine Größe als Mensch besiegelte, ein Speckbacher, eine Pontlatzbrücke, ein Brenner und Spinger sind so gut klassische Namen, als Thermopylä und Sempach. Oder blicke zurück in die frühere Geschichte, in die Romantik des Mittelalters, und der romantischste Kaiser Deutschlands begegnet Dir beim Eintritt in das Land und an vielen Stellen; hier in der Felsennische, der Martinswand, dort in seinen Jagdschlössern. Oder willst du ihm in seinem ganzen Gefolge begegnen, so betritt die Hallen der Hofkirche in Innsbruck; hier ruht sein Gedächtniß unter einem der prächtigsten Denkmäler, umstanden von den ehernen Standsäulen seiner geistig und leiblich Verwandten, den Helden der Tafelrunde, des Nibelungenliedes und der Habsburger; derselbe heilige Raum umschließt die Gebeine Ferdinand's und seiner Philippine Welser, bedeckt mit den herrlichsten Kunstwerken, und nur wenige Schritte davon steht Hofer's Standbild auf seinem Grabe; auf sonnigem Hügel in weitausschauender Gegend in der Nähe der Hauptstadt prangt die ehrwürdige Feste Ambras, wo Ferdinand und Philippine lebten, wo lange Zeit ein glänzender Hof gehalten wurde. Wandere das Innthal hinan; hier weilst Du an einsamer Kapelle, wo die Sage den Riesen Heimon den Riesen Tyrsus erschlagen läßt, um dem Stifte Wilten den Ursprung zu geben; dort prangt das Eskorial Tyrols, Stamms, gestiftet zum Andenken des Todes des unglücklichen Konradin von seiner Mutter, die hier die Trauerbotschaft erfuhr. Hier ruhen in der Gruft die meisten und merkwürdigsten Fürsten Tyrols, die Meinharde, der große Friedrich mit der leeren Tasche, Sigmund der Münzreiche u. A. Hier empfing Kaiser Max I. die Gesandten des Sultans Bajazet, der um Maxens Schwester warb. Nicht weit davon klafft das Oetzthal in das Innthal; ziehe in ihm hinauf, und allenthalben umgaukelt dich die Sage in unzähligen Gestalten, hier düster gefärbt wie das Gemüth des Wande-

rers in den wilden Thalengen, dort heiter wie die sonnigen Thalbecken. Hast du nach mehrtägiger Wanderung das Ende erreicht, wo der grüne Boden unter das Eis der Ferner kriecht, wo kein Baum, nur die Felswand noch schattet, wo schaurige Eislüfte die Gemeinde armer Schafhirten umwehen, so ist auch dieses nicht nur ein erhabener Tempel der Natur, sondern auch der romantisch-geschichtlichen Sage; hier oben in diesen Eiswüsten barg sich der große Friedel mit der leeren Tasche, verfolgt vom Banne der Kirche und der Acht des Kaisers, von Adel und Fürsten, selbst seinen nächsten Verwandten; hier in der Oberwelt fand er Schutz und gastliche Aufnahme unter schlichten Bauern und Hirten, wie einst Gustav Wasa, und wichtig waren die Folgen dieser Volkstreue bis auf den heutigen Tag. Bis hinaus nach Bludenz kannst du die romantischen Spuren dieses Fürsten verfolgen; hier tritt er in Landeck als Sänger auf und gewinnt durch die Erzählung seines Schicksals das Volk, dort in dem treuen Bludenz Vorarlbergs wird dem von Kirche und Reich zu Konstanz Geächteten das Thor geöffnet, und nur ihm.

Sollten nun wohl bei der Empfänglichkeit des Aelplers für das Schöne und Große die gewaltigen, vielartigen Eindrücke, welche die Natur, Geschichte, Sage und das Leben des Einzelnen hervorbringen muß, nicht ohne die größten Folgen sein auf Gedankenreichthum und Schwung der Phantasie? Der Bauer, der hier bei jeder Gelegenheit im sogenannten Landsturm gleichsam selbstständig in das Triebwerk der Geschichte eingreift, nimmt auch durch die Sage an der frühern Geschichte Theil, weil ihn dieselbe, wenn er sie selbst schaffen hilft, natürlich auch mehr interessirt; den Landmann, der mit der Natur in ihren größten und auffallendsten Erscheinungen im fortwährenden Verkehre steht und im fortwährenden Kampfe auf die vielfachste Weise lebt, geht die Natur näher an, als den, der genug gethan hat, wenn er sein Feld bestellte. Dieses Leben mit der Natur macht ihn erfinderisch und zwingt ihn zur Mathematik und Mechanik, so wie die Hilflosigkeit des Menschen in den oft unvermeidlich hereinbrechenden Unglücksfällen durch die Natur zur Religiosität.

Aus den südlichen Alpen, wenn auch schon in Italien, gingen ein Canova und Tizian und viele andere Künstler hervor, welche Zierden der italienischen Kunst sind.

Wie der Charakter der Aelpler etwas Originelles hat, so auch sein Anzug und seine Tracht. Obenan steht der mit Federn und Gemsbart geschmückte Hut von sehr verschiedener Form und Farbe, in einigen Landestheilen bunt durch einander, in andern thalweis gleichmäßig geformt. Ihn tragen beide Geschlechter. Ein lodener Rock, graubraun, ist die allgemeinste Uniform des Aelplers, welche er sich selbst bereitet. Die gems- oder ziegenlederne oder auch lodene kurze, das Knie freilassende Hose bedeckt die Oberbeine; Strümpfe, welche ebenfalls das Knie und den Fuß nicht bedecken, sind eigenthümliche Stücke des Hochländers. Dazu kommt

der breite lederne Gürtel mit Gemsen und Namenszügen, aus Pfauenfederkielen geflochten, geschmückt; der Hosenträger, gewöhnlich von grüner Farbe, bedeckt einen Theil der Brust; die Zipfel des leicht um den Hals geworfenen Halstuches werden durch einen Ring geschlungen. Derbe Schuhe mit zolldicken, benagelten Sohlen vollenden den äußern Anzug. Die weibliche Kleidung ist in manchen Gegenden weniger schön, oft selbst völlig entstellend, wozu hauptsächlich das hinten kurze Mieder viel beiträgt, wodurch die Taille oft bis zum Nacken hinaufgezogen und eigentlich ganz vernichtet wird. Dagegen ist der Hut eine wahre Zierde, besonders gegen die dicken Wollhauben, welche in einigen Gegenden die oft recht lieblichen tyroler Gesichter des Sonntags überstülpen. Wer eine schöne Bruneckerin am Sonnabend in ihrem malerischen, ihr wahrhaft schön stehenden breitkrämpigen, gelben Filzhut sah, und sie am andern Morgen mit der blauen oder weißen, dicken, kegelförmigen Wollhaube überschattet erblickt, kann sich kaum des Lachens erwehren und sieht sich versucht, es für eine Maskerade zu halten, in der Absicht, sich zu entstellen. Die einzelnen Trachten werden wir weiter unten kennen lernen.

Auch der Hauptcharakter der Bauart ist in den meisten Provinzen derselbe.

In Dörfern und Märkten bedeckt ein flachgiebeliges, weit über die Seitenwände des Hauses vorspringendes Dach das ganze Gebäude, welches gewöhnlich in seiner vordern Hälfte die Wohnung, in seiner hintern Hälfte, und zwar im Erdgeschoß, die Viehstallungen, darüber die Scheune enthält, zu welcher eine flache Brücke hinanführt. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß nicht alle Wintervorräthe in der Scheune aufbewahrt werden, indem das Heu in den vielen kleinen Heustadeln, mit welchen die Wiesen oft wie besäet erscheinen, aufbewahrt wird, und das Getreide wird erst längere Zeit bis zum Dreschen in sogenannten Harfen, hohen, freistehenden Gerüsten mit Querstangen, in welche die Garben über einander aufgeschichtet werden, aufgehoben. Ist das Haus aus Holz gezimmert, so besteht es aus auf einander gelegten und an den Ecken in einander gefügten Balken mit einem das Haus an mehreren Seiten umlaufenden Altan, der sich oft, wenn auch verkürzt, in einem höhern Stockwerk wiederholt, dasselbe, was bei uns in Franken, an der innern Hofseite der Häuser angebracht, Trücke genannt wird und auch gleichen Zweck hat, nämlich das Trocknen mancher Gewächse (der Bohnen) und der Wäsche, so wie das Aufstellen von buntgemalten Blumenkästen. Diese um das Haus laufenden Gänge sind hier um so nothwendiger, als der Boden wegen des flachen Daches weniger Räume hat, und eben der Zweck des Trocknens und Aufbewahrens auf diesen Gängen hat die vorspringenden Dächer hervorgebracht, um die Gänge gegen Regen zu schützen. Die Fenster sind klein und ins Quadrat geformt, außerdem mit zwei aus den Ecken der Fenster auslaufenden, sich in der Mitte durchschneidenden Eisen-

stäben gesperrt. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt, welche statt der Nägel mit darauf gelegten Steinen befestigt werden, und diese wiederum werden durch lange, über das Dach hingelegte Stangen vom Abfallen abgehalten, was wieder die Ursache der flachen Dächer ist, um nämlich das Herabgleiten der Steine des Daches zu verhüten. Außerdem ist die ganze vordere Seite, die Giebelseite, mit Schnitzwerk verziert. Auf dem Dache erhebt sich ein jenen Zierrathen entsprechendes Thürmchen mit einer kleinen Glocke, welche die auf der Flur befindlichen Arbeiter zur Mahlzeit ruft. Das Holz für den Winterbedarf wird an der Außenseite des Hauses bis unter den untersten Gang aufgeschichtet in klein gespaltenen Scheitern; nur die kleinen Fenster sind frei gelassen und gleichen Schießscharten. Auf der andern Seite der Hausthüre sind Ruhebänke, wo man unter dem Schutze des weit vorspringenden Daches sicher gegen Regen sitzt. Wo es nur irgend möglich ist, befindet sich ein Brunnen beim Hause. In den tiefen, wohlhabenderen Hauptthälern tritt an die Stelle der gewöhnlich (wenn sie von Lärchenholz sind) tiefbraunen Häuser der massive Bau; dann springen statt der Gallerien und Altane zahlreiche Erker hervor, bald durch alle Stockwerke in die Höhe steigend, bald in einzelnen Stockwerken heraustretend aus den Wänden der Hauptseiten des Hauses. In den eisenreicheren Gegenden, z. B. in Steiermark, in Oesterreich, verschwindet dieser Alpenbaustyl, weil die Schindeln angenagelt sind, daher die Dächer nicht flach zu sein brauchen, daher wieder höhere Giebeldächer und weniger Umgänge. Eben so ist es im untern Vorarlberg und den schwäbischen Alpen, dem Algau zum Theil, wo auch häufig Ziegeldächer eintreten. Ebenda sind auch die Fenster höher und zwei Fenster oft nur durch einen Balken getrennt, wie in der Schweiz. In den Städten verschwinden die Giebeldächer fast gänzlich, indem sie durch die sie übersteigenden Mauern verdeckt werden, wodurch die Straßen der Städte ein wahrhaft originelles Aussehen erhalten; doch beginnt dieser Baustyl erst in den Städten östlich und südlich des Inns.

Durch die Natur wird der Aelpler schon auf den sogenannten Sonnenbau hingewiesen, der sich sowohl darin zeigt, daß sich die meisten der zerstreut liegenden Wohnungen immer nur auf der Sonnenseite des Thales angesiedelt haben, als auch darin, daß in den Thälern die Häuser wo möglich nach Süden Fronte machen. Steigt man z. B. das Oetzthal hinan, so glaubt man nur braune Häusergruppen vor sich zu haben, weil man immer nur die hintere hölzerne, Stallung und Scheune enthaltende Abtheilung des Hauses sieht; wandert man aber dasselbe Thal herab, so leuchten dem überraschten Wanderer überall freundliche weiße, massive Häuser entgegen; er sieht die nach Mittag zugekehrte Wohnseite des Hauses. Die einzelnen Gemeinden wohnen nicht in enggeschlossenen Häusermassen zusammen; nur in den größeren Hauptthälern ist dieses der Fall, wo man wohl auch die schönsten Dörfer Deutschlands findet. In den

höheren Gegenden jedoch findet man die einzelnen Gemeinden über weite Räume verbreitet. Gewöhnlich bilden dann die einzelnen Thalstufen auch die Gemeinden, und der Reisende, der nach dem Namen eines Dorfes fragt, kann oft noch zwei Stunden weiter gehen, ehe er das Wirthshaus erreicht. Daher auch gewöhnlich die Gegenfrage der Aelpler, ob zu den ersten Häusern oder zur Kirche. Wirthshaus und Kirche liegen immer zusammen, hier aber aus dem wichtigen Grunde, weil ein großer Theil der Gemeinde mehrere Stunden weit zu gehen hat zur Kirche, oft im fürchterlichsten Wetter, so daß ein Hospiz an solchen Vereinigungspunkten durchaus nöthig ist. Die Wohnungen liegen jedoch nicht nur in den Thälern, sondern oft hoch auf den Bergterrassen hinan und schauen von der Sonne erleuchtet lustig herein in das Thal. Solche Berggemeinden oder meistens Theile der Thalgemeinden führen den Namen Berg mit dem Namenszusatz der Thalgemeinde, z. B. Fügen und Fügnerberg, Hart, Hartberg, Reit, Reiterberg u. a.

Auch die Gewerbe stimmen in diesen Alpengauen fast ganz überein, und nur da, wo der Fuß der Gebirge in tiefere und daher wärmere Regionen hinabsteigt, bietet die Natur dem Menschen noch zahlreichere, oft viel abwerfende Erwerbsquellen dar.

Alle Alpen ragen in jene höheren Regionen empor, welche den Baumwuchs verhindern. Hier beginnen die Alpentriften oder das, was im engern Sinne in den Alpen selbst der Aelpler unter dem Namen Alpen versteht, große und weitgedehnte Räume sind mit aromatischen Alpenkräutern überwuchert; oft werden diese Matten von Felsenriffen durchsetzt oder von Steingerölle aus den höheren Räumen überschüttet, so daß an ein Mähen nicht zu denken ist. Nur das Vieh kann hier seine Nahrung suchen und finden. Wo aber jene Felsenmassen fehlen, werden auch die Alpen gemäht und das Alpenheu steht in hohem Preise wegen seiner Güte, wenn es auch kurz ist; das Heu von der herrlichen seißer Alp kostet der Centner wohl bis 3 Fl., während sonst der Preis 1 Fl. nicht weit übersteigt. Das Heu wird hier oben entweder nur aufgespeichert, oder in luftigen Heustadeln untergebracht, deren man auf der seißer Alpe 370 zählt; dort aber, wo das Vieh der Abgründe wegen nicht hinkann, wird dennoch das Gras gemäht. Gleckschneiden wird diese gefährliche Arbeit genannt. Im Winter, wenn der Schnee die Abgründe ausfüllt, wird die Heuernte auf Schlitten nach Hause gebracht, oder auch schon im Sommer in ungeheuren Bündeln, welche fast ein Fuder bilden, zusammengeschnürt und unter dem Namen Grasbären die steilen Abhänge hinabgerollt. Etwas Aehnliches findet mit dem Dünger statt, welcher bekanntlich sich um die Sennhütten sehr anhäuft; er wird wie Ziegelsteine geformt und im Winter auf Schlitten herabgeschafft, welches Schollenziehen heißt. Jene mähbaren Alpenwiesen heißen Mähder (Matten). Der Reichthum an ausgezeichnetem Futter, der auch in der

Tiefe sich wiederfindet, indem die Wiesen Südtyrols viermal gemäht werden (Heu, Grummet, Povel und Nachpovel) und in manchen Gegenden das Joch Wiese 100 Centner Futter einbringt, bedingt Viehzucht als das allgemeinste Hauptgewerbe in den Alpen. Da aber ein so großer Viehstand dennoch fast mehr verlangt, als Futter, namentlich im Winter vorhanden ist, so wird alles Mögliche noch zum Futter verwendet, als Stroh und das Laub der Bäume, vorzüglich der Esche. Einen ansehnlichen Theil der großen Gebirgswände, besonders diejenigen, welche dem Norden zugewendet sind, die sogenannten Schattseiten der Thäler, umnachten Wälder und vergrößern dadurch den Schatten. Leider sind die großen Forste hie und da durch frühere Vernachlässigung und schlechte Forstwirthschaft sehr gelichtet. Dazu kommen die Aktiengesellschaften der italienischen Holzhändler, denen es einerlei ist, ob in Tyrol einige Lawinen mehr niedergehen oder nicht, ob ein Thal seine Fruchtbarkeit verliert oder nicht, wenn sie nur das Geld in der Tasche haben, und die Inwohner verblendet auch für den Augenblick der scheinbare Verdienst.

Zehnter Abschnitt.

1. Die Donau. — 2. Wien.

1. Die Donau. *)

Weltstellung der Donau.

Das Donaugebiet ist mehr von gewaltigen Gebirgsmauern umgürtet, als irgend ein anderes großes Flußsystem Europas. Im Süden erheben sich die Alpen und ihre Fortsetzungen in Illyrien und der türkischen Halbinsel, im Norden die Karpaten, die böhmischen Berge und der deutsche Jura. Im Ganzen kann man also die Donau als ein in hohem Grade isolirtes und auf sich selbst beschränktes Flußsystem bezeichnen. Desto wichtiger sind aber die verschiedenen Oeffnungen und Thore, welche die Natur in diesen Mauern gelassen und die der Mensch zum Verkehr benutzt hat. Diese Thore führen überall in mehr oder weniger benachbarte Fluß- und Ländergebiete hinüber, und von jeher passirten zahlreiche Völkerschaften, bewaffnete Armeen, Handelszüge und Karavanen durch sie aus und ein. Am meisten geöffnet ist die Donau bei ihren Quellen und an der Mündung. Darum von beiden Endpunkten her ein beständiges weltgeschichtliches Einströmen, von der Mündung nach Westen herauf, von den Quellen nach Osten hinab. Von der Mündung kamen und kommen die Völker und Produkte des Orients, von der Quelle strömt das Leben des Occidents herein.

Bei den Quellen bietet sich zunächst der Rhein und hinter ihm Frankreich dar. Hier fand, da der deutsche Jura kein Hinderniß abgibt, eine völlige Verschmelzung des Donaugebietes mit Deutschland, besonders mit dem Flußgebiete des Rheins statt; stets führten hier gangbare Straßen, in neuerer Zeit auch Kanäle, zum Rhein hinüber. Diese Verschwisterung der Donau mit dem Rhein, auf die schon im Nibelungenliede hingedeutet wird, ist sogar uralt. Mit Hilfe des Mains, des Rheins, der Straßen

---

*) J. G. Kohl a. a. O.

und Kanäle stellen Rhein und Donau eine einzige ununterbrochene Verkehrsbahn dar, und zu keinem andern großen Strome tritt die Donau in so innige Beziehung wie zum Rhein. Ueber den Rhein hinüber weist die Donaulinie gerade in das Herz Frankreichs hin. Ihren Lauf verfolgend kam Attila auf die Felder von Chalons, nach ihm die Magyaren und andere Donauvölker in dieselbe Gegend. Aus Frankreich und vom Rhein nach Osten hervorbrechend, drangen die Kelten, dann Karl der Große, weiter die Kreuzfahrer, endlich Napoleon an der Donau herab. Die Natur- und Industrieprodukte Oesterreichs nehmen längs der Donau hinauf denselben Weg über den Rhein nach Frankreich hinein. Ein Seitenzweig dieses Weges zieht sich nach Südwesten zwischen Alpen und Jura in die Schweiz. Auf diese Seitenbahn, über den Bodensee hinweg, warfen sich die Allemannen, in Helvetien einbrechend; vom Bodensee her drangen die Römer ins obere Donaugebiet ein. Jetzt legen sich Hauptlinien der Douaueisenbahnen in diese Richtung.

Nirgends greift aber die Donau tiefer in das Herz von Deutschland als bei dem großen Winkel von Regensburg, dem Ausgangspunkte des ganzen Verkehrs von Mitteldeutschland mit der Donau (über Nürnberg). Weiter im Osten von Regensburg nähert sich dann die Elbe vermittelst des Moldauthales dem Donaulaufe. Von Passau, von Linz, von Wien aus gibt es nahe und kurze Uebergänge ins obere Elbgebiet, welche die Donau mit dem ganzen Elbstrome, mit Norddeutschland, mit Hamburg in Verbindung bringen. Das obere Elbgebiet (Böhmen) ist von Bergen eingeschlossen, die aber nach den unteren Elbgegenden und nach den Oderländern hin sich höher und unwegsamer gestalten als nach der Donau hin. Der böhmische Elbquellenkessel ist daher von den unteren Elbländern stärker abgeschnitten als nach der Donau zu; derselbe kam auch schon seit der Zeit der Markomannen immer in weit innigerer Beziehung zur Donau als zu irgend einem andern Flußsysteme, und ist seiner ganzen Geschichte und Stellung nach eigentlich als ein halbes Donauland zu betrachten. Die Eisenbahnen sind längst ohne Schwierigkeiten aus der Donau zur böhmischen Elbe hinübergeschritten, während von Böhmen aus bis dato noch keine Eisenbahnverbindung mit der Oder oder untern Elbe fertig gebracht werden konnte.

Mit der Morawa (March) reicht die Donau der Oder die Hand. Das Morawabecken ist im Norden nicht durch Gebirge verschlossen. Zwischen den hohen Karpaten (dem Tatra), dem Riesengebirge und den Sudeten flacht sich hier das „Gesenke“ ab. Es ist hier eines der merkwürdigsten Verkehrsthore des ganzen Donaugebietes. Schon in alten Zeiten ging hier nach Carnuntum, der großen Handelsstadt an der Mündung der Morawa, ein Handelsweg (unter Anderm auch eine Bernsteinstraße) zur Donau durch. Hierher kamen die nordischen Pelzhändler. Hier war stets ein großer Völkerandrang, dem die Römer von Carnuntum, von

Vindobona (Wien) aus Widerstand leisteten. Durch dieses mährische Thor drangen zu wiederholten Malen die Polen, die Mongolen, die Russen ein. Hier liegen die berühmten Schlachtfelder von Olmütz (gegen die Mongolen), des Marchfeldes, von Austerlitz. Hier dürfte auch eine Haupteinbruchsstation für die Russen sein, gegen welche die Festung Olmütz das Thor bewacht. Eine Zeit lang war das obere Odergebiet (Schlesien) selbst politisch mit dem Hauptdonaustaate (Oesterreich) verbunden. Durch das mährische Thor gehen Kunststraßen und Eisenbahnen zur Oder, zur Weichsel, und ein lebhafter Handel mit den Oder- und Weichselländern am baltischen Meere.

Gegen Süden sind die oberen Donaugegenden durch die gewaltigen Alpenmauern stärker abgeschieden als an irgend einem Theile ihres Gebietes. Der bequemen Uebergänge aus den Donauthälern in die Thäler der benachbarten Flüsse, z. B. des Po, der Etsch, sind nur wenige, der Paß von Worms zur Adda, der Paß des Brenner zu Etsch, der Paß bei Cortina zur Piave, der Paß bei Ponteba zum Tagliamento u. s. w. Daher blieben auch hier die Donauvölker (Deutsche) von ihren Nachbarn (Romanen) strenger geschieden. Indessen drängt hier, nahe zum Fuß der Alpen, tief in die europäische Ländermasse der lange adriatische Golf hinein. Dieser Golf ist aus Nordwest nach Südost gerichtet und bildet somit eine schöne, schiffbare Straße nach Griechenland, zur Levante, nach Aegypten. In Verbindung mit dem mittelländischen und dem rothen Meere gibt er einen Theil der großen Weltverkehrsstraße zwischen dem produktenreichen Indien und dem bedürfnißreichen Europa ab. Seine innerste, nördlichste Spitze nähert sich den Quellen der Donaunebenflüsse bis auf 12—30 Meilen, und die Hauptdonaulinie selbst streicht in einer Entfernung von 40 Meilen an ihm vorüber. Diese Umstände haben trotz der Gebirgsmauern immer die Vermittelung eines lebhaften Verkehrs zwischen der Donau und dem adriatischen Meere begründet. Adria, Aquileja, Venedig und jetzt Triest, die Haupthandelsstädte der adriatischen Golfspitze, haben stets einen lebhaften Handel mit den Donauländern unterhalten. In der Spitze des adriatischen Golfs besitzt die Donau einen ihrer hauptsächlichsten Stapelplätze zum freien Meere hin, gleichsam einen ihrer Mündungshäfen. Daher meinten auch die alten Griechen, es liefe hier ein Arm der Donau zum Meere hin. Durch die Eisenbahn, die jetzt dahin führt, ist allerdings die griechische Sage zur Wahrheit geworden. Die Donaulinie und die Spitze des adriatischen Meeres standen von jeher politisch in inniger Wechselbeziehung. Vom adriatischen Meere aus rückten die römischen Legionen ins mittlere Donaugebiet vor und machten den großen Strom zum Grenzgraben ihrer italienischen und alpinischen Besitzungen. Von der Donau aus strebten auch die Ungarn, die Oesterreicher zum adriatischen Meere und suchten sich im Besitze seines wichtigen Busens zu behaupten. Jetzt führen mehrere Kunststraßen aus

den Donaulanden durch jene Pässe hin. Von dem Golfe von Venedig oder Triest aus übersieht und regulirt man die Verkehrsangelegenheiten der größern Hälfte der Donau, die sich in einem weiten Bogen um diese Spitze herumschlingt, zum Theil selbst auch die des mittlern Donaubeckens. Die Hauptflußlinien dieses Beckens, die Drau und Sau, dringen, weite Straßen nach Osten eröffnend, bis zu diesem Golfe heran, und schon zu der Römer Zeiten gab es Schifffahrt und Handelsbewegung längs dieser Ströme, die auf jene Meeresspitze berechnet war. Die Sau läuft in ihrem Hauptstücke mit der Nordostküste des adriatischen Meeres parallel und nähert sich dieser an verschiedenen Punkten noch mehr durch die Thäler ihrer zahlreichen Nebenflüsse, der Kulpa, der Unna, des Verbas, der Bosna, der Drinna. Jetzt, wie früher, gehen an diesen Flüssen Handelsstraßen, Saumwege und Karavanenzüge hinauf und zum adriatischen Meere hinab, wo sie den Handel einer zahllosen Menge kleiner Häfen, wie Fiume, Zengg, Zara, Spalatro, Ragusa, Cattaro ꝛc., beleben. Diese damaltinischen Häfen waren von jeher die Stapelplätze alles Waarenaustausches zwischen den illyrischen Donaugegenden und den transadriatischen Ländern.

Gehen wir aus dem Süden zu den Nordgrenzen des mittlern Donaubeckens hinüber, so finden wir die gewaltige Bergmasse des karpatischen Gebirgsstockes. Derselbe bildet zwei Hauptcomplexe oder Knoten: erstlich im Nordwesten, wo das Tatragebirge mit seinen Zweigen (den slowakischen Gebirgszügen) ein Bergland von 30 Meilen Länge und Breite erfüllt; dann im Südwesten, wo die siebenbürgischen Karpaten mit ihren zahllosen Zweigen ein noch größeres und unwegsameres Bergland formiren. Zwischen diesen beiden breiten Erhebungsmassen, die sich dem Norden und Osten verkehrhindernd entgegenwerfen, zieht sich der schmälere und niedrigere Höhenzug der mittlern Karpaten verbindend hin. Zwischen beiden Gebirgsmassen, der slowakischen und der siebenbürgischen, liegt das flache Theißland, das mit seinen Ebenen und vielen Thälern tief in die Karpaten hineingreift und sich den jenseitigen Thälern und Ebenen am Dniestr, an der Weichsel so weit nähert, daß nur noch ein schmaler Wald- und Höhendamm dazwischen bleibt. Durch die zahlreichen Thore dieses Dammes wird der Verkehr der Theiß- und Donauländer mit den Weichsel-, Dniepr- und Dniestrländern vermittelt. Da der Uebergang nicht schwer war, so brachen hier auch von jeher viele Völker zur Theiß und Donau herein, namentlich die Magyaren, nach ihnen noch einmal die Mongolen, häufig die Polen, im letzten unglückseligen Kriege die Russen.

Wie das Zwischenbassin der mährischen Morawa im Norden, so ist auch das der serbischen Morawa im Süden für die Beziehung der Donauländer zur nahen und fernen Nachbarschaft von äußerster Wichtigkeit. Um seine Bedeutung ganz zu verstehen, muß man einen Blick auf die

Gestaltung des ägäischen Meeres und der Länderbrücke bei Konstantinopel werfen. Das ägäische Meer dringt mit seiner nordwestlichen Spitze, dem Busen von Salonichi, am tiefsten in die Ländermasse der griechisch-türkischen Halbinsel hinein. Hier mußte sich ein bedeutender Marktplatz, ein großes Emporium bilden (Thessalonich, Salonichi). Am Bosporus, mitten auf der großen europäisch-asiatischen Völkerbrücke, mußte gleichfalls ein großer Völkermarkt entstehen (Byzanz, Konstantinopel). Von der Donau aus mußte man von jeher Bedürfniß fühlen, sich mit beiden Punkten in Verbindung zu setzen. Die Donau selbst wirft sich nun, nachdem sie sich beiden Punkten bedeutend genähert, in ihrem untern Laufe wieder nach Norden herum. Dagegen aber bietet sich das Thal der serbischen Morawa, das sich kurz vor dem Punkte, wo die Donau, durch das eiserne Thor stürzend, ihr unteres Tiefland betritt, zur Vermittelung dar. Durch die Stromschnellen und durch den Riegel unwegsamer Gebirgsmassen beim eisernen Thore war ohnedies der Donauverkehr so gut wie abgeschnitten. Er verließ daher hier seit alten Zeiten zum großen Theile die Hauptstrombahn und trat in die Morawathäler ein. Die Morawa gibt auf der eine Seite (besonders ihr östlicher Zweig, die Nissawa) der in derselben Richtung auf Konstantinopel gehenden Maritza durch die Vermittelung des Iskerthales bei Sofia die Hand, auf der andern Seite aber den macedonischen Flüssen Vardar und Karasu (Strymon), die nach Thessalonich führen. Sie vermittelt auf diese Weise den Verkehr der Donau mit dem ägäischen Meere, mit der Propontis, mit Byzanz, mit Kleinasien. Die Hauptstraße ist die südwestliche durch die Morawa-, Isker- und Maritzathäler auf Byzanz, von der die macedonische Straße auf Thessalonich sich abzweigt. Wer mag die macedonischen, griechischen, persischen und römischen Heere alle nennen, die auf dieser großen Straße zur Donau sich ergossen? Wer kann die Schlachten zählen, die hier, längs dieses Tractes, in den Thalern der Morawa, der Nissawa, des obern Isker und der Maritza den zur Donau hinabsteigenden oder den nach Byzanz von jenem Strome her vordringenden Feinden geliefert wurden? Durch diese Thäler wälzten sich, Lawinen gleich, die Kelten, welche auf der einen Seite Macedonien und Griechenland bis Delphi, auf der andern Thracien bis zum Bosporus und sogar Kleinasien verwüsteten. Hier bei der Morawa verließen die Kreuzfahrer den Donauweg und wandelten durch dieselbe Thälerkette ins Morgenland. Unzählige Mal erschallte auf dieser wichtigsten Straße der türkischen Halbinsel die Janitscharenmusik der Großveziere, die in Serbien oder ins mittlere Donaubecken einbrachen. Eben so zogen in Friedenszeiten die Karavanen der asiatischen und europäischen Kaufleute seit Jahrtausenden diese Straße und gaben Anlaß zur Errichtung großer Bazare und Marktplätze, so wie zur Anlage der menschenreichen Städte Adrianopel, Philippopel, Sofia ꝛc. Noch jetzt ist sie die große Post- und Courierstraße für

viele Reisende und alle Depeschen, die aus den Donaugegenden in den Orient abgehen.

Das untere Donaubecken endlich, oder das Donautiefland, das von dem mittlern Donaubecken durch hohe Bergmassen äußerst scharf abgeschnitten ist, öffnet sich weit gegen das schwarze Meer und gegen die Steppen im Norden desselben. Die Reihe der hohen siebenbürgischen Gebirge endigt gegen Osten in einer Entfernung von 40 Meilen von der Meeresküste, und somit bleibt gegen Norden hin das ganze Donauland ohne Schutz. Das Gebiet des Sereth und Pruth ist blos von niedrigen Hügeln umgeben und die Mündungsgegenden der Donau liegen eben so flach, wie die pontischen Steppenländer, mit denen sie verschmelzen und deren Natur und Beschaffenheit sie theilen. Da demnach auch die Produkte der unteren Donauländer denen der übrigen Pontusgegenden im Norden ziemlich gleichen, so war der Waarenaustausch und Handel in dieser Richtung nie sehr bedeutend. Desto bedeutender dagegen entwickelte sich der kriegerische Verkehr. Das fruchtbare Donautiefland erschien den Nationen Scythiens oder Rußlands in ähnlicher Weise als gelobtes Land, wie die schöne Lombardei den Völkern Germaniens. Frei und ungehindert drangen alle Reitervölker und barbarischen Nomaden, die das schwarze Meer, vom Kaukasus oder Ural kommend, umkreisten, hier zur Donau ein und ergriffen meistens Besitz von der ganzen Donaugegend bis aufwärts zu den ersten Katarakten. So die alten Daker und Geten, später die Gothen und viele andere Völkerschaften während der Völkerwanderung; so die Hunnen, die Avaren, die Bulgaren, die Petschenegen, die Kumanen, die Mongolen, die Türken und Tataren. Jetzt dringen in dasselbe breite, weit offene Steppenthor zwischen Siebenbürgen und dem Pontus die Russen herein. Jedes Volk, das, den Pontus im Norden umwandernd, in Europa einzog, nahm vor allen Dingen zuerst das untere Donauland weg. Im Süden wird dieses untere Donauland von den hohen Mauern des Balkan oder Hämus umschlungen, der es von Thracien scheidet. Der Balkan ist von mehreren Pässen durchschnitten, von denen im Westen die berühmte Porta Trajana, im Osten der Paß von Nadir-Derbent und seine Nebenthore bei Varna und Schumla die wichtigsten sind. Durch diese Pässe gehen Handelsstraßen von Konstantinopel her ins untere Donaugebiet hinein, auf denen orientalische Waaren zugeführt und danubische Produkte ausgeführt werden. Die wichtigste Straße aus den unteren Donaugegenden geht unweit der Küste des schwarzen Meeres über Varna und Schumla. Aus ist dies eine sehr gewöhnliche Heerstraße nach Norden gewesen, auf der Griechen, Römer und Türken zur Donau vordrangen, und welche die Barbaren aus dem Norden, die Gothen, die Bulgaren, dann die Ungarn und Russen häufig betraten, auf der sie einander einige der berühmtesten Schlachten lieferten.

Im Angesichte der Donau ausgebreitet liegt das schwarze Meer, das

sich mit seiner größten Ausdehnung in der Richtung des Donaulaufes von Westen nach Osten fort erstreckt und mit seinem äußersten Busen beim Phasis tief in die asiatischen Länder eindringt. Vermittelst der Wasserstraße, welche das schwarze Meer in dieser Richtung eröffnet, tritt die Donau mit den Handelsstraßen in Verbindung, welche vom Lande des goldenen Vließes und von Trapezunt aus sich zum Euphrat und Tigris, dann zum Kur nach Georgien und zum kaspischen Meere hin auszweigen und die nördlichen Aeste der großen indischen Handelsstraße bilden. Es gab Zeiten, wo durch die Venetianer ein lebhafter Frachtverkehr zwischen der Donaumündung und diesem Ostende des schwarzen Meeres unterhalten wurde, während die Deutschen (Regensburger, Wiener u. s. w.) die indischen Waaren von der Donau weiter aufwärts spedirten. Jetzt, wo die Donau ganz mit Dampfschiffen befahren ist und leicht eine direkte Dampfschiffslinie von der Donaumündung nach Trapezunt und zum Phasis eröffnet werden könnte, wäre es möglich, diese alte Handelsstraße wieder zu beleben. Freilich müßten dazu die Russen nicht an der Donaumündung sitzen. Es thut der Donau, diesem Könige der europäischen Flüsse, gewaltigen Abbruch, daß sie in ein so beschränktes und verschlossenes Meerbecken mündet. Das schwarze Meer bietet eine Fläche dar, die fast nur zur Hälfte die Ausdehnung des ganzen Donaugebietes hat, aus dem ihm die Gewässer zuströmen. Auch besitzt dieses Meer nur einen einzigen schmalen Ausgang zu andern Meeren, den Bosporus. Daher ist es möglich, daß ein einziges Volk diese Küsten und das Meer selbst beherrschen und das enge Eingangsthor jedem fremden Verkehre und Interesse versperren kann. Eine solche einseitige Sperrung hat auch der Pontus (das schwarze Meer) häufiger erlitten als irgend ein anderes Meer. Erst waren die Griechen, namentlich die Milesier, hier die ausschließenden Herren, dann war es Mithridates. Hierauf kamen die Römer, und später kämpften die Genueser und Venetianer lange um den Schlüssel zum schwarzen Meere und entrissen ihn sich wechselsweise. Endlich erschienen die Türken und übten das Monopol des Handels und der Schifffahrt mit Ausschluß aller andern Nationen. Jetzt, nachdem die Türken von den Russen aus der Hälfte der Küstenlänge des schwarzen Meeres verdrängt worden sind, ist vorläufig das Meer wieder allen Völkern geöffnet. Aber die Russen streben leider mit vielem Glück nach der Alleinherrschaft auf und an dem Pontus und werden, sollten sie früher oder später ihr Ziel erreichen, dann auch nach Belieben den Verkehr selbst hindern oder gestatten. Diese Beschaffenheit des schwarzen Meeres und besonders der Umstand, daß dessen einziges Ausgangsthor, der Bosporus, gleichsam eine zweite, äußere, leicht zu verstopfende Mündung des Donauflusses bildet, die erst zu andern Meeren und Ländern führt, hat natürlich den Donauverkehr von jeher außerordentlich gelähmt. Außerdem aber führt auch der Bosporus mit seinen Fortsetzungen zum ägäischen Meere

eigentlich rückwärts, und eröffnet daher der Donau keine weiten und direkten Verbindungskanäle. Es wird den Donaulanden in vielen Fällen leichter, sich über Triest, Salonichi, Konstantinopel auf Landwegen mit den Ländern jenseit des Meeres in Verbindung zu setzen, als von der Mündung aus auf dem Seewege über das schwarze Meer, den Bosporus, den Hellespont und den Archipel.

Die Donauvölker.

Nach den drei scharf geschiedenen Becken, in welche das ganze Donaugebiet zerfällt, gliedern sich auch naturgemäß die Völkergruppen, die hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen und behauptet haben. In dem obern Becken dominiren die Deutschen, in dem mittlern die Magyaren und Slaven, in dem untern die Dakoromanen (Walachen) und Bulgaren. Man kann daher diesen Becken kurzweg den Namen des deutschen, des magyarisch-slavischen, des walachisch-bulgarischen geben. Die Deutschen allein haben das ganze obere Donaubecken mit allen seinen Haupt- und Nebenflüssen und Thälern besetzt. Von der Quelle der Donau an sitzen sie längs des Stromes 100 Meilen abwärts, bis zu dem Thore bei Preßburg. In den Thälern der Alpen sich ausbreitend, sind sie auch noch über die Wasserscheide des obern Beckens hinausgegangen und halten auch die oberen Zuflüsse der Raab, der Mur und der Drau fest. Namentlich besitzen sie fast das ganze Murgebiet, das Draugebiet 25 Meilen abwärts bis in die Nähe von Klagenfurt, vom Raabgebiete eine Reihe kleiner Zuflüsse und Nebenthäler. Innerhalb dieses ganzen obern Donaulandes haben die Deutschen ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Race zur Alleinherrschaft gebracht und alles Fremdartige, was sie hier vorfanden oder was hier eindrang, vertilgt. Die einzigen Ausnahmen davon bilden: 1) das obere Innthal, das Engadin, wo sich Romanorhätier erhielten, 2) das Nebenbecken der Morawa, in dessen mittlern Theil Slaven, nämlich czechische Morawen, eingedrungen sind. Die Deutschen breiten sich innerhalb des obern Donaugebiets etwa über 3000 Quadratmeilen aus. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwas über 10 Millionen Seelen. Die Donaudeutschen theilen sich in vier Hauptstämme: in Schwaben, Bayern, Franken, Oesterreicher. Die Schwaben haben die Donauquelle inne und breiten sich längs der Donau 30 Meilen weit bis zur Mündung des Lech aus; auch wohnen sie längs der Iller und der rechten Seite des Lech bis zu den Quellen dieser Flüsse. Sie sind die Wächter der Donauquellen gegen Westen und vermitteln in ihren Städten Ulm und Regensburg den Verkehr der Donau mit dem Rhein, Frankreich und der Schweiz. Die Schwaben haben von jeher bedeutenden Antheil an allen Donauangelegenheiten genommen. Bei allen Donaukriegen und Expeditionen waren sie zahlreicher als andere nicht-danubische Deutsche repräsentirt;

so bei den Kriegen Karl's des Großen gegen die Avaren, bei den Kreuzzügen, bei den Türkenkriegen, insbesondere auch bei den deutschen Wanderungen in die unteren Donauländer. In Bezug auf die Auswanderungen waren sie so thätig, daß bei den Walachen und Ungarn fast alle einwandernden Deutschen „Schwaben" genannt wurden. Dasselbe gilt von den Bayern, die sich von der Lechmündung bis zum Inn längs der Donau 30 Meilen weit ausdehnen. Sie sitzen längs der Ostseite des Lech, längs der ganzen Isar und längs der Westseite des Inn, so wie jenseits der Donau bis zu den böhmischen Waldgegenden hinauf. Ihr Hauptstromgebiet ist das der Isar. Die Franken wohnen den Bayern gegenüber auf der linken Seite der Donau, etwa von der Lechmündung bis in die Nähe des Einmündungspunktes der Isar. Ihre Hauptflüsse im Donaugebiete sind: Altmühl, Naab und Regen. Die (deutschen) Oesterreicher gingen aus einer Menge mit Schwaben, Franken, Bayern und auch andern Deutschen bevölkerten Kolonien hervor. Doch nahmen die Bayern, ihre Nachbarn, einen so überwiegenden Antheil an der Kolonisirung der österreichisch-deutschen Donauländer, daß man sie der Hauptsache nach als das Muttervolk der österreichischen Deutschen betrachten kann. Man hat daher auch die österreichischen Deutschen in Bezug auf Abstammung den Bayern zugezählt und diesen ganzen Stamm den bayerisch-österreichischen genannt. Die österreichischen Deutschen haben sich längs der Donau an beiden Ufern 40 Meilen weit von der Innmündung bis zur Morawa oder bis zum Donauthore bei Preßburg verbreitet. Dann sind sie längs des ganzen Inn und seiner Nebenzweige, längs der Traun, der Ens bis zur Quelle hinaufgedrungen und in das Raab-, Mur- und Draugebiet eingetreten. Auf der linken Seite der Donau haben sie sämmtliche kleinere Flüsse und Thäler, die von den böhmischen Gebirgen herabkommen, besetzt, und jenseits der Wasserscheide dieser Gebirge stoßen sie mit den Czechen und Morawen zusammen.

Die Oesterreicher sind von den Donaudeutschen das bedeutendste Volk. Ihre Tapferkeit und Staatskunst hat den größten Donaustaat gestiftet, den die neuere Zeit gesehen, das Kaiserthum Oesterreich, das beinahe die Hälfte aller Donauländer und die schönsten, reichsten und fruchtbarsten Theile des Donaugebiets umfaßt. Sie und mit ihnen im Bunde die andern Donaudeutschen, die Bayern, Franken und Schwaben, überhaupt dann auch alle deutschen Stämme haben nach den Zeiten der Römer am meisten zur Verbreitung der Kultur längs der Donau beigetragen. Ja, sie sind die einzigen Träger der Civilisation an der mittlern und untern Donau gewesen; wohin sie nicht kamen, da hatte keine Kulturentwickelung stattgefunden. Zunächst haben sie am meisten auf das mittlere oder magyarisch-slavische Donaubassin eingewirkt. Deutsche (Oesterreicher, Bayern, Franken, Schwaben) waren die Apostel, welche den Magyaren das Christenthum predigten. Deutsche waren die Staatsmänner, welche von den

ungarischen Königen berufen wurden, ihre Staatsangelegenheiten zu ordnen, die Trabanten und Krieger, ihr Land zu vertheidigen. Deutsche Kaiser, Feldherren und Truppen erretteten Ungarn aus den Händen der barbarischen Türken. Deutsche, mit Musterwirthschaft vorangehend, lehrten den Ungarn den Ackerbau, den Handel und alle segensreichen Künste des Friedens; selbst die Pflege des vielgepriesenen Ungarweins besorgten Deutsche. Alle Gebildeten bei den unteren Donauvölkern haben sich den deutschen Bildungstypus angeeignet. Eine deutsche Idee war die Gründung des merkwürdigen Contumazcordons an der Donau, der Europa von den Verheerungen der Pest errettete. Wo die Römer eine Handelsstraße ausgeführt oder angefangen hatten, da vollendeten oder restaurirten sie die Deutschen. Von jeher wurdn Deutsche von den nichtdeutschen Donauvölkern und ihren Fürsten berufen, um bei ihnen im Dienste der Civilisation zu wirken. Und so finden wir denn die Deutschen selbst außerhalb ihrer eigenen Donauheimath in allen andern Donaustrichen verbreitet. Um die ganze Stellung, welche die Deutschen an der Donau einnehmen, zu bezeichnen, ist es wichtig, gleich hier auch jene weiteren deutschen Ansiedelungen längs der mittlern und untern Donau ins Auge zu fassen.

In größeren Gruppen beisammen sitzen die Deutschen an der mittlern und untern Donau erstlich in der Nachbarschaft von Ofen und Pesth, dann am Fuße der Karpaten in der Nähe von Leutschau und Käsmark (in der sogenannten Zips), weiterhin in einem großen Striche längs der Donau bei Fünfkirchen, ferner in einem bedeutenden Striche längs der Maros im Banat, in einigen andern Strichen im Banat, endlich in mehreren Thälern und Landschaften im Innern von Siebenbürgen. Auch außer jenen zusammenhängenden Gruppen sind sie in zahllosen vereinzelten Ackerbau- und Bergbaukolonien im mittlern Donaugebiete verstreut. Ueberall aber, wo man aus den Gebieten der Walachen, Slaven oder Magyaren in die Dörfer, Aecker und Gemeinden der Deutschen gelangt, glaubt man in ein Paradies zu treten, so gewaltig und glücklich wirkt deutsches Leben und deutscher Betrieb auf die reichen Donaugefilde ein. In den ungarischen Städten ist die Hauptmasse der mit Industrie beschäftigten Bürger deutsch oder deutscher Herkunft. Nur diejenigen Ortschaften haben ein städtisches und civilisirtes Ansehen, die von Deutschen oder unter ihrer Leitung gebaut und organisirt wurden. Die Städte, bei welchen die deutsche Hand nicht geholfen, gleichen mehr lagerartigen Sammelplätzen von Menschen, als civilisirten Wohnsitzen. Die meisten nützlichen städtischen Einrichtungen rühren von Deutschen her, und die vornehmste Sprache der ganzen Donau, bis in die Walachei hinab, ist die deutsche. Selbst in die Länder an der serbischen Morawa und im Donautieflande wurden beständig, und namentlich auch in neuerer Zeit, Deutsche berufen. Deutsche Bergleute und Fabrikanten gingen nach Serbien und Bulgarien zur Eröffnung irgend eines Bergwerksbetriebs oder zur Be-

gründung irgend eines neuen Industriezweiges. Deutsche Handwerker, Manufakturisten, Kaufleute zogen nach der Moldau und Walachei. Deutsche Apotheker und Aerzte wanderten in Menge nach diesen Gegenden. Im Ganzen kann man alle im mittlern und untern Donaugebiete (außerhalb des oben als eigentliches deutsches Heimathland bezeichneten Bezirks) lebenden Deutschen auf anderthalb Millionen *), demnach die ganze Summe aller Donaudeutschen auf etwa 12 Millionen anschlagen, was ungefähr ein Drittel der ganzen Masse der Bevölkerung des Donaugebiets vorstellen möchte. Der Einfluß deutscher Macht ging im vorigen Jahrhunderte, von 1718—39, oder vom Frieden zu Passarowitz bis zum fluchwürdigen Frieden zu Belgrad, an der Donau herunter bis zur Aluta in die Walachei und weit an der Morawa herauf bis tief nach Serbien hinein. Seitdem haben freilich österreichische Macht und deutscher Einfluß an der Donau Rückschritte gethan. Eine Weltcalamität, ein bedauernswerther Verlust nicht blos für Deutschland, sondern für die ganze europäische Civilisation würde es aber sein, wenn das deutsche Leben sein Primat an der Donau ganz verlieren sollte; denn kein Volk hat nach den Römern so viel für die Kultur jener Länder gethan als die Deutschen. Sie sind die Wohlthäter des Donaugebiets.

---

2. Wien.

Von der Spitze des St. Stephansthurmes. **)

Wenn man Süd- und Südwest ausnimmt, so mag der Wanderer kommen, von welcher Weltgegend immer, und er wird, bevor er noch ein Atom der großen Residenz erblicken kann, schon jene schlanke, zarte, luftige Pappel erblicken, die still und ruhig in einem leichten blauen Dufte steht und die Stelle anzeigt, an der sich die noch nicht gesehene Stadt hindehnt, dann, wenn er weiter geht, reitet oder fährt, münden sich allerwärts Straßen wie Adern zusammen, der Gefährten werden immer mehr, die schneller oder langsamer theilnahmlos an ihm vorüberzogen, wie Treibholz, demselben Strudel zu, bis sich endlich rechts und links, nahe und ferne, die Massen der Stadt heben, hier sanft rauchend und hinausdämmernd, dort nahe schreitend mit Dächern, Giebeln, Thürmen, funkelnden Punkten — bis er endlich bei einer unscheinbaren Barriere hineintritt, und nun schlagen die Wogen über ihn zusammen. Eine endlose Gasse

*) Nur für Ungarn gibt Häufler's historisch-geographisches Tableau der österreichischen Monarchie 986,000 Deutsche an, für Siebenbürgen 250,000, für die Militärgrenze 185,000.

**) Von Adelb. Stifter.

nimmt ihn auf; ein Strom, der schmuzige und glänzende Dinge treibt, wird immer dichter und immer lärmender, je näher er jener Pappel kommt, die er aber nirgends sieht — ja dort tritt sie vor, ein dunkler, schlanker, riesiger Stift in der glänzenden Luft — nein, sie ist es nicht; denn mit einem Male steht weiter rechts eine noch größere, ruhigere, graublau dämmernd, den Adler auf der Spitze tragend — diese ist's — man sieht fast das zarte Laubwerk an ihrem Schafte emporstreben. — Jetzt tritt wieder eine Häuserreihe dazwischen — die Gasse will kein Ende nehmen; allerorts Drängen und Brausen, Vergnügen und Freude, nur dem Fremdling will es einsam werden in dieser tosenden Wüstenei. Fast betäubt geht er weiter; mit einem Male ist die Gasse zu Ende und auch die Stadt. Ein weiter, grüner Platz voll Laubgrün und geputzter Menschen steht vor ihm, aber jenseits wieder eine Stadt, die ewig unerreichbare Pappel wieder in ihrer Mitte tragend. — Unverdrossen durchschreitet er den seltsamen Garten; ein finsteres Thor schlingt ihn ein; eine Versammlung glänzender Paläste tritt um ihn herum und nimmt ihn in die Mitte. Dem armen Landbewohner ist's, als seien hier ja gar keine Häuser, lauter Paläste und Kirchen — seine Pappel ist verschwunden — hier oder dort taucht wohl ihre Spitze ein wenig vor, dann wieder lange nicht, dann wieder an einem andern Ort. Er geht darauf zu, weicht ein wenig an dieser Ecke ab, dann an jener, es kommt Gasse an Gasse, aber er erreicht sie nicht — ja dort steht die Spitze wieder hervor, gerade hinter ihm. — Sind ihrer denn unzählige? — „Nein, mein Guter, aber Du gehst in der Irre — siehe hier, wo die große Tafel auf dem Hause ist, ist eine Herberge: da ruhe aus, erquicke Dich, gewöhne Dich an jenen fluthenden Schwall — dann morgen früh mit Tagesanbruch geh' mit mir, ich führe Dich bis zur Spitze Deiner geliebten Pappel empor und zeige Dir von dort herab die Zauberei dieser Welt.“

So. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es werden Wenige sein von allen Denen, die noch unter uns schlummern, welche schon den Anblick genossen haben, der unser harret. Dort gegen Norden hinaus, wo die lichten weißen Nebel ruhen und ziehen, ist die Donau, und die dunklen Streifen, die sich im Nebel zu wälzen und mit ihm zu ziehen scheinen, sind schöne Auen, durch die der edle Strom wallet. Weiter hinaus, das luftige, im Morgengrau schimmernde Fahlroth ist das Marchfeld, und jener blaue Hauch durch den Himmel, der sich eben mit der ersten Milch des Morgens lichtet, sind die Karpaten und die Berge gegen Ungarn. Sie schweifen, wie ein aus Luft gewobenes Land um den ganzen Osten. Aber was ist jener Berg gleich rechts daran mit der zum Erschrecken nahen, weißglänzenden Zeichnung? Er steht eine Tagreise weit von hier gegen Südwesten und ist der Schneeberg, das letzte jener Häup-

ter, die mit manchem silberweißen Helm und Panzer bedeckt, in jenem Zuge stehen, der vom Lande Schweiz an durch Tyrol herausreicht und dann zwischen unserm Lande und Steiermark laufend hier ein Ende nimmt. Rechts von ihm siehst Du die blaue Mauer weiter westwärts springen, bis sie Dir jene dunklen Rücken decken, die uns breit und schwer den auch noch dunkeln Westhimmel umlagern. Du wirst aber doch sehen, wenn über ihnen die Sonne steht, wie sie anmuthige Höhen sind, üppige Laubschösse, in denen die weißen Landhäuser, die Dörfer und die Schlösser herumgestreut sind, so daß diese Höhen wie ein riesenhafter, heitergrüner Park um die große, staubende Stadt herumlaufen, ihren West wie ein sanfter Bogen gürtend. Mitten nun auf dieser dunklen Länderscheide, gerade unten zu Deinen Füßen liegt die schwarze Stadt, unberührt von der Morgenröthe, die bereits über ihr heraufflammt, dieses Bild des gestrigen Treibens, nun unbeweglich ruhig, von keinem Laut erschüttert, als hier und da von dem grellen Schlag einer geblendeten Nachtigall — doch horch, das erste Lebenszeichen des schlafenden Ungeheuers thut sich eben kund. Hörst Du das ferne Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschütze im Galopp führen? Es sind die ersten Fähren, die beginnen, dem ungeheuren Magen seine heutige Nahrung zuzuführen, Fleischerwagen sind es, die durch die Schläfer rasseln und donnern, ohne sie wecken zu können; denn sie haben es schon tausendmal gehört. Jetzt ist es wieder stille — feurige Landzungen ragen durch den Himmel und legen ein sanftes Purpurroth auf die grauen Steine um uns. Siehst Du, ein graues Schimmern läuft schon hie und da durch die Stadt, die Dir immer größer wird, und ihre Glieder, gleichsam wie im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinausstreckt — und in dem Schimmer blitzen rothe Funken auf, wie Karfunkel, es sind Fenster, an denen sich die Morgenröthe fängt. — Jetzt rasselt es wieder und an mehreren Stellen; — jetzt fängt sich's auch hier und dort in andern verworrenen Tönen zu regen an, und dort und da verbraust es sanft, wie Athemzüge eines Erwachenden. — Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie wird sichtbar, wie ein stiller, goldener Bach. Einzelne Rauchsäulen heben sich bereits aus der Stadt — das Brausen schwillt — — hui!! ein Blitz fliegt an unsern Thurm: die Sonne ist herauf!! Da unten aber haben sie noch nicht — jetzt — ganz draußen brennt plötzlich ein Theil der Stadt an; wie es blitzt und von Zeile zu Zeile lodert! Jetzt brennt's auch dort, jetzt dort, jetzt in der ganzen Stadt, ihr Rauch vermehrt sich und wallt, wie ein goldener, trüber Brodem in die Morgenluft hinein. Ganze Gassen schimmern im Morgenglanze, ganze Fensterreihen belegen sich mit Gold — Thurmkreuze und Kuppeln funkeln — von einzelnen Thürmen fallen die sanften Klänge der Glocken zum Morgen-Ave. In den Gassen regt sich's; schwarze Punkte werden sichtbar und bewegen sich, und schießen durcheinander, sie werden immer mehr, einzelne frische Schalle schlagen herauf,

das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadttheile, als ob sich Gassen und Häuser durch einander rührten, bis ein einziges, dichtes, dumpfes, fortgehendes Brausen unausgesetzt durch die ganze Stadt geht. Sie ist erwacht. Indeß schwingt sich die Sonne siegend und lächelnd, wie ein silbern reines Schild, immer höher über das wirre Babel empor.

Und nun, da der Tag Alles ins Klare gebracht hat, lasse unsere Blicke durch dies schöne Schauspiel wandern, ehe der Wind sich hebt und der Staub seinen schmuzigen Schleier über ganze Theile der Stadt und jenen schönen Schmelz der Fernsicht legt.

Der Theil gerade zu unsern Füßen ist die eigentliche Stadt; wie eine Scheibe um unsern Thurm herumliegend, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Thürmen, ein Durcheinander von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Kuppeln. — In der That, von dieser Höhe der Vogelperspective angesehen, hat selbst für den Eingebornen seine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt sie unten, durchbrochen und gegittert und doch zusammenhängend, nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerissene Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stephanus, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschaale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschaalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht die schöne, schwarze Kuppel St. Peters; hinter ihr der freundliche Thurm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaels, dann die Augustiner, die Kapuziner, und zwischen ihnen allen — (selber eine kleine Stadt) die ehrwürdigen Gebäude der kaiserlichen Hofburg. Dann schwingt sich von Süd gegen Ost herum die Häusermasse des Kärntnerviertels, durchschnitten von dem sanften Bogen der Kärntnerstraße, der menschenwimmelnden — dort ragen die Franziskanerthürme, weiter links die der Universität empor, und dort gegen Norstwest — du kleines, bescheidenes Thürmchen! St. Ruprecht, ältestes der Stadt — links davon die zart durchbrochene Spitze von Maria am Gestade — und noch andere Thürme, Giebel, Erker und Balcone. — Aber sieh, auch das Volk dieser Stadt ist erwacht und fängt sein Tagewerk zu betreiben an. Siehe dort ist ein seltsamer Garten, in den Du gestern gelangtest, als plötzlich die lange Vorstadtgasse abbrach. Wie ein breiter, grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einst Glacis der Festung, nun in der That ein anmuthiger Garten, mit grünen Rasenplätzen bedeckt, von Alleen durchschnitten, ein wohlthätig Luftreservoir, dahin sich in der Abendkühle gern und zahlreich die Bevölkerung ergießt, um sich zu ergehen und freier aufzuathmen.

Und jenseits dieses Gartens liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre Größe gibt, die Masse der Vorstädte, ich glaube 35 — mit größtentheils sehr schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen das Glacis auf, sich hier gleichsam anhaltend und anstaunend; denn weiter dürfen sie nicht vordringen, aber dafür machen sie sich draußen breit und fressen immer weiter und weiter den Raum hinweg: denn siehst Du, obwohl sie dort gegen Südwest über einen Hügel steigen, dann sanft ins Thal sinken, dort breit auseinander fließen, bis ans Gestade des Donauarmes, ja denselben überschreiten, das jenseitige Inselgestade dicht überfüllend, dann wieder steigen und wieder sinken ans Ufer des Flusses Wien, bis sie sich weiter hin allmälig mit mehr und mehr Gärten mischen, und endlich an das grüne Gefild stoßen; weit und breit in dasselbe herumgestreut liegen die Landhäuser, winzige, weiße Punkte — obwohl schon unzählige der einstigen Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind und jetzt als Städte meistens ihre ehemaligen Namen führen, so ist des Wachsens und des Bauens noch immer kein Ende; denn siehe dort hinaus gen Süden, da siehst Du eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuze genannt. — Dort hinein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Straße, sie kommt von unserm Hafen Triest und knüpft uns an den Süden. — Nimm nun das Fernrohr und suche die Straße; nun was siehst Du? Einen langen Zug, Wagen an Wagen, langsam fahrend, alle gegen die Stadt — an ihnen vorüberjagend hinein und hinaus die vielerlei leichten Wagen und Reiter, und zwischen ihnen wandelnd die Fußgänger und Wanderer und Heerden von kleinem Vieh. Jene schweren Wagen, die Du siehst, bringen vielnamige Waaren in die Stadt; aber ein großer Theil derselben, die Du mit einem dunkelrothen Stoffe beladen siehst, kommt von jener Gegend, aus der Du hinter dem Berge einzelne Rauchsäulen aufsteigen siehst, und bringen jenes Material, woraus sich dieses riesige Häusergewimmel nach und nach erbaut hat: die Ziegel — und im Wienerberge liegen noch unermeßliche Thonschichten, daß man noch viele Wien an einander fortbauen könnte. Und sieht man so zu, wie sie sich sputen und treiben und wirken, so sollte man meinen, sie hätten auch nichts Anderes im Sinn.

Und da Du das Rohr einmal in Händen hast, so gehe nun damit etwas links — sieht Du am Rande der Stadt jenes palastähnliche Gebäude? Es ist eine Wagenremise, aber ein Sammelplatz von großen Wagen, die von furchtbaren unbändigen Rossen gezogen werden; ihr Schnauben ist erschütternd, und der Dampf ihrer Nüstern geht als hohe, dunkle Säule durch den Himmel; sie zermalmen jeden Widerstand, und ihrem Laufe vergleicht sich nur der Flug des Vogels, und dennoch nur ein Mensch, ein kleiner Mensch bändigt mit einem sanften Drucke seiner Hand die Rosse, daß sie dastehen, still und fromm wie zitternde Lämmer. Ei — dort fährt er ja — siehe, die dunkle Linie schiebt sich durch die Saa-

ten hin — sieh' zu, ehe sie Dir enteilt. Schon steht ihre erste Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und dritte — — — jetzt ist sie verschwunden, und nur der Rauch zerstreut sich langsam am Himmel.

Wie das majestätisch ist! und der Mensch, das körperlich ohnmächtige Ding hat das Alles zusammengebracht; die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entsetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpalast gespannt und lenkt sie mit dem Drucke seines Fingers. Die Welt wird immer schöner und größer — fast ist es betrübend, sterben zu müssen!

Hast Du hier den Menschen in seiner Stärke gesehen — gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und Du siehst ihn in seiner Schönheit. Ein alter, vornehm belasteter Palast steht am obern Ende eines Gartens; es ist das Schloß zu Belvedere. — Ein kleiner, schwacher Mann ruhte einst dort aus von seinen Thaten, die die Frucht seines eisernen Willens waren, und die in ihrer Gewalt durch Europa klangen, und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete fanatische Halbmond stand. — Jetzt ist es still in den Hallen des Schlosses; denn der kleine, schwache Mann ist längst begraben, und obwohl an Hunderte von Helden in dem Schlosse sind, obwohl ein Kranz der schönsten Frauen dort weilet, und Rinder und Rosse, Hirsche und Reiter, Wälder und Felsen, Gärten und Blumen und aller Thiere eine unzählige Menge, so ist es doch dort todtenstille; denn als Bilder hängen sie dort, dicht Wand an Wand bedeckend, als Denkmal der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menschlichen Herzens. Es ist eine würdige Nachkommenschaft des Helden, der einst hier gewandelt. *)

Weiter vorn ist der Sommerpalast des Fürsten von Schwarzenberg, und rechts davon die gewaltige Kuppel der Kirche des heil. Karolos, mit ihren zwei schlanken, fast orientalischen Säulen; gleich daneben ist die polytechnische Schule, und von da weiter links, an schönen Privatgebäuden vorüber, trifft dein Auge auf ein Haus von großem Ansehen und Umfange — es ist ein seltsam Haus: man macht darinnen ein Ding, das an sich von geringem, man möchte sagen, von gar keinem Gebrauch ist — aber durch Convention schlummert an dem Dinge der Inbegriff aller andern, und es wird täglich erstrebt, heiß erstrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler, unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um sie, die großen, plumpen, nicht allerorts mitführen zu müssen — dann sachte wachsend in Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, der feinste Nervengeist der Volksverbindung — endlich ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja ein-

*) Prinz Eugen.

zig Ding, das all die andern verschlang — ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, ein räthselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauchen, und in dem wir dafür das höchste Gut dieser Erde hineingeworfen haben, die Bruderliebe; denn sein leichter Verkehr (ein Herzogthum kann man in einer Tasche tragen) reizt zur Anhäufung, sein Allwerth lockt zum Erwerb, dieser, der saure, zum Genuß als Lohn, und dieser als Afterglück reizt zur Steigerung, weil keiner dem lechzenden Herzen hält, was er versprach, und so geht es fort; wieder Erwerb, wieder Genuß; größerer Gewinn, größerer Genuß, und der da stürzt in der hastigen Jagd, hat dann Neid und Groll gegen Andere, weil er wähnt, er sei arm. — Und so jagen Völker, ja fast die ganze Menschheit in zitternder Hast nach der Wechselmarter: Erwerben und Verzehren, indeß ihm sein einzig Glück aus den Händen fällt, hold und selig zu spielen im Sonnenschein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften; selig und arm — nein nicht arm, denn zum Bedürfniß ist eine Ueberfülle da, und reich und glücklich macht die Liebe und die Fröhlichkeit der tausend um uns herum Mitspielenden. — — Aber es muß wohl so sein, so gewiß, als es einst anders werden wird; in dem riesenhaft angelegten Erziehungsplane des Menschen wird es wohl liegen, daß er auch diese Erfahrung mache und von ihr zu andern sich rette, bis er zur stillern Menschheit weiter geführt ist, zu seiner moralischen Freiheit. Und somit rolle das Geld seinem Zwecke und seiner Bestimmung entgegen.

Gleich links von dem Münzhause, blos durch den neustädter Kanal getrennt, liegt ein anderes Gebäude, wo man auch ein Ding aus Metall macht, das beinahe so nützlich ist wie das Geld, und fast nicht so schädlich, nämlich die Kanonen — sie sind nur ein interimistisch Gut und taugen nur so lange, bis einmal die gesammte Menschheit vernünftig wird. Dann hat blos hie und da das Söhnlein eines Vornehmen ein solch Ding, das man ihn losschießen lehret des wundersam starken Schalles wegen. Bis aber jene Zeit kommt, sind noch immer solche Häuser nöthig, wo man sie macht, aber auch solche, wie Du wieder weiter links eines siehest, ein großes, schönes, palaständliches Haus. Es steht dort gerade an jener Straße, wo Du so sehr ein- und ausfahren siehest, und ist geschnitten von mächtig großen Pappeln, die in einer Allee dahin führen. Du kannst auf seinem Mittelschilde die Aufschrift lesen: „Patria laeso militi", zu deutsch: „Das Vaterland dem beschädigten Krieger." Es ist das Invalidenhaus, und zwar nur so lange tauglich, als man das Kanonenhaus braucht; aber es lebt noch Keiner, der es wüßte, wann jene Zeit kommen wird, da beide nicht mehr nöthig sind. Die Straße, die an dem Gebäude vorüberführt, ist die nach Ungarn und in den Orient, Tag und Nacht befahren von den kleinen Rossen des Ungarnlandes, gelenkt und ermuntert von jenem malerischen Menschenschlage mit den weiten, weißen

Beinkleidern und dem breiten Hute, der ein verbranntes, aber höchst ausdrucksvolles Gesicht beschattet. Es sind noch unverkennbar die Söhne der Steppe. Aber auch noch eine andere Straße haben wir nach dem Orient. — Wie einen breiten, schimmernden Silberbach siehst Du sie dort hinaus gehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Große, schimmernde Häuser gehen auf ihr abwärts, Menschen und Waaren aller Art nach Osten führend, darunter auch jene zierlichen, schlanken Fähren, die Dampfschiffe, abwärts fliegend wie die Wasserschwalbe, aufwärts ruhig wandelnd wie ein Schwan. — Ei, dort steht ja der schwarze Punkt am Ufer, wo jene Mühlen sind, das ist das heute noch abgehende Schiff. Wie viele Freude, wie viele Thränen wird der schwarze Punkt heute noch sehen.

Nun geh' noch weiter links, stromaufwärts, da sind zwei dunkle Linien über dem Strom, sie sind die zwei Brücken, die nordwärts führen, die eine für Wagen und Wanderer, die andere blos für die Wagenzüge der Eisenbahn. Am Eingange des Praters siehst Du auch den Bahnhof. Besieh Dir auch rechts ab von den Brücken jenseits des Stromes jene gelblich fahle Fläche, wogend von Getreide und schier unermeßlich hinausgehend bis zum Horizonte — mit dem Segen Gottes ist das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptstadt, aber auch einstens einmal Glück, einmal Unglück bringend; es ist das Feld von Aspern und Wagram. Man hat dort vor nicht langer Zeit einmal eiserne Kugeln gesäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen der Reife eben entgegengehender goldener Körner eine Frucht dieser eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß Einer besiegt werden konnte, der bis dahin schier unbesieglich schien. Da man jene Körner säete mit vielen Tausend Arbeitern, da war diese Stelle, auf der wir stehen, gedrängt von Menschenangesichtern, und jede andere Stelle unter uns, wo nur der Thurm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur so groß wie ein Menschenauge, da war auch ein solches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde — und manches Auge dort wird ahnungsvoll hierher geblickt haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfer gingen vorüber, und die Natur hüllte schamhaft einen Blumenteppich auf diese Stelle.

Wenn Du nun noch weiter links gehst, so streift dein Blick über die Inselstadt, die unser Strom vor wenig Jahren so arg heimgesucht hat. Wieder auch dieser Thurm war der Ort, von wo aus tausend Blicke auf jene Stätte schauten, wo Häuser und Eis zum Himmel emporstarrten, und wo sie angstvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachsen werde oder nicht. Die Wasser rannen wieder ab, und manches Leben mit — aber die Inselstadt steht wieder heiter und glänzend da.

Willst Du nun wieder zur Stelle gelangen, von der wir unsere Rundschau begonnen haben, so schreite von der Inselstadt links, dann

über den kleinen gewundenen Arm der Donau durch eine Masse von Vorstädten, die gerade dort, wo das Glacis wegen kriegerischer Festlichkeiten ohne Baumpflanzung gelassen ist, eine schimmernd weiße Linie ziehen, darunter jenes neue kolossale Haus — es ist das neue Criminalgebäude.

So wie dieses Haus vor innerm Unheil wahret, so wahrt das andere rechts gegenüber vor äußerm. Es ist die erste große Alserkaserne, ein regsamer Bienenstock von Krieger= unb Waffengewimmel.

Nun gehe noch jenen Schutt von Häusern durch, der links sich über die Höhe lagert, ein Gewirr vielnamiger Vorstädte: Josephstadt, Neubau, St. Ulrich, Leimgrube &c. — So, und nun siehst Du wieder den sanft grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, und unsere Rundschau ist vollendet.

Siehe, die Sonne ist unterdeß heraufgestiegen und gießt ihren Schimmer weit hin über all den Schmelz und die Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit der ungeheuern Stadt. — Den Schauplatz haben wir durchgangen — — und nun, welch ein Volk wohnt und treibt in diesen tausend Mauern?!

Obwohl die Sonne draußen dem Landmanne und uns hier oben längstens aufgegangen ist, so bricht doch für diese unten erst der Morgen an, und ihre Regsamkeit beginnt. — Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durch einander gewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn Du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte, so wie Scherz und Schalkheit, der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man Dir sagt, so hoffe doch nicht, daß Du dieses am ersten, oder zweiten, oder zehnten, oder hundertsten Tage herauskostest. — Diese Stadt muß wie ein kostbares Nachtessen, langsam, Stückchen für Stückchen mit Prüfung ausgekostet werden, ja Du mußt selbst ein solches Stückchen geworden sein, ehe der ganze Reichthum ihres Inhalts und die Reize ihrer Umgebungen dein Eigenthum geworden sind. Nur der langsamen und anhaltenden Beobachtung gibt sie sich hin, aber dann tief und innig. Darum geht Mancher von hier fort und trägt nichts mit sich, als ein Getümmel in seinem Kopfe. Erst lerne jede Oede überwinden, die Dich fassen wird, wenn Du täglich aus deinem Hause gehst und täglich andere Menschen auf der Gasse siehst; wenn Du an Orten der Freude bist, und Alles um Dich jubelt und braust, ohne sich um Dich zu bekümmern — harre nur, gehe immer aus, sei immer hier, werde gemach Einer aus ihnen, in geheimer Sympathie wirst Du Alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß Du den Fremden sogleich herausfindest. Sie werden überall mit Dir reden, Dich einladen, Dir Freude zutheilen.

Nun geht das Treiben an, sieh, wie auf dem Platze unten der Menschen immer mehr werden; die Fiaker fahren an und stellen sich auf, die großen, eisernen Riegel der Gewölbe öffnen sich, und der Reichthum der

Auslagen beginnt sich zu entfalten. Und wie sie Alle laufen und durch einander wimmeln, als fürchteten sie sämmtlich zu spät zu kommen. Da fahren die Wagen und bringen in tausend kleineren Gefäßen das Weltmeer „Milch“, das heute verzehrt werden soll — Stand an Stand drängt sich auf dem Markte mit Lebensmitteln belastet. Eine Million Thiere ist heute Nachts gestorben, daß alle diese unten zu essen haben; ein Wald von Pflanzen wurde abgemäht und hereingebracht — da gehen die Mägde mit ihren reinlichen Einkaufskörbchen und tauchen hinein in das wogende Gesurre — — siehe auch schon eine Karosse, die über den Platz rollt — und all die Geschäftsleute erscheinen, und die Beamten, die in ihr Bureau gehen — und es mehrt sich Rauch und Staub über der Stadt; der Wagen und Kutschen werden immer mehr, so daß ein unausgesetztes Donnern gedämpft heraufschlägt zu unserer luftigen Einsamkeit — — siehe, wie lieblich! Der Morgenhimmel sammelt nach und nach seine Vormittagswolken, und die Sonne legt deshalb auf die ausgebreitete Stadt hier Schattenbilder, dort Lichtblicke — und ihre Größe kannst Du daraus abnehmen, wie dort draußen die Ringe der Vorstädte in einem schwachen, blauen Dufte schwimmen, während die nahen Theile der Stadt mit der Klarheit eines Cameraobscurabildes heraufsehen. Nun erblickt man auch schon die Wagen des Adels und reicher Privaten über das glatte Kirchenpflaster unsers Platzes rollen, am Trottoir des Hauses zieht sich ein ununterbrochener Strom von Menschen hin — Trommelschlag — dort um die Ecke rücken Grenadiere: schön und gleich, wie eine wandelnde Mauer schiebt es sich auf den lichten Platz heraus — die Fenster öffnen sich und neugierige Augen schauen heraus; oder die gestickte Mütze und der rothe Schlafrock eines Müssiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erst früh Morgens ist; die Musik und die Krieger ziehen vorüber, und eine neugierige Schaar, theils Männer, theils Knaben ziehen ihnen im Taktschritte nach.

Endlich öffnen sich auch die Fenster jenes schönen Hauses, und die Vorhänge fliegen hinauf! Wer mag dort wohnen? Ganz gewiß Jemand, bei dem Mitternacht erst Abend ist, und später Vormittag Morgen. So, nun sind sie Alle erwacht, und der Tag ist da — — nein! Einer oder der Andere schlummert vielleicht noch; siehe, dieser wallende, brodelnde Kessel: er treibt und quirlt, als sei das so obenhin und gehe nach irgend einem unabänderlichen Gesetze fort; aber da sind Einige in dieser Stadt, Du würdest sie auf der Gasse nicht von den Andern kennen, die sitzen an dem schweren Arbeitstische, ihnen sind von noch einem Höhern die Formeln dieses Treibens und Lebens anvertraut, daß sie sich historisch schön und glückselig entwickeln, und nicht jetzt und jetzt in Wirrsal überschlagen. — Alle fühlen die Wohlthat ungehemmten Ganges, aber keiner den Zauber, durch den es geschieht — nur wenn er, sei es auch leise, gehemmt wird, dann meint er, es gehe Alles gefehlt, und er könnte es besser machen. Laß sie, es ist so die Art des menschlichen Geschlechts! Mancher nun von

Denen, auf die ich eben deutete, mag wohl noch zur Zeit, als wir heraufstiegen, bei der Lampe gesessen und der Formel nachgesonnen haben, und als da unten das Leben, für dessen Wohl er sorgt, erwachte, löschte er die Lampe aus, und suchte kurzen Schlummer — oder auch er suchte ihn nicht, sondern wandelt jetzt unter den Wachenden, wie einer aus ihnen, und läßt sich von seinen Untergebenen berichten, was sie meinen und was noththut. Ist Dir dieses Treiben noch nichtig? Ein Stück, und manchmal schon bedeutende Stücke der Weltgeschichte wurden hier geprägt und werden noch geprägt werden.

Welch eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer liegt nicht in der Geschichte einer einzigen Nacht einer solchen Stadt — und unten treibt sich Alles harmlos fröhlich und i s t fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht gesehen in dieser Menge, oder er macht ein Gesicht, so heiter wie sie, weil er stolz oder starrköpfig ist.

Sie Alle, die Du unten so winzig wandeln siehst, sie reden, grüßen sich, es schallt das Pflaster unter ihrem Fußtritte; aber wir hören es nicht, es ist stumm unter dem allgemeinen Brausen, wie wenn die dunkle Heerde der Grundeln in der Tiefe des Wassers, das über ihnen wallt, ein und aus durch Gassen und Thore ihrer großen, feuchten, steinernen Stadt schlüpft.

Was treibt und bewegt nun Alle, daß sie eben so rastlos strömen, dringen und eilen, als würden bunte Schnüre durch die Straßen gezogen?

Was?! Es ist kein Interesse, so hoch und niedrig es in der Menschheit sei, das da nicht wirkt, um jenen treibenden, kreisenden Wirbel zu erzeugen. — Da ist die breite, mächtige, schmähliche Basis der Menschheit, die Habsucht mit ihrer Stiefschwester, der Verschwendung. — Ihre Opfer siehst Du zu Tausenden unten gestachelt rennen, daß sie es einem andern zuvor thun, und ihm Weg und Zeit abgewinnen, daß es einkehre in ihr Haus, auf daß es wieder glänzend hinausgehen könne — der Eine trägt schon den Gewinn in der Tasche und hastet weiter; der Andere trägt ein furchtbar pochend Herz; denn A l l e s kann heute noch verloren sein — und Erwerben, Erraffen, Erlisten den ganzen Tag so fort und fort, und morgen wieder von Neuem beginnen. — Dann ist der Hunger, er treibt zu den Tausenden der abenteuerlichsten Leistungen und Arbeiten, daß er nur verscheucht werde, der bleiche und schmuzige Geselle — da geht der Gewerbsmann aus der fernen Vorstadt und trägt die fertige Arbeit den Kunden zu — der Müssiggänger treibt sich, — der Eitle hat die schönsten Kleider an und zeigt sie — ihm vorüber, nachlässig gehalten geht der Dichter und trägt ein Himmelreich durch das Getöse — und der Liebende hat eben die zwei Augen leuchten gesehen — die Zöglinge werden von dem Lehrer in die Luft geführt — der Künstler trägt seine Herzensträume, die Himmelsmelodien, die Farbenwunder in seinem Kopfe mit, an den vergebens die Wellen des äußern

Brausens schlagen — ein unglücklich jammernd Frauenherz sucht den kühlen Dom unter uns, daß es sich in Andacht ergieße, und der Architekt steht neben ihr und bewundert die Dichtung, die sie hier mit Stein und Mörtel aufgebaut haben — und Tausende strömen noch rechts und links, die all das nicht thun, sondern ein und derselben, obwohl vielgestaltigen Göttin nachjagen, der Freude. — Indeß geht der glänzende Tag gemach herauf, so freundlich oder so gleichgültig wie über eine prachtvolle Wildniß — sein leuchtendes Blau wird beschmuzt von den quellenden Rauchsäulen. — Indeß die außen treiben, geht es im Innern der Häuser nicht minder lebhaft zu. Es wird gekauft und verkauft, gehämmert und geschnitten, gearbeitet und gefördert; viele Tausend Zeilen werden geschrieben, viele Tausend gedruckt, musicirt und gespielt, und an die tausend Hände sind beschäftigt, in millionenfacher Gestalt das zu bereiten, was heute verzehrt werden soll; denn wenn der Hammer der Uhr unter uns die Stunde zwölf schlägt, von da ist jede Stunde eine Eßstunde und dem letzten Mittagsmahle im Palaste reicht das erste Abendessen in einer Kammer die Hand, wenn es nicht etwa noch früher kommt als jenes. Und dann ruhen die Geschäfte, und die Welt des Vergnügens beginnt. — Siehst Du draußen auf dem Bergesabhang die weißen Punkte im Grünen leuchten? Das sind ihre Landhäuser, wohin sie Lustfahrten machen, dahin gehen Wagen aller Art und bringen in das Grüne; — dort wogt die Stadt hinaus, daß Du meinst, Alle seien an einen Ort gefahren, und wenn Du an den andern kommst, so sind sie auch Alle dort, und wenn Du in die Stadt wanderst, so geht Keiner ab. Tausend Hände sind in Bewegung, Tag und Nacht wird gesonnen, daß neue Altäre ersonnen und gebaut werden der tausendäugigen Göttin Vergnügen; überall wird es ausgebreitet, überall wird es in den Weg gelegt, ausgeschmückt, mit großen Zetteln an die Mauern geklebt, was heute noch zu haben ist, daß man sich daran ergötze — und da sind alle Sorten von den Späßen des Hanswursts im Prater an bis zu dem sublimsten Genusse der Kunst; Jeder sucht sich, was ihm und dem heutigen Tage zusteht — indeß geht Glück und Unglück dieses Tages gelassen seines Weges, beseligt hier ein Herz und drückt dort eins entzwei — aber die Menge weiß das Eine nicht und nicht das Andere. — Dort klingt Musik und Freude, dort geht die Schaar der Spazierenden, hier ein angehender Selbstmörder, dort ein Jüngling eben aus der Einsamkeit des Landes gekommen, dem sein Herz in diesem Gewirre vor Heimweh zerspringen möchte — und lustige Reiter jagen vorüber und lachen sich zu — indeß entzündet sich sachte die Abendröthe und flammt von jenen Bergen herüber, dem weiten Lande ihren Abschiedsgruß zu, und auch dem kleinen Pünktchen Wien. Und wenn die Oper ausgeklungen, die Vorhänge der Theater gefallen, und die Wagen heimrollen, die Zecher die Schenken verlassen, so zünden sich die Sterne an und sehen nieder, eine Nacht folgt wie die gestrige

und ein Tag wie der heutige — — und so schieben sie sich fort, einer gleich dem andern, jeder so verschieden von dem andern; so bauen sie im eigenen Treiben und Rollen freithätig und doch bewußtlos jenes räthselhafte Ding auf, das Schicksal, vor dem Reiche entstehen und vergehen, ohne es berechnen zu können, das wir doch selber durch langsamen tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufgerichtet haben.

Der Prater.*)

Wenige Hauptstädte in der Welt dürfen so ein Ding aufzuweisen haben, wie wir unsern Prater. Ist es ein Park? „Nein." Ist es eine Wiese? „Nein." Ist es ein Garten? „Nein." Ein Wald? „Nein." Eine Lustanstalt? „Nein." — Was denn? Alles dies zusammengenommen. Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipegarten und ruhigem Haine. — Viele Wiener mag es geben, die die Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an andern, so daß man wähnen sollte, wenn man die Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen, als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie — aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten, in den sich ihre Bevölkerung ausgießt, und doch noch Theile genug leer läßt für den einsamen Wandler und Beobachter — und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen undankbar gegen ihn, wie z. B. in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto mehr zugethan, z. B. im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es bon ton ist, in den Prater zu fahren oder wenigstens zu gehen. Der 1. und 2. Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Pratertag denke Dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin, und laß Dir auf diesem Papier deuten, was wir sehen.

Es ist der 1. Mai, etwas nach 4 Uhr Nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt, und wenden uns rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wallend, daß, wenn man Jemand sagte,

*) Von Demselben.

er bekomme ein Herzogthum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stille stehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, an einander hinfliegend wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hie und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balcone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unten vorüber fluthen zu sehen und sich an Pracht, Schimmer und Flitter zu ergötzen; meist sind es Damen, die hernieder schauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um Dreiviertel auf 4 Uhr närrisch geworden und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und Du und ich wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Oeffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters. Endlich ist die Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne aus einander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen und weisen dem Wanderer verschiedene Wege, das zu unserer Linken trägt den Namen: „Ferdinands-Nordbahn", und wirklich eilen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem Bahnhofe zu, um in das Marchfeld oder noch weiter gen Brünn zu fahren. — Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule — das dritte trägt den Namen: „Nader" oder „Sophie" oder einen andern, und ein gewaltiger Arm weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplatz stehen die hölzernen Hütten der Menagerien, und auf riesengroßen Leinwanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, und diese Gemälde, dies exotische Schreien und Pfeifen, Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken und einer mit einem Leierkasten und einem Hunde darauf, der gar aufrecht stehen und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. — Aber all diesen Dingen vorüber geht der hauptsächliche Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste, hohe und niederste Wienerwelt zu sehen — was an Pracht der Kleider, der Dienerschaft und Equipagen nur immer Laune und Reichthum ersinnen konnte, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren viele Tausend Wagen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen und um gesehen zu werden —

das ist nun eigentlich der Ort, wo sich Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, so daß Dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dichtgedrängt die Zuschauer, und hinter ihrem Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen die Dame des höchsten Standes, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umgibt; hier kommt ein Mann ganz allein in seinem Wagen stehend und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum ersten Male paradirend; jetzt sprengen Reiter vorüber und grüßen die in einem Wagen sitzenden Damen, dort sitzt ein alter Mann einsam in seiner schweren Karosse, er ist in feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf der Brust; dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten — dann andere und wieder andere — und so siehst Du ein Schauspiel, wie es Dir doch nur der Prater bieten kann; ganz nahe an der geputzten Menge steht ein Hirsch, das stattliche Geweih zurückhaltend und in das Gewühl glotzend. Und fort fluthet es, und fort — und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide Dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das Alles vergessen macht, dem Du gerne nachschaust.

Doch laß uns die Allee hinab gehen, und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu bieten hat außer dieser Fluth von Gesichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer hinab kommen, so ist es, als würde es immer ärger: der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege stehen die Restaurationshäuser, die sogenannten Praterkaffeehäuser: aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele Tausende Sessel, überwuchert mit geputztem Menschengestrüpp, — das redet, das lacht, das braust, das klingelt an die Gläser, ruft nach Kellner und Marqueur — und vorüber den Augen auf und ab haspelt sich dasselbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen, und so weit das Auge schaut, ist es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach reelleren Freuden, und diese nun sind rings und überall ausgebreitet. Tritt hier links aus der Hauptallee — ein großer Rasenplatz, mit uralten Bäumen besetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgestreut liegen all die Anstalten zum Vergnügen des Volks: da sind alle möglichen Cosmo-, Pano-, Dio-

ramen: Alles, was je berühmt war, steht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein Anderer, weil er zu klein ist; Einer frißt Feuer, ein Anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines Dritten wird wie auf einem Ambos schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstls, der in seiner hohen schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum schießt der dichte Salpeter der Trinkgäste an, so fast, daß man meint, die arme Hütte könne sich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder Zwei ragen über die Andern empor und spielen Scenen von einer Bühne herab, die gepriesen und belacht werden; auf der andern Seite des Baumes declamirt Einer, und der Harfenist reißt wüthige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Begleiter durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkastens herüberklingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen — und wendest Du Dich ab, so siehst Du unter noch größeren Bäumen wieder eine solche, rechts wieder eine, weiter ab wieder eine — und überall ist dasselbe Bild, oder noch ein lebhafteres; — eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst eine türkische — die große Trommel eilet und tummelt sich, ein Geschimmer ist darunter, als wäre eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einem Kreise auf hölzernen Rossen herum und stoßen Türkenköpfe herab und Anderes. Da freut sich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreises, sondern auch der Handwerksbursche hat seine Geliebte hergebracht, und sie prangt in einem der kreisenden Wagen, und er sticht Türken — und Die genug haben, oder Denen übel geworden ist, gehen fort, und neue Gäste steigen ein, mit neuer Kraft erschwingt sich die Trommel und der Kreisel. Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren und sich die Bäume biegen. Andere werden wie ächtes Gras abgehaspelt, und zwei Liebende gerathen in Zwiespalt, da sie s c h o n, er aber noch n i c h t nach Hause gehen will. — Du befindest Dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten in dem sogenannten W u r s t e l p r a t e r, der seinen Namen von dem Hanswurst hat, der aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, obwohl sich ruhig vor Deinen Augen entfaltend, doch schon betäubend, so ist es zwar hier nicht auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn Du dieses Element nicht gewohnt bist, so zerrüttet es Dir die Vernunft, und ich kannte einen ernsthaften Herrn mit schwachen Nerven, der hielt sich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen aus einander gehen — aber sieh! das ist ächte gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt und die ihm wohl bekommt; laß sie drollen und jubeln und mitunter derb; denn diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß,

die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt, wie das heutige — darum freuet sich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette — und ich denke, da schon ein guter Theil der Menschen dazu verurtheilt ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen, engen Werkstätten zuzubringen, so darf man es ihm schon gönnen, ja man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein Auge aufthue, seine Seele erweitere, und Lust und Freude walten lasse. Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk, das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns so ist; Arbeit und Lust, das mischt sich so beim Wiener, daß Du nicht weißt, ist das Eine die Hauptsache oder das Andere.

Weile noch einen Augenblick hier, — Du weißt, Wien ist die Stadt der Musik — daher auch hier Musik genug; türkische, der Leiermann, der Harfenist und Bänkelsänger, schwärmerische Handwerksgesellen mit Guitarren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze absingen, ewig um eine Quint von einander abstehend, heimkehrende Freundschaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini singen — hie und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — und nun kommen auch noch die Zigeuner, seltsame, starre Gestalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirst Du gleich hören, wie sie, und hätten sie schon ein Menschenleben lang im Prater gesessen, dennoch unberührt von dem Geist und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingen anheben, feurig melancholisch, wie ihr Auge, und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die andern Schicksale der Welt. — Dazu sieh mir nur einmal Den an, der die erste Violine streicht, und Den, der das Cymbal schlägt —, wie der Eine den Bogen führt und zieht, fast graziös wie ein Virtuose, und wie der Andere die Klöppel handhabt, und Beide so ernst und fast traurig das Weiße der Augen verdrehen aus den tiefbraunen Gesichtern — und wie es auch lärmt und wogt und musicirt rings herum, so macht sich ihre Musik doch Platz — als ein fremdes Element.

Sie werden immer toller und toller, streichen und streichen, daß die Töne wie Raketenstreifen steigen. — Jetzt ist der Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzuschauen; der Wein beginnt zu wirken, singende Stimmen erheben sich hier und dort, — nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den röthlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden.

Laß uns nun weiter schreiten, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Theile des Praters besuchen können. Wir wandeln auf dem Rasen unter den großen Bäumen fort, und das Menschengewühl wird dünner und dünner, das Gemisch von Musik und Lärmen schwächer und schwächer; — einzelne Gruppen und Paare, denen auch das

Gewühl nicht behagt, wandeln vergnüglich in der Frühlingsluft auf dem bereits grünen Rasen herum. Dort steht ein mächtiges hölzernes Gerüste. Es ist der Feuerwerksplatz, wo Du jetzt nur einzelne Gruppen gehen und lagern siehst, da steht sonst eine Menge, Mann an Mann, alle schauen in die Nachtluft, die von Raketen durchschnitten wird, oder in die er plötzlich einen Stern heftet, der jetzt roth, jetzt grün, jetzt blau, jetzt golden am finstern Himmel schwebt und, von den Lüften getragen, langsam nieder und seitwärts steigt, oder der Stern platzt und wirft eine Handvoll farbiger Feuerblumen durch die Nachtluft.

Wir wollen nun noch weiter vorwärts gehen, bis wir an das Donauufer gelangen. Hier, links an diesem Damme, stehen die Gebäude der Schwimmschule; diese anderen hölzernen Häuser auf Flößen sind lauter Bade- und Schwimmanstalten. Hier mündet sich schon ein größerer Donauarm herzu. Laß uns noch weiter abwärts gehen — siehst Du, wie groß unser Prater ist — schon längst hörst Du keine Musik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tausend Wagen, die in der Hauptallee fahren — hier ist es bereits so einsam wie in einer abgelegenen Waldwiese. Laß uns am Saume des Wassers weiter gehen. Auf jener Insel weidet ruhig ein Hirsch, und die vielen Spuren im Lehmboden zeigen, wie sie oft heerdenweise hinübergehen; noch weiter draußen an der Spitze der bebuschten Insel steht eine Rinderheerde, und es ist, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken herüberschallen, aber es ist Täuschung; die Donau ist hier so breit, daß die Thiere nur wie kleine Lämmer herüberschauen. Immer weiter führt uns unser Weg abwärts, und jener ferne glänzende Thurm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wien liegt, Ebersdorf. Hier stehst Du am Gestade der ganzen, vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen sich drehen, die sogenannten Kaisermühlen, landen die Dampfschiffe, die stromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsche, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen Bäumen besetzt; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und es wird uns schwer zu glauben, daß wir vor einer halben Stunde noch im dichtesten Gewühle waren. — Diese Rüstern und Silberpappeln würdest Du wohl kaum irgend wo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen als hier, wo sie so geschont werden. Der Wiener liebt aber auch diesen breitkronigen Baum gar sehr, und ich würde es Keinem rathen, in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume zu beschädigen. Da sie vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Philosoph, der Grübler, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder und versinkt in seine Gedanken oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern in seinem Schatten; so geht der Wandler an allen vorüber

und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niedern Feldstuhle und zeichnet oder malt einen Baum oder eine Gruppe. Indeß ist aber Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches Waldgrün getroffen hat, und blättert gern in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille, feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen, und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren und wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh, die Maisonne ist bereits im Untergehen. — Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wagen, die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt; schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser, und endlich auch die aus dem Circus gymnasticus schallen, — dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wägen, des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; dasselbe bethörende und verwirrende Klingen und Schmettern aus dem Wurstelprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß Du meinst, es müssen ja alle Bewohner von Wien hier sein, oder im Herabgehen begriffen — aber sieh zu, wir gehen die ewige lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröthe; jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und Du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast alle h i n a u f gehen. Ermüdet, betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Parthie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben, Beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend — sie soll auch befriedigt werden, komm mit mir; in einem kühlen, luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns noththut: eine bekannte wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate und ein nicht gar bescheidenes Fläschchen alten Nußberger. Erquicke Dich, rede noch eins mit uns, und dann gehe zu Bette; aber habe Acht, daß Dich nicht Träume wecken, und Du Dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest, oder in demselben, als einer gewaltig lächerlichen Equipage, im Prater auf- und abschwimmst, etwa gar im Hemde, was Dich sehr kränken würde.

Gute Nacht.

Charakterzüge des Wieners.*)

Im Allgemeinen hat der Oesterreicher mehr freudige und gesunde Gemüthlichkeit, als ernstere Gemüthstiefe, er besitzt Biederkeit, Treuherzigkeit, Sinn für fremdes Geschick, Gastfreiheit und Wohlthätigkeit, was man mit Einem Wort „ein gutes Herz" nennt. Aber der gesunde Verstand

*) Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten rc. von E. Duller.

bleibt dabei nicht zurück. Wie lebensfroh, leichtsinnig, vergnügungssüchtig der Oesterreicher (besonders der Wiener) ist, so glaube man doch ja nicht, daß Schau-, Hör-, Eß- und Tanzlust ihn auf Kosten des klaren Blickes und der richtigen Ueberzeugung ganz und gar einnehmen. Namentlich hält ihn, wie sehr er auch an Dulden gewöhnt worden, ein starkes Rechtsgefühl aufrecht, und in den Städten, insbesondere in Wien, regt sich unter all den Blumendecken der Sinnlichkeit der Geist mit gebieterischem Verlangen um die ihm gebührende Theilnahme an Allem, was die germanische Menschheit zu fordern und zu vollbringen hat. Wie mächtig dieser Trieb in allen Gebildeteren, im rechten Kern des Volkes ist, eben so mächtig ist auch die Vaterlandsliebe, einer der schönsten und ehrenhaftesten Charakterzüge des Oesterreichers. Es ist nicht die bloße Scholle, die er liebt, es ist die heilige Idee des Vaterlandes, für die er freudig jeder Gefahr trotzt, wie das die Türkenkriege und die Zeiten des Aufgebots glorreich bewiesen haben.

Eine besondere Stellung nimmt der Wiener ein. Wien ist die Stadt des heißblutigsten Lebens, die Freudenstadt, in welcher dem Fremden auf jedem Schritt und Tritt Glanz und Pracht und Jauchzen, Witz und schwellender Lebensgenuß begegnen, als könnte hier Niemand sterben und Niemand elend sein. So Alles ist hier blühende, leuchtende, tönende Gegenwart, so Alles Farbe, Glanz und Rauschen — für den ersten Eindruck wahrhaft betäubend, daß man nicht sogleich an die künftige wesentliche Bestimmung Wiens denkt, auf welche Berghaus in folgenden Worten aufmerksam macht: „Wien liegt für jetzt auf der Scheidung des hochcivilisirten Occidents und des halbcivilisirten Orients von Europa; von Wien kann und muß sich das Licht verbreiten über das europäische Morgenland, weithin über die Grenzen des Kaiserreiches hinaus, wo Alles in dunkler Finsterniß liegt. Das ist die große Bestimmung der Kaiserstadt, nach geographischer Lage, als Beherrscherin des Donaubeckens, wie nach historischer Bedeutung und intellektueller Bildung. Von Wien aus wird ein Glied des großen germanischen Völkerstammes die Fackel der Aufklärung tragen zu den Völkern slavischen und thrakopelasgischen Sprachstammes, die in den unteren Donauländern und auf der Halbinsel des Hämus ihre uralten Wohnsitze aufgeschlagen haben.“ Möchte in diesen Worten eine Prophezeihung ausgesprochen sein, und der Geist des Volkes, über welches Joseph II. und Franz Joseph seine Hand segnend ausstreckt, sie erfüllen!

In Mitten des weltstädtischen Treibens, wie es sich im Durcheinandertönen der verschiedensten Sprachen, der deutschen, französischen, italienischen, englischen, ungarischen, all der slavischen, der griechischen, der morgenländischen kund gibt, hat das Eigenthümliche des wiener Charakters sich noch nicht vermischen können, wenn gleich einzelne typische Gestalten, welche das alte ehrenfeste Bürgerthum ausgebildet hatte, verschwinden.

Der Charakter des Wieners aber war, ist und bleibt ein durchweg liebenswürdiger; denn seine Grundzüge sind Gutmüthigkeit, Lebensgenuß und Humor: die erste zieht an, der zweite verbindet, und der dritte belebt. Das sanguinische Temperament des Oesterreichers ist im Wiener bis zu Neugier, Leichtgläubigkeit, Leichtsinn, Genußtaumel gesteigert; der tüchtige Kern davon: Wißbegier, Vertrauen und Treue, Frohsinn, Empfänglichkeit fürs Schöne des Lebens und der Kunst, ist unvertilgbar. Der Wiener ist mehr als gutmüthig, er ist gut; Ausnahmen dürfen uns an ihm nicht irre machen, sie kommen auf Rechnung des weltstädtischen Babels. Der größte Schatz aber, den der Wiener besitzt, ist der Volkshumor. Durch ihn spricht sich die öffentliche Meinung aus, welche sich der Presse nicht bedienen kann, und er vermittelt sie wahrlich aufs allertrefflichste; der gesunde Sinn des Volks, der sich seiner unvergleichlichen Naturanlage, des Witzes bedient, richtet unbestechlich jede Thorheit, jede Verkehrtheit, gleichviel ob sie in niederem oder hohem Kreise, in der Verwaltung oder in der Politik, innerhalb oder außerhalb der Mauern vorkommen. Dies wahrhaft attische Element schützt und bewahrt den ganzen wiener Charakter in seiner ursprünglichen Frische, es schützt und bewahrt den Freisinn und Freispruch, die sich im Schriftthum nicht äußern, durch dasselbe nicht aussprechen können. Dadurch, daß der wiener Witz so weitumfassend, so unbarmherzig ist gegen Privilegien und Privilegirte, und eben so tiefernst, als er um seiner selbst willen vorhanden, ist er viel mehr als bloßer Spaß und Witz, ist er Humor. Ein Volk, dem dies Geschenk der Götter zu Theil geworden, kann nicht so leicht zu Grunde gehen, wie viel Widerwärtiges auch an dasselbe kommen möge. Das Schlimmste aber möchte sein, wenn der Hang zum Lebensgenusse sich wie in jeder größern Stadt (und jetzt auch leider in kleineren Städten), so auch in Wien in leidenschaftlicher Hast übertaumelt und die besten Kräfte und Säfte des Volks für sein Eintagsfliegenleben in Anspruch nimmt. Wollte man einen Festkalender Wiens entwerfen, so würde kaum ein Tag sich finden, der nicht irgend eine rauschende Vergnügung oder ein Fest mit sich führte, wenn auch kein Volksfest im eigentlichen Sinne, ein Fest, wo der Einzelne sich im Ganzen fühlt und weiß, nicht blos im Schau- und Prunkfest, bei dem zuletzt Jeder nach Belieben seinem einzelnen Vergnügen nachgeht. Die ächten Volksfeste sind auch in Wien selten geworden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 3 Zeile 6 von oben lies Sittenlosigkeit statt Sittsamkeit.
„ 223 „ 9 „ „ „ Waldfahrt statt Wallfahrt.

Grube, August W.,

Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für die obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt
Bd.: 3

Leipzig 1855